Historische Raritäten,

oder

Magazin geheimer Memoiren, seltener Aktenstücke, wunderbarer Erscheinungen und Abentheuer, frappanter Aufschlüsse, und wenig bekannter Anecdoten

aus der

Menschen- und Völkergeschichte

der

Vor- und Mitwelt.

Aus Chroiken und vielen andern alten und nicht alten, ngedruckten und gedruckten Schriften gesammelt und neu bearbeitet

von

Franz Gräffer.

Mit einem Kupfer.

Wien, 1814.
m Verlage bey Anton Doll.

NATIONALE
FORSCHUNGS- UND
GEDENKSTÄTTEN
IN WEIMAR

Der
edlen, geiſtreichen
Frau
mit der ſchönen Seele,
meiner
theuern Schwägerinn
der
Frau Joſephine von Neuſtädter,
zum
Zeichen der vollkommenſten Hochachtung und reinſten Verehrung
geweiht!

Wien im July 1813.

Der Verfaſſer.

Erinnerung.

Geschichte, als Studium und Tagslectüre, ist in unserm Vaterland nie mit mehr Neigung und Eifer vorgezogen worden, als jetzt. Die verfeinerte Nationalcultur, wie der Gang der Zeitereignisse, haben Jedermann dazu eingeladen, ja aufgefordert, und die eben so zahlreich als rasch auf einander folgenden Erscheinungen particular- und universalhistorischer Werke verkünden es klar und erfreulich genug, daß unser Lesepublicum sich von dem erbärmlichen Ungeist der Romane losgesagt, daß es sich endlich für die Geschichte, diese ewige Basis aller Bildung und alles Wissens,

erklärt habe. So bestätigt sich denn auch hier Senecas Ausspruch: „Von der Zeit wird die Geschichte geboren, und von dieser die Weisheit.“

Die aufrichtige Würdigung dieses schönen Characters unsrer Lesewelt war die nächste Veranlassung zu diesem Buche; mein lebhaftes Antiquargeschäft both mir die Materialien dar, und meine Leselust benutzte eine Menge von Chroniken, von andern alten und nicht alten, ungedruckten und gedruckten Schriften. Ich las, verglich, excerpirte, übersetzte; ich schmolz um, kürzte ab, oder gab wohl treu wieder, je nachdem es mir der Gegenstand selbst, oder die Quelle, aus der ich schöpfte, (ich habe sie meistens citirt) zu erheischen schien. So ließ ich z. B. die Ehheklagen der Pfalzgräfinn Charlotte, das Edict über das Zutrinken ꝛc. in ihren ursprünglichen Gestalten, weil eine unberufene Reform oder Modernisirung den Character des Originals, der hier eben das wesentlichste Interesse ausmacht, nur hätte verwischen, verunstalten müssen.

Wenn das, was man für den Druck schreibt, etwas Anderes als eine Critik, oder als ein Roman ist, so hat es, glaube ich, keiner Rechtfertigung nöthig. Diese Blätter brauchen, wie ich denke, vollends keine; es ist Geschichte, und die Sache entscheidet hier, nicht die Form. Freylich wird man dießfalls jene gewisse Ueberbrühe vermissen, in der die Kotzebueschen Quodlibets sich so gut ausnehmen; manche dieser sogenannten Raritäten sieht gar verdammt nackt da und dürftig; manche grinset vielleicht wirklich als dürres, fugenloses Fragment an u. s. w; aber, einmahl kann und will ich mit dem Verfasser der Biene ꝛc. durchaus nichts gemein haben, und dann — doch man beliebe diese geschwätzige Vorrede ganz zu lesen.

Abgesehen von der Seriosität der Darstellung, wird man diese Bogen gleichwohl nicht ohne Vergnügen lesen. Denn sie enthalten Thatsachen, die dazu dienen können, Phänomene zu erklären, Episoden zu ergänzen, Parallelen aufzustellen, Charactere zu ergründen oder wenigstens zu beleuchten, die Com-

bination zu beschäftigen; kurz, sie enthalten Denkwürdigkeiten, die hier und da, wie Schiller nach Montaigne sagt, das Colorit zu den nackten Umrissen des Historikers geben. Füglich hätte daher das Buch: „Memoiren" heissen dürfen; allein der Titel muß, aus mancherley, wenigstens für den Verleger nicht gleichgültigen Ursachen, nicht also seyn, sondern: „Raritäten."

Aber — klingt doch das Alles nicht anders, als wolle ich mir noch etwas darauf zu Guten thun, diese Bogen in die Welt zu schicken. Indeß, ja wohl, ich thue mir in der That etwas darauf zu Guten, historische Raritäten, und gerade in dieser Gestalt, ausgeprägt zu haben, denn sie sind, wohlverstanden, im Verhältniß zu der Stimmung, welche ich zu ihrer Bearbeitung mitgebracht, wahre Meisterstücke. — Ich will aufrichtig seyn. Zu schreiben, ohne rein literarischem Antrieb, ist nach meinem Gefühl, wie in den Zeiten der typographischen Kindheit, eine kleine moralische Todsünde; der Magnet des gegenseitigen Bey-

ſpiels dürfe hier nicht verführen. Aber die Tugend gewinnt bloß durch Würdigung Reiz; man huldigt ihr nur nach genoſſener Erkenntniß, und ſo bin auch ich ein literariſcher Todſünder geworden. Ich habe critiſche Aphorismen und andere ſcientifiſche Kleinigkeiten geſchrieben, in der Abſicht, mich anzukündigen, und leiſe anzudeuten, daß ich in Wiſſenſchaft und Kunſt, obgleich ein Jünger, als der ich mit unreifen Erſtlingen aufgetreten, vielleicht etwas mehr, denn Mittelmäßiges zu leiſten vermögen würde; ich bin bey Contouren geblieben, hoffend, ja erwartend, zu vollen Gemählden aufgemuntert zu werden. Gehorſamer Diener!! Man ignorirte oder mißdeutete mich auf die grellſte oberflächlichſte Weiſe — Nun ſagt wohl der erfahrne Knigge, daß man heut zu Tage nur für das gelte, als wozu man ſich ſelbſt mache; aber Einbettelungen in Publicität, Protection ꝛc. verachte ich, wie jeden andern Kunſtgriff; und da die Vorſtellung, daß es tauſend beſſeren Köpfen eben ſo gehe, für mein Selbſtgefühl nur ein lächerlicher Troſt ſeyn kann, ſo will ich mich denn der Klugheit befleißigen, mit meinen kleinen Ju-

telligenzen ja nicht mehr öffentlich aufzutreten. — Wenn man mich indeß bey meinen wissenschaftlichen Productionen nichts weniger als so, wie es ein junger Schriftsteller zu hoffen berechtigt seyn kann, sondern mit der größten Inhumanität behandelt hat, so finde ich mich durch eine interessante Gunst bey diesem Buche süß genug entschädigt. Es ist nämlich nach einer froh erwünschten Einwilligung

In dieſer Buchhandlung ſind auch nachſtehende hiſtoriſche Werke erſchienen:

Moderne Biographien,

oder kurze Nachrichten von dem Leben und den Thaten der berühmteſten Menſchen, welche ſich ſeit dem Anfange der franzöſiſchen Revolution bis zu dem Wiener-Frieden, als Regenten, Feldherren, Staatsmänner, Gelehrte und Künſtler ausgezeichnet haben. Alphabetiſch geordnet. Aus dem Franzöſiſchen frey überſetzt, und mit vielen neuen Biographien vermehrt von Karl Reichard. 6 Bände, mit 6 Portraiten.

„Zur Empfehlung dieſes Werkes, das gerade jetzt von dem größten Intereſſe iſt, braucht man bloß anzuführen, daß darin, was ſchon der Titel zeigt, von den Thaten aller franzöſiſchen, öſterreichiſchen, ruſſiſchen, engliſchen und andern Regenten, Feldherren, Staatsmänner, Gelehrten und Künſtler, die ſich ſeit den letzten 20 Jahren einen Namen erworben haben, kurze Nachrichten gegeben werden, und daß man hier über mehr als zwölfhundert ausgezeichnete Menſchen intereſſante Notizen findet. Um die Freunde einer ſolchen Lectüre etwas näher mit dem Plane dieſes Werkes bekannt zu machen, führe ich einige Stellen aus der Vorrede an: — Das gegenwärtige biographiſche Handbuch wird für Jeden, der eine Schilderung der geſammten Weltbegebenheiten der neueſten Zeit in die Hand nimmt, die Stelle des Verzeichniſſes handelnder Perſonen vertreten, daß wir jedem Drama vorgedruckt finden.

Da es aber nicht ein bloßes Namensregister ist, so wird es zugleich auch brauchbar für den, der seine Wißbegierde ohne wissenschaftliche Tendenz befriedigen will, und zuletzt höchst nothwendig in der Hand jedes Zeitungsliesers, der bey jeder Zeile auf Namen von Männern stößt, von denen es seinem Gedächtnisse zu schwer fallen würde, sich stets die zusammenhängende Reihe ihrer Thaten und Schicksale zu vergegenwärtigen. Dem Buche liegt übrigens ein französisches Original zum Grunde, dessen Verfasser sich eine unverhältnißmäßige Weitschweifigkeit in Biographien seiner Landsleute, dagegen tadelnswerthe Kürze und Auslassungen in Angaben, die andere Nationen betreffen, hat zu Schulden kommen lassen. Diese Mängel haben wir, soviel es möglich war, auszugleichen, und das Fehlende bis zum Wiener-Frieden zu ergänzen gesucht. —

Characterschilderungen,

interessante Erzählungen und Züge von Regentengröße, Tapferkeit und Bürgertugend aus der Geschichte der österreichischen Staaten. gesammelt von J. H. Benigni v. Mildenberg. 6 Bändchen mit 6 schönen Titelkupfern 8.

„Unter allen Zweigen der Lektüre dürfte wohl die Geschichte am meisten zu einer belehrenden Unterhaltung geeignet seyn. Darum entschloß sich der Verfasser, aus unserer vaterländischen Geschichte die interessantesten Characterzüge und Anecdoten zu sammlen, so wie von einigen der ausgezeichnetsten Regenten vollständige gedrängte Biographien zu liefern, und glaubte dadurch den Dank jedes gebildeten Lesers zu verdienen.

Allgemeine Weltgeschichte

für denkende und gebildete Leser.

Nach Eichhorns, Galletis und Remers Werken bearbeitet von J. B. Schütz 8 Bände, mit 8 Portraiten und 6 Karten. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8.

Vorrede zur dritten Auflage. Kaum sind zwey Jahre verflossen, als die zweyte Auflage eines für die Bedürfnisse der gebildeten Lesewelt berechneten Werkes erschien. Schon ist auch diese vergriffen, und veranlaßt den Verleger dieses Werk zum drittenmahle herauszugeben. Schmeichelhaft für ihn ist der schnelle Absatz eines Werkes, durch welches er die Leser desselben sowohl zu belehren, als zu unterhalten wünschte. Es ist ihm zugleich Aufforderung, zur möglichsten Vervollkommung desselben das Seinige beyzutragen. — Bey der neuen Auflage wurde es dem Herausgeber, welcher mit der neuen Revision des Werkes beauftraget war, zur Pflicht gemacht, auf die Stimme des Publicums Rücksicht zu nehmen, die hier und da etwas zu weitläufig vorkommende Culturgeschichte nach Möglichkeit abzukürzen, und dafür etwas mehr Erzählung im Detail zu liefern, soviel es der beschränkte Raum gestattet. Die übrigen Veränderungen betreffen theils die Abkürzungen einiger zu weit ausgesponnenen Erzählungen, und die Erweiterung anderer, insofern sie ein höheres Interesse haben; theils bey der älteren Geschichte die stete Rücksicht auf die in dem Auge des Herausgebers faßlichste Jahrzählung nach Christi Geburt, zufolge der Pataviſchen Berechnung, theils bey der neuern die Einschaltung der nöthigsten genealogischen Tafeln, die zum gehörigen Verständnisse der Erzählung

nothwendig seyn dürfte. — Zum Schlusse setze ich die Perioden her, in welche die acht Bände dieses Werkes getheilet sind: I. Band. Von der Schöpfung der Welt bis auf Philipp von Macedonien. — II. Band. Von Philipp von Macedonien bis zur Schlacht von Actium. — III. Band. Von Kaiser August bis auf Karl den Grossen. — IV. Band. Von Karl dem Grossen bis zum Anfange des vierzehnten Jahrhunderts. — V. Band. Vom Anfange des vierzehnten Jahrhunderts bis auf Kaiser Karl V. — VI. Band. Von Kaiser Karl V. bis auf Ludwig XIV. — VII. Band. Von König Ludwig XIV. von Frankreich bis zum Tode Kaiser Carls VI. — VIII. Band. Von Maria Theresia bis zum Schlusse des Jahres 1804.

Kurze

allgemeine Weltgeschichte

Nach Beck, Eichhorn und J. B. Schüz mit vorzüglicher Rücksicht auf Studierende bearbeitet von dem Professor Johann Genkrsich 3 Bände, mit 3 schönen Kupfern, in gr. 8.

Historische Raritäten.

Catharina I. Statuten zur Herstellung der Sitten.

Wenn das Sittenverderbniß in Rußland schon in den letzten Regierungsjahren Peters des Großen zugleich mit seiner Schwäche außerordentlich zunahm, so erreichte es den höchsten Grad unter der Alleinherrschaft seiner Witwe, und das größtentheils durch iht eigenes Beyspiel. Dieß war besonders in den ersten Jahren ihrer Regierung der Fall, wo sie sich von allen Staatsgeschäften, die sie der unumschränkten Willkühr ihres Günstlings Menzikow überließ, entfernte, um einer üppigen Lebensart nachzuhängen. War die Witterung angenehm, so schweifte sie ganze Nächte unter freyem Himmel umher, und widmete sich der Zärtlichkeit und dem Tockayerwein u. s. w. — Ihr Beyspiel wirkte auf die Menge, und das mit einer solchen Macht, daß sie sich gezwungen sah, eigene Statuten ergehen zu lassen, um dem fortreißenden Uebel Einhalt zu thun. Es sind, characteristisch genug, nachstehende:

1) Zur Verbeſſerung der Lebensart der Frauenzimmer ſollen vermiſchte Aſſembleen errichtet werden. — Derjenige, in deſſen Hauſe die Zuſammenkunft iſt, ſoll es durch Aushängezettel, oder durch andere öffentliche Anzeigen bekannt machen.

2) Das Aſſemblee ſoll Nachmittags um 4 oder 5 Uhr angehen, und dauern bis Nachts um 10 Uhr.

3) Der Wirth braucht ſeinen Gäſten nicht entgegen zu gehen; er iſt nicht ſchuldig, ſie zu begleiten, oder ihnen Geſellſchaft zu leiſten. Nur muß er für Stühle, Lichter und Liqueurs (!) ſorgen, ingleichen muß er die Geſellſchaft mit Karten, Würfeln (!) und allem, was zum Spiele gehört, verſehen.

4) Zum Kommen oder Weggehen ſoll keine beſtimmte Stunde feſtgeſetzt ſeyn.

5) Jeder hat die Freyheit, ſich zu ſetzen, herumzugehen, oder zu ſpielen. Auch ſoll ihn niemand daran hindern, oder ſich über das, was er vornimmt, aufhalten, bey Strafe, den groſſen Adler zu trinken (einen groſſen Pokal mit Branntwein gefüllt).

6) Standesperſonen, Adelige, Staabsofficiere, Kaufleute und Krämer, angeſehene Handwer-

ter, besonders Zimmerleute, die bey der Kanzley gebraucht werden, dürfen in den Assembleen erscheinen, so wie auch deren Frauen und Kinder.

7) Den Bedienten, wobey aber die von Hause ausgenommen werden, soll man einen besondern Ort anweisen, damit man in den Zimmern des Assemblee's Raum genug habe.

8) Frauenzimmer sollen sich unter keinem Vorwande betrinken, und Mannspersonen dürfen vor neun Uhr nicht betrunken seyn.

9) Damen, die Pfand — Frage — und Commandirspiele u. dgl. treiben, sollen nicht zu viel lärmen, oder zu ausgelassen seyn.

10) Keine Mannsperson soll mit Gewalt einen Kuß rauben, und niemand soll, bey Strafe künftiger Ausschließung, einem Frauenzimmer in der Assemblee — Schläge anbiethen. (l)

Woher kömmt das Wort: Cabale?

Als König Carl II. von England sein Project einer unumschränkten Herrschaft durchsetzen, und daher mit der größt möglichsten Vorsicht zu

Werke gehn wollte, ernannte er einen geheimen Rath, bestehend aus fünf Personen, nähmlich: Clifford, Asfley, Buckingham, Arlington, und Lauderdale. Diese fünf Männer waren der Gegenstand der Verachtung des englischen Volkes; es suchte, wie es bey ähnlichen Gelegenheiten immer geschieht, in ihren Nahmen allerley witzige und erniedrigende Auslegungen, und siehe, aus den Anfangsbuchstaben dieser fünf Glieder entstand das Wort: Cabale. (Deutsche Encyclopädie).

Hochzeits-Costüme Kaiser Fridrichs III., Herzog Georgs von Bayern und seiner Braut.

(Im fünfzehnten Jahrhundert.)

— Es ging die Braut und führt sie der Kaiser und Herzog Otto. Und der Kaiser hett ein roth gar köstenliches Stück, das war gülden, und hette einen Ueberschlag mit gar kostenlichen Pernlein gestickt, darin versatzet gar viel kostenlicher Edelgesteine von Dymant, Rubin, Schmaracken, Saffir ꝛc. und viel ander Edelgestein, und hette auch an den Hals hengen ein gar kostenliches Kreutz, darin versatzet war viel gar kostenlich

Edelgeſtein und führt die Braut bey der rechten Hand, und zu der linken Hand ging Herzog Otto, und hette an einen braunen kurzen Rock, das halb Theil des Rocks war aller geſtickt mit Pernlein, desgleichen war die Kappen (!) und die einen Hoſen mit gar ſchönen Pernlein, auch darin verſatzet Edelgeſtein: und ginge zu der linken Seiten. Item die Braut hette an einen rothen Seyden Rock von gar gutem Atlaß, und war von oben bis zu Ende ganz und gar Pernlein, die waren oben groß und ſchön, und war geſtickt von heydeniſchen Blumen und in den Blumen ſtanden gar ſchöne Edelgeſteine, und der Rock war gemacht gar weit nach ihren Sitten, und hette ein hohes Koller, das war ganz geſtickt mit Pernlein. Auf dem Haupt hette ſie eine koſtenliche Krone von gar koſtenlichen Hefftlein, und inwendig der Kron auf dem Haar hette ſie einen breiten Borden von gar groſſen Pernlein, und unter der Kron hing ein dünn Tuch herfür, ein wenig für die Augen, doch daß man ihr die Augen ſah, und hette auch ein koſtenliches Halsband, und ging aufgericht, und ſchluge doch die Augen ein wenig unter ſich, und iſt ſehr ein hübſch Menſch (!), und darzu gerad, und ein liebliches Angeſicht, und ſicht gar frei mit ihren Augen. Auf die nehmliche Art gingen auch die übrigen Fürſten entweder ganz in gülden Stück gekleidet, oder in Kleidern, die

entweder ganz oder zum Theil mit Perlein gestikt waren. — (Adelspiegel).

Unfug in Wien während Kaiser Rudolphs I. Anwesenheit daselbst im Jahr 1278.

Als während des sogenannten Interregnums in Deutschland (1254 — 1272) Ordnung und Sitte verschwanden, war besonders in den großen Städten kein Eigenthum, kein Leben mehr sicher; und die Ausgelassenheit ging so weit, daß sogar Rudolphs von Habsburg Soldaten in Wien, wohin er sich nach der Ueberwindung Ottokars von Böhmen im Jahre 1278 begeben hatte, selbst während seiner Anwesenheit, nicht unangefochten blieben. Kamen sie des Nachts aus ihren Weinhäusern auf die Straße, so geschah es unaufhörlich, daß sie beraubt, oder im Fall eines Widerstands ermordet wurden. Es hatte sich in Wien eine eigene Klasse von solchem Raubgesindel zusammengesellt, das unter dem bekannten Nahmen: Ribaldos, alle Zügellosigkeiten und Gewaltthätigkeiten ausübte. Es ist begreiflich, mit welchem Unwillen der Kaiser diese Unruhen aufnahm; im Weg der Güte war dem Unwesen nicht zu steuern, und es blieb nichts übrig als Strenge zu gebrauchen. Graf Friedrich von Leiningen über-

nahm es, die Vagabunden zu züchtigen. Mit seinem wackern Knechte Kranich durchstrich der Graf des Nachts die Straßen, tödtete die, so ihn angriffen, und ließ durch Kranich den Erschlagenen die Köpfe auf den Bauch legen. Tags darauf begaben sich mehrere Bürger zum Kaiser, um ihm das Unglück so ihre Söhne getroffen, kläglich vorzustellen. Die Thäter konnten sie nicht angeben, und Rudolph, mit des Grafen Unternehmung noch unbekannt, konnte nichts weiter thun, als die Schuld ihrer eignen Ausgelassenheit zuschreiben. — Nicht lange, so ging der Kaiser in die Messe. Auf dem Weg gewahrt er einen Erschlagenen, dessen Kopf nicht auf dem Bauche, sondern neben dem Rumpfe lag. Der Graf Leiningen begleitete Rudolph, und dieser hörte, daß der Graf zu seinem Knecht sagte; „Diesem hast du sein Recht nicht wiederfahren lassen." Daraus folgerte der Kaiser sogleich, daß der Graf der geheime Rächer sey; und erhielt die Bestätigung. — Der Unfug dauerte indeß so lange fort, bis Rudolph den Gesetzen und mit ihnen der Sittlichkeit wieder feste Formen gab.

Zur ferneren Characteristik der damahligen Ausgelassenheit, so wie des Edelmuths Rudolphs dient noch folgende Thatsache. Einer der bravesten Soldaten des Kaisers (Heinrich Schörlin), mißbrauchte die reitzende Tochter eines wohlha-

benden Bürgers zu Nürnberg. Als die Bürgerschaft den Kaiser um Bestrafung des Wollüstlings bath, entgegnete er, daß er die Sache schon richten wolle. Aber wo hinaus ging der Spruch? — Rudolph gab die Entehrte seinem Liebling zur Frau, und dem Ehepaar 200 Mark Silber zum Heirathsgut. —

Actenstück einer Hexen-Execution zu Szegedin in Ungarn den 22ten July 1728.

Unter einem Wust von alten Zeitungen, die ich für den Zweck dieses Werkchens durchblätterte, gerieth mir auch die „öffentliche Wöchentliche Post-Zeitung in Frankfurth am Mayn" Jahrgang 1728 in die Hände. In Nro. 72, vom 3ten September kommt folgende Nachricht vor, in der sich die Gestalt der Humanität, Cultur und Justizpflege, des damahligen Ungarns unverkennbar genug abspiegelt. Hier ist dieß Actenstück.

Da unlängst allhier unterschiedliche Personen beyderley Geschlechts in gefängliche Haft eingezogen worden, weilen selbige einiger Hexereyen beschuldigt wurden, als ist mit denenselben nicht allein ein scharfes Examen vorgenommen, sondern

auch nach Befund deren Sachen über ſie das End-Urtheil des Verbrennens geſprochen worden.

Ehe und bevor aber ſolches an ihnen vollzogen worden, hatte man die Verurtheilten nach alhieſigem Gebrauch zur Probe gebracht, nähmlich mit zuſammengebundenen Händen und Füſſen, und einem langen Strick um den Leib in das Waſſer gelaſſen, welche aber nach Hexen-Art (!), gleich einem Pantoffel-Holz auf dem Waſſer geſchwummen: nach dieſem wurden ſie alſogleich zur andern Probe gebracht, nähmlich auf eine Waag geleget, um zu ſehen, wie ſchwer einer oder der andere ſeyn, dabey höchſt zu bewundern geweſen, daß ein großes und dickes Weib nicht mehr als anderthalb Loth, ihr Mann, welcher auch nicht von denen kleinſten ware, nur 5 Quintel, die übrigen aber durchgehends entweder 1 Loth, 3 Quintel, und noch weniger gewogen haben (!!)

Den 22ten dieſes Monaths, als am vergangenen Freytag, wurde darauf das End-Urtheil an 12 Perſonen, nähmlich 6 Hexen-Meiſtern, und 7 Hexen vollführt, und ſie ſammentlich lebendig verbrennet, worunter auch der voriges Jahr geweſte, und von jedermann faſt geachtete Stadt-Richter, ſeines Alters 80 Jahr, den Scheiter-Hauſen am ſichtbarſten gezieret.

Es ist fast nicht zu beschreiben, wie entsetzlich dieses Spectacul ware: es wurden 3 Scheiter-Haufen eine Stund vor der Stadt nächst der Theiß aufgerichtet, allwo in der Mitte eines jeden ein groſser Pfal eingegraben stunde; an diesem Pfal nun wurden auf einem jeden 4 Malefícanten mit Stricken angebunden, alsdann eine Weibsperson, welche nur 4 Jahre unter ihrer Rotte gewesen, und den Brand noch nicht gehabt, geköpfet, und auf den mitteren Haufen zu denen ungebundenen vieren, welche nach ihrer Charge oder Würde, Ober-Capitain, Lieutenant, Fähndrich, und Trompeter genannt worden, geworfen, darauf wurden alle 3 Haufen zugleich angezündet, und in vollen Flammen gesetzet: und obschon die Malefícanten eine starke viertel Stund in denen umgebenden Flammen gelebet, so hat man dennoch nicht das geringste Geschrey von ihnen gehöret, und ungeachtet, daß sie auch die äuſserlichen guten Zeichen gegen denen ihnen zusprechenden Priestern und Geistlichen haben spüren lassen, so wollen doch viele an deren glückseeligen End zweifeln.

Es sind noch 8 in Verhaft, sie sind auch schon geschwemmet und gewogen worden, und halten die Hexen-Prob: eine ist darunter, welche groſses Leibes ist, und soll der leidige Satan nach Aussag deren obrig verbrennten Personen, mit

derſelben umgegangen ſeyn. Geſtern ſind abermahlen 20 eingefangen worden. —

Griechiſche Münchhauſiaden.

Die griechiſchen Epigrammen ſind voll von Uebertreibungen aller Art; einige der intereſſanteſten ſind folgende:

Hermon war ſo dünnleibig und gewandt, daß es ihm eine Kleinigkeit war, durch ein Nähnadelohr nicht nur zu ſchlüpfen, ſondern im ſchnellſten Flug durchzuſpringen.

Demas ſpazierte auf den Spinnengeweben keck und luſtig einher, und ergetzte ſich darauf in mancherley gymnaſtiſchen Uebungen. Dieſe Vermeſſenheit mußte er aber theuer bezahlen, denn einſt, als er auf dem Gewebe ſich tanzend unterhielt, ſiehe, da kommt die entrüſtete Spinne, ſpinnt ihm einen Faden um den Hals, ſchnürt dem Frevler damit die Kehle zu, zieht ihn ſo in die Luft, und erwürgt ihn!

Soſipater war von ſo ſubtiler Conſtitution, daß ihn kein Menſch wahrnehmen konnte: er beſtand faſt bloß aus Geiſt und Athem.

Marculus war ſo klein, daß er mit ſeinem Kopf ein Sonnenſtäubchen durchlöchern, ja

durch solches mit seinem ganzen Leib kriechen konnte.

Cajus war so leicht, daß er sich bleyerner Fußsohlen bedienen mußte, um von der Luft nicht davon getragen zu werden.

Als der leichte Archestratus von den Feinden gefangen und auf eine Wage gelegt wurde, fand man ihn nicht so schwer als ein halbes Gerstenkorn.

Menestratus pflegte zum Reitpferd eine Ameise zu haben; einst aber wurde er von ihr abgeworfen, und von ihr mit dem Fuße todt geschlagen.

Proculus wollte einmal Feuer anblasen, das Wagestück lief aber schlimm ab, denn es ergriff ihn der entstandene Rauch und entführte ihn zum Schornstein hinaus.

Artemidorus lag einst bey dem Demetrius, welcher schlief; da dieser aber stark Athem hohlte, so geschah es, daß er seinen Cameraden mit dem Athem zum Fenster hinaus warf.

Cherämon war so klein und leicht, daß er sich wohl hüthen mußte, den Leuten zu nahe zu kommen, wenn er nicht die Ungelegenheit haben wollte, von ihnen durch ihr Athemhohlen mit der Luft in die Nase gezogen zu werden. (Acerta philolog.)

Woher ſtammt die Redensart: Einen in den Sack ſtecken? — Oder Rouleis Kampf mit dem Spanier.

An dem Hofe Kaiſer Maximilians II. zog das Fräulein Helena Schanſeginn die Blicke aller Ritter auf ſich; ihre Schönheit, ihr Verſtand feſſelten aller Herzen, und was ihren Beſitz noch wünſchenswerther machte, war der Umſtand, daß ſie eine natürliche Tochter des Kaiſers, die Frucht eines zärtlichen Umgangs war, welchen er in ſeiner Jugend mit einem Oſtfrieſiſchen Fräulein gepflogen hatte.

Am lebhafteſten trachtete nach der Hand dieſer Huldinn ein vornehmer Spanier und Ritter, Andreas Eberhard Rauber des Kaiſers Hofkriegsrath. Der Spanier war ein wohlgebildeter Mann, und ſein Aeußeres eben ſo einnehmend, als ſeine außerordentliche Leibesſtärke jedermann Ehrfurcht einflößte. Obgleich er von ſeiner Tapferkeit und ſeinem Heldenmuth bereits die überzeugendſten und zahlreichſten Proben abgelegt, obgleich er ſelbſt an des Kaiſers Hof ſo manchen kampfgeübten wackern Ritter überwunden hatte, ſo war man doch für ſeinen Ruhm beſorgt, als es hieß, daß ſein Nebenbuhler Ritter Rauber ſich mit ihm meſſen wolle. Denn dieſer war von ſo außerordentlicher Stärke, daß es ihm ein Spiel war,

ein Hufeiſen mit den Händen zu zerreiſſen, und erſt kürzlich hatte er ſeine Kraft und Gewandtheit in einem Fauſtkampf mit einem getauften Juden, der an Geſtalt und Stärke ein Rieſe war, neuerdings bewährt.

Der Kaiſer, welcher um die Liebe dieſer beyden Nebenbuhler zu ſeiner Tochter wußte, beſchloß, ihre beyderſeitige Stärke auf die Probe zu ſtellen, und beſtimmte dazu einen eben ſo originellen als lächerlichen Zweykampf. Dem Sieger wurde die Hand ſeiner Tochter nebſt einem anſehnlichen Hochzeitsgeſchenk verheißen.

Rauber und der Spanier waren nicht wenig erſtaunt, als der Kaiſer jedem einen Sack, verhältnißmäßig nach der Größe ſeines Gegners reichen, und andeuten ließ, daß derjenige für den Sieger erklärt werden würde, dem es gelänge, ſeinen Feind in dieſen Sack zu ſtecken. —

Der entſcheidende Tag erſchien; der Kampf begann. Der Kaiſer und der ganze Hof waren gegenwärtig; die Kämpfer thaten Wunder der Anſtrengung, der Stärke und Gewandtheit; lange ſchwankte das Glück; endlich giebt der Spanier eine leichte Blöße, und im Nu, ſiehe, da wirft ihm ſein raſcher Gegner den Sack um den Kopf, ſtürzt ihn um, und ſchiebt ihn völlig hinein.

Die Luft ertönte von Gelächter und Beyfallgeklatſch; der beſchämte Spanier verließ eiligſt

den

den Hof, und Herr Rauber erntete die köſtliche Belohnung. (Meliſſantes denkw. Geſchichten).

Cola Pesce, der Taucher, zur Vergleichung der Schiller'ſchen Ballade.

Jedermann kennt und bewundert Schillers herrliche Ballade: der Taucher, und es wird intereſſant ſeyn, das Factum nach ſeiner hiſtoriſchen Wirklichkeit zu wiſſen, aus welchem der unvergeßliche Dichter ſeinen Stoff geſchöpft, und ſo meiſterhaft behandelt hat.

In der Nähe von Meſſina ſchreckt ein fürchterlicher Strudel im Meer ſchon bey ſeinem Anblick; Alles was ihm nahe kommt, reißt er in ſeinen gewaltigen Wirbel, zieht es hinab in den entſetzlichen Schlund, und ſpeyt es aber, auf dieſelbe Art nach einer gewiſſen Zeit wieder heraus. Bey den alten Dichtern heißt dieſer Höllenrachen Scilla und Charibdis.

Wohl vermuthete man, daß die Urſache dieſes Strudels ungeheure Schlünde im Grunde des Meeres ſeyen, die das Waſſer in einer ſolchen Bewegung erhielten; wohl konnte man ſich Manches durch Combination erklären, aber eben dieſes Dunkel reizte die Neugierde Friedrichs, Königs von

Sicilien noch lebhafter, und er verſprach demjenigen eine ſehr anſehnliche Belohnung, der den Muth hätte, ihm aus dem geheimnißvollen Schooß nähere Kunde zu hohlen. Dieſes Verſprechen, ſo anlockend es auch war, blieb gleichwohl lange ohne Erfolg; endlich fand ſich ein Kühner, Nahmens Cola Peſce, ein Taucher von ſo ungemeiner Geſchicklichkeit, daß er oft Tage lang unter dem Waſſer blieb; er wurde beſonders zum Aufſuchen von ins Meer verſunkenen Sachen gebraucht, nährte ſich bloß von Fiſchen und Muſcheln, und man nannte ihn daher auch immer nur Niclas Fiſch. Als dieſer Menſch vor den König kam, zeigte ihm dieſer einen großen goldenen Becher, der ſein bleiben ſolle, wenn er ihn aus dem Abgrund herauf zu hohlen vermöchte. Cola Peſce blieb bey ſeinem muthigen Vorſatz; der König ſchleudert den Pocal in die Fluthen, und der kühne Schwimmer ſpringt ihm nach. Die Zuſchauer gaben ihn auf, als er nach einer halben Stunde noch immer nicht zurück kam; endlich, ſiehe, da erſcheint er plötzlich, den Becher hochſchwingend in der Rechten!

Doch die Neugierde des Königs vermochte er nicht zu befriedigen, ja er ſpannte ſie nur noch höher, als er erzählte, wie das Waſſer da unten ſich durch die unzähligen Klippengebirge hindurch drehe, wie er ſich habe feſthalten müſſen, um nicht

ganz in den Abgrund gerissen zu werden, wie aber an derselben Klippe der Becher gehangen, und wie es rings um ihn her von Polypen und Vielfüßen gewimmelt, wie Menschen so groß, die immer nach ihm schnappten. — Der König forderte ihn auf, ihn auch Kunde aus der Tiefe selbst zu bringen. „Ja" antwortete der Schwimmer, das wollte ich wohl, vor dem Wasser scheu ich mich nicht, aber die verdammten Polypen. — „Nun wohl" rief der König! „sieh hier diesen großen Pocal mit Perlen und Edelsteinen reich besetzt, er ist auch Dein, wenn Du mit ihm mir Bericht bringst von des Abgrunds Geheimniß!" — Und er schleudert den Becher hinein; der tollkühne Taucher springt nach, aber: wohl steigen die Wasser auf und nieder, den Jüngling bringt keines wieder!

Fridrich „mit der gebissenen Wange" — Woher leitet sich dieser Beynahme?

Albert der Unartige, Landgraf von Thüringen hatte zur Gemahlinn Margaretha, Tochter Kaiser Fridrichs II., ein treffliches Weib; aber ihre, mit 2 Söhnen, Fridrich und Dietzmann gesegnete Ehe, war nur kurze Zeit glücklich. Der lüsterne Albert, seiner Gattinn

überdrüßig, spann einen Liebeshandel mit einer Hofdame, Kunigunde von Eisenberg an; und da ihm Margaretha dabey überall im Wege war, so wurde er ihr dergestalt abhold, daß er ihr sogar nach dem Leben trachtete.

Margaretha faßte nun den Entschluß, den Aufenthalt der Treulosigkeit zu verlassen, und sich nach Frankfurt zu begeben. „In der Nacht" sagt die Chronik „da sie davon wandern sollte, ehe sie von den Söhnen abschiede, setzet sie sich zu dem Bettlein, beweinet mit großem Jammer ihr Unglück; aber einer von den vertrauten Räthen und die Matronen, so bey ihr waren, hielten an, daß sie eilen sollte. Da sie nun sah, daß es anders nicht seyn konnte, will sie endlich ihre lieben Söhne, die jungen Herrlein gesegnen, von denen sie doch gar ungern hinwegschiede, weil sie wohl wußte, daß dieselben nicht in weniger Gefahr, als sie selbst waren. Allda ergreift sie das älteste Herrlein, ihr liebes Söhnlein Fridrich, thut mit Weinen als eine betrübte Mutter, sehr kläglich, küßet ihn zum öftern, zuletzt beisset sie ihn aus einem sehnlichen mütterlichem Herzen in einen Backen. — Diesen Biß, oder vielmehr Narben, hat er, Fridrich, die Zeit seines Lebens behalten. Daher ihm auch der Nah-

me erwachsen, daß man ihn genennet: Fridrich mit dem gebißenen Backen."

Das Geschrey, das der verwundete Knabe über diese Wunde erhob, und die heran nahende Zeit des Aufbruchs befreyte seinen Bruder Dietmann, von einer wahrscheinlich ähnliche Liebkosung, denn Margaretha äußerte sich gegen den Hofmeister, da er sie an die Abreise erinnerte: „sie habe ihren allerliebsten Kindern ein Denkzeichen lassen wollen, daß sie dermahl einst, wenn sie erwachsen, des jämmerlichen Abschieds ihrer Frau Mutter, dazu sie ihr Vater verursachet, eingedenk seyn möchten." —

Kaum war Margaretha zu Frankfurt angekommen, als sie sich in ein Frauenkloster begab. Hier hielt sie sich unter frommen Betrachtungen bis an ihr Ende auf, welches ihm Jahr 1269 erfolgte.

Aberglaube im Mittelalter.

Im Jahr 1416 war eine erschreckliche Finsterniß an der Sonne, dergleichen zuvor kaum gesehen. In Böhmen regnete es Blut, daß man es über sechs Meilen weit und breit, auf der Erde, auf Bäumen, Gras und Steinen liegen sah. — Dieses ist eine Vorbedeutung gewesen der Ver-

dunkelung und Verdammung der reinen Lehre auf dem Concilium zu Kostnitz, und der vielen Kriege und des groſsen Blutvergieſsens, so darauf erfolgen würde.

Den 19ten Aprilis 1560 ist Philippus Melanchthon, der berühmte und hochgelehrte Mann, im 63. Jahre seines Alters, im 42. Jahre nach seiner Ankunft, gen Wittenberg, daselbst gestorben. Acht Tage vor seinem Tode ist zu Wittenberg zu Abends zwischen 9 und 10 Uhr, dieſs Gesicht gesehen worden: erstlich sind fünf Besen am Himmel erschienen, deren drey lange gestanden, aber zwey bald verblichen; darnach sind wieder drey Besen ziemlich weit von einander gesehen worden, also, daſs sich die Ruthen oder Vordertheile nach Mitternacht gewendet, der Stiel aber, oder Hintertheil, ist nach Mittag gestanden. Solches Gesicht hat er für seinen Tod selbst ausgelegt und gesagt: er danke Gott, daſs es nicht Schwerter wären, er hoffe, es werde eine väterliche Züchtigung seyn, und werde meistentheils den Gelehrten gelten (!) — welches sich auch hernach etliche Jahre ziemlich ausgewiesen.

Im Jahre 1631 hat etliche Tage nach einander, im März, zu Zwickau ein Kind im Mutterleibe geweinet, daſs man es bescheidentlich hat hören können. Der damahlige

Superintendent D. Laurentius Andreä, hat das Weib etliche Mahle zu ſich kommen laſſen, und es ſelbſt angehört. Was dieſes bedeutet, iſt aus dem Nachfolgenden leicht zu ermeſſen. Im Juny iſt eine große Dürre geweſen, und ſind viele Brunnen und die meiſten Bäche, ſonderlich der Moritzbach, ganz ausgetrocknet. — (Zwickauiſche Chronik).

Urſprung des Sprichwortes: der Mann lebt auf großem Fuß.

Dieß Sprichwort, welches bekanntlich eine vornehme, große, glänzende Lebensart bezeichnet, hat ſeinen Urſprung von dem eigentlichen Sinn des Ausdrucks, nähmlich von einem großen Fuße. Als nähmlich der Graf von Anjou, Geoffroy Plantangenet mit einem Fußgeſchwür behaftet, ſich größerer Schuhe mit langen Spitzen bediente, ahmten ihm dieß als Mode vornehme Perſonen und mit einer ſolchen Uebertreibung nach, daß dieſe Vorderſpitzen oft zwey Fuß lang waren. „Etre sur un grand pied“ dieſe Redensart kam dadurch in Gang, und wird ſich auch wohl noch lange erhalten.

Aufſchluß über Wallenſteins Niederlage bey Lützen.

In der Marienkirche zu Zwickau iſt in der gewölbten Sakriſtey verwahret worden ein Stücklein vom Kreuze Chriſti in arabiſch Gold eingefaſet, welches Martin Römer, weiland Hauptmann zu Zwickau, 1479 in die Kapelle verordnet. Dieſes hat 1632 den 14ten September der kaiſerliche Generaliſſimus Herzog von Friedland begehret; und durch ſeinen Vetter, Graf Maximilian von Wallenſtein nebſt Graf Paul von Lichtenſtein abhohlen, und hernach auf der Poſt durch ermeldeten Grafen von Wallenſtein dem Kaiſer offeriren laſſen, als verehrte die Stadt Zwickau und das Miniſterium den Kaiſer willig damit. Es war aber wenig Willigkeit zu finden, ſondern Gewalt, und dieß vielmehr: Willſt du nicht, ſo mußt du; denn damahls war die Stadt in des Feindes Gewalt und ſtark beſetzet. Nur dieſes iſt mit Stillſchweigen nicht zu übergehen, daß der Fluch, der in das Gold gegraben, beydes, den Generaliſſimum, Herzog von Friedland, der es hat nehmen laſſen, und die beyden Grafen, die es weggenommen, redlich getroffen, und an ihnen erfüllt worden. Denn als dieſes den 14ten September in Zwickau geſchehen, hat der Generaliſſimus den 6ten

November darauf die nahmhafte Schlacht bey Lützen verloren, und hat Stücke, Munition, Proviant ꝛc. im Stiche lassen müssen. In welcher auch der berühmte Cavalier, der Graf von Pappenheim, mit einem Falkonet durch die Hüfte geschossen worden, daß er drey Stunden hernach Todes verblichen. Der Abt von Fulda aber, welcher dem Streite mit beygewohnt, und mit einem Crucifixe herum reitend, die Soldaten hat trösten wollen, ist alsbald auf der Wahlstatt todt blieben. So hat auch hernach genannter Friedländer nicht nur aus der Churſachsen wieder in die kaiserlichen Länder sich begeben müssen; sondern hat auch kein Glück mehr gehabt, wie er denn darauf zu Eger mit Schrecken ein blutiges Ende nehmen müssen. Die beyden Grafen aber, als Maximilian von Wallenstein und Graf Paul von Lichtenstein, sind beyde noch dasselbe Jahr umkommen, und ist keiner eines reinen Todes gestorben (Zwickauische Chronik).

Der ominose Fluch jenes Kreuzes (welches das Stücklein, oder nach der Ueberschrift vielmehr die 5 Stücklein von dem heiligen Kreuze enthielt) auf selbem geschrieben, lautet also: Quicunque partem ligni hujus crucis violenter auferet divinae maledictioni subjaceat, et crux perimat eum veneranda. — Jene 5 Stücklein sollen 2000 Gulden gekostet haben, und die vier in

dem Kreuze angebrachte Edelsteine mit der goldnen Einfassung 1000 Gulden. Dieses merkwürdige Kreuz hat, nach seiner Ueberschrift, in der Dreyfaltigkeitskirche zu Constantinopel, von einer gewissen Königinn dahin verehrt, gestanden. Ein Grieche rettete es bey der Einnahme von Constantinopel, und verkaufte es späterhin jenem Martin Römer, welcher es der Marienkirche zum Geschenk machte. — Das fernere Schicksal dieses Kreuzes ist dem Herausgeber unbekannt.

Einführung der Roßschweife bey den Standarten.

In einem Treffen gegen die Christen verloren die Türken eine wichtige Fahne, und mit ihr den Muth. Alles ergriff in der größten Verwirrung die Flucht. Da der General dieß wahrnahm, wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er einem Pferde mit seinem Säbel den Schweif abhieb, ihn auf eine Pike heftete, sie empor hob, und den Fliehenden zuschrie: „hier ist die große Standarte; wer mich liebt, der folge mir!" Die Türken faßten neuen Muth, schloßen sich wieder in feste Glieder, griffen die Feinde herzhaft an, und erkämpften den Sieg. — Seitdem wurden

die Roßſchweife als Fahnen eingeführt (Tavernier relat. du serail).

Strafe des Vatermords bey den Römern.

Die Strafe, welche bey den alten Römern des Vater- oder Muttermörders harrte, war von ausgeſonnener, entſetzlicher Art. Man nähete nähmlich den Deliquenten lebendig in einen Sack, und mit ihm einen Haushahn, einen Affen, einen Hund und eine Schlange. War dieß geſchehn, ſo warf man den Sack ins Waſſer. Die Allegorie dieſer ſeltſamen Beygeſellſchaft iſt folgende: der Hahn wurde ihm beygegeben, weil dieſer ſeinen eigenen Vater nicht bey ſich leiden kann, ſondern ihn wegbeißt, oder gar tödtet; der Affe, weil dieſer im Aeußern Aehnlichkeit mit den Menſchen hat, aber von bösartiger Natur iſt; der Hund, weil er ſein eigenes Geſchlecht nicht ſchonet, ſondern ſich wüthend herumbeißt; die Schlange, weil ſie ſelbſt ihren Wohlthäter vergiftet, alſo Alles ſo wie der Vater- oder Muttermörder. Der Delinquent wurde in einen Sack geſteckt, als unwürdig das Tageslicht zu ſchauen, und ins Waſſer geworfen, weil er in dem Schooß der

Mutter Erde keine Stätte verdiente. So wurde das Gesetz motivirt.

Künstlerwürdigung im fünfzehnten Jahrhundert.

Diese Aufschrift gilt einem Briefe des Florentinischen Großherzogs Cosmus II., welchen er den 8ten May 1557 an Michael Angelo, der sich damahls zu Rom aufhielt, um sich in der Peterskirche neue Denkmahle der Unsterblichkeit zu setzen, schrieb. Dieser merkwürdige Brief, welcher erst kürzlich vorgefunden worden seyn soll, lautet also:

Da Uns die schöne Jahrszeit und die Berichte von Euern Freunden, einige Hoffnung gewähren, daß Ihr nicht ganz abgeneigt seyet, endlich einmahl auch wieder nach Florenz zu kommen, und nach so vielen Jahren Euer Vaterland und Heimwesen zu sehen, was Uns um so inniger freuen würde, da Wir das schon oft gewünscht haben: so müssen Wir Euch mit diesen Unsern Zeilen ermahnen und bitten, es zu thun, wie Wir Euch auch ermahnen und bitten, von Herzen überzeugt zu seyn, daß Ihr von Uns mit großem Vergnügen gesehen seyn werdet. Fürchtet nicht etwa, Wir werden Euch irgend mit etwas Unangenehmen

beschwerlich fallen. Wir wissen, welche Hochachtung wir Eurem Alter und Eurem ausgezeichneten Verdienst (alla singolarità della vostra virtù) zu zollen schuldig sind. Aber kommet doch ganz ungezwungen, und glaubet, Ihr werdet bey Uns ganz nach Eurem Wohlgefallen einige Zeit leben. Uns ist es schon Freude genug, Euch nur hier zu sehen ꝛc.

Ja, nur unter solchen Verhältnißen, unter solcher Aufmunterung und Würdigung konnten die Angelos gedeihen. Wenn wir einen Blick auf den Gang unsrer vaterländischen Kunst werfen, wahrlich, dann müssen wir uns wehmüthig an Schillers bezeichnende Worte erinnern, mit denen er singt:

Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Mediceers Güte
Lächelte der deutschen Kunst;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume,
Nicht am Straht der Fürstengunst!

Michael Angelo war zu alt und zu schwach, als daß er jene freundschaftliche Einladung hätte annehmen können; er lehnte sie mit seiner gewohnten edlen Bescheidenheit ab. — Wenigstens aber nach seinem Tode kam der große Künstler nach

Florenz, trotz der Widersetzlichkeit der Römer, welche seinen Leichnam dem Großherzog, da er ihn verlangte, nicht auslieferten. Doch Cosmus ruhete nicht, um sich in den Besitz der theuern Reste des Vielgeehrten und Geliebten zu setzen. Er bediente sich der List, Angelos Asche in einem Ballen Kaufmannswaaren heimlich entwenden, und nach Florenz bringen zu lassen. —(Zschokkes Miscellen).

Feldpredigt aus dem dreyßigjährigen Krieg.

Am Sountag Oculi, hielt Fabian Schaffart, Feldprediger des Caldenbachischen Cavallerie-Regiments, im Quartier Möle, eine: „christliche Danksagungspredigt wegen des Sieges, welchen Herr Bernhard Herzog zu Sachsen, Mittwochen, den 21ten Februarii alten Calenders Anno 1638 wider den kaiserl. Churbayerischen General-Feld-Marschalckh Duca di Savelli und General-Feld-Marschalckh Leutenant Jean de Werth bey Rheinfelden glücklich erhalten hat."

In dieser Feldpredigt (sie ist 1638 in Quart besonders gedruckt) welche mit unter auch lebhaft an Schillers gelungene Zeichnung des Capuziners in Wallensteins Lager, erinnert, kommen folgende Stellen vor:

Christliche Cavallier und Gottliebende Soldaten! Müsset ihr oft Hunger und Kummer leiden, verzaget nicht, euer Gott, für dessen Ehr und Lehr ihr streitet, wird euch in Hungersnoth nicht verlassen, sondern einen getreuen Habacuc bescheren, der euch Getränk und Speise ins Lager, wie dem Daniel in seine Löwengrube bringet. Wann ihr mit euern Rossen Mangel am Wasser habet, wie des Marcus Antonius Kriegsheer, wird er euch mit einem frischen Regen erquicken. Wann ihr gefangen vom Feind, wird er durch seinen Engel, wie Petro zu Jerusalem, wieder davon helfen (!) Wann ihr auf der Schildwacht stehet, durch seine Engel euch beschirmen, wann ihr auf Partheyen reiten müsset, euern Ausgang und Eingang behüthen. Wann ihr mit dem Feinde scharmuziret, daß da etliche zu eurer Rechten, etliche zu eurer linken fallen, daß da eine Kugel, dort eine hergeflogen kommt, euch doch bewahren, daß euch kein Ungemach weder zu Leib noch zu Seel widerfahre. Werdet ihr dann getroffen, daß ihr das Leben darüber müsset einbüßen, weil das Schwert heut diesen, morgen jenen im Kriege frißt, so will er durch seine Engel eure Seelen tragen lassen in die Schooß Abrahä und sie in seiner Gnadenhand wohl verwahren, bis er am jüngsten Tag dieselben mit dem Leib vereiniget und bringet in den Pallast des ewigen Lebens,

darinnen will er euch dann und allen christlichen Kriegesleuten die Kronen der Gerechtigkeit aufsetzen aus Gnaden. Das ist gewißlich wahr! Darauf lebet fröhlich, darauf streitet sicherlich, darauf kranket geduldiglich, darauf leidet Kummer und Hunger williglich, ja darauf sterbet auch einmahl seliglich, nähmlich Gott und sein Sohn Jesus Christus verlässet diejenigen nicht, so auf ihn trauen. Himmel und Erde müßten eher über Haufen fallen, ehe es ihm an effectu (!) mangelte; kein Teufel, kein Tyrann, wird dieß Wort aufzuheben vermögen.

Am Schluß dieser erbaulichen Rede, ermahnt Schaffart die Truppen, an diejenigen Eigenschaften, ohne denen es keinen Sieg geben kann. Er sagt unter andern: — wann sie mit einander als gute Kameraden und Brüder in Fried und Einigkeit leben, und nicht immerdar, wie Hund und Katzen raufen, balgen, schlagen. Denn es ist fein und lieblich, und gefällt auch Gott und den Menschen wohl, wenn Brüder eins sind, und fein einträglich beysammen und unter einander wohnen. Spr. 21 V. 2. — Inzwischen ist es eine drollige Inconsequenz, wenn der rüstige Feldpeter kurz zuvor ermahnt hat: die lieben Brüder, die unter feindlicher Fahne dienen, tapfer zusammen

men zu hauen, zu ſtechen, zu ſchieſen, und ja nicht nachzugeben ꝛc.

Siebenſchläfer — Woher kommt dieſer Nahme?

In den Papiſtiſchen Legenden wird berichtet, daß im Jahr 447 nach Chriſti Geburt, ſieben Männer, Nahmens: Maximianus, Malchus, Martianus, Dionyſius, Johannes, Serabion und Conſtantinus, ſich, um der Verfolgung des Tyrannen Decius zu entkommen, von Epheſus weg auf den Coeliſchen Berg geflüchtet, und daſelbſt in eine tiefe Höhle verſteckt haben. Hier würden ſie unfehlbar eine Beute des Hungertodes geworden ſeyn, wenn der Herr ſich ihrer nicht erbarmt hätte. Es geſchah nähmlich, daß dieſe ſieben Flüchtlinge in einen ſanften Schlaf verfielen, der ihre Lebenskräfte erhielt, und aus dem ſie erſt nach langer, langer Zeit erwachten. Als dieß geſchah, erinnerten ſie ſich eines gemeinſchaftlichen Traumes, welcher ſie aneiferte, ſich zur Ehre Gottes gleichwohl dem Tyrannen auszuliefern, und den Märtyrer-Tod zu leiden. Sie begaben ſich alſo nach Epheſus zurück. Hier kamen ſie in der Meinung, daß ſie nur eine einzige Nacht geſchlafen hätten an, als

der Kaiser Theodosius bereits 30 Jahre regiert hatte, an einem Ostertage. Das Volk erstaunte über die Erscheinung dieser sieben Männer; ihre Kleidung, ihre Sprache, Alles befremdete aufs Höchste; man erkundigte sich, nicht ohne Schwierigkeit um ihre Verhältniße, und fand endlich aus ihren Erklärungen, daß sie volle 196 Jahre geschlafen hätten! —

Nach Crantzius soll zu Lübeck ein Schüler sieben Jahre geschlafen haben, und vielleicht würde dieser Schlaf noch länger gewährt haben, wenn man ihn nicht zufällig gefunden, und geweckt hätte. — Plinius, und Apulejus erzählen, daß zur Zeit des Pythagoras auf der Insel Creta der junge Epimenides in einer Kluft 57 Jahre schlafend zugebracht habe, wornach das Sprichwort entstand: schläfriger als Epimenides.

Kaiser Verus Gastmahl.

Den höchsten Grad des Luxus bemerken wir bey den Römern natürlich zur Zeit ihres Sittenverfalls und ihrer nahen Auflösung. Nirgends zeigte sich dieser Luxus ausschweifender und häufiger als bey den Gastereyen. Von dem Kaiser Verus, der sich durch ein solches Fest auch einmahl her-

vorthun wollte, bewahrt uns Julius Capitolinus folgendes Beyspiel auf:

Es war ein Abendessen, und Verus hatte, gegen die damahlige Sitte: Sieben Gäste machen ein Gastmahl, neun aber eine lärmende Gesellschaft" zwölf Personen dazu geladen. Gleichwohl kostete dieses Soupee, nach unserm Gelde über 360,000 Gulden! Aber wie ging das zu? — Das ging sehr einfach zu.

Ein jeder Gast bekam den Vorschneider, den schönen Knaben, der ihn bey der Tafel bedient hatte, ja selbst die Schüssel, auf der ihm die Speisen vorgesetzt wurden, das Alles bekam er — zum Geschenk. Nebstdem wurde ihm von den hunderterley Arten von den zahmen und wilden, versteht sich, durchaus seltensten Thieren, von welchen er bey Tisch auch nur gekostet hatte, ein lebendiges Exemplar nach Hause geschickt. — So oft getrunken wurde, erhielt jeder einen frischen Becher von Alexandrinischem Crystall, oder einen goldenen oder silbernen Pocal mit Edelsteinen reich besetzt. Die zahlreichen Salbengefäße waren alle von gediegenem Gold; die Blüthenkränze der Gäste aus Blüthen anderer Jahrszeiten — mit goldenen Bändern umwunden. — Als der Rest der Nacht mit Würfelspielen hingebracht war, erhielt jeder Gast, um nicht nöthig zu haben, zu Fuß beschwerlich nach Hause zu taumeln, einen prächtigen Wagen zum

Geſchenk, ſammt Kutſcher und Maulthieren, deren Geſchirr von Silber ſtrotzte.

Dieſer Verus war Mitregent des edlen unſterblichen Marc-Aurel. Welch eine ungeheure Kluft; Licht und Schatten im grellſten Contraſt. Marc-Aurels freundſchaftliche Vorſtellungen blieben fruchtlos; und der wollüſtige Verus hatte ſelbſt die Unverſchämtheit, während der menſchenfreſſenden Niederlagen der römiſchen Heere, die glänzendſten und verſchwenderiſchſten Luſtpartien anzuſtellen! Daß dieſer Schlemmer ſich faſt täglich den Magen verdarb, iſt natürlich; und dann fluchte er über das menſchliche Elend. Sein Ende war dann auch ein getreuer Beſchluß ſeines ſchwelgeriſchen Daſeyns. Als er ſich einſt den Magen wieder ganz unſinnig überfüllt hatte, wurde er beym Einſteigen in die Kutſche, die ihn eben zu einer neuen Praſſerparthie hätte bringen ſollen, von einem Schlagfluß gerührt, an dem er bald darauf ſeine thieriſche Seele aushauchte.

Feyerlichkeit bey der Geneſung des Königs von England im Jahr 1789.

Als Georg der Dritte im Jahre 1789 von der Krankheit geneſen war, die ihn nun neuerdings und wahrſcheinlich zum letztenmahle befallen hat, ſuch-

ten die Bewohner von London ihre Freude dabey auf alle Arten zu erkennen zu geben. Daß es bey dieser Gelegenheit an Bizarrerien nicht fehlte, geht ganz natürlich aus dem Character der Britten hervor. Nebst tausend andern Sonderbarkeiten bey dieser Feyerlichkeit zeichnete sich auch nachstehende aus. Bey den zahlreichen großen Mahlzeiten, die zu Ehre des Königs angestellt wurden, setzte man ungeheure Ochsenbraten von zwey- bis dreyhundert Pfund (!) auf den Tisch. Diese appetitlichen Braten waren in Form eines Linienschiffs gemodelt, und mit Flaggen besteckt, auf denen das berühmte Volkslied: God save great George our King, gemahlt war. Diese colossalen Gerichte wurden in feyerlicher Procession, unter musicalischer Begleitung, in die Speisesäle getragen; unter tausend Ceremonien, von Jubel des Volkes begleitet, auf die Tafel gesetzt, einige Zeit zur Schau stehen gelassen, und dann dem begierigen Volke Preis gegeben.

Juden-Rache in Frankreich.

Aufgebracht über ihre Verweisung, und den Schaden, welchen sie dadurch an ihren Gütern erlitten, machten die Juden in Frankreich im Jahr 1322 einen himmelschreyenden Anschlag gegen die

Franzoſen. Sie beſtachen nähmlich die Ausſätzigen, die Brunnen zu vergiften; dieſe ſammelten ihr verdorbenes Blut und ihren Harn, mengten Krötenleich und giftige Kräuter darunter, bereiteten daraus einen Teig, und ſenkten dieſen an Steinen in die Brunnen und Quellen. Die überhand nehmende Sterblichkeit an peſtartigen Krankheiten erweckte Verdacht; man forſchte nach, und die Sache wurde, leider ſpät genug, entdeckt. Die Juden und Ausſätzigen mußten ihren Frevel auf dem Holzſtoß büßen. — Derjenigen, welche für dieſe Strafe noch aufbewahrt gefangen ſaſſen, bemächtigte ſich die greliſte Verzweiflung. In Vitry befanden ſich 40 Juden im Kerker; ſie beredeten zwey der ſtärkſten aus ihnen, ſie zu erwürgen, was denn auch geſchah. Ja einer von dieſen zwey übrig gebliebenen brachte den andern auch um, und wollte mit den Habſeligkeiten der Erſchlagenen die Flucht ergreifen. Allein das Seil, auf dem er ſich vom Thurm herab laſſen wollte, riß entzwey; er brach den Schenkel, wurde ertappt, mit glühenden Zangen gezwickt, und dann lebendig verbrannt. Dieſe ſchaudervolle Begebenheit ereignete ſich unter der Regierung Philipps. (Acerra philol.)

Eugen bekommt plötzlich graue Haare.

In der Nacht vor der denkwürdigen Schlacht bey Zenta, in der Eugen die Armee des Sultans, welche dieser in eigener Person anführte, überwand, beschäftigte sich der große Feldherr mit dem Entwurf der Schlacht so anstrengend, daß ihm, wie man erzählte, in derselben Nacht ein Zopf Haare auf der einen Seite plötzlich ganz grau wurde. —

Gustav Adolphs Rede an die deutschen Officiere.

Den Zustand der Kriegszucht zur Zeit des dreyßigjährigen Kriegs characterisirt am kennbarsten nachstehende Strafpredigt, welche der große Gustav Adolph von Schweden den 22ten Juny 1632 an die deutschen Officiere hielt. Sie lautet also:

Ihr Fürsten, Ihr Graffen, Ihr Herren, Ihr Edelleut, Ihr seid diejenigen, die Ihr Untreu und Frevel an Eurem selbst eigenem Vaterland beweiset, welches Ihr selbsten ruiniret, verderbet und verheert: Ihr Obristen, Ihr Offizierer, vom höchsten bis zum niedrigsten, Ihr seid diejenige, die ihr stehlet und raubet, ohne Unterschied

keinen ausgenommen, ihr bestehlet Euere Glaubens-Genossen, ihr gebt mir Ursach, daß ich einen Ekel an Euch habe, und Gott mein Schöpfer sey mein Zeug, daß mir das Herz im Leibe gellet, wann ich Eurer einen anschaue, daß ihr den guten Gesätz und meiner Gebotten solche Freveler und Verbrecher seid, und Ursach gebet, daß man öffentlich sagt: der König als unser Freund thut uns mehr schaden als unsere Feinde.

Ihr hättet, wo ihr rechte Christen wäret, zu bedenken, was ich an Euch beweisen thue, und bis anhero gethan habe, wie ich meinen königlichen Leib und Leben für Euch und Euer Freyheit, und eures zeitlichen und ewigen Guts und Wohlfahrt willen spendiere. Ich habe Euerthalben meine Kron ihres Schatzes entblösset, und in die vierzig Tonnen Goldes aufgewendet, dargegen hab ich von Euch und Eurem teutschen Reich nicht bekommen, daß ich mich darmit schlechtlich bekleiden könnte, ja ich wollte eher bloß geritten sein, als mich mit dem Eurigen bekleiden. Ich habe Euch alles gegeben, was mir Gott in meine Hand gegeben hat. Ich habe nicht reverenter zu melden, ein Saustall behalten, den ich nicht unter Euch getheilt hätte (!) — — —

— Wollet Ihr rebelliren, so will ich mich zuvor neben meinen Schweden und Finnen mit Euch herum hauen, daß die Stück von uns flie-

gen ſollen. Ich bitte Euch durch die Barmherzigkeit Gottes, gehet in Euer eigen Herz und Gewiſſen, bedenket wie Ihr Haus haltet, und wie Ihr mich betrübet, ſogar, daß mir die Thränen in den Augen ſtehen möchten. — — — Mir iſt ſo wehe bey Euch, daß mich verdreußt mit einer ſolchen verkehrten Nation umbzugehen. Wohlan nemmet meine Erinnerung und Vermahnung zu Herzen, mit ehiſtem wollen wir an unſeren Feinden ſehen, was ein ehrlich Gemüth und rechter Cavallier iſt. (Haffners Solothurniſcher Schauplatz).

Tagsbefehl gegen die Klatſchzungen zu St. Helena.

Nichts erzeugt im gemeinen Leben mehr Zwiſtigkeiten, Zänkereyen, Händel und Unordnungen, als die leidige Schwatzhaftigkeit, Zweyzüngigkeit, und jene, es giebt kein bezeichnenderes Wort, jene Klatſchſucht, in der beſonders die Weiber eine ſo unbeſtrittene Claſſicität bewähren. Aber triumphiren Sie nicht meine Schönen, auch andere Völker, die wir unter die geſitteten, nicht zu zählen belieben, theilen mit Ihnen dieſen Vorzug; und beſonders müſſen ſich die Bewohnerinnen der Inſel St. Helena darin ausgezeichnet haben, weil

der Magistrat es für nöthig erachtete, (im Jahr 1709) folgenden Tagsbefehl, der ganz auf das schöne Geschlecht gemünzt war, ergehen zu lassen:

In Betrachtung, daß viele müßige Schwätzerinnen auf der Insel es sich zur Beschäftigung machen, von einem Hause zum andern zu rennen, und allerley schädliche und ärgerliche Gerüchte auf Rechnung des bessern Theils der Einwohner zu erfinden und zu verbreiten, und dadurch nicht nur unter den Nachbarn, sondern öfters sogar unter den Ehegenossen, Streit zu erregen und den Samen der Zwietracht auszustreuen, welches Betragen jeder Freundschaft und guten Nachbarschaft zum Verderben gereicht, und allen friedliebenden Leuten Verdruß und Unruhe verursacht; in der Absicht, solche Mißbräuche zu bestrafen und abzuschaffen, so wie auch allen Mißhelligkeiten ein Ziel zu setzen, und die Verhältnisse der Freundschaft und Liebe zu behalten, und aufs Neue zu beleben: haben wir verordnet und verordnen, daß alle Weibspersonen, welche von heute an überwiesen werden können, Reden und Gerüchte von Hause zu Hause getragen, Zänkereyen angestiftet, verläumdet, sich der Trunkenheit oder irgends eines andern notorischen Lasters schuldig gemacht zu haben, entweder durch Untertauchen unter das Wasser bestraft, oder mit körperlicher Züchtigung belegt, oder ihre Vergehungen auf irgend

eine andere Art geahndet werden sollen, je nachdem der Fall es erfordert, und der Gouverneur sammt dem Magistrat es zuträglich erachten.

Man mag dieses Edict sowohl von Seite seiner Motivirung als seines Endzweckes, im Ernst oder im Scherz betrachten, so wird man nicht umhin können, zu wünschen, daß wenigstens ein ähnliches auch in unsrer bürgerlichen Gesellschaft ergehen möge. Aber — für den Fall, daß die Ahndung dieselbe bliebe — wie würde es dann mit dem Bestand unsrer Schiffahrt aussehen?! — —

Orientalische Eifersucht.

Ein Brief aus Travancore vom 4ten März 1810 erzählt folgendes schreckliche Beyspiel davon: Eine heftige Erderschütterung hatte während der Nacht einige Häuser in einer der Citadellen zusammen gestürzt. Im nähmlichen Augenblick brach eine Feuersbrunst aus, und die Einwohner, durch doppeltes Unglück in Schrecken gesetzt, retteten sich eilends aus der Stadt ins Freye. Unter diesen befand sich eine große Anzahl Weiber, welche im ersten Augenblick des Schreckens fast nackt aus dem Serail des Rajah entflohen waren. Die Einwohner nahmen dieselben sehr freundschaftlich und zuvorkommend auf, und begleiteten sie den Tag dar-

auf in die Citadelle zurück. Was that der Nasah? — Nichts weniger, als daß er diese sämmtlichen Weiber — auf der Stelle — enthaupten ließ, als solche, die sich Männeraugen Preis gegeben hätten; nicht genug, noch außerdem ließ er fünf von den Begleitern — die Augen ausstechen, weil sie sich erfrecht, die Gemahlinnen ihres Souverains anzuschauen!

Merkwürdiger Gevatterbrief vom Jahr 1516.

In der damahligen Zeit war es üblich, mit neu gegossenen Glocken die nähmlichen Ceremonien zu machen, wie bey neu gebornen Kindern: man hielt eine Taufe, bath Gevatter u. s. w. Als daher im oben benannten Jahr zu Klein-Vorgel im Thüringischen eine Glocke getauft werden sollte, sann man auf einen Pathen, und fertigte an den Stadtrath zu Mensted nachstehenden Gevatterbrief ab:

Unsere freundlichen Dienste zuvor, Ehrsame, Weise Herren!

Wir seynd willens, wils Gott, unsere Glocken, auf den Sonntag Exaltationis Sanctae Crucis nechstkommenden, nach Ordnung der heiligen christlichen Kirchen, zu weihen und tauffen zu lassen, wollet auf vermeldete Zeit zumb Got-

tes willen bey uns, sammt andern guten Freunden erscheinen, vnd Groß Pathe mit seyn. Wollet das Lohn von den Allmechtigen Gott vnd dem Patrono Sancto Sixto, vnd der heiligen Jungfrauen St. Julianen nehmen. So wollen wirs willig gerne verdienen. Datum den Sonntag nach Aegidii Anno 1516.

Curt vnd Claus Vitzthum
von Eckstett, sammt den
Altarleuten.

(Olearii hist. Arnstad).

Titulatur des Königs von Persien.

In dem aus dem Türkischen übersetzten Bericht des Dourcy Effendi, Gesandten der ottomanischen Pforte an den König von Persien, heißt es, daß dieser ihn, nach Anhörung des Glückwunsches, fragte: „Ist Euer Herr gesund am Gehirn?“ (Dieß ist die Manier, sich im Orient um das Befinden eines Andern zu erkundigen). — Redete der Gesandte von seinem Herrn, dem Sultan, so sagte er aus Respect: „Ihre Majestäten;“ hingegen, sprach er den Nahmen der Gottheit aus: so bediente er sich bloß der einfachen

Zahl, nähmlich, es hieß: „Seine Majestät, die Schöpfer der Welt.“

Der Schwedenkönig Fiölner ertrinkt in einer Methkufe.

Die Regierung dieses Königs (er war der Sohn Yegwe-Freys) war eine der glücklichsten; nicht minder auch die seines Nachbars Frode, der zu Lethea residirte. Beyde Fürsten kamen oft zusammen, um ihre Zufriedenheit, ihr Glück beym vollen Pocale zu feyern. Einst als Fiölner seinen königlichen Freund besuchte, traf er schon zahlreiche Gäste an, die zu einer großen Mahlzeit geladen waren, und dieser unerwartete Umstand diente nur dazu, seine Fröhlichkeit zu vermehren. Der Meth was damahls ein sehr beliebtes Getränk, und wurde im größten Uebermaß genoßen. Frode hatte unter dem Speisesaale ein eigenes großes Zimmer bereiten lassen, welches ganz mit Meth angefüllt war, und zwar so, daß man von der Tafel nur an den Boden langen durfte, um dieß Getränk aus den angebrachten Oeffnungen heraufzuschöpfen (1) —.

Niemahls wurde wackrer gezecht als an diesem Tage, der Abend kam heran, und die Gäste waren sammtlich im höchsten Grade betrunken. Fiöl-

ner mußte durch seine Leute auf sein Schlafzimmer gebracht werden. Spät in der Nacht aber, da er von einem Besuch des heimlichen Gemachs wieder auf sein Zimmer zurück gehen wollte, verfehlten seine betäubten Sinne den Weg; er verirrte sich in den Speisesaal, kam unglücklicher Weise an die große Methkufe, gleitet aus, fällt hinein — und stirbt des süssesten Todes. Auf das tragische Ende dieses Fürsten machte Thiodolph von Hoin folgendes Sinngedicht:

Todesgericht
Das Fiölnern traf,
Ward verbreitet
In Frode's Pallast:
Den Beherrscher
Von Odins Ländern
Hat verschlungen
Die stille See!

Zwey wenig bekannte Anecdoten von Joseph II.

Von keinem Monarchen aus der neuern Zeitgeschichte, selbst den großen Friedrich nicht ausgenommen, hat man so viel characteristische Anecdoten, als von Joseph II.; die beyden folgenden

sind mir noch nicht vorgekommen, und ich theile sie mit, weil ich, vielleicht nicht mit Unrecht glaube, daß sie überhaupt wenig bekannt sind.

Trotz seiner schwankenden Gesundheit, traf der Kaiser gleichwohl alle Anstalten, zur Armee abzureisen; er hatte sein Testament gemacht, kurz, Alles eingeleitet, um jeden Augenblick die Reise antreten zu können. Den Vorabend als Joseph durch einen matt erleuchteten Gang aus seinem Cabinett in seine Zimmer gehen will, begegnet er einem jungen Officier ohne Uniform, der gleichfalls Tags darauf abreisen sollte, aber seiner, im Sterben begriffenen Mutter wegen, den Cabinettssecretär Danton um Aufschub bitten wollte. Der Kaiser erkennt ihn, und fragt um sein Vornehmen. „Ich wollte zu Herrn Danton gehn," antwortete der Offizier betroffen. Der Kaiser, menschenfreundlich wie er war, erboth sich ihn selbst dahin zu führen; und der junge Mann, durch diese Gnade aufgemuntert, entdeckt dem Monarchen seine Angelegenheit. „Sie müssen" sagte der edle Joseph gerührt, Ihre Abreise verschieben; Sie waren Sohn, bevor Sie Soldat wurden." Wie ganz eines Josephs würdig!!

Nicht minder grosmüthig zeigte sich der herrliche Monarch kurze Zeit darauf im Bannat. Ein Hause wallachischer Bauern bestürmte ihn mit Bittschriften. Die Zudringlichkeit war zu arg,

und

und Joſeph war ſchon im Begriff, den Jan-hagel mit einer Hand voll Geld abzufertigen, als er mit einem immuthigen Blick auf die Menge verdrießlich ausrief: „Es iſt gegen das Syſtem" — Das verfluchte Syſtem!" ſagte der hinter dem Monarchen ſtehende Fürſt Joſeph Poniatowsky, halblaut, ohne zu glauben, daß der Kaiſer es hört. Allein dieß war gleichwohl der Fall; Joſeph wandte ſich um, und fragte den Fürſten, was er geſprochen habe. Poniatowsky ſchwieg, aber der Kaiſer drang auf Antwort „Sire, ich habe geſagt: das verfluchte Syſtem." — „Und warum das?" fuhr ihn der Monarch raſch an? „Sire" entgegnete der Fürſt mit edlem Selbſtgefühl „weil, ſeitdem ich die Ehre habe, in Ihrem Gefolge zu ſeyn, ich bemerkt habe, daß Ihre erſte Bewegung ſtets voll Güte iſt, und daß dann das Syſtem dazwiſchen kommt, Sie aufzuhalten!" — Ohne aller Antwort, griff der Kaiſer ſchnell in die Taſche, und überraſchte die betroffenen Bauern mit einer Hand voll Ducaten! —

Der Pfalzgräfinn Charlotte, Gemahlinn Carl Ludwigs Churfürſten von der Pfalz poſſirliche und doch ſehr ernſthafte Eheklagen an Kaiſer Leopold I.

— — Es wird verhoffentlich E. Kaiſerl. Maj. nicht unbewußt ſeyn, was maßen wir uns

ungefähr vor 11 Jahren mit dem Durchlauchtigſten Fürſten, Karl Ludwig, Pfalzgrafen bey Rhein, des h. Reichs Churfürſten ꝛc. in eheliche Verlöbniß eingelaſſen, zu welcher Zeit Seine Liebden ſowohl im vielfältigen vor der chriſtlichen Kopulation mit uns geführten Diskurſen, als in ipso actu copulationis uns eine immerwährende Liebe und eheliche Treue, wie unſrer Seits auch geſchehen, höchſt betheuerlich zugeſaget, welches uns denn zu einer ſolchen Gegenliebe animiret, daß wir Ihrer Liebden, nach unſerm beſten Vermögen, ſo viel als weibliche Schwachheit zugelaſſen, in ehelichem Gehorſam alſo aufgewartet, daß Ihre Liebden die geringſte Urſache nicht finden werden, mit wohlgegründetem Zug ſich wider uns zu beſchweren. So haben wir auch, durch Gnade Gottes, zwey junge Prinzen und ein Fräulein mit einander in ehelicher Liebe gezeuget, daß alſo Ihre Liebden ſich billig ſollten gemäßigt haben, uns die denegationem cohabitationis *) unſchuldiger Weiſe aufzudringen (!) — — Als wir einsmahls, nach fürſtlichem Brauche, Ihrer Liebden einen ſchönen apfelgrauen neapolitaniſchen Hengſt, mit allem Zube-

*) Nach dem dritten Kindbette verweigerte ſie ihm aus eitlem Eigenſinn die eheliche Beywohnung.

her, zum neuen Jahre verehret, hat er uns gesagt (der Churfürst nähmlich): „Schatz, wir begehren hinführo solche Präsente nicht mehr, welche unsre Schatzkammer verringern" und haben noch selbigen Tag dasselbe einem schlechten vom Adel verehret, welche Beschimpfung uns denn so wehe gethan, daß wir es unsrer Kammerjungfer Mariä Susannä von Degenfeld, von dero unzüchtigem ehebrecherischen Beginnen wir zur Zeit das Geringste nicht gewußt, mit weinenden Augen geklaget.

— — Es ist uns aber nicht lange hernach von einem sehr vertrauten Diener ein sehr nachdrückliches lateinisches Briefstein, welches er in unsers Herrn Gemahls Gemach ohngefähr (??) gefunden, eingehändigt worden, dessen Inhalt wir hier beyzufügen, nicht umgehen können, und lautet: (Hier folgt das nachdrückliche zärtliche Brieflein der Degenfeld an den Churfürsten in lateinischer Sprache). Als wir nun diesen unzüchtigen Brief, vielleicht durch Schickung Gottes (??) also bekommen, haben wir alsobald denselben mit großer Bestürzung übersehen. Weil wir aber in der lateinischen Sprache nicht zum besten erfahren, haben wir den wohlgebohrnen Johann Jakob Grafen von Eberstein, unsern Herrn Vetter, zu uns berufen lassen, welchen wir freund- und vetterlich ersuchet, ob er uns wolle in Dollmetschung besagten Briefleins zu Hülfe kommen,

welches er uns redlich geleiſtet; aber es iſt nicht zu ſagen, was große Bekümmerniß damahls unſer Herz eingenommen! — haben uns derowegen aus verwirrtem Gemüthe (??) ſo weit erkühnet, und gemeldeter Degenfelderin, welche damahls nicht zugegen, Treſurlein aufbrechen laſſen, (wozu ein Weib doch durch Eiferſucht verleitet werden kann!) und, nach fleißiger Durchſuchung folgende drey Unglücksbriefe gefunden (Nun folgen drey lange lateiniſche Liebesbriefe des Churfürſten an die Degenfeld, aber alle ſehr reſpectvoll titulirt, z. B.: Generosissimae Virgini, D. Mariae Susannae a Degenfeld, Turnan et Neuhausen).

Aus welchen wir genugſam haben vernehmen können, daß unſer Herr Gemahl uns alle Treue und Liebe aufzuſagen bedacht ſey, welchem dann bey Zeiten vorzukommen wir uns bedacht, auf begebende Gelegenheit ſolches Ihrer Liebden verblümter Weiſe (!) zu verſtehen zu geben, ſo denn auch geſchehen. — — Da ſichs zugetragen, daß Ihre Liebden der Herrn Markgraf (Fridrich von Baden) einmahl als wir eben zu der Tafel geſeſſen, uns zugeſpochen: „Wie meine Frau Schweſter, wie ſo traurig?“ Wir aber antworteten: „Geliebter Herr Bruder, vielleicht finden ſich noch wohl Urſachen unſrer Traurigkeit. „Worauf unſer Herr Gemahl ganz erröthet ſagte: „Es iſt nichts

Neues, daß meine Frau Gemahlinn, ohne gegebenen Urſache, zürnet." — Wir aber konnten Ehren halber ſolche Rede nicht unbeantwortet laſſen (das verſteht ſich —) ſondern ſprachen: „Diejenigen, welche die Mägde lieber ſehen, als die Frauen, machen mich zürnend." (Das war nähmlich auf die vorgeſetzte verblümte Weiſe). Worauf unſer Herr Gemahl ſich geſtochen befunden, auch vor Zorne ganz verblichen, und uns in Gegenwart beſagter fürſtlicher Perſonen, eine ſolche harte Maulſchelle verſetzte, daß wir uns wegen des verdrüßlichen Naſen-Wiſchens, von der Tafel hinweg begeben mußten.

Ihre Liebden aber der Herr Markgraf, hat mächtig darüber geeifert, und auf italieniſch (franzöſiſch war damahls noch nicht die Hofſprache —) zu unſerm Herrn Gemahl geſagt: „Signore Electore, troppo è questo." Unſer Herr Gemahl antwortete hierauf: „Mio fratello, Signore Marchese, mà cosi ha voluto" *) — (Nun folgt eine Erzählung, wie der Markgraf

*) Er hatte ihr nähmlich bey einer früheren Gelegenheit gedroht „ſie mit einer Maulſchelle zu belohnen" wenn ſie ihn einen unredlichen Fürſten ſchelten würde.

dem Churfürſten zugeredet, und die eheliche Verſöhnung bewirkt habe). Wir aber haben uns zum Abendeſſen entſchuldigen laſſen, daß wir, wegen nöthiger Verfertigung etlicher Schreiben an Ihro Liebden, Herrn Wilhelm, Landgrafen in Heſſen, unſern herzgeliebten Herrn Bruder, und deſſen vielgeliebte Frau Gemahlinn, Frau Hedwig, auch unſer Fräulein Schweſter, Fräulein Eliſabeth aus Heſſen nicht könnten bey der Tafel erſcheinen.

Weil aber unſer Herr Gemahl befürchtet, wir möchten unſerm Herrn Bruder, in gemeldten Schreiben, was ſich zwiſchen uns zugetragen, eröffnen, iſt er derowegen des Nachts um zehn Uhr mit Begleitung zweyer Pagen, in unſer Gemach gekommen, und hat daſelbſt angeklopft. Als wir nun vor die Thüre gegangen, und Seine Liebden angetroffen, haben wir uns, wegen ſo unverhoffter Beſuchung, nicht wenig verwundert, und geſagt: „Wie beſucht mich mein Schatz ſo ſpät?“ — Seine Liebden antworteten hierauf, nachdem ſie die beyden Leibpagen wieder zurück geſchickt hatten: Ich habe ſchauen wollen, ob Euer Liebden mir dieſe Nacht wollen Raum geben, in ihrem Bette zu ruhen?“ — Weil uns aber dazumahl eben die ungebührlichen Briefe eingefallen, und in Betrachtung, daß wir von hohen fürſtlichen Aeltern gebohren, uns

gar zu schwerlich vorkommen, zu solchen Ungebührlichkeiten gar stille zu schweigen, und uns nur gebrauchen zu lassen, wenn man eine andere nicht haben kann; derowegen wir gesagt: „Mein Herr Gemahl, ich bin gänzlich dahin entschlossen, fürohin allein zu schlafen, bis sich Ihro Liebden resolviren, mir eine Person in meinen Gehorsam zu liefern, mit gegebener Vollmacht, dieselbe, wegen begangenen groſsen Frevels, wohlverschuldeter Weise abzustrafen." — — — Das Verbrechen ist so groß, daß die Person, von der ich rede, es nicht anders, denn mit ihrem Blute würde bezahlen können." — „Ey mein Schatz" sagte unser Herr Gemahl „das Urtheil ist allzu scharf." — — Wir zogen derohalben den Brief, welchen unser Diener gebracht, aus dem Sacke, und fingen an, mit heller Stimme darinn zu lesen — Unser Herr Gemahl lachte darüber, und sprach: „Alles lauter Scherz" (Der Churfürst deutete nun die Brieflein als — bloſse Sprachübungen aus —). Unser Herr Gemahl sagte: „Ich sehe wohl, das fromme Fräulein hat alle Gnade und Huld bey Euch verloren, liegt derohalben mir ob, sie in Sicherheit zu bringen. — Weil es aber schon sehr spät ist, wolle mein Schatz mich berichten, ob es ihr beliebig sey, mich allhier zu entkleiden." (Nun

folgt eine Versöhnungsscene „mit einem herzlichen Umfang“ [Umarmung], und von Seite des Churfürsten die Versicherung: „hinführo eine friedliche Ehe zu besitzen, welches vielleicht auch geschehen wäre, „wo der leidige Teufel nicht sein Unkraut ausgefürt hätte“).

— Nach drey Tagen, als der Durchlauchtige Herr Markgraf von Baden wiederum nach seiner Residenz Durlach verreiset, kam eben dazumahl ein Patent von E. Maj. glorwürdigstem Herrn Vater, Ferdinande, höchstseligen Andenkens, nach Heidelberg, mit welchem unser Gemahl auf den angestellten Reichstag nach Regensburg citirt worden, wohin wir uns dann auf gesetzten Termin neben unserm Herrn Gemahl erhoben. — — Als wir aber nach Verfließung etlicher Wochen wiederum zu Heidelberg angekommen, haben wir durch einen Edelmann, Nahmens Paul von Kleiningen, unserm Herrn Gemahl freundlich andeuten lassen, daß wir gesinnet seyen, Ihro Liebden zu begrüssen. Aber unser Herr Gemahl sagte mit großem Unwillen zu besagtem Edelmanne: „Sagt nur der kahlen Landgräfinn (also nennten uns Seine Liebden [!]) ich möchte mit keiner Landverderberinnn zu schaffen haben.“

Als uns nun solches angedeutet worden, haben wir uns nicht erkühnen dürfen, Seine Lieb-

den anzureden (Welche Unterthänigkeit!) sonden sind schnurstraks durch unsern Nebensaal in unser Gemach gegangen. Wir kamen aber kaum dahin, so hatten sich schon 40 von der Schweizergarde in unser Vorgemach eingestellt (!), welche befehligt waren, uns zu verwahren, und nicht heraus zu lassen, bis Ihro Liebden anders hierin gebiethen würden. Da mußten wir erst mit großer Betrübniß sehen und erfahren, daß wir, als eine geborne freye Fürstinn, eine Gefangene seyn mußten, — — resolvirten uns derowegen an unsern Herrn Gemahl selbst zu schreiben, und seine Liebden zu bitten, ob sie uns der höchstbeschwerlichen Verhaftung entbinden wollten. Setzten derowegen dieses Folgende an Seine Liebden auf, und schickten dasselbe durch einen jungen Edelknaben Seiner Liebden über die Tafel.

Nach den zärtlichsten Vorstellungen lautet der Schluß: bitte derohalben Euer Liebden um Gottes Willen, mich auf freyen Fuß zu stellen, und wenn ich etwas begangen, zuvor meine Verantwortung zu hören, denn ich diese Zeit hero wegen ungestümen Polterns und Rasselns der indiscreten Schweizer, nicht drey Stunden habe schlafen können.

Nach Verlesung dieses Schreibens befahl unser Herr Gemahl, man sollte alle Schweizer, bis

auf vier; wieder abstechen lassen, welches auch alsbald, mit unserm guten Vergnügen, geschehen. Ihre Liebden aber schickten uns einen Brief. Nach einigen Vorwürfen heißt es: So werdet Ihr auch wohl wissen, wie Ihr auf dem zu Regensburg gehaltnen Lustjagen mich beschimpfet, und als ich Euch, in meinem billig gefaßten Zorne, wegen begangener Leichtfertigkeit und muthwilliger Entblößung Euers Leibes (?!), in Gegenwart der auda versammelten Reichsstände, nur ein wenig gewehret, wir gleich alle eheliche Beywohnung auf ein halbes Jahr versaget; welches Verbrechen dann mich des ehelichen Bandes ganz entledigt, bin auch gänzlich dahin resoloiret, mich von Euch völlig, durch einen öffentlichen Actum scheiden zu lassen. Nun erzählte sie wie ihr der Churfürst mehr Freyheit gestattet, und ihr durch eine Kammerjungfer habe sagen lassen, daß er bedacht sey, „sich anderwärts zu verheirathen." Dann folgt ein Schreiben von 14ten April 1637 worinn er ihr von Ladenburg aus ankündigt, daß er bereits alle Anstalten getroffen habe, sich mit der Degenfeld ehelig zu verbinden, und zugleich ihr und ihren Kindern einen anständigen Unterhalt zusichert. Die Antwort hierauf war folgende:

Durchlauchtigſter Fürſt,
Hochgeborner Herr!

Aus E. L. Schreiben habe ich genugſam und mit höchſter Beſtürzung vernehmen müſſen, daß E. L. mich ganz und gar nunmehr verſtoßen, und nicht geſinnet ſeyn, mich für eine Gemahlinn zu erkennen; welches, ob es mir zwar wehe thut, Gott dem gerechten Richter befehlen will, werde mich auch hinführo als eine Witwe zu halten wiſſen, deren Mann noch bey Leben, und durch leichtfertige Entführung einer nichtswürdigen Metze von ſeinem rechtmäßigen Gemahl abgelenkt iſt. Für die guten Tractamenten, welche E. L. mir verſchaffet, thue ich mich höflich bedanken, werde mich auch befleißigen, gegen E. L. Concubine alſo zu verhalten, daß ſie nicht Urſache haben wird, ſich über mich zu beſchweren. — Heidelberg, den 15ten Aprill 1657.

Eurer Liebden

bis in den Tod geneigte,
anizo hochbekümmerte
Charlotte, rechtmäßige Churfürſtinn
bey Rhein.

Nach dreyen Tagen kam unſer Herr Gemahl wieder zurück, und brachte die von Degenfeld, in

Begleitung 100 neugeworbener Dragoner, mit sich. Da ging uns erst ein rechter Stich durchs Herz, als wir sehn mußten, daß unsre gewesene Dienerinn uns aus dem Sattel heben, und sich bey jedermann als eine Churfürstinn praesentiren sollte, wir aber uns im geringsten nichts gegen sie verlauten lassen durften. — — — Jetzt wird erzählt, wie sie, um ihren Gemahl „noch zu erweichen" an der Thüre des Tafelzimmers, mit ihren Kindern einen Fußfall vor ihm gethan, und es heißt weiter: Ihro Liebden Augen waren voll Wasser. Unterdessen kam die von Degenfeld daher gegangen, und sah uns also knien, und sprach frech zu unserm Herrn Gemahle: Signore Elettore, servate la parola di promessa. Auf solche Worte schlug unser Herr Gemahl seine Hände ob dem Haupt zusammen und ging seufzend hinweg. Wir aber konnten solche Unbilligkeit nicht länger sehen, sondern liefen in unser Gemach, und langten eine geladene Pistole, Willens, der von Degenfeld, als einer gottlosen und unkeuschen Eheverstörerinn eine Kugel durch ihr leichtfertiges Herz zu jagen; aber als wir dorthin kamen, und eben losdrücken wollten, ward uns die Pistole von dem wohlgebornen Grafen, Herrn Wolf Julius von Hohenlohe, abgenommen, und zu ein

nem Fenſter hinausgeſchoſſen. Unſer Herr Gemahl aber, ſolchen Schuß hörend, lief eilends heraus aus ſeinem Gemach, und fragte: wer geſchoſſen habe? — Wir ſagten: „Ach, lieber Schatz, ich habe es gethan, willens Ihro Liebden Ehre an dieſem Unthiere zu rächen.“ — Unſer Herr Gemahl aber ſagte: „Charlotte, Charlotte, laſſet dieſes unterwegens, wenn ihr nicht alsbald von hier abgeſchaffet ſeyn wollet.“

Hierauf erzählt Charlotte mit kläglichen Worten, daß ſie bey den Feyerlichkeiten, die zu Ehren der Ankunft des Herzogs von Würtemberg veranſtaltet worden, nicht ein einziges Mahl zur Tafel geladen, daß ſie endlich auch „ein Mahlzeit“ habe zurichten, und mehrere fürſtliche Perſonen dazu habe einladen laſſen, wobey aber ihr Gemahl nicht erſchienen ſey. Dann heißt es weiter:

Unſer Herr Bruder, Herzog Eberhart verſprach uns bey der Hand, Seine Liebden wollten ſich äußerſt dahin bemühen, uns wieder zu reconciliiren; inſonderheit aber wollten Seine Liebden, nach Dero Heimkunft, alſobald an ihren Vaſallen, Guſtav von Degenfeld, gemeldter Erzmaitreſſe Bruder, ſehr ernſtlich ſchreiben, mit dem Befehle, ſeine Schweſter alsbald zurück und nach Hauſe zu fordern, im widrigen Fall wollten ſie ihre Lehen zu ſich nehmen, und einem andern conferiren. — Unterdeſſen ſollten Wir

an Ihro Kaiſerl. Majeſtät unterthänigſt ſupplici-
ren, ob dieſelben geruhen wollten, durch allergnä-
digſte Interpoſition uns wieder zu vereini-
gen. Zu welchem Ende wir denn E. Kaiſerl. Maj.
hiermit alle Acta, was ſich die Zeit her zwiſchen
uns zugetragen, unterthänigſt berichtlich eröffnen
wollen, damit dieſelben, nach Dero hohem Ver-
ſtande, deſto beſſer hierüber erkennen möchten,
haben auch nicht unterlaſſen können, noch dieſes
hinzu zu ſetzen, daß unſer Herr Gemahl
dieſe drey Jahre hero weder mit Wor-
ten noch Werken uns weiter beleidi-
get, und wir verhoffen, Seine Liebden werden
eine ſolche Kaiſerliche Interceſſion wohl beherzi-
gen, und uns, als eine bedrängte und ſehr be-
trübte Fürſtinn, auf einmahl wieder begnadigen,
und nicht gar in ſolchem Kreuze ver-
ſinken laſſen. Bitte derohalben nochmahls E.
Kaiſerl. Maj. in unterthänigſter Demuth, dieſel-
ben geruhen doch, durch Dero hochanſehnliche
Vorbitte (!), die Sache dahin ſchicken zu helfen,
daß auf dem angeſtellten Conventstage zu Dur-
lach etwas Wichtiges möge ausgerichtet werden,
welches dann ſehr wohl befördern könnte, wenn
Ew. Kaiſerl. Majeſtät Deroſelben gefallen ließen,
einen Legaten cum plenipotentia tractandi da-
hin zu ſchicken; für welches wir uns unterthänigſt
erbieten, Gott den Allmächtigen inbrünſtig anzu-

rufen, daß er Ew. Kaiserl. Maj. beständige Gesundheit, langes Leben, auch glückliche Regierung und erwünschten Sieg wider Dero Feinde, und alles Wohlergehen verleihen möge. Datum Heidelberg, den 16. July, 1661.

Ew. Kaiserlichen Majestät
alleruntherthänigst gehorsamste Dienerinn, Charlotte, Pfalzgräfinn bey Rhein, geborne Landgräfinn zu Hessen.

(Lünigs teutsche Reichskanzley).

Dieses Schreiben hatte nicht den gewünschten Erfolg: die Degenfeld wurde vom Kaiser als Raugräfinn, wozu sie der Churfürst ernannt hatte, bestätigt, und ihre Kinder führten denselben Titel. Die einzige Genugthuung, welche der gekränkten Charlotte ward, bestand darin, daß sie ihre Nebenbuhlerinn, die im 14 Wochenbett starb, und ihren Gemahl, überlebte. —

Fabel der Chineſen vom Urſprung des Thees.

Als um das Jahr 519 Daema, Sohn eines indiſchen Königs nach Sina kam, um ſeine Religion zu predigen, befliß er ſich eines ſo ſtrengen Wandels, daß er nur von Kräutern lebte, und in Folge eines Gelübdes niemahls ſchlief, ſondern die Nächte mit Betrachtungen über das göttliche Weſen hinbrachte. Nach mehreren Jahren aber geſchah es, daß ihn der Schlaf übermannte; er erwachte, und unmuthig über dieß Verbrechen, ſchnitt er ſich die Augenwimpern ab, und ſchleuderte ſie zornig hinweg. Wie erſtaunte der Selbſtbüſſende aber, als er Tages darauf dieſe beyden Augenwimpern in zwey Stauden verwandelt ſah? Es waren ſolche, die man nun Theeſtauden nennt. Er koſtete davon, und erfuhr die Wirkung, daß ſein Geiſt viel regſamer und heller in ſeinen heiligen Betrachtungen wurde. Er empfahl hierauf dieſes Mittel ſeinen Jüngern, und ſo begründete ſich der Gebrauch des Thees!!

Kaiſer Otto I. Selbſtbeherrſchung.

Wenn die Großen der Erde im Sturm heftiger Leidenſchaften ſich ſelbſt zu bändigen wiſſen, und denjenigen, von welchen ſie ſich beleidigt wäh-

nen, auf Kosten ihrer eigenen Würde, Mensch zum Menschen, Gerechtigkeit wiederfahren lassen: dann bewähren sie den Adel der wahren Großmuth.

— — Dessen hat man ein Beyspiel an Kaiser Ottone; derselbe als er Anno 962 das Osterfest begangen, und auf des Kaisers Tafel unter andern Speisen ein Osterflecken aufgestellet worden, ist ein junger Herzog aus Schwaben herbey gegangen, und hat ein Stück davon abgebrochen. Dieß hat des Kaisers Truchseß ersehen, und deßhalb den jungen Herzog mit seinem Stabe über den Kopf blutrünstig geschlagen. Des Herzogs Hofmeister, Heinrich von Kempten genannt, ist durch solche Beschädigung seines jungen Herrn dermassen ergrimmet, daß er den Trußseß darüber stracks auf der Stätte umgebracht. Inmittelst ist der Kaiser zum Handel kommen, und als er den Entleibten gesehen, hat er ernstlich befohlen, daß man den Thäter sollt hinführen, und mit dem Schwerte öffentlich zum Tode richten. Dieser hat um Verhör, und um Gottes und des hohen Fests willen, seiner mit so strengen Prozeß zu verschonen, gebeten; aber der Kaiser war über der schrecklichen That dermaßen erhitzt, daß er des Mißthätigen Bitte nicht wollen erhören, sondern ernstlich mit ihm fortzufahren befohlen. Als nun kein Bitten und Flehen wollen Gehör finden, und der von Kempten gesehen, daß es um sein Leben gethan,

ist ihm der Muth gestiegen, daß er den Kaiser ergrimmet angefallen, zu Boden gestürzet, und sehr übel gehandelt, und zu erwürgen unterstanden, daß der Umstand nicht wenig Arbeit gehabt, indem sie den Kaiser Rettung geschaffet.

Um solcher groben Mißhandlung willen, sind die Executores der zuvor gefällten Urtheil alsbald mit gedachten von Kempten zur Wahlstatt verfahren, aber der Kaiser, da er sich erhohlet, hat den Verdammten lassen zurück vor sich berufen, und ihn dergestalt angeredet: Ich erkenne, daß nicht du, sondern Gott mich durch deine Hand geschlagen und gezüchtiget, um daß ich als Obrigkeit Verhör deiner Sachen, Klag und Entschuldigung, aus übereiltem Zorn verweigert, weil ich meines Amtes vergessen, ohne rechtmäßige Erkenntniß und Kundschaft, dich an diesem großen Tag des Herrn verdammt, hat Gott deine Disciplin und Züchtigung über mich verhängt, so rede nun deine Nothdurft, darauf ich mich, nach Befindung deiner Schuld oder Unschuld, wisse zu verhalten.

Der von Kempten etzählet den Verlauf der beschehenen Entleibung der Wahrheit gemäß, und was maßen er durch die harte Beschädigung seines jungen Herrn, dem er zum Beystande und Schirme verbunden, mit Zorn und Sorgen übereilet, dem Truchseß hiernieden einen Streich zugefüget,

doch ihn umzubringen keinen Vorsatz gehabt: daß er aber an ihm den Kaiser erwachsen, sey eben aus der Ungeduld hergerühret, daß er das Verhör abgeschlagen, und ihn unüberwunden ohne Erkenntniß seiner Sache zum Tode verdammt; darum er mit dem Vergriff an seiner Person, das strenge Urtheil thätlich zu verschulden, in Sinn genommen, mit höchster Bitte, die Sache der Billigkeit nach zu erwägen, und die angeborne kaiserliche Milde, deren bisher Andere in schweren Sachen genossen, der strengen Justiz vorzusetzen. — Nach solcher Erzählung hat ihn der Kaiser der begangenen Entleibung ledig gesprochen, die Antastung seiner Person für Gottes Züchtigung erkennet, jedoch, um daß er ihn den Bart ausgerauset, befohlen, daß er sich unter sein Angesicht zu kommen, eine Zeit lang sollte enthalten. (Speyerische Chronik).

Fanatische Unterwürfigkeit der Dienerschaft des Serails.

Sultan Selim III. ging eines Tages durch eine der eisernen Pforten des Serails, welche an das Meer stößt, um sich zu dem Kiosk zu begeben, wo er sich zu einer Lustfahrt einschiffen woll-

te. Einen Capidgi (Pförtner) kam, als er eilfertig ein kleines eiſernes Gitter öffnen wollte, die Hand zwiſchen dieſe Thüre und die Mauer. Die Verſchnittenen und die Pagen ſtanden bereits in Reihen, und die Boſtandgis ausgedehnt an dieſem Gitter. Der Unglückliche litt die grauſamſten Martern, ohne jedoch eine Aeußerung zu thun; er blieb in dieſer ſchmerzhaften Einzwängung, mit zerquetſchter Hand, die ganze Zeit, die der Sultan zum Vorbeygehen nöthig hatte. Der arme Pförtner litt Höllenqual, er ſank bewußtlos zuſammen, und als man ihn wegtrug, und dabey die Gitterthüre wieder zuſchlug, ſiehe — da fallen vier abgeklemmte Finger zur Erde! — Dieſer elende Sclave einer zügelloſen Tyranney würde indeß gleichwohl lieber umgekommen ſeyn, ehe er es gewagt hätte, ein Zeichen des Schmerzes von ſich zu geben, um die ſtrengen Geſetze des Stillſchweigens oder des tiefen Reſpectes nicht zu verletzen, den man hier der geheiligten Perſon der türkiſchen Majeſtät ſchuldig iſt. (Beauvoisin tableau de la cour Ottoman) O Menſchenwürde! O Sclavenſeelen;

Conrads, Bischofs von Würzburg Edict im Jahre 1521 die Moralität der Geistlichen betreffend.

Zur Ehre der Religion sind die Zeiten vorüber, wo es nöthig war, der Ausgelassenheit der Priester durch eigene Verordnungen Schranken zu setzen; und die Erinnerung an das nachstehende Edict kann daher nur eine Apologie auf die Sittlichkeit unsrer heutigen Diener der Kirche seyn. Es lautet:

Wir haben mit inniger Betrübniß vernommen, daß die meisten Mitglieder des geistlichen Standes sich und andere durch ein unreines Leben beflecken; daß sie an Festtagen mehr ihren Lüsten, als dem wahren Gott opfern, sich auf Wettkämpfe im Saufen herausfordern, und dann eben so schändlich den Wein wieder von sich geben, als sie ihn hineingeschüttet haben. Aus diesen Trink- und Spielgelagen entstehen Lügen und Betrügereyen, Zank und Streit, Gotteslästerungen, Schlägereyen, und selbst Todtschläge. Diese Säufer und Wollüstlinge trachten nur nach Schmäusen, Almosen und Geschenken, und halten alles für erlaubt, was ihnen Vortheil bringt. Wir untersagen daher bey Strafe des Bannes und der Suspension von Amt und Einkünften, alles Nöthigen und Zwingen zum Trinken. Wir verbiethen bey

gleicher Strafe alles Spielen in Bret und Karten um Geld, oder das Dulden solcher Spiele in geistlichen, oder Gott geweihten Häusern; alles Sehen und Aufführen von unehrbaren Schauspielen; und noch mehr das Unterhalten oder Besuchen von Beyschläferinnen und öffentlichen Weibern, so wie das Mitnehmen von unechten Kindern an den Altar, oder in Bäder, oder in Schenken, oder andere öffentliche Häuser.

Eine ähnliche Verordnung erging neun Jahre hierauf auf dem Reichstag zu Augsburg, worin es unter Andern hieß: daß Domherren nicht mehr auf öffentlichen Trinkstuben spielen, oder sich einander zum Saufen herausfordern, daß sie sich des Schwörens und Gotteslästerns enthalten, keine Vögel mit in die Kirche nehmen, und nicht mehr Räuberey treiben, oder durch ihre Knechte treiben lassen sollten. (Wirzburgische Chronik.)

Georg Herzogs v. Clarences originelle Todesart

hatte viel Aehnliches mit dem seltsamen Ende des alten Schwedenkönigs Fiölner, nur mit dem Unterschiede, daß jener sie selbst wählte. Eduard IV. sein Bruder, der ihn hinrichten

laſſen wollte, überließ ihm als letzte Gunſt die Wahl ſeines Todes, und Georg erklärte, daß er in einem mit Malveſier gefüllten Faß ertrinken wolle. Dieſe ſonderbare Hinrichtung wurde denn auch an ihm vollzogen. (Ernſt. hiſt. Bilderſ.)

Erklärung über das Zutrinken im Jahre 1524.

Die nachſtehende Urkunde über das Zutrinken, deren ſeltſame Veranlaſſung in ihr ſelbſt enthalten iſt, wurde zu Heidelberg eigenhändig unterzeichnet von den damahligen Churfürſten von Trier und Pfalz, von den Biſchöfen von Würzburg, Strasburg, Freyſingen, Speyer, Utrecht, Regensburg, ſo wie von den rheiniſchen Pfalzgrafen Fridrich, Wilhelm, Ludwig, Otto Heinrich und Philipp, von dem Markgrafen Caſimir von Brandenburg und Landgraf Philipp von Heſſen.

Nachdem Wir alle jetzunder, (beginnt dieſe Urkunde) eigener Perſon auf der Fröhlichkeit eines Geſellen Schießens der Armbruſt beyeinander allhier zu Heidelberg geweſen, bey uns bedacht und erfunden, daß aus Gotteslästerungen und bishero gebrauchten Zutrinken vielerley Bosheit, Unrath und verderblicher Unwillen in ganzer teutſcher Na-

tion entſtanden und erwachſen; darum uns Gott dem allmächtigen zu Lob, und zuvorkommen ferneren Unrath, mit einander einhelliglich entſchloſſen, und bey unſeren fürſtlichen Worten einander zugeſagt nnd verſprochen, und thun das in Kraft dieſes Zeichens, daß unſer jeglicher Churfürſt und Fürſt obgemeldt, wir ſeyn geiſtlich oder weltlich, nun führohin für unſre eigene Perſon der Gotteslästerung und Zutrinkens ganz oberhalb (!) uns enthalten und mäſſigen, auch allen und jeglichen unſerer Ober- und Unteramtleuten, Hofgeſind und Dienern, Unterthanen und Verwandten bey einer nähmlichen Strafe ernſtlich gebiethen, dergleichen bey der Ritterſchaft in eines jeden Fürſtenthum und Landes geſeſſen fleißiglich bitten und daran ſeyn ſollen und wollen, ſich gleichermaſſen, wie Wir des Gotteslästerns und Zutrinkens ganz oder halb zu enthalten, und müßig zu ſtehen, und welche unſer Amtleute, Hofgeſind, Diener oder Knechte ſolches zu halten Beſchwerung tragen, das überſehen und nicht halten wollen oder würden, den oder dieſelben ſoll unſer jeglicher zur Stunde mit Ausrichtung ſeines Lohnes beurlauben, an ſeinem Amte oder am Hofe nicht mehr zu bleiben geſtatten, desgleichen unſere Churfürſten und Fürſten, bey dem er geweſen, eine Schrift, wie er abgeſchieden, ſich dieſer Ordnung nach wiſſe ſer-

ner zu halten. Gleichermaſſen ſollen wir bey unſeren Amtsleuten, Hofgeſind und Dienern mit ihren Knechten, wie vorſtehet, die Dinge auch zu vollſtrecken verhoffen, und die Unterthanen, welche dieſes Gebot übertreten, und nicht halten würden, mit einer Pön, die darauf von einem jeden Churfürſten oder Fürſten geſetzet werden ſoll, ſo oft ſich das begibt, unabläßig ſtrafen, auch die vom Adel in eines jeden Fürſtenthum und Landſchaft geſeſſen, durch gebührliche Mittel und Wege, ſoviel möglich, daran zu weiſen unterſtehen. Wäre es aber, daß unſere vorgemeldten Churfürſten und Fürſten einen oder mehr in die Niederlande, in Sachſen, die Mark, Meklenburg, Pommern, oder dergleichen, da Zutrinkens die Gewohnheit, käme, und über fleißig Weigerung Zutrinkens nicht geübrigt ſeyn möchte, ſollen dieſelben ſolche Zeit mit ihrem Hofgeſinde und Dienern ungefährt und mit dieſer Ordnung nicht gebunden ſeyn.

Eine ſehr nachſichtsvolle, humane Ausnahme! —

Verſchwenderiſche Bäder.

Cleopatra pflegte ſich nicht ſelten in Roſenwaſſer zu baden; einſtmahls aber hatte ſie den ausſchweifenden Einfall, um ein ganzes Talent Gold

nach unſerem Geld um 12,000 Cronen, friſche Roſen kaufen, und ſie in ihren Schloßweiher werfen zu laſſen, um ſich darin zu baden. Man erräth, daß dieß nicht zu einer Jahrszeit geſchah, in welcher dieſe Blume häufig zu haben iſt.

Die Gemalinn des Nero, Poppäa badete ſich in Eſelmilch, und unterhielt beſtändig 500 Eſelinnen zu dieſem Zwecke, welche ſie auf ihren Reiſen überall begleiten mußten.

Der Stifter des Inquiſitionsgerichts.

Torquemado iſt der Name dieſes Ungeheuers, das überdieß noch ein Dominicaner war. Torquemado war Beichtvater der Königinn Iſabelle, welche ſchwach genug war, ſeinen Aufforderungen nachzugeben, indem ſie ihm zuſagte, bey ihrer Thronbeſteigung Alles zur Ausrottung der ſogenannten Ketzer aufzubiethen. Die kriegeriſchen Unruhen mit den Mauren verſchoben längere Zeit die Ausführung einer ſo barbariſchen Maßregel; doch als die Ordnung wieder hergeſtellt und Iſabelle regierende Königinn war, da drang der Mönch auf die Erfüllung jenes Verſprechens, und ſchlug zugleich die Inquiſition als das ſchnellſte und ſicherſte Verfahrungsmittel vor. Iſabelle willigte ein, und eine Bulle vom

Pabſt Sixtus IV. erlaubte, die Inquiſition in Arragonien, Valencia und Catalonien einzuführen. In kurzer Zeit verbluteten tauſend unglückliche Opfer in ganz Spanien; der fanatiſche Mönch triumphirte; aber auch Iſabelle würdigte ſeine Verdienſte: ſie ernannte ihn zum Großinquiſitor, und der Pabſt belohnte ihn mit dem Cardinalshut. Aber Terquemado verſtand auch ſein Amt; binnen 14 Jahren zitterten 100,000 Unglückliche vor ſeinem Blutgericht, von denen 6000 mit der Verbannung davon kamen! — Soll man verfluchen, oder bemitleiden?! (Wagners. hiſt. Lex.)

Verantwortung des Churfürſten von Sachſen Johann Friedrichs, gegen die ſchimpflichen Ausfälle des Herzogs Heinrich von Braunſchweig.

Als der Landgraf Philipp von Heſſen ſich im Jahre 1539 einſt auf der Jagd befand, brachten ihm einige aus ſeinem Gefolge zwey Fremde vor, die ſich für Brandenburgiſche Räthe, welche an das Kammergericht geſchickt ſeyen, ausgaben, und die man für verdächtig hielt. Dieſer Verdacht beſtätigte ſich bey näherer Unterſuchung auch wirklich, denn es zeigte ſich, daß es Abgeordnete des Herzogs Heinrich von Braunſchweig

waren. Der Landgraf, als erklärter Feind der Reformation und somit des Churfürsten von Sachsen, als eines der beyden Häupter des schmalkaldischen Bundes, wurde so aufgebracht, daß er den Churfürsten in mehreren Briefen mit den leidenschaftlichsten Schimpfnahmen herunter setzte, und ihn unter andern, einen Ketzer, einen Abtrünnigen, Rebellen, Kain, Nabal und Trunkenbold, ein Monstrum, schalt. Ganz im Geist dieser erbaulichen Zuschriften antwortete der Churfürst in einer sogenannten Verantwortung, die folgendes Fragment daraus hinlänglich characterisiren wird:

Verantwortung gegen des verstockten gottlosen, vermaledeyten, verfluchten Ehrenschänders, bösthätigen, und hirnsüchtigen Holofernes von Braunschweig, so sich Herzog Heinrich der Jünzere nennet, unverschämt Calphurnisch Schand- und Lügenbuch.

— — Daß wir je zu Zeiten mit unsern Herrn und Freunden einen guten Trunk in Fröhlichkeit gethan haben, gestehen wir; können nicht sagen, daß wir Recht dann gethan haben; wollens auch nicht vertheidigen, sondern zu Gott verhoffen, er wird uns Gnade verleihen, daß solches künftig nachbleiben möge; berufen uns übrigens auf männiglich, was wir für ein Leben führen, da wir

alle Morgen unſer Gebeth zu Gott thun, auch in der heiligen Schrift leſen. — Und es beſchuldige uns der von Braunſchweig, wie er wolle; ſo wiſſen wir doch vielmehr, daß unſer Trinken uns nicht zu einem ſolchen Trunkenbold gemacht, wie Herzog Heinrich, der gleich des Morgens trunken iſt, — heißt uns auch ein Monſtrum und Wunderthier in der Natur, Aeſopum u. d. gl. doch ſchmählich und unbedachtſam. Denn wiewohl wir nunmehro eines ſchweren Leibes ſind (?), ſo haben wir doch Gottlob unſere Glieder vollkommen, auch unſere Geſtalt einem rechten natürlichen Menſchen gleich, ohne alle der Natur Mißgeſtalt, Mangel, Deformation und Gebrechen. — Dazu hat uns Gott ein aufrichtiges Geſicht verliehen, daß wir den von Braunſchweig und einen jeden Biedermann fröhlich dürfen anſehen.

Beyſpielloſer Muth eines Inſulaners von St. Domingo.

Als die Spanier im Jahr 1502 die Inſel St. Domingo in Beſitz nahmen, ſtießen zwey ihrer Cavalleriſten Nahmens Valdenebro und Ponteverde, im weiten Feld auf einen einzelnen Indianer. Valdenebro wurde ihn kaum an-

ichtig, als er seinen Cammeraden zurück ließ, und mit eingelegter Lanze auf den Insulaner los rannte; dieser steht stille und drückt einen Pfeil auf seinen Feind ab, doch er verfehlt ihn, und in diesem Augenblicke stieß ihm Valdenebro die Lanze in den Leib. Mit der größten Kaltblütigkeit zieht der Indianer die Lanze heraus, und fällt dem Pferde des Spaniers rasch in die Zügel; schon ist er im Begriff ihn zu durchbohren, schon hat er ihm den Säbel an den Leib gebracht; da stößt Valdenebro ihm den Degen bis an den Griff in den Leib. Der Insulaner zieht auch diesen mit der nähmlichen Unerschrockenheit heraus wie die Lanze, und nöthigt seinen Feind, die Waffe, trotz dem, daß er sie fest in der Hand hielt, fahren zu lassen. Valdenebro, durch eine so seltsame Gegenwehr überrascht, will den langwierigen Kampf mit Einem Mahl beschließen, und senkt dem Indianer den Dolch bis an den Griff in die Brust; doch siehe! er zieht ihn mit eben der Gleichgültigkeit wie die Lanze und den Degen, ohne die Miene zu ändern, heraus. — Ponteverda, der bisher voll Erstaunen zugesehen hatte, eilte nunmehr seinem entwaffneten Cammeraden zu Hülfe. Der Indianer, obgleich ihm aus den drey tiefen Wunden das Blut haufig quoll, erwartet ihn mit der kältesten Fassung; aber noch drey eben so tödtliche Wunden, die ihm Pon-

teverde wüthend beybrachte, mußten seine Kraft erschöpfen, und er sank einige Augenblicke darauf todt zu Boden. — „So sahen sich" schließt der Original-Erzähler „zwey Reiter entwaffnet und in die Flucht getrieben von einem einzigen der Menschen, die sie kaum so gut als ihre Hunde hielten. Man kann nicht allein sagen, daß ein Krieger mit den Waffen in der Hand rühmlicher starb; sondern man sah auch die Sieger ihr Heil in der Flucht suchen, und den Besiegten mit allen Kennzeichen des Sieges umkommen; eine Seltenheit, wovon die Geschichte vielleicht kein Beyspiel hat." (Histoire de St. Domingue).

Woher kömmt die Benennung: Silhouette?

In Frankreich lebte ein Generalcontrolleur, dessen Thun und Lassen überall einen gewissen Kleinlichkeitsgeist ankündigte; alle seine Anstalten fielen ins Pedantische; er war groß im Kleinen. Dieser Mann nun hieß Silhouette — man belegte Alles was klein und unerheblich war mit seinem Nahmen; und bald nannte man die Schattenrisse portraits à la Silhouette, Beinkleider ohne Taschen hießen gleichfalls: culottes à la Silhouette.

Die Menschenjäger in Canada.

Zwey Haufen Indianer von verschiedenen Parteyen stießen zufällig am Ufer eines Flußes auf einander. Die einen fragten die andern, wer sie wären, und was sie wollten. Sie nannten sich und erklärten, daß sie im Begriffe seyen, auf die Biberjagd zu gehen; zugleich aber richteten sie die beantwortete Frage an die andere Partey. Diese entgegnete, daß der Nahme nichts zur Sache thue, daß sie aber Menschenjäger wären. — „Nun wohlan" versetzte die andere Partey „wir sind Menschen, ihr braucht also nicht weiter zu suchen." — Nach einem heftigen Wortwechsel, in welchem sich beyde Horden den Untergang schworen, kamen sie dahin überein sich zum Kampf auf eine kleine Insel des Flußes zu begeben. Dieß geschah mit einer solchen Erbitterung, daß sie die Kähne zerschlugen, um sich das Mittel zur Rückkehr abzuschneiden, und dadurch ihren Haß noch mehr zu befeuern. Die Wüthenden kämpften, und mit einer solchen Blutgier, daß nicht eher aufgehört wurde, als bis Alle beyden Parteyen sich, mit Ausnahme von 2 Biber- und einem Menschenjäger aufgerieben hatten, denen man bloß in der Absicht des Leben geschenkt, um ihrem Volke die Nachricht zu bringen, daß sie ein anderes Volk angetroffen hatten, welches die Menschenjagd besser, als sie, verstünden!

Maria Thereſia, erſt Fürſtinn, dann Mutter.

Ich weiß nicht, ob nachſtehende Anecdote von dieſer großen Monarchinn ſo bekannt iſt, als ihre übrigen Charakterzüge; darum theile ich ſie aus den pièces interessantes et peu connues ꝛc. hier mit:

Die Kaiſerinn war ſchwanger, und man fürchtete für ihre Niederkunft, wovon ſie ſchon Vorempfindung hatte. Sie bekam fürchterliches Zahnweh, das nichts ſtillen konnte, und ſie entſchloß ſich daher, den Zahn ausziehen zu laſſen. Der Zahnarzt aber trug in dieſem critiſchen Augenblick Bedenken, die Operation ohne Vorwiſſen des Leibarztes vorzunehmen. Van Swieten wurde alſo gerufen. Aber auch dieſer ſtellte ihr die augenſcheinliche Gefahr vor. Vergebens, der Zahn mußte heraus, obgleich die Geburtsſchmerzen ſchon zunahmen. Sie gab Befehl, dem Kaiſer zu ſagen, daß ſie ſich beſonders betten werde, ſetzte ſich darauf an ihren Secretär, und expedirte einige dringende Sachen. Während dem nahmen aber die Wehen ſo überhand, daß ſie ſich genöthigt ſah, die Feder wegzulegen, und ſchnell gebar ſie eine Erzherzoginn (die nachmahlige Königinn von Frankreich); doch kaum hat ſie das Kind erblickt, als ſie ſich ihre Geſchäftsſachen bringen läßt, und ſie, aller Gegenvorſtellungen ungeachtet, unterzeichnet. „Meine Unter-

thanen" sagte die grose Fürstinn in ächt römischem Geiste „sind meine ersten Kinder; ihnen bin ich meine erste Sorge schuldig; mit den übrigen (Kindern) hat es Zeit!" —

Gelehrte Untersuchungen über einen goldenen Backenzahn.

Der grose Fontenelle sagt: „wenn man sich immer angelegen seyn liese, die Wahrheit einer Sache zu untersuchen, ehe man darüber streitet, so würde man nicht in die Lächerlichkeit verfallen, die Ursache von etwas entdeckt zu haben, was gar nicht ist." Als Anwendung erzählt er nachstehende Thatsache: Im Jahre 1593 breitete sich ein Gerücht aus, daß einem Kinde von sieben Jahren in Schlesien, nachdem ihm die Zähne alle ausgefallen, ein groser Backenzahn von Gold gewachsen sey. — Horstius, Professor der Medicin zu Helmstädt, schrieb im Jahr 1595 die Geschichte dieses Zahns, und behauptete, daß er zum Theil natürlich, zum Theil ein Wunderwerk sey, um die Christen zu trösten, da sie von den Türken so geplagt würden. — In eben dem Jahre, damit es diesem goldenen Zahne ja an Geschichtschreibern nicht fehlen möge, schrieb auch Rullandus die Geschichte des

ſelben. — Zwey Jahre darnach ſchrieb ein anderer Gelehrter Ingolſtädter, wider die Meinung, welche Rullandus von dem goldenen Zahn hegte, und Rullandus gab ſogleich eine ſchöne und gelehrte Vertheidigung heraus. — Ein anderer großer Mann, Nahmens Libavius, ſammelte Alles zuſammen, was über dieſen Zahn war geſchrieben worden, und fügte noch ſeine beſondere Meinung bey. — Allen dieſen vortrefflichen Schriften fehlte weiter gar nichts, als, ob es wahr wäre, daß der Zahn — von Gold ſey. — Nachdem ihn ein Goldſchmidt unterſucht hatte, fand ſichs, daß es weiter nichts, als ein mit vieler Kunſt über den Zahn gelegtes Goldblättchen war! — Aber, ſchließte Fontenelle, man ſchrieb erſt Bücher, und fragt, hernach erſt den Goldſchmid!

Eine ähnliche Bewandtniß in Hinſicht auf die Zweckloſigkeit der Unterſuchungen und Diſputationen mag es mit der ganzen hochgeprieſenen Academie der Inſchriften haben (wovon Denis [Leſefrüchte] ein Paar poſſierliche Täuſchungen erzählt). Die gelehrten und von den ſubtilſten und ſublimſten Spitzfindigkeiten ſtrotzenden Abhandlungen über den Kopf des Anubes, über den Oſiris u. dgl.; die pedantiſchen Nachforſchungen, welche Art von Nadeln die römiſchen Weiber auf ihren Köpfen getragen, über die Geſtalt ihrer Halsbänder, oder ob die Agraffen auf ihren Kleidern rund oder

oval gewesen, alle derley Untersuchungen, welche mit einer Zurüstung und Wichtigkeit angestellt worden, als ob das Wohl ganzer Generationen davon abhinge: welchen Nutzen bringen sie der menschlichen Gesellschaft? Ewig Schade um die kostbare Zeit!

Gelegenheitsursache des Krieges zwischen England und Spanien im Jahr 1741.

„Zwey englische Ohren" drückt sich Fridrich der Zweyte aus „die man einem Matrosen von dieser Nation (in Spanien) abgeschnitten hatte, entzündeten dieses Feuer, und die Ausrüstungen kosteten beyden Nationen unermeßliche Summen." Das Buch: histoire de la guerre de 1741, erklärt diese Thatsache folgendermaßen: Im Jahr 1739 erschien ein Engländer, Nahmens Jenkins, vor der Kammer der Gemeinen. Die Spanier, welche damahls bey den Engländern in Verdacht waren, daß sie einen Schleichhandel mit ihren Colonien trieben, hatten sein Schiff an der americanischen Küste aufgebracht, das Schiffsvolk in Ketten geschlossen, und dem Capitain die Nase gespalten und die Ohren abgeschnitten. In diesem Zustand stellte sich Jenkins vor das Parlament, und erzählte seine unglückliche Begebenheit mit einer

ſeiner Profeſſion und ſeinem Character gemäßen Einfalt: „Meine Herrn!“ ſetzte er hinzu „nachdem ſie mich ſo verſtümmelt hatten, droheten ſie mir mit dem Tode; ich erwartete ihn, indem ich meine Seele Gott, und meine Rache dem Vaterlande empfahl.“ Dieſe mit einer ungekünſtelten Einfalt ausgeſprochenen Worte, erregten Mitleid und Erbitterung in der Verſammlung. („Das blutige Gewand Cäſars“ ſagt Friedrich ſehr treffend an einer andern Stelle „welches Antonius vor dem römiſchen Volke ausbreitete, wirkte keinen heftigern Eindruck im Rom, als dieſe Ohren in London. Die Gemüther kamen in Aufruhr; ſie beſchloſſen mit Ungeſtümm den Krieg, und der Miniſter muſte darein willigen.“) Der Pöbel zu London ſchrie vor der Thüre des Palaments: „das Meer frey, oder Krieg!“ Der Rath wurde vom großen Haufen hingeriſſen, und beyde Nationen geriethen mit einander in Krieg. (Dictionn. d' anecdotes).

Kleine Urſachen, groſſe Folgen! So erinnert die vorſtehende Thatſache an einen der unglücklichſten Kriege Ludwigs XIV., deſſen Veranlaſſung in nichts anderm beſtand, als daß der Miniſter Louvois die unmuthige Halsſtarrigkeit ſeines Herrn, entſtanden durch ein zu Trianon ihm unrecht angebracht ſcheinendes Fenſter, nicht anders von ſich abzulenken wuſte, als daß er den müßigen Mo-

narchen einen Gegenſtand der Thätigkeit, nähmlich die Kleinigkeit „Krieg," ſchuf!!!

Der Gräfinn Eliſabeth von Pappenheim Neujahrsbrief an ihren Gemahl zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges.

Neben erbidung meiner gänz underdenigen und gehorſamen Dinſt kiß ich meinem getreiſten engel ſeine ſchöne mir allerlibſte hendt zu fil milion malen gar gehorſamlich, weil ich mir auch das glick nicht ſo fil wil fergünen daß ich mein libſtes lieb diß jar kan ſehen ſo hab ich nicht wolen underlaßen mein ſchuldichkeit durch ſchreiben zu ferrichten. winſch hirmit E. L. fon dem almechtigen Got ein glickſelig neues jar und mer glickſelichkeit als ich mir ſelbſten winſch. bidt auch gar fon hertzen daß er mir E. L. diß jar und noch gar fil fil mag erhaldten bei beſtendiger geſundtheit und ſunſten allein glicklichen wolergen wiß E. L. nitzlich und ſelig iſt; mein ſchönſter Engel aus E. L. libſten briſchen hab ich mit freuden fernummen daß mein libſtes hertz for unſer libſte eldteren Got ſeye ewig lob und dank geſagt fil gut haben bei J. F D. dem hertzog ausgericht. darfür dank ſey Got der geb E. l. for dasjenig ſo E. l. ihnen gutes dun dauſend mal mehr darfor zweifel nicht E. l. die

haben bey dem hertzog ſich ſchon unſer aler wegen bedankt. gott belonß dem liben ferſten wider daußent filtig, bin wohl ſon hertzen erfreidt vor mein libe eldteren daß ich nicht weiß wie ich meinem ſchönſten engel genugſam danken ſoll wan ich ihn wider ſie. E. l. ſchreiben iſt mir umb ein par ſtundten zu ſpät kumen ſunſten het ich kenen durch die boſt die erfreiliche zeitung meinen libſten eldteren kenen ſchreiben. hab aber in wilens uf E. l. befel E. l. eß mit einem eigen botten zu berichten wan nor itzt die ſchreiben fein baldt an den grafen von anholdt und oberſten aſa naus kem. weiß mein gedreiſtes hertz leſt im die ſachen angelegen ſein. was die ferrung anlangt werdt ſich her ſatter gern einſtellen wanß auch ſchon mer wer als E. l. geſchriben haben dan es wol eine gute ferrung werdt iſt. ach libſtes hertz wie iſt mirs ſo leidt, daß ich E. l. gemoart noch ſo lang muß berabt ſeyn. hab mich nicht fergebenſt bedribt wie mein engel iſt weggezogen dann ich mir wohl hab kenen einbildten daß mir ſo werd gehn wie ich jetzt muß erfaren. ferchte wol ich ſehe E. l. noch gar lang nicht weil das radt ſo ich mich ſchon lang hab druf gefercht auch erſt weg ſol wird nach eine lange zeit druf gen E. l. mein ſchönſter engel mag ich mit langemb ſchreiben nicht weidter bemien di weil mein hertz auch ſo fil zu ſchafen hat befil E. l. hirmit in gottes genedi-

gen schuz mich aber in E. l. bestendige lib und genadt ganz underdenig, ferbleib auch bis in dott.

E. l. meines schönsten Engels
underdenige gehorsame magt
Anna elisabet.

ach schönster engel E. l. die kumen doch baldt wider dann E. l. ja schon gar zu lang ist ausgewest ich sterb schir fer langer weil behit eich got mein ehniche freidt zu fil hundertmalen.

Dinstag am neien Jar.

Welche ehelige Unterwürfigkeit, welche kindliche Hochachtung, und besonders welche Orthographie! Man kann aus diesem Briefe entnehmen, wie weit es unsere Damen, hauptsächlich in Ansehung des letztern Punctes, gebracht haben. Briefe von schönen Händen aus unserer Zeit, lassen, man kann es nicht läugnen, ohne parteyisch zu seyn, einigen Unterschied von obiger Rechtschreibung ganz deutlich wahrnehmen.

Erzherzog Philipps von Oeſtreich Tanz in Augsburg.

Dieſer Prinz, nachheriger König von Spanien (Philipp II.) befand ſich in ſeiner Jugend, im Jahr 1496 zu Augsburg. Ein Freund der Ergötzlichkeiten nahm er auch an dem ehmahls üblichen Veitsfeſt, welches darinn beſtand, daß man unter muſicaliſcher Begleitung um groſſe Feuer herumtanzte, um ſo mehr einen lebhaften Antheil, als dieſe Sitte auch bey den höhern Ständen Statt fand. Philipp lieſs auf dem Frohnhof, einem freyen Platz zwiſchen der Domkirche und dem biſchöflichen Platz einen 54 Fuß hohen Scheiterhaufen errichten; die geladenen Gäſte erſchienen, und das Feſt begann. Jedermann war nun neugierig, welche von den Augsburger Schönen das Glück haben werde, von dem Prinzen zum Tanz gefordert zu werden, und Neid und Eiferſucht waren ſchon zum Voraus in allen weiblichen Seelen beſchäftigt. Lange muſterte der Prinz die Reihen, endlich erkor er ſich eine ſchönen Ulmerinn; auf ſein Geheiß trat ſie, obwohl von ſanfter Scham verlegen, vor, zündete mit der Fackel den Holzſtoß an, ward von ihren erlauchten Tänzer umſchlungen, und im raſchen Wirbel des fröhlichſten Tanzes entſchwebte das beneidete Paar. Dieß war das Signal zur allgemeinen Luſt, und in we-

nig Augenblicken folgte Alles in buntem Gewühl dem mächtigen Impuls der Instrumente. Und wie hieß die Glückliche? — Sonderbar genug führte sie den mit ihrer damahligen Rolle so homogenen Nahmen Susanne Neidhart.

Ein eigenhändiger Brief Wallensteins an den General Grafen Pappenheim.

Wallensteins Stolz war zu groß, als daß er sich hätte herabwürdigen sollen, Briefe eigenhändig zu schreiben, am allerwenigsten, an Solche, die das Glück unter ihn gestellt hatte; nur nach Hofe, oder sonst an Potentaten bequemte er sich, obgleich nicht ohne Ueberwindung dazu. An den Grafen Pappenheim ließ er gewöhnlich durch seinen Secretär schreiben; allein, in der unglücklichen Verlegenheit bey Stralsund, das er gleichsam wider den Willen des Kaisers belagert hielt, wo er den Bitten der Belagerten übermüthige Drohungen: „er werde Stralsund nehmen und wäre es auch mit Ketten an den Himmel geschlossen; fünfzehn neue Regimenter seyen dazu schon unter Weges," ja Spott entgegen setzte; in dieser Lage, da dem Herzog Alles daran liegen mußte, jene Hülfstruppen so schnell als möglich zu erhalten, um in seinen Drohungen nicht zu Schanden zu werden, um seine fernen Plane nicht vereitelt, seinen Ruhm nicht auf

die gefährlichſte Weiſe befleckt zu ſehen, mußte er ſich, um jede Profanation zu vermeiden, denn doch dazu entſchließen, eigenhändig zu ſchreiben. Der Brief lautete folgender Geſtalt:

(Addreſſe). Dem Wohlgebornen Herrn Gottfried Heinrichen Herr zu Pappenhaimb — — —, des heil. Röm. Reichs Erzmarſchalchſen, Röm. Kaiſ. Majeſt. Reichshoffrath, Ihro Durchl. des Churfürſten von Bayern Liebd. beſtelten Obriſten und Generalwachtmeiſter ober die Infanterie Unſern inſonders freundlich geliebten Herrn Schwagern.

Wohlgeborner Freyherr.

Aus meinem vorigen Schreiben wird der Herr vernommen haben, das ich von Herren Grafen von Tilli 3 Regimende zu Fus wegen belagerung der ſtatt Stralſundt begeren thue nun habe ich beym Obriſten Aldringer die Verordnung gethan er ſolle weiter deswegen anhalten bitt der Herr thue auch das ſeinige dabey, auf das mir gemeldte Regimender gefolgt werden, ich verdien es wiederumb um ihn. So wird der Herr gleichfalls aus meinen von Frankfurt aus datirten ſchreiben vernommen haben wegen der Herzoginn von Braunſchweig das man ihr liebden nicht allein

hat begehrt auf dero ämpter einloſiren, ſondern auch ein contribution erlegen nun iſt mein volk der arten loſirt geweſt wie ich aber erfahren das ihr liebden von denſelbigen den poses erlangt ſo hab ichs von dannen retirirt bitt derowegen meinen Herrn ganz freindlich er wolle mir zu gefallen ſolches abſtellen werden es umb ihn gewis wiederumb in allen fürfallenheiten wie er dann deswegen weitläufiger . . . . . von Obriſten Aldringer vernehmen wird auf welchen ich mich referire und verbleibe hiemit ...

Anklam den 25ten Juli A. 1628.

Des Herrn Dienſtwilliger
(hier ein höchſt undeutlicher und unregelmäßiger Nahmenszug, der allenfalls A. W. bedeuten könnte).

Am Rande dieſes Brief hieß es noch:

Der Obr. Aldringer wird dem Herrn auch was ſchreiben wegen eines gutts das . . . deberg heiſt bitt der Herr thue auch das ſeinige dabey wie mein vertrauen in ihn geſtellt iſt ich will gewiß wiederumb wenn der Herr was an mich wird gelangen laſſen ihm willfahren.

Der unglückliche Rançonnet.

Die Familie dieſes Mannes (er war Parlamentspräſident) war nur geboren, um in allen ihren Gliedern unglücklich zu ſeyn. Ein Rechtshandel brachte ihn um ſein ganzes anſehnliches Vermögen; auf einem Miſthaufen ſtarb ſeine Tochter einen erbärmlichen Tod; ſeine Frau erſchlug der Bliß; ſein Sohn verblutete unter Henkershand; und der Jammermann ſelbſt, auf Befehl des Cardinals von Lothringen ins Gefängniß geworfen, ſtarb durch eine Marmorplatte, die er ſich, nachdem er zu viel Kuchen gegeſſen, auf den Leib gelegt hatte!

Privilegirte Säufer bey den Türken.

Ein Türke, welcher von Wein berauſcht auf der Straße umſinkt, und von der Wache ertappt wird, erhält eine Tracht Prügel (die Baſtonade) — Dreymahl geſchieht dieß bey ähnlichen Fällen; hernach aber wird ein ſolcher Trunkenbold als unverbeſſerlich betrachtet, und erhält den Nahmen: Großherrlicher Trunkenbold, oder privilegirter Säufer. Wird er neuerdings arretirt, und die obige Strafe ſoll ihm abgemeſſen werden, dann hat er bloß ſeinen Nahmen und Wohnort zu nennen, und zu ſagen, daß er privilegirter Säufer ſey; ſo-

gleich läßt man ihn straflos, und bringt ihn nach einer Badestelle, um daselbst auf warmer Asche seinen Rausch auszuschlafen. (Pouqueville Sittengemählde von Constantinopel).

Gelungenes Anagramm.

Nie hat es ein glücklicheres Anagramm gegeben, als das, so in der Frage des Pilatus an Christus selbst lag. Quid est veritas? (Was ist Wahrheit?) lautete die Frage. Und die Antwort bestand in folgender Versetzung der nähmlichen Buchstaben: Est vir, qui adest — (Es ist der gegenwärtige Mann). —

Prachtaufwand des Herzogs Carl von Burgund.

Unter allen Großen der damahligen Zeit war keiner, der es an Glanz und Pracht mit diesem Fürsten hätte aufnehmen können; nachstehende Thatsachen werden einen Begriff von seinem ungeheuren Aufwand geben.

Als dieser Herzog im Jahre 1473 nach Trier auf den Reichstag zog, bestand sein Gefolge aus nicht weniger als 5000 prächtig gerüsteten Reitern. Seine Kleidung vom Goldstoff, und mit den seltesten Perlen reich besetzt, kam auf 200,000 Goldgulden zu stehen. Das Gastmahl zu St. Maximin,

zu welchem er den Kaiser einlud, entsprach der Prachtliebe des Wirthes. Die Wände und der Fußboden des Zimmers waren mit kostbaren Decken behängt und belegt; alle Tischgefäße waren von Silber, und die Becher mit Perlen und Edelsteinen reich besetzt. Vierzehn üppige Gerichte eröffneten die Tafel, worauf zwölf und dann zehn eben so köstliche folgten. Der vierte Gang bestand aus den seltensten Arten von Confect, das auf dreyßig goldenen Schüsseln aufgetragen wurde, von denen man eine auf 6000 Goldgulden schätzte. Vor den Trachten gingen sechzehn Grafen in Goldstoff gekleidet her, zwanzig Trompeter, vier Pfeifer und zwey Heerpauker. Servirt wurde von mehr als 200 kostbar ausgestatteten Bedienten, und als Tafelwache waren 200 Trabanten zugegen.

Im Jahr 1468 hielt dieser Herzog seine Hochzeit mit Margaretha von England zu Brüg in Flandern, und nichts übertrifft die Pracht, welche bey dieser Feyerlichkeit herrschte. Der Saal, in welchem der Hochzeitschmaus vor sich ging, war ganz mit goldenen Tüchern decorirt.

„Auf den Tafeln standen 30 köstliche Schiffe, beladen mit allerley Braten. Jedes Schiff hatte vier Boote, in welchen sich Gemüse zu den Braten befanden; zwischen jedem Schiffe stand ein Tabernakel, unter demselben befanden sich die Pasteten."

„Als nun die Gäste saßen, hob ein groser Aufzug an. Es kam ein Pferd, decorirt wie ein Einhorn vor den Tisch, auf welchem ein Knabe saß, verkleidet in einen Leoparden, mit dem Panier Englands, und einer Perle. Unter dem Klang der Instrumente gieng das Einhorn um die Tafel, blieb dann vor dem Bräutigam stehen, und gab ihm die Perle mit einer Anrede. Nach diesem kam ein Löwe, in welchem vier Hofsänger saßen, die mit lieblichen Weisen sich hören liesen; auf seinem Rücken saß eine Schäferinn."

„Den folgenden Abend spielte man Hercules Abenteuer, da kam ein Greif, aus welchem mancherley Vögel flogen. Den dritten Abend wurde ein groser Thurm zur Schau gebracht, in dessen Fenstern lagen, umherschauend, sechs Bären, und brummten. Darauf erschienen zwölf Geisböcke und Wölfe in friedlicher Eintracht, und pfeiften und flöteten." Darauf kamen viele Esel „die waren köstliche Sänger." Dann kam ein Affe, und spielte auf einer Pfeife einen Tanz auf. Sogleich sprangen mehrere Affen herbey, und tanzten um den Thurm, den Moriskentanz (der Morische Tanz, welcher in Spanien hie und da noch üblich ist). Auf den Tafeln standen 48 seidene Gezelte mit des Herzogs Banner. Unter diesen Gezelten befanden sich Pasteten, und „mancherley Possen." — Auch erschien ein Wallfisch, 18 Schuhe lang

und

und 16 Schuhe hoch, in welchem vierzehn Männer ſteckten. Als er vor die Braut kam, öffnete ſich ſein Rachen, und ſpie zwölf wilde Männer aus, die dann mit einander kämpften. Es wurde auch turnirt, gerennt und geſtochen."

„Dieſes Hochzeitstractament erforderte täglich 16 Ochſen, 10 Schweine, 600 Pfund Speck, 100 Pfund Ochſenmark, 250 Hämmel, eben ſo viele Lämmer, 50 Stiere, 100 Haſen, 800 Kaninchen, 300 Spalen, 200 Faſanen, 200 Waſſervögel, 800 Rebhühner, 400 Tauben, 200 Schwäne, 100 Pfauen, 400 Hühner, 1000 Hühnchen, 500 Kapauner. — Und was wurde dabey getrunken! —" (Curioſitäten. Weim.

Scheußliche Rache der Madriter-Freudenmädchen an den Portugieſiſchen Soldaten.

Der eingewurzelte Nationalhaß zwiſchen den Franzoſen und Engländern kann nicht heftiger ſeyn, als der zwiſchen den Spaniern und Portugieſen in früherer Zeit. Nachſtehendes Beyſpiel gibt einen unläugbaren, entſetzlichen Beweis davon. Als die Portugieſen im Jahr 1706 für die Sache des Erzherzogs Carl, welcher ſeine Anſprüche auf den ſpaniſchen Thron behaupten wollte, bis Madrit vorgedrungen waren, war die Beſtürzung in

dieſer Hauptſtadt allgemein, und Alles ſann auf Rache. Mit Gewalt konnte hier nichts bewirkt werden, man nahm alſo ſeine Zuflucht zur Hinterliſt. Aber worin beſtand dieſe? — Die zahlreiche Zunft der ſchmiegſamen Jungfrauen begab ſich ſchaaren weiſe in die Zelte der Portugieſen — und die ſchnelle Folge davon war, daß mehr als ſechs tauſend geſunde Männer zu Grunde gingen. — Die Treue und Liebe gegen Philipp V., ſagen die Memoires de St. Philippe, bewogen die niederträchtigſten Weibsbilder, ſich dieſer ſchändlichen und ſtrafbaren Liſt zu bedienen. Sie putzten, räucherten und ſchminkten ſich, um ihre Krankheiten zu verbergen, und damit Leute anzuſtecken, welche ſie verabſcheueten. So verbargen ſie unter der Maske der Liebe den unverſöhnlichſten Haß, den ſie gegen die Portugieſen hegten.

Vermählungsfeyerlichkeiten im 13. 14. und 15. Jahrhundert.

Als Herzog Georg zu Landshut, mit Hedwig, einer polniſchen Prinzeſſinn ſein glänzendes Beylager hielt, waren auch der Kaiſer Friedrich und ſein Sohn Maximilian gegenwärtig. Dabey erſchienen ferner 16 Fürſten, mit ihren Gemahlinnen, 40 alte Reichsgrafen, 5 Erzbiſchöfe

und viele Geſandte. Die Menge der Wagen und des Gefolges kann man aus der Zahl der Pferde entnehmen deren 9360 beyſammen waren. Während der acht Tage, als dieſe Feyerlichkeit währte, wurden verzehrt: 300 ungariſche Ochſen, 62,000 Hühner, 5000 Gänſe, 75,000 Krebſe, 75 wilde Schweine, 162 Hirſche, 1772 Scheffel Haber, 170 Fäſſer Landshuter Wein, und 270 Fäſſer ausländiſchen. — Alles das hat gekoſtet, Siebenzig Tauſend, ſieben hundert und ſechszig Ducaten!!

Bey dem Beylager, welches im Jahr 1568 der Herzog Wilhelm von Bayern mit Fräulein Renata von Lothringen zu München hielt, wurde unter andern eine große Paſtete aufgetragen, in welcher ſich ein Zwerg befand. Dieſer war nicht länger als 3 Spannen, und gehörte dem Erzherzog Ferdinand von Oeſtreich. Der Zwerg ſtieg aus der Paſtete heraus und ſpazierte auf der Tafel herum. Er trug einen ſchönen Cüras, hatte ein Fähnlein in der Hand, und grüßte die Gäſte ganz freundlich und zierlich.

Als Graf Eberhard mit dem Barte, im Jahr 1474 zu Aurach Beylager hielt, wurden bey

14,000 Menſchen geſpeiſet, und aus einem Brunnen lief aus drey Röhren Wein, jedermann Preis gegeben.

Bey der Vermählung des Churfürſten Chriſtian II. zu Sachſen, im Jahr 1602, wurde nebſt einer ungeheuern Menge vornehmer Hochzeitgäſte, an 180 Tiſchen ſogar „das gemeine Geſindel" acht Tage lang geſpeiſet. Dem Bräutigam ſchwamm auf der Elbe ein Wallfiſch, und Neptun und Glaucus in ihrem Muſchelwagen entgegen, um ihn zu ſalutiren.

Bey der Vermählungsfeyer Heinrichs VI. mit Margarethe von Valois, hatte man zwey Schlöſſer erbaut, welche das Paradies und die Hölle verſinnlichen ſollten; erſteres wurde von dem Herzog von Navarra, das andere von dem Herzog von Anjou vertheidigt. Dieſer wurde von jenem angegriffen, und gezwungen, ſammt den Seinigen aus dem Paradies zu fliehen. Das Feſt ſchloß ſich mit einem Feuerwerk, welches die Hölle vernichtete.

Im Jahr 1500, als Churfürſt Johann von Sachſen zu Torgau mit der Prinzeſſinn Sophie

von Melkenburg Beylager hielt, wurden 11,000 Personen, durch acht Tage auf das beste bewirthet, und dabey 7200 Pferde gefüttert (Strus hist. polit. Archiv).

Aufruhr der Maulesel zu Rom.

Als im Jahr 1590 am 2ten Juny Papst Gregor XIII., mit seinen Kardinälen, Bischöfen und Priestern, auch dem Adel und andern ehrbaren Leuten, die Procession des Frohnleichnams hielt, begab es sich, daß auf einmahl viel Unordnung in dem Zug entstand, das kaum zu sagen ist. Dabey denn ihrer viele um ihr Gut kamen, und einige gar erdrückt wurden. Es wurden die Tapeten geraubt, und viele Geistliche verloren ihre Kappen und Mäntel. Einige Kardinäle fielen von ihren Eseln, und verloren ihr silbernes Zeug. Die zwey Engel, welche voraus gingen, und Blumen auf den Weg streuten, wie das Brauch ist, und die klingenden Zimbeln trugen, verschwanden gar aus dem Haufen, daß man nicht wußte, wohin sie kamen. Selbst Päpstliche Heiligkeit wurde durch einen Stein verletzt, da erhob sich ein großes Geschrey, und flüchtete, wer nur konnte, in Kirchen und Häuser.

Was aber war denn des Aufruhrs und Lärms Ursach und Vorfall?

Es pflegt zu diesem Fest des Landvolks gar viel nach Rom zu kommen, reitend auf ihren lastbaren Thieren und Eselein, und alldieweil der Gottesdienst währet, binden die Bauern ihre Thiere an, bey dem Collegio der Societät Jesu, und bey der Kirche U. L. Fr. zur Krippe am Eselsthore. Inzwischen nun die Esel also bey einander stehen, begibt sichs, man weiß nicht aus was Vorfall, vielleicht aus Hunger oder von dem Getümmel von den Trompeten und Paukentönen erschreckt, daß diese Thiere unwillig werden, sich reißen und zerren, und loszumachen streben.

Dem einen Esel gelingt's. Springt er durch die Straßen, gejagt von Buben und Bremsen, bis zur großen Straße, durch welche die Procession kömmt, eben als die Wache zurufet dem Volke: A basso, a basso! (d. i. hiernieder! hiernieder!) Worauf dann jedermann auf die Knie gefallen, welches aber nicht achtete der grobe Esel, und auf die frommen Leute losſprang. (Curiositäten. Weim.)

Herzog Rudolphs Urkunde über den Fortbau der Stephanskirche in Wien.

Der eigentliche Stifter dieses architectonischen Wunderwerks war Fürst Heinrich, Leopolds des

Heiligen Sohn, der zuerſt die Wapen und Titel eines Herzogs von Oeſtreich annahm, mit dem Zunahmen „Ja ſo mir Gott.“ Nach Einigen ſoll er den Bau im Jahr 1140, nach Andern im Jahr 1147, oder 1157 begonnen haben. Das Verdienſt der Erweiterung dieſer Kirche, und der weſentlichſten Förderung zu derjenigen Geſtalt, in welcher wir ſie jetzt bewundern, ſo wie der Stiftung der Probſtey gebührt dem Sohn Herzog Alberts des Lahmen, welcher im Jahr 1365 zu Mailand ſtarb, und deſſen Gebeine in dieſer berühmten Kirche ruhen. Ueber den neuen Kirchenbau ſtellte Rudolph eine eigene Urkunde aus, aus welcher folgende Stellen hier mitgetheilt werden:

Wir Rudolff von Gottes Gnaden Phallenz Erzherzog ze Oeſterr. ze Steyr und ze Kernden, Fürſt ze Swaben, und ze Elſazz, Herr ze Krain, uf der Marich und ze Portnau, und des heiligen Römiſchen Richs obriſter Jegermaiſter, und Wir Chatrein von Beheim Tochter des aller unüberwundneſten Kayſers und Kunges ze Behčim Gemachel des iezzgen unſers hetzigen lieben Herzogen, Herzogin, Fürſtin, und Frau der obgenant landen, begern zu wizzen alle Chriſti gelaubigen, gegenwärtige, und künftige ewecklich, in dieſen Brief ſechen, leſent, oder hören leſen; Seind Wir nach erkantnuz billichei dankbeer die Pfarrkirchen dez Sand Stephán ze Wien der lechen recht

uns angehört, ze wizen an der grundveſt ze graben, den erſten Slag mit unſer ſelbs henden getan haben, auff den ainlifften tag merzen von Chriſti Geburt in dem neun und fünffziſten Jahr, und darnach dez ſelben Jares auf den ſibenden tag in April den ernſten Stein der Grundveſt mit ganzer begürd daſelbe gelait haben, da ze gegen geweſen iſt mit grozz andacht und demuttekait alle Pfaphait und gemeinen auch. Stat ze Wien, und die gemein der Herren unſer landen ꝛc. — Haben Wir diſen brieff haizzen verſigln, der geben iſt ze Wien am nächſten Fritag vor Sand Margareten tag nach Eſti Geburt dreutzehen hundert Jaren, darnach in dem neun und funfkiſten jar, da die Indiction waren Zwelif unſers des eg'n. Herzog Rud. alters in den Zwainziſten unſers gewalters in dem erſten jar. (Denkwürd. d. Stephanskirche, aus dem Lat. von Heyinger).

Die eiſerne Maske, ein politiſches Räthſel.

Kurz nach dem Tode des Cardinals Mazarin, im Jahr 1661 ereignete ſich in Frankreich eine Begebenheit, deren Helden man noch heut zu tage nicht kennt, obwohl es den Combinationen unterrichteter Zeitgenoſſen nicht ganz mißlungen iſt, eine deutliche Spur aufzufinden.

In bemerktem Jahre ſchickte man heimlich einen Gefangenen auf die Inſel St. Margarethe. Es war ein groſser, ſchöner, majeſtätiſcher Mann, voll Anſtand und Würde; aber Niemand konnte ihn kennen, denn eine ſchwarze Maske von Eiſenblech (oder wie Andere ſagen, von ſchwarzem Samet) verhüllte ſein Geſicht. Dieſe Maske war neben dem Munde mit Stahlfedern verſehen, ſo daſs er ſie auch beym Eſſen nicht abzunehmen brauchte. Der räthſelhafte Gefangene wurde in ſtrengſtem Gewahrſam gehalten; ja, die Wache hatte die Ordre, ihn auf der Stelle zu ermorden, wenn er es wagen ſollte, die Maske abzunehmen. Auf der Inſel St. Margarethe ſaſs dieſer Mann bis 1690, wo ein Officier, Nahmens Saint Mars, der vorher Commandant von Pignerol, und jetzt von der Baſtille war, ihn von der Inſel weg, eben nach der Baſtille brachte. Einige Zeit vor der Abreiſe wurde der Gefangene von dem Marquis Louvois, erſtem Miniſter des damahls regierenden Königs Ludwigs XIV. beſucht; Louvois ſprach mit ihm ſtehend, und mit allen Zeichen der tiefſten Ehrerbiethung. — In der Baſtille wurde der Mann mit der Maske aufs beſte gehalten; ſein Tiſch war prächtig bedient er erhielt, was er wünſchte. Während der Tafel war auch der Commandant zugegen — aber nie ſitzend, voll Ehrfurcht wartete er ſtehend auf die Befehle

seines Gefangenen. Zum Zeitvertreib spielte dieser geheimnißvolle Mann die Cither, und zwar mit einer außerordentlichen Feinheit, mit ungemeinem Geschmack. Niemand bekam sein Gesicht zu sehen, selbst der Arzt nicht, welcher ihm bey zuweiligen Unpäßlichkeiten auch die Zunge untersuchen mußte. Eben dieser Arzt versicherte, daß er eine äußerst anmuthige Stimme gehabt, aber niemahls auch nur eine Silbe von seinen Verhältnissen gesprochen habe. Im Jahr 1704 starb dieser Gefangene, und wurde ebenfalls in Geheim, zur Nachtzeit, in dem Kirchspiel St. Paul begraben. —

Daß dieser Mann von vornehmer Geburt sey, war nicht zu bezweifeln, und es ist daher merkwürdig, daß zu der Zeit, als er auf die Insel St. Margarethe gebracht wurde, an keinem Hofe in Europa eine solche Person vermißt wurde. — Daß er gleichwohl von hoher Geburt seyn mußte, kann man aus folgenden Umständen folgern. Einst, als ihm der Commandant die Speise selbst gebracht, und beym Fortgehen die Thüre verschloßen hatte, schrieb der Gefangene mit einem Messer etwas auf einen silbernen Teller, und warf diesen zum Fenster hinaus, nach einem Schiffe, welches am Ufer des Gefängnißes vor Anker lag. Hier findet diesen Teller ein Fischer, und überbringt ihn dem Commandanten; dieser erschrickt bey dem Anblick des Tellers, und fragte den Fischer, ob er das, was

auf seidem geschrieben sey, gelesen, oder ob sonst Jemand diesen Teller gesehen habe. Zum Glück konnte der Fischer nicht lesen, auch war sein Fund von niemanden gesehen worden. — Der Fischer wurde indeß in Verwahrung gebracht, bis der Commandant sich von der Wahrheit seiner Aussage überzeugt hatte; dann entließ er ihn mit dem nachdrücklichen Befehl, sich über seinen Fund gegen niemanden zu äußern, wenn er nicht die gefährlichsten Folge erfahren wolle. —

Nur Wenige wußten um das Geheimniß mit diesem merkwürdigen Gefangenen; unter diese gehörte auch der Herr von Camillard. Der Schwiegersohn desselben, der Marschall von Feuillade hat ihn oft auf den Knien beschworen, ihm das Geheimniß mitzutheilen; allein vergebens, der Herr von Chamillard wies ihn jedesmahl mit den Worten ab, daß es ein Staatsgeheimniß sey, daß er mit einem Eid gebunden wäre, es nie zu entdecken, ja, daß er mit seinem Kopf für die Bewahrung desselben haften müsse.

Nachdem in neuerer Zeit die Bastille zerstört war, hoffte man, in dem Archiv derselben nähere Aufschlüsse über jene sonderbare Begebenheit zu finden, allein man hoffte umsonst, und es scheint, daß mit Vorsicht Alles vertilgt worden sey, was in der Folge vielleicht einiges Licht hätte geben können. Bestimmtes weiß man also durchaus nichts

über dieſen Gefangenen; allein — nach den Berechnungen der Wahrſcheinlichkeit, mag es der Zwillingsbruder Ludwigs XIV. geweſen ſeyn; und man glaubet, daß er ſchon vor der Zeit als man ihn nach Pignerol gebracht hatte, an irgend einem andern Ort müſſe gefangen gehalten worden ſeyn. — (Hiſtor. Gemälde).

Kaiſer Sigmunds erbaulicher Tod.

„Nun hört, als Sigismund ſterben ſollte, wie gar vernünftiglichen er ſtarb, des Tages alſo er verſcheiden ſollte, da hieß er ſich anlegen wie einen römiſchen Kaiſer des Morgens mit ſeinem alten Epiſteler-Rock und Evangelier-Rock, ſeine Korkappen, ſeine kaiſerliche Kron und hörte die Meſſe, und nach der Meſſe hieß er ſich do wieder austhun und ſprach: nu tut mich an alſo man mich begraben will, das tat man, alſo ſaß er auf einem Stuhle und verſchied. Ehe er ſtarb, befahl er, man ſollte ihn ſtehen laſſen zwey oder drey Tage, daß alle man ſehen mochte, daß aller Welt Herr todt und geſtorben wäre.“ (Windecke bey Menyken)

Boisrose's Eroberung des Forts Fecamp, ein Wunder der Kühnheit und des Muthes.

Als im Jahr 1593 der Marschall Biron der Ligue die Festung Fecamp wegnahm, verzweifelten die Calvinisten, und sahen sich durch den Verlust dieses wichtigen Platzes dem Untergang Preis gegeben. Aber während sie sich muthlos den Klagen ihres Unglücks überliefen, sann Boisrose, ein Mann voll Geistesgegenwart, Verwegenheit, Tapferkeit und List, auf Mittel, den dreisten Anschlag zur Wiedereroberung auszuführen, welchen er schon in den Augenblicken des schmählichen Abzuges aus dieser Festung entworfen hatte. Dieser Plan wurde glücklich verwirklicht, und Boisroses That kann mit den ausserordentlichen Beyspielen, die uns das Alterthum schildert, mit vollem Rechte wetteifern.

Die Seite des Forts gegen das Meer zu, erzählt Sülly in seinen Memoiren, ist ein ganz steiler Felsen, sechs hundert Fuß hoch. Das Meer spielt beständig an demselben ungefähr 12 Fuß in die Höhe, vier oder fünf Tage des Jahrs ausgenommen, wo das Meer ihn drey bis vier Stunden lang trocken läßt. Boisrose, dem es auf allen andern Wegen unmöglich war, eine Garnison zu überfallen, die einen neu eroberten Platz sehr sorgfältig bewachte, glaubte sein Vorhaben

nicht beſſer ausführen zu können, als wenn er ſich auf dieſem Wege näherte, der für ganz unerſteiglich gehalten wurde. Es kam nur darauf an, wie die Sache möglich zu machen wäre. Er hatte zu dem Ende zwey Soldaten von der Garniſon auf ſeine Seite gebracht; und einer von ihnen ſtand die ganze Zeit, ſo lange das Meer zurück getreten war, oben auf dem Felſen in Bereitſchaft, um auf das verabredete Signal Acht zu haben.

Boisroſe hatte zur Ausführung ſeiner verwegenen Unternehmung eine ſehr finſtere Nacht gewählt, und kam mit fünfzig auserleſenen Leuten und zwey Schaluppen am Fuß des Felſen an. Er hatte ſich mit einem großen Taue verſehen, das eben ſo lang als der Felſen hoch war. In gewiſſen Entfernungen hatte er in dieſes Tau Knoten geknüpft, und kurze Stöcke hindurch geſteckt, um die Füſſe darauf zu ſetzen, und ſich mit den Händen anzuhalten. Der Soldat, der ſich mit ihm eingelaſſen, hatte kaum das Signal erblickt, als er eine Leine herunter warf, an die man unten das Tau anband, und es ſo herauf ziehen ließ, wo es ſodann durch ein Schießloch gezogen, und mit einem ſtarken Hebezeuge an einem eiſernen Hacken befeſtigt wurde. Boisroſe ließ zweyen Sergeanten den Anfang machen, die er als ſehr kühne Leute kannte; befahl ſodann, den andern

fünfzig Soldaten, ihnen zu folgen, die Waffen ſich an die Leiber feſt zu binden, und ſo hintereinander herzuſteigen; er ſelbſt blieb zuletzt, um denen, die etwa verzagen ſollten, die Hoffnung zur Rückkehr zu benehmen. — Die Sache wurde zwar außerdem auch bald unmöglich gemacht, denn ehe ſie noch den halben Weg waren, hatte die See, welche über ſechs Fuß geſtiegen war, die Schaluppen weg geführt, und das Tau ſchwamm auf dem Waſſer. —

Man halte ſich hier einen Augenblick auf, und betrachte dieſe fünfzig Mann, wie ſie zwiſchen Himmel und Erde im Finſtern dahängen, und das an einer Maſchine, auf deren Sicherheit ſie nicht rechnen konnten; man überlege, daß die geringſte Unvorſichtigkeit, die Untreue eines einzigen Soldaten, oder die kleinſte Furcht ſie in den Abgrund des Meeres ſtürzen, oder an den Felſen zerſchmettern konnte; man denke ſich noch das Geräuſch der Wellen, die Höhe des Felſen, die Ermüdung vom Steigen hinzu, ſo wird man wohl begreifen, wie ſelbſt dem Beherzteſten der Kopf hat ſchwindeln müſſen, wie es denn in der That dem, welcher voran ſtieg, geſchah. Dieſer erklärte, daß er nicht mehr ſteigen könne, und daß ihn der Muth zu verlaſſen anfange. Boisroſe, dem es aus einem Munde in den andern hinterbracht wurde, und der es ſchon früher vermuthete, weil man nicht weiter

kam, faßte sogleich seinen Entschluß. Er stieß über alle fünfzig Mann, die vor, oder vielmehr ober ihm waren, hinweg, hinauf; ermahnte sie, standhaft zu seyn, und kam bis zu dem ersten, dem er neuen Muth zu machen suchte. Da er aber sah, daß mit guten Worten nichts auszurichten sey, so setzte er ihm den Dolch in die Seite, und brachte ihn dadurch wieder zum Steigen.

Endlich, nach ungeheurer Mühe und Arbeit, wie man sich leicht vorstellen kann, endlich gegen Anbruch des Tages, langte der Trupp oben auf dem Felsen an, und wurde von den beyden Soldaten in das Schloß geführt, wo alle Schildwachen sogleich umgebracht wurden. Die übrige Besatzung lieferte dem Feinde der Schlaf fast gänzlich in die Hände; Alles was sich widersetzte, wurde niedergemacht; der Sieg war vollständig, das Fort erobert!

Tyranney der Spanier in Westindien.

Die Religionsbegriffe der Americaner weissagten ihnen, daß sie dereinst von Göttern abgeholt, und nach einem weit entfernten Freudenort gebracht werden sollten zur ewigen Lust und Wonne. Diesen Umstand benutzten die Spanier bey ih-

rer

rer Beſitznehmung von Weſtindien zu dem unmenſchlichſten Zweck. Nachdem ſie durch ihr Musketen- und Geſchützfeuer den Wilden leicht glauben gemacht hatten, daß ſie dieſe Götter ſeyen, beluden ſie ihre Schiffe mit dieſen zahlreichen Bethörten, führten ſie hinaus in die hohe See, ſtachen ihnen die Kehle ab, und warfen ſie über Bord, und ſo ging es zu wiederhohlten Mahlen, bis ſie aus den Inſeln Cuba, Jamaica und Spaniola an die 100,000 ſolche Schlachtopfer vertilgt hatten, daß des Meer meilenweit geröthet war. Das verübten Menſchen an ihren Brüdern, um der leidigen Habſucht Willen!

Wunderkünſte der Indianiſchen Marktzieher.

Die Productionen unſrer europäiſchen Gaukler, Taſchenſpieler, Seiltänzer, und wie die Gymnaſtiker alle heißen mögen, ſind wahre Kinderſpiele gegen das, was in dieſer Hinſicht die indianiſchen Marktzieher auf der Küſte von Aſien leiſten. Histoire universelle des voyages heißt das Werk, in welchem Tavernier, als Augenzeuge, folgende abentheuerliche Schauſpiele von dieſen Künſtlern erzählt.

Als dieſer Tavernier ſich zu Baroche bey einigen engliſchen Kaufleuten aufhielt, kamen mehre-

re indianiſche Gaukler, und erbothen ſich, ihre Künſte zu zeigen. Tavernier war neugierig, und jene ſchickten ſich an. Das erſte, womit ſie unſern Reiſenden bis zum Erſtaunen überraſchten, beſtand darinn, daß ſie in einem großen Feuer eiſerne Ketten glühend machten, welche ſie ſich um den bloßen Leib wickelten, ohne irgend ein Zeichen des Schmerzes merken zu laſſen. Doch, das war nur eine Kleinigkeit gegen das Weitere. Sie nahmen darauf ein Stückchen Holz, welches ſie in die Erde ſteckten, und dabey fragten, was ſie darauf ſollten wachſen laſſen. Tavernier lächelte, aber ſein Erſtaunen vermehrte ſich bald, als man ihn im Voraus des richtigen Erfolgs verſicherte. Man verlangt, daß Feigen aus dieſem Hölzchen wachſen ſollen. Die Gaukler verſprechen es, und einer aus ihnen bedeckt ſich mit einem leinenen Tuche, und kauert fünf bis ſechs Mahl nieder. Tavernier, deſſen Neugierde aufs höchſte geſtiegen war, näherte ſich der Leinwanddecke, und ſah mit betroffenem Blick — doch er mag es ſelbſt ſchildern. Ich ſah, erzählt er, daß dieſer Menſch mit einem Scheermeſſer ſich ein Stück Fleiſch unter der Achſel abſchnitt, und mit ſeinem Blute das in die Erde geſteckte Holz beſtrich. — Jedesmahl, wenn er zurück trat, wuchs das Holz vor unſern Augen ein Stück in die Höhe; bey dem dritten Mahle kamen Aeſte und Zweige mit Knoſpen hervor — beym

vierten Mahl bekam der Baum Blätter; — beym fünften Mahle ſahen wir Blüthen. Dieſes Schauſpiel würde noch länger gewährt haben, wenn nicht ein engliſcher Geiſtlicher daran ein Aergerniß genommen, den Baum zerbrochen und erklärt hätte, daß er demjenigen den Genuß des Abendmahls verſagen werde, welcher noch weiter einen Zuſchauer bey dieſer Teufeley abgäbe. Die engliſchen Kaufleute wußten nun nichts anders zu thun, als die Gaukler fortzuſchicken; ſie entfernten ſich, nachdem ſie ein Geſchenk von etwa 12 Thaler erhalten hatten, ſehr zufrieden, und Tavernier ſchrieb nieder, was er geſehen. (Dictionn. d' anecdotes). Tavernier iſt ein glaubwürdiger Gewährsmann — über Indien haben wir ſonſt nur ſehr unzulängliche Nachrichten — aber Indien iſt die Wiege aller Weisheit nnd Kunſt, dieſes Land der ewigen Myſterien; — Tavernierſ Erzählung läßt ſich daher eben ſo wenig beſtreiten als beglaubigen. —

Notificationsschreiben Kaiser Leopolds I. an die Königinn von England in Betreff der Besitznahme des spanischen Throns durch seinen Sohn den Erzherzog Carl.

Leopold ꝛc.

Folgends unsrer Freundschaft, und aus freundlicher Gewogenheit, machen mir vermittelst diesem an eure Serenität brüderlich bekandt, daß wir gestern mit Zustimmung unsers erstgebornen Sohn, des Römischen Königes, die Spanische Monarchie, welche durch den Tod des Durchlauchtigsten Catholischen Königs Carls II. rechtmäßig auf uns verfallen, an unsern zweyten Sohn, dem Ertz-Hertzog Carl schuldigst aufgetragen, und ihn unter GOttes gnädiger Zuversicht, öffentlich zum König in Spanien und Indien ernennet haben. Diese Sache ist lange bey Uns in Ueberwägung, und nicht so bequem zu verrichten gewesen, dann von beyden Seiten sich viele Sachen von Consideration hervor gethan, weil man aber zwischen beyden wegen ein so importantes stunde, so haben eure Serenität, um solchen Zweiffel wegzunehmen, dero Gutfinden und Rath durch ihren extraordinairen Abgesandten an unserem Hofe bekandt machen, und in ihren Nahmen, sowohl zur Beschleunigung der Declaration, als Abreise,

gemeldten unſers Sohns anmahnen laſſen, welches wir denn um ſo viel williger angenommen, nachdem wir in Eu. Serenität allezeit eine ſehr groſe Vorſichtigkeit im Geben und Empfangen von Recht, auch eine Treue im Verſprechen verſpührt, und ſolche beſondere Gewogenheit gegen Uns, und unſerm Hauſe Oeſtereich befunden, daß Wir feſte vertrauen, daß Ew. Serenität dieſes Vornehmen nicht allein werden gut befinden, ſondern auch allezeit, als ihr eigenes Werk verſtehen, wie denn Unſer Sohn gern Unſer Vertrauen, wie auch die dankbare Erkänntniß unſerer Gemüther mündlich an Ew. Majeſtät bezeugen wollte, weil aber der Zuſtand und allgemeines Intereſſe jetziger Conjunctionen ſolches nicht leidet, als wird derſelbe, ſo bald er dort kömmt, ſelbiges durch ein ander Mittel trachten zu vollbringen. Es belieben inmittelſt Ew. Serenität, daß Wir ihn, ſo inner wenig Tagen von uns reiſet an Ihr als einer zweyte Mutter, gänzlich überliefern, und anbefehlen, auf unſere Zuſage, daß ſie von ihm, ſo lange er lebet, mit einer Kindlichen Ehrerbietigkeit ſoll bereit ſeyn, auch daß unſer Hauß mit der gröſten Dienſtfertigkeit und unſterblichen Dank auf das allergenauſte verpflichtet bleibet. Im übrigen bitten wir den allmächtigen und barmherzigen Gott, daß er Ew. Serenität bey langer Geſundheit erhalten, und einen glücklichen Ausſchlag der Sa-

chen verleihen wolle. Datum Wien den 13. Sept. 1703. (Leopolds des Großen Leben und Thaten).

Titulatur des Großherrn, in der Einleitung einer Depesche geschrieben vom Ottomanischen Kaiser Mahmud an den Schach Sefy Abbas I., König von Persien.

Ich, durch die Vortrefflichkeit der unendlichen Gnade des Allerhöchsten und durch die Erhabenheit der siegesreichen Wunder des Oberhauptes der Propheten, (möge ihm das ausgebreitetste Heil werden, so wie auch seiner Familie, und seinen Gefährten) bin Sultan der glorreichsten Sultans, Kaiser der mächtigsten Kaiser, Spender der Kronen an die Cosroer, welche auf den Thronen sitzen; der Schatten Gottes auf Erden; der Zufluchtsort der gesammten Menschheit; Cosroe von der Oberfläche des Erdballs, Vertheidiger der Schwachen und Unglücklichen, Vertilger aller Ungläubigen und Politheisten; der zweyte Alexander, der den Orient und den Occident beherrscht; Stütze des Islamism und der Rechtgläubigen, Standartenträger des göttlichen Gesetzes; Herr über das Leben der Nationen; Triebfeder des Friedens und der Sicherheit der Sterblichen; Ursa-

che des Geistesfriedens des Menschengeschlechts; Diener der beyden berühmten und edlen Städte Mecca und Medina, welche allen Nationen Gegenstände der Eifersucht sind, jener erhabenen und geheiligten Orte, wohin alle Muselmänner ihre Gebethe richten; Beschützer und Herr der heiligen Stadt Jerusalem; Souverain der drey großen Städte Constantinopel, Adrianopel und Brussa, gleichwie auch von Damascus, des Paradieses Weihrauch; von Tripolis in Syrien, von Egypten der Seltenheit des Zeitalters, berühmt durch seine köstlichen Genüße; von ganz Arabien, Africa, Barca, Cayrovan, Aleppo, den Iraks, Arab, und Adgem, von Bassora, Laksa, Dilem und vorall von Bagdad, der Hauptstadt der Caliphen, von Rakkha, Moussoul, Chehrezour, Diarbekir, Zulkadrie, Erzeroum der köstlichen; von Zebaste, Adun, von Caramanien, Kars, Tchildir, Van, den Inseln Morea, Candia, Cypern, Chio und Rhodus; der Barbarey und Aethiopien, der festen Städte Algier, Tripolis und Tunis; der Inseln und Küsten des schwarzen Meeres, des Landes Natolien, und des Königreichs Romelien, vom ganzen Bezirk Kurtistans; von Griechenland, Turcomanien, der Tartarey, Circassien, Carbata und Georgien, den edlen Stämmen der Tartaren und aller davon abhängenden Horden; von Bessarabien und anderer dasselbe umgebenden Gegenden; von

ganz Bosnien und was dazu gehört; der Festung und Kriegsstadt Belgrad von Serbien, gleich wie auch der Festungen und Schlösser, die es in sich fast; vom Land Albanien, der ganzen Wallachey, der Moldau nebst den Forts und Verschanzungen, welche sich in ihren Cantons befinden. Endlich Besitzer zahlreicher Städte und Festungen, deren Nahmen alle zu erwähnen, und sich ihrer hier zu rühmen, überflüßig wäre. Ich, der ich der Kaiser bin, das Asyl der Gerechtigkeit, König aller Könige, Mittelpunct des Sieges, Sultan und Sohn des Sultans, des Kaisers Mahmoud, des Eroberers, Sohn des Sultans Mustapha, Sohn von Sultan Muhamed; Ich, der ich durch meine Macht, erzeugt durch das Glück, mit dem Titel eines Kaisers zweyer Erdkreise geziert, und, um die Größe meines Caliphats auf den höchsten Gipfel zu erheben, mit dem Kaisertitel zweyer Meere verherrlicht bin.

Dem an Würde sehr erhabenen, dem Großen an Majestät, der dem Kuchenk gleich kommt an Weisheit, und dem Darius an gründlicher Einsicht; dem neuen Siawech, dem Wettstreiter Keykiakus an Vorsicht, dem Cosroe an Behendigkeit, nicht minder kühn als Sandjar; herrlich wie Feridounn, und eben so klug als Affrasiab, der friedliche Besitzer des kaiserlichen Stuhls der Darien, des Thrones Zierde, den

er einnimmt; die unschätzbare Perle der Weltlichen geistlichen Gerichtsbarkeit; der buntgestreifte Blumenstrauß in den Blumenbeeten der Tugend, die Kaiserkrone in den Gärten gekrönter Häupter; der König in den verschiedenen Feldern der Regierungskunst, das erste Distichon zur Ode des Erhabenen, die Hauptblume in der Glückskrone: der glorreiche Schah Sefi Abbas I., König von Persien. Möge er beständig wandeln auf dem Pfade der Gerechtigkeit und des Glaubens!

Die vorzüglichsten aufrichtigsten Wünsche und der edle Gruß des Heils gehen Euch hiermit auf die ehrerbiethigste Weise zu! Ihre beredsame und frische Sprache scheint wie die Morgenröthe hervorzubrechen, wenn sie die Worte des Allerhöchsten: bis auf Euch hab ich die Liebe meiner Selbst verbreitet, ausspricht. Sie kündet den Aufgang der kreuzenden Sterne wahrer Freundschaft an; ihre kraftvollen Ausdrücke, fließend gleich dem Brunnen des Paradieses, stammen aus jenem andern Götterspruch her, der da sagt: Gott hat zwischen euch gesetzt den Geist der Freundschaft und Liebe. Demnach werden sie auch zur Auffindung reicher Quellen rechter Freundschaft leiten.

Man erfüllt ferner die Pflicht freundschaftlicher Repräsentation, wie die Vorschrift sie erheischt: Erneuert darum die Freundschaft

durch die angenehmſten Beweiſe; und die mit dem geheimen Siegel verſehene Depeſche, wird, wie es ſich verſteht, Euerm vorherſehenden tiefen Genie (!) übergeben und mitgetheilt, deſſen ſämmtliche Gedanken eben ſo viele Aufſchlüſſe verwickelter Fälle und Urkunden des Verſtandes ſind; und Eurer Beurtheilungskraft, welche, vertraut mit der Philoſophie, ſo ſicher iſt, daß jede Aeuſſerung derſelben, einer Schrift, die von der königlichen Würde handelt, zur Zierde dienen könnte. (!)

Ein ſchätzbar geneigtes kaiſerliches Diplom, durch die einnehmende Hand des guten Geſchmacks verfaßt, und mit dem Pinſel der Delicateſſe ausgeziert, wurde auf der Schwelle unſrer ewig erhabenen Glückſeligkeitspforte gefertigt, welche Pforte durch den gnadenreichen Beyſtand des göttlichen Regierers — Dank ſey geſagt für den gränzenloſen Schutz dem allgemeinen Wohlthäter, der weder Anfang noch Ende hat! — beſtändig die Freyſtätte der größten Potentaten geweſen iſt, jener erhabenen Pforte, von welcher mit Recht geſagt wird: die Thore des Himmels ſind ihr geöffnet, und welche beſtändig der Vereinigungspunct der Anbethung, der berühmteſten Herrſcher aller Jahrhunderte, ſo wie der Ort der Austheilung jeder Gunſt an die mächtigſten Monarchen der Erde war. (!!)

Jenes Diplom, welches Ihr uns überschicket, ist, wir sagen es, ein Muster von Freymüthigkeit und Biedersinn; es ist der Inbegriff der Vollkommenheit, das Protocoll aller Schönheiten des Styls (!) ein Originalgemählde aus der Zeichenschule des berühmten Many, und ein unerschöpflicher Born von Zufriedenheit und Genuß. Seine lebhaften und angenehmen Methaphern sind in Betrachtung von Redlichkeit und Treue verjüngende Quellen, welche das Gefühl aufs neue beleben, und die künstlich benutzten Zusammenfügungen seines Gewebes sind ein neuer Cement, welcher das Gebäude der Freundschaft befestigt. Der dunkle volle Zug seiner bedeutenden Buchstaben, gleicht dem sanften Schatten des Schleyers der Nacht, führt die Ruhe herbey und macht das Vergnügen entzückender; vermehret die Empfindung der Freude, während der helle leichte Zug der nähmlichen Buchstaben einen nicht minder köstlichen Sinn enthaltend, mit den ersten Strahlen der Sonne wetteifert, welche zugleich die ganze Natur erleuchtet, erwärmt und verschönert.

Dieses Schreiben ist uns zugekommen, aber in welcher Epoche!

Persisches Quatrain.

Beym Erwachen des Tags, unter günstigen Zeichen des Himmels,

Wo den Blicken der Sterblichen das Glück ſich enthüllte;
Zu einer vom Glück auserwählten Zeit,
Und während welcher es ſelbſt im Vorſitz das Siegel hielt!

Kaum wurde dieſer in den tiefſten Geheimniſſen des Gefühls eingeweihte Ausleger, im verborgenſten Gemach unſeres Serails — das dem Paradies Irems zu vergleichen iſt — zugelaſſen, als ſich auch unſer Herz, günſtig vorbereitet durch die Offenheit ſeiner Sprache, und weil es den Gefühlen ſeiner Beredſamkeit nicht widerſtehen konnte, durch die Ueberzeugung der lauten Geſinnungen Eurer Majeſtät hinreißen ließ. Und dieſes in Wahrheit!

Perſiſches Quatrain.

Dieß Diplom iſt eine unverſiegbare Quelle des Frohſinns und der Freude,
Und das herzlichſte Motiv zur Fortdauer guter Harmonie;
Da es gedrängt abgefaßt iſt, aber dennoch voll Verſtand,
So darf man ſagen, daß ſeine Abfaſſung die Quinteſſenz der Lexicographie darbietet!

In den erſtern Zeilen dieſes neuen und eleganten Meiſterwerks (!), hat Eure Feder, vertraut

mit der öffentlichen Verwaltung, die Grundlagen des Friedens, und guten Einverſtändniſſes immer mehr und mehr zu befeſtigen geſucht. Nach Art geſchickter Architecten, legte ſie ſodann unendlich viele weſentliche Grundlagen, als Proben Eurer aufrichtigen Anſprüche nieder; und erſt nach dieſer doppelten Unterhandlung, gefiel es Euer Majeſtät auf das Anſinnen zu antworten, welches wir denenſelben gemacht haben. ꝛc.

Vorſtehendes Meiſterſtück von Bombaſt iſt gleichwohl nichts weiter als ein gewöhnliches Protocoll, das eigentliche Motiv der Depeſche kommt erſt hintendrein, und iſt wenigſtens noch dreymahl länger! (Beauvoisin tableau de la cour ottom.)

Neu aufgefundene Originalſchriften von Luther und Melanchton. *)

1.

Dem Edlen vnd wolgepornen Herrn Herrn Georgen graffen zu Wertheym ꝛc. meynen gnedigen Herren.

Gnad frid von Chriſto. Gnediger Herr Ich hab E. G. Prediger ſampt E. G. ſchrifft auff meyn

*) In Handen des Herrn Venoni Friedländer zu Berlin, und zum erſtenmahl abgedruckt in der Zeitſchrift: die Muſen v. Fouqué 1813.

beſtes empfangen. vnd aller ſeyner frage. ſo viel meyn Gott verlihen berichtet. wie er E. G. anzeygen wirtt. Ich byn froh das Chriſtus E. G. mit ſolchem man beratten. hoff E. G. werde ob yhm hallten vnd mit der Zeyt erfahren das eyn rechtſchaffener man ſey. der E. G. gefallen wirt. Denn D. ſtraus hatt ſeynen kopff vnd machts ipt zu Eyſenach auch. wie er kan. vnd leſſt vns ſagen vnd ſchreyben. Ich hab aber E. G. dieſem prediger geſagt vnſere weyſe hie zu Vittemberg. das er zuvor das wortt wol treybe. ehe man ettwas endere. bis man ſehe wie der Glaube vnd die Liebe zunymt ym volck. Es weren denn öffentliche vnd vnleydliche ſtuck widder das Evangelio. wie wol man dieſelben auch zuvor wol ſtraffen durchs wortt vnd das volck verſtendigen muß. Ich hoff er werde ſich recht hallten. Gott behutt E. G. Amen. zu Vittemberg. am Mittwoch nach Viti 1523.

E. G.

Diener

Martinus Luther.

2.

DEn Erbarn weiſen und fürnemen Herrn Burgermeiſtern vnd Radt der Stadt Tangermund, meinem gunſtigen Herrn.

Gottes Gnad durch ſeinen Eingebornen Son Jheſum Chriſtum unſern Heiland und warhaff-

tigen Helffer zuvor, Erbare weise fürneme günſtige Herrn, Ewr. Erbarkeit alß verſtendige chriſtliche Regenten wiſſen das gottliche Weisheit beides verkündigt hatt, nemlich das in dieſer letzten Zeit, gröſſere vnruhe ſein werde, denn zuvor geweſen, das aber gleichwohl der allmechtige Son Gottes yhm ein ewige kirchen für vnd für, biß zur vffer. weckung der todten, ſamlen will, vnd eben in dieſem volk die reyne Lehr des Evangelij geprediget wirtt, will darumb das alle menſchen, Ein jeder nach ſeinem ſtand, zu vfnatzung vnd erhaltung chriſtlicher Lehr, Hülff thun, derhalben thun Ewr. Erbarkeit loblich, das ſie Kirchen vnd Schulen erhalden, vnd yhr arme Jugent zum ſtudio fürdern, nu iſt Ewr. Erbarkeit zeiger dieſer ſchrifften Bartolemeus Plank, Eins armen Burgers ſon zu Tangermund, bekannt, vnd wiſſen E. E. ſeines Vatters armut, diweil denn dieſer Bartolemeus ſeer zuchtig vnd im lernen vleiſſig iſt, vnd gute hoffnung zu ſeinem ſtudio zu haben, bitt ich neben yhm, E. Erbarkeit wollen yhm, umb Gottes willen Ein jerliche hülff zum ſtudio vaterlich verordnen, dagegen wirt Gott gnediglich viel ſtraffen lindern, wie der Son Gottes ſpricht, wer dem geringſten vnter den meinen umb der Lehr willen Einen trunk waſſer gibet, der wirt belohnung haben, der ſelbige allmechtige Son Gottes Jheſus Chriſtus wolle E. Erbarkeit

und die Ewren alle zeit gnediglich bewarren und regiren, den 18. Auguſti 1553.

Ewr. Erbarkeit
williger
Philippus Melanthon.

Verwilderung eines kindlichen Gemüths.

Als die Gräfinn von Mansfeld im Jahr 1322 durch die Lüneburger Heide reiſete, vernahm ſie aus der Ferne ein klägliches Angſtgeſchrey, und herzzerreiſſend um Hülfe rufen. Betroffen ſchickt ſie einen Bedienten nach jener Gegend, und folgt muthig ſelbſt nach. Wie erſchrack ſie, als ſie einen abgelebten Greis, mit gebundenen Händen am Boden liegen ſah, der um Schonung ſeines Lebens jämmerlich flehte! Dicht neben dem Alten war ein junger Mann eilfertig damit beſchäftigt, eine Grube zu graben. — Die Gräfinn, von Mitleid durchdrungen, fragte den jungen Menſchen, was er denn da machen wolle? Dieſer aber gab keine Antwort und fuhr gelaſſen in ſeiner Arbeit fort. Erſt nach wiederhohlten und zudringlicheren Erkundigungen, erſt nach ernſtlichen Drohungen der Bedienten, erklärte der junge Tyrann, daß der Alte da, — ſein Vater ſey. „Er iſt" ſagte er mit der natürlichſten Stimme „nun ſteinalt, er kann ſich kein Brod mehr verdienen, er iſt mir zur Laſt, wie

ſich ſelbſt, und da er der Welt ohnedieß nichts mehr helfen kann, und nur noch kurze Zeit auf ihr herum zu kriechen haben wird, ſo will ich ihn denn in Gottes Nahmen hier begraben."

Die Gräfinn ward bey dieſer Erklärung vor Entſetzen beynahe ohnmächtig; doch ſie faßte ſich, und that dem Ungeheuer die rührendſten Vorſtellungen gegen eine ſo himmelſchreyende unnatürliche That. Doch der Bauer ſchien ſie nicht zu hören, und nur, als der Bediente ſeine Drohung in Erfüllung zu bringen, und ſeine Cammeraden herbey zu hohlen ſich anſchickte, ſtellte er ſich vor die Gräfinn hin, ſah ihr ſtarr in die Augen, und ſagte mit kalten Worten: „Ja, das iſt wohl Alles wahr, aber was ſoll ich machen? Ich hab das ganze Haus voll Kinder, es wird mir ſauer, ſie zu ernähren, und doch verhungern ſie bald. Soll ich nun das Wenige meinen Kindern entziehen, und dem Alten da geben?"

Die Gräfinn hatte Mühe, nicht in Ohnmacht zu ſinken, ſie brach in Thränen aus, und warf einen wehmüthigen Blick gen Himmel, während der Bediente ſeinen Abſcheu durch die grimmigſten Flüche ankündigte. Die Gräfinn ſchenkte dem Bauer eine beträchtliche Summe Geldes unter der Bedingniß, des Alten zu ſchonen. Allein — der Unhold — dankte zwar für das Geld, verſprach zwar die Bedingniß zu erfüllen, jedoch — nur ſo

lange, als das Geld auslange! — Die edle Gräfinn, über eine ſolche Verſtocktheit empört, verſetzte ihm Nachſchuß, und hielt ihr Verſprechen. —

Ungedruckte Briefe Heinrichs II. von Frankreich an ſeine Geliebte Diane von Poitiers. *)

Madame ma Mie, je vous supplie de me tenir pour excusé, si plutost je ne vous ai écrit: ce qui en a esté occasion, c'est un rhûme qui m'est tombé sur le visage, et qui m'a fait garder deux jours la chambre. Dieu merci, dès cette heure je me porte bien, et plus à votre commandement que ne fus jamais. Je suis bien-aise d'avoir gagné le procès de Limones, non pour l'amour de moi, mais de vous; et me deplaist qu'il ne vous vaut dix fois davantage: vous ne sauriez avoir tant de bien que vous en souhaite celuy que vous aime plus que lui-mesme, et qui vous supplie de le tenir en votre bonne grace.

---

*) Aufgefunden in der ehemahligen königlichen Bibliothek im Jahr 1804.

M. de Nevers me mande, que Dimanche dernier l' Empereur s'en retournera à Thionville. Ils n'ont pas donné l'assant à Metz; et faut que je vous die que jusques à cette heure les nôtres ont toujours eu du meilleur, et espérance en Dieu et en Notre-Dame, que l' Empereur y recevra une bonne honte. Je vous prie, ayez souvenance de votre serviteur, et n'oubliez mes Patenostres.

Jamais grandeur de lignage, qui esblouit les yeux du podulaire, ni autre beauté, ne pourroit esbranler ma constance. Avec l'amour de sa Diane, qui oseroit à lui s'accomparer? Il ne veut et ne pourchasse rien autre chose que cet amour, et se ne craint-il qu'on luy fasse tromperie: elle lui a donné si grand seureté, qu' il est impossible qu'un autre ait sa place. Hélas, mon Dieu! combien il regrette le temps qu' il a perdu sans avoir Diane pour sa seule Maîtresse! Mais il craignoit que ce coeur de Déesse ne voulust s' abbaisser jusqueslà, de faire cas de luy! (Seitg. f. d. elegante Welt).

Arabiſche Ode auf den Wein.

Wohlan, meine Freunde! läßt uns die Krüge mit einem köſtlichen Wein anfüllen: welcher Augenblick kann günſtiger ſeyn! Gießet Wein, ſag' ich! gießet Wein ein! Der Wein macht beredt; aus dieſem Wein ſchöpft man Verſtand! Blicket in mein Glas: es iſt ein Feuer, welches glänzt, ohne zu brennen. Wie liebenswürdig iſt dieſe Tochter des Weinſtocks, wenn ihr Geſicht entſchleyert iſt! Sie blendet durch den Glanz ihrer Schönheit; ſie verſcheucht in einem Augenblick die drückendſten Sorgen. Aber verſchwindet ſie, ſo lagert ſich Unmuth auf allen Seiten um Euch. Wenn eine Wolke die Sonne des Morgens verbirgt, das kümmert mich wenig. Vielleicht erregt der Glanz dieſes Getränks, welches mich bezaubert, ihre Eiferſucht. Kommt ins Weinhaus meine Freunde! Ihr werdet mich dort mit den erſten Strahlen der Morgenröthe finden. Mit Wolluſt ſchleiche ich um die Gefäße, welche es zieren; um den lieblichen Duft, den ſie aushauchen, einzuſchlürfen. Ich ſehe ohne Sorgen die Jahre dahin fließen, und die Tage eben ſo ſchnell fliehen, als die Wolken, welche ein heftiger Wind forttreibt. Bringet mein Glas; ich will es halten mit der Linken, mit der Rechten; ich will tragen das Buch meiner Rechnung, und hoffe, daß der, dem ich ſie ſchuldig bin, mich

nicht hart behandeln wird. Wenn ich in der Entzückung der Trunkenheit sterben sollte, so wasche man meinen Leichnam mit Wein; wenn man mich zu Grabe trägt, so sorge man dafür, daß mein Sarg mit Weinlaubranken beschattet werde, und dicht bey einem Weinstock seine Stelle erhalte; seine Wurzeln brauchen meinen Körper nur zu berühren, um mich ins Leben zurück zu rufen! — (Hartmanns asiat. Früchte ꝛc.)

Der deutsche Michel, woher schreibt sich dieß Prädicat?

Der erste, welcher mit diesem Beynahmen beehrt wurde, war Johann Michael Obertraut, ein wackrer Degenknopf, und dänischer Generallieutenant. Den Ruf seiner Tapferkeit machte er am meisten gegen die Spanier und kaiserlichen Truppen geltend, denen er in vielen Actionen empfindlichen Verlust verursachte. Wenn die Geschlagenen dann von ihrem Schaden sprachen, so thaten sie das mit den Worten: „Das haben wir wieder dem deutschen Michel zu danken!“

Wurde damahls irgend etwas Kühnes, Großes, Verwegenes ausgeführt, und man fragte,

wer der Thäter davon gewesen sey, so war die Antwort: Der deutsche Michel hats gethan!“ (Zenners Frühlings-Parnaß).

Die Schnellläufer bey den Alten.

Herodot und Xenophon bezeugen, daß die Läufer, von Cyrus (der bekanntlich auch der Erfinder der Briefposten war) eingeführt, schneller laufen konnten, als ein Kranich oder eine Taube zu fliegen vermochten. — Suidas erzählt, daß der Grieche Hamonius so schnellfüßig gewesen, daß er, nach geendigter Schlacht zwischen den Athenienſern und Perſern, troß seiner dabey erhaltenen Wunde, in wenig Stunden vom Schlachtfeld weg, nach Athen gelaufen. Kaum aber war er auf dem Rathhause angelangt, kaum hatte er mit wenigen Worten den Athenienſern den günſtigen Ausgang des Treffens verkündet, so stürzte er todt zuſammen; dieß war jedoch mehr der Verblutung seiner Wunde, als der Anſtrengung des Laufens selbſt, zuzuſchreiben. — Plutarch, im Leben des Kaiſers Otto ſagt, daß auch zu seiner Zeit bey großen Potentaten eigene Schnellläufer im Gebrauch gewesen; und weil ſie es gleichſam mit dem Wind haben aufnehmen können, nannte man ſie auch nach den verſchiedenen Winden;

der eine hieß Boreas ꝛc. — Solinus erwähnt eines Knaben von Mileto, Nahmens Polymneſtor, welcher einen Haaſen im vollſten Lauf erreichte, und mit der Hand fing. — In der griechiſchen Gymnaſtik hießen die Läufer Stadiodromi, und Dolichodromi, auch Hemerodromi: dieſe liefen den ganzen Tag.

Aufſchlüſſe über Mahomeds vorgebliche Prophetenſendung.

Die vorgeblichen Thatſachen, aus denen Mahomed ſeinen Beruf als Prophet und Stifter des Korans ableitete, ſind im Weſentlichen nachſtehende:

Eines Tages klang dem Adam das Haupt wie eine Glocke, und erſtaunt darüber, befragte er den Herrn um die Urſache. Sogleich antwortete ihm Gott, daß dieß eine Verkündigung von der Ankunft des Propheten ſey. — Kaum erblickte der Prophet das Licht der Welt, ſo nannte ihn der Herr Mahomed auf Erden, und Achmet im Himmel. Dann ſchickte er ihm einen Engel zu, weiß gekleidet, mit drey Schlüſſeln, die er ihm mit heller erſchütternder Stimme mit den Worten überreichte: „Mahomed hat den Schlüſſel des

Sieges, den Schlüssel des Gesetzes, und den Schlüssel des Propheten empfangen." Bald darauf erschienen dem Propheten drey andere Himmelsbothen, die ihm Geschenke, und Sinnbilder brachten, welche auf seine künftige Größe anspielten. Ueber die würdigste Art der Ernährung des Propheten zerieth en Engel, Wetter, Winde, und das Heer der Vögel in Wetteifer, Alles wollte die Ehre haben, für sie zu sorgen. Da sprach der Herr, daß der Prophet der menschlichen Sorgfalt überlassen bleiben solle, und in demselben Augenblicke öffneten sich gleichwohl die Pforten des Himmels zum Zeichen der Freude, und ein schöner Esel, des Propheten Säugamme, hielt in arabischer Sprache eine lange Unterredung mit ihm.

Noch als Kind, da er einst die Heerden hüthete, kamen plötzlich drey unbekannte Männer, und führten ihn, Trotz seines Sträubens, auf einen hohen Berg. Der eine dieser Männer schlitzte ihm den Bauch auf, nahm die Eingeweide heraus, und wusch sie mit Schnee; darauf öffnete ihm der andere das Herz, zog ein schwarzes Korn heraus, und warf es mit den entrüsteten Worten weit von sich weg: „dieß ist des Teufels Erbtheil;" der dritte Mann endlich, brachte ihn wieder in seinen vorigen Zustand zurück.

Wie er sich dem Jünglingsalter näherte, kam eine Taube zu ihm geflogen und brachte ihm Got-

ces Willen. — In diesem Augenblick verbeugten sich die Bäume zum Zeichen der Ehrfurcht. Bald darauf warnte ihn eine Hammelskeule, da er von ihr genießen wollte, es nicht zu thun, da es ihm übel bekommen würde. — Ein andermahl fühlte er den geheimen Drang, den Mond in zwey gleiche Theile zu sondern; er that dieß des Nachts; jedoch, nicht lange, so vereinigte er ihn wider in seinen Ermel, und setzte ihn an seine vorige Stelle. — Ein geheimnißvolles Thier nahm ihn auf seinen Rücken; plötzlich befand er sich in Jerusalem, und unter Begleitung des Engels Gabriel, in dem dritten Himmel. Hier sah er den Allmächtigen von Angesicht zu Angesicht „entdeckte an ihm einen unermeßlichen sphärischen Leib, dessen ungeheure Ausdehnung 500 Jahre Weges betrug, und vor welchem 14 ewige Fackeln brannten."

Nach Mahomeds Behauptung, ist sein Koran, welcher 124 Azoaren, oder Kapitel hat, auf das Fell des nähmlichen Hammels geschrieben welchen Abraham statt seines Sohns geopfert hat. (Beauvoisin tableau de la cour ottom.).

Peters des Großen Diner zu Spaa.

Zu der Zeit, als Rußlands Wiederschöpfer sich des Brunnens zu Spaa bediente, hielt sich

auch der Staatsrath und Canonicus von Lüttich Herr de Launaye daselbst auf. Er kam mit dem Czaar öfters zusammen, und characterisirt dessen dortige Lebensweise in einem Brief vom 27ten Juli 1717 an den Cöllnischen Minister Herr von Passerat, folgendermassen:

Am Freytag kam ich nach Spaa. Der Czaar war gerade in einem Zelte. Ich nahm mir die Freyheit ihm ein Becken voll Kirschen und Feigen aus meinem Garten zu präsentiren. Das war ihm sehr angenehm. Er machte sich sogleich darüber her, und uneingedenk vermuthlich, daß er am Morgen seine 21 Gläser Wasser zu sich genommen hatte, verzehrte er, ehe man sichs versah, ganze 12 Feigen, und ungefähr 6 Pfund Kirschen. Den Tag darauf erzeigte er mir die Ehre, mich zur Tafel zu bitten. — Es wäre nicht halb recht, wenn ich Ihnen von dieser merkwürdigen Mahlzeit keine Beschreibung geben wollte, von der man mir sagte, daß Seine Majestät gewöhnlich so dinire.

Die Tafel war eigentlich nur zu acht Couverts, aber man hatte das Geheimniß verstanden, zwölf Personen daran zu placiren. Der Czaar saß oben an, in der Nachtmütze und ohne Halsbinde; wir übrigen saßen längs um den Tisch her, aber wohl einen guten Fuß davon ab. Zwey Soldaten von der Garnison trugen jeder eine große Schüssel

auf, in welcher platterdings gar nichts war, als ſer, daß am Rande irdene Näpfchen voll Bouillon ſtanden, in deren jedem ein Stück Fleiſch lag. Jeder nahm ſeinen Napf, und ſtellte ihn vor ſeinen Teller hin. Dadurch entſtand aber, die Entfernung von Tiſche ſelbſt dazu genommen, eine ſolche Weitläufigkeit und Unbeholfenheit, daß man, um einen Löffel voll Suppe heraus zu hohlen, den Arm ſo weit ausrecken mußte, als wenn man rapiren ſollte. Hatte man ſeinen Bouillon auf, und verlangte noch mehr, ſo ſprach man ohne Umſtände dem Napf des Nachbars zu, wie Sr. Majeſtät ſelbſt, die mit dem Löffel in den Napf ihres Kanzlers fuhren. Der Galeeren-Admiral ſchien gar keinen Appetit zu haben, denn er amüſirte ſich damit, an den Nägeln zu kauen. Nun kam ein Kerl, der 6 Bouteillen Wein auf die Tafel — nicht ſtellte, ſondern gleich einer Hand voll Würfel hinkollerte. Der Czaar nahm eine davon, und ſchenkte jedem Gaſt ein Glas davon ein.

Mein Platz war neben dem Kanzler. Als dieſer gewahr wurde, daß ich das Fleiſch ohne Salz aß, (denn leider ſtand nur ein einziges Salzfäßchen auf dem Tiſche und zwar ganz am Ende neben den Czaar) ſo ſagte er zu mir ſehr artig: „Wenn Sie Salz haben wollen, mein werthester Herr, ſo langen Sie nur ohne Umſtände zu!“ — Um mich nicht Gimpelmäßig zu benehmen,

ſtreckte ich meinen Arm gerades Weges nach dem Platze des Czaar hin, und verſorgte mich auf dieſe Art mit Salz für die ganze Mahlzeit über.

Auf dem Tiſche ſah es ſchön aus! Faſt aus allen Näpfen war Brühe auf das Tiſchtuch verſchüttet; ſo auch der Wein, weil die Bouteillen nicht ordentlich zugepfropft wurden. Als man von der Tafel aufſtand, war das Tiſchtuch über und über mit Fett und Wein getränkt.

Nun kam das zweyte Eſſen. Einem Soldaten, der eben zufällig von der Küche vorbey gegangen war, hatte man eine Schüſſel aufgepackt, und da er darüber nicht Zeit gehabt hatte, ſeinen Hut abzunehmen, ſo ſchüttelte er beym Eintreten mit dem Kopf, damit er von ſelbem noch herunter fiele. Aber der Czaar gab ihm ein Zeichen, er möge nur kommen, wie er wäre. Dieß zweyte Gericht beſtand aus zwey Kälberkeulen und vier fetten Hühnern. Sr. Majeſtät nahm das größte davon mit der bloßen Hand aus der Schüſſel, rieb es ſich prüfend unter die Naſe, und, nachdem er mir durch einen Wink zu verſtehen gegeben, daß er es köſtlich finde, war er ſo gnädig, es mir auf meinen Teller zu werfen.

Das Deſert beſtand aus einem Teller mit Biscuit aus Spaa, nach welchem man ſich endlich von der Tafel erhob. Der Czaar ging an ein Fenſter. Hier fand er ein Paar Lichtſcheeren, mit denen er,

so voll Talg und angerostet sie auch waren, sich die Nägel putzte.

Ich mußte mir alle mögliche Gewalt anthun, und die traurigsten Ideen in mir hervor rufen, um nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen. Glücklicher Weise war die Zeit da, mein Brevier zu lesen, und so kam ich mit guter Manier davon. —

Verwahrung gegen Recensentengeißel, aus einem alten Buche vom Ende des 16ten Jahrhunderts.

Mome, fahr mich an, friß mich nicht.
Zoile wend ab dein Gesicht
Thut nicht in dieses Buch nein gäffen
Ihr habt beyde hier nichts zu schaffen,
Spotten ist euer alter Brauch
Höhnisch auslachen könnt ihr auch.
An eurer Stimm kennt man bereit
Daß ihr die rechten Esel seyt
Die all dasjenige verlachen,
Was nicht in ihren Hirn gedachen.
Machts besser oder schweigt ganz still ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Merkwürdigkeiten aus der Bibel.

Den Nahmen Jesus haben sechs Männer geführt: Josua, ein Sohn des Nun; Jesus der Bethsemiter; Jesus, Hoherprieſter zu Jerusalem; Jesus Sirach; Jesus, oder Justus zu Rom, und der Sohn Gottes.

Christus hat sein Blut siebenmahl vergossen: in der Beschneidung, im Todeskampf im Garten, bey der Geisselung vor dem Richter; bey der Aufsetzung der Dornenkrone, bey der Durchstechung der Hände, Füsse, und Nägel, endlich bey der Oeffnung seiner Seite mit dem Speer.

Ihren Nahmen haben vor der Geburt schon erhalten nachstehende fünf Menschen; Ismael, Isaac, Cyrus, Johannes der Täufer, Jesus Christus.

In der Geburtslinie des Sohns Gottes kamen nur folgende vier Weiber vor: die Thamar, die Rahab, die Ruth, die Bathseba.

Vom Wallfisch verschlungen wurde Jonas bey Joppe, und ausgespien am Ufer des Euxinischen Sees. Demnach hat dieser Wallfisch eine Reise gemacht durch ganz klein Asien, Constantinopel vorüber durch das Aegeische Meer. Sie beträgt also 250 deutsche Meilen; und da er sie binnen drey Tagen gemacht, so kommen auf jede Stunde 4 Meilen. (Acerrail pholog.)

Die Einführung des Mahagony-Holzes zu Meubeln.

Bekanntlich ist Westindien das vorzüglichste Vaterland dieser Holzart. Sie kam zuerst Anfangs des vorigen Jahrhunderts durch einen westindischen Schiffscapitain, Nahmens Gibbons einem Bruder des berühmten Arztes zu London nach Europa. Ohne die preiswürdigen Eigenschaften dieses Holzes zu kennen, hatte sich dessen der Capitain bloß als Ballast bedient und gab es jetzt seinem Bruder, in der Meinung, daß er es bey dem eben vorhabenden Bau eines Hauses verwenden könne. Allein die Zimmerleute fanden dieß Holz zu hart, und warfen es bey Seite. Ueber dieselbe Unbrauchbarkeit klagte auch der Tischler Wallaston, bey dem der Doctor einen Lichtkasten für seine Frau daraus wollte verfertigen lassen. Doch Gibbons bestand darauf, und forderte den Tischler auf, stärkeren Arbeitszeug dazu zu nehmen. Der Lichtkasten wurde also, nicht ohne vieler Mühe gemacht; er gefiel ungemein, und der Doctor bestellte sich auch einen Schreibtisch für sich aus demselben Holze. Dieser fiel noch besser aus, als das vorige Meuble; die schöne Farbe, die Politur und versprechende Dauerhaftigkeit nahmen den Doctor so sehr für diese Holzart ein, daß er mehrere seiner Freunde einlud, den neuen Schrank zu

beſehen, und ihr Urtheil darüber zu äußern. Unter dieſen Perſonen befand ſich denn auch die Herzoginn von Buckingham; das Holz, die Arbeit erhielt ihren beſondern Beyfall, und ſie erſuchte den Doctor ihr einen Theil des Holzes zu überlaſſen. Sie ließ ſich von dem nähmlichen Tiſchler ein Büreau daraus verfertigen, und nach und nach breitete ſich durch die angeſehenen und zahlreichen Bekanntſchaften der Herzoginn von Buckingham der Ruf des Mahagonyholzes ſowohl als des Tiſchlers Wollaſton in ganz Europa aus. (Zeitg. aus der Vorwelt).

Urſprung des Carnevals.

Etymologiſch läßt ſich dieſes Wort, Trotz ſo mancher gründlicher Spuren ſchwer beſtimmen. Adrian Politj, einer der älteſten italieniſchen Lexicographen läßt es von dem lateiniſchen carne und vale abſtammen; eben ſo ſinnverwandt, leiten es Andere von carno und avallare [illegible] von Fleiſche Abſchied nehmen. Gegen dieſe Herleitung proteſtirt aber ſehr der Italiener Octavio von Ferrari; er macht ihr den Vorwurf einer albernen Trivialität, und will das Wort von Carnalia abſtrahiren. Die neueſten Sprachforſcher kon-

men inzwiſchen dahin überein, daß es von caro und vale abſtamme.

Die Entſtehung des Carnevals ſelbſt laſſen Einige als eine Nachahmung der römiſchen Saturnalien gelten, und die Sache hat ſchon darum viel Wahrſcheinlichkeit für ſich, weil die Chriſten von den Gebräuchen und Sitten der Römer, beſonders in der erſtern Zeit, bekanntlich vieles beybehalten haben. Daß ſchon jene Saturnalienfeſte unter beſondern Verkleidungen begangen wurden, beſtätigen außer mehrern Zeitgenoßen, unter andern einige Stellen im Martial *). Dieſe beſondern Trachten, in deren Pracht und Mannigfaltigkeit ſich der Kaiſer und der Adel vorzüglich auszeichneten, hießen Synthesis, und die Verſchwendung zeigte ſich hier in allen Geſtalten, wie denn eben Martial dem Nävola den Vorwurf macht, daß ſein Schrank mit Freudenkleidern wie ein buntes Blumenbeet ausſähe.

Die ſo ſehr motivirte Vermuthung, daß unſer Carneval ſich von den Römern herleite, wird aber noch außerdem durch ein noch analogeres Feſt dieſes Volkes begründet. Es ſind die Quirinalia-

*) Synthesibus dum gaudet eques dominusque Senatus
Nec timet aedilem moto spectare fritillo.

oder das Festum stultorum, welche den 17. Februar gefeyert wurden, und bey denen es so bunt und toll herging, wie in unserer Fastnacht, wie Pelter (Orig. Lips.) berichtet. Die Sitte, sich in dieser Jahreszeit auf allerley burleske Weise zu vermummen, nahm bereits in den ersten Zeiten des Christenthums ihren Anfang, und zwar eben so bey den Heiden als bey den Christen. Eine alte Strafpredigt, gehalten von dem Bischof Faustinus bewährt es noch glaubwürdiger. In dieser Predigt beklagt er sich: daß die Heiden glaubten, weil der Gott Janus mit zwey Gesichtern vorgestellt würde, so müßten sie an seinem Festtage auch zweyerley Gestalten annehmen, damit sie dem Gotte gleich würden, den sie verehren. Daher verlarvten sich diese elenden Leute, und, was noch schlimmer wäre, sogar einige, die die Taufe erhalten hatten, in so vielerley falsche und ungeheure Gestalten, daß man nicht wüßte, welche man mehr belachen oder mehr beweinen sollte. Denn kein Mensch von gesunder Vernunft könnte sich nur einbilden, daß es Leute gäbe, die sich als wilde Thiere verkleideten, und Hirsche vorstellen wollten. Andere überzogen ihre Körper mit Viehhäuten, und wieder Andere setzten sich bloß Thierköpfe auf, und steuerten sich, daß man sie nicht für Menschen hielte, womit sie beweisen, daß sie mehr viehische Neigungen, als menschliche Empfindungen hätten.

Denn ob ſie gleich thieriſche Geſtalten nur nachzuäffen ſchienen, ſo erhellte es doch aus ihrem Betragen, daß ihr Herz mehr viehiſch, als menſchlich wäre. — Am meiſten aber ſcandaliſirte ſich unſer Biſchof darüber: daß ſich Mannsperſonen in Weibskleider verſteckten, und auf die ſchändlichſte Weiſe das Anſehen der männlichen Kraft mit einem weibiſchen Putze verſteckten, und ſich nicht ſchämten, ihre kriegeriſchen Muskeln unter Frauenröcken zu verbergen. Sie trugen fremde Larvengeſichter, und wollten für Weibsperſonen angeſehen ſeyn. Aber eben durch dieſe weibliche Kleidung verloren ſie ihre vorige männliche Tapferkeit, und ein göttliches Gericht beraubte diejenigen ihres kriegeriſchen Muthes mit Recht, die ſich in Weiber verunſtalteten ꝛc.

War es weiſſer oder rother Wein, den Chriſtus auf der Hochzeit zu Canaan aus Waſſer verwandelte?

Daß es rother und nicht weiſſer Wein geweſen, könnte man, ſagt Plener (acerra philolog.) aus vielen Gründen beweiſen. Zwar hab ich niemahls bey keinem davon etwas geleſen, will doch anzeigen, was mir hierüber wohl für dieſem eingefallen:

Der Herr Christus hat solchen Wein aus Wasser gemachet, der damahls in Galiäa wuchs, und von den Leuten getrunken ward: Angesehen er ihm die bey den Juden gewöhnliche Speise und Trank allezeit hat gefallen lassen, und findet man nirgend, daß er entweder selber etwas sonderliches gessen und getrunken, oder seinen Freunden geschaffet; derhalben hat er solchen Wein aus Wasser gemachet, als man auf der Hochzeit zuvor getrunken hatte. Nun war das kein weisser, sondern rother Wein. Erstlich weil alles, was anderswo in der H. Schrift vom Wein aufgezeichnet ist, lautet vom rothen Wein: die H. Schrift aber redet von keinem andern Wein, als von dem, der bey den Juden gemein war und getrunken wurde. Genes. 49. — Seine Augen seyn röther als Wein. Esa. 63. — Warum ist dein Kleid roth, wie eines der die Weinpreße getreten hat. Sprüchw. 23. — Siehe nicht den Wein an, daß er so roth ist, und im Glase so schön stehet. Syr. 50. — Er recket seine Hand aus mit dem Trank-Opffer, und opffert den rothen Wein. — So ist nun vermuthlich, daß der Herr Christus, gleichfalls in seinem letzten Abendmahl den gewöhnlichen rothen Wein seinen Jüngern im Testament dargereicht: weil bey den Juden kein anderer gebräuchlich. Und so man den heidnischen alten Historien- Land- und Kräuter- Beschreibern möchte Glauben beymessen, so ist gewiß,

daß derer keiner des weiſſen Weins mit einem Worte gedacht, als ſolte er im jüdiſchen Lande wachſen, ſondern gedencken nur alle des rothen Weines. Aus dieſer Urſachen wird ohne Zweiffel der Wein in der Bibel hin und wieder genennet der Trauben Blut, wegen der blutrothen Farbe (!); Als Gen. 49. — Er wird ſein Kleid in Wein waſchen, und ſeinen Mantel im Blut der Weinbeeren. Offenb. 14. — Die Weintraube ward außer der Stadt gekältert, und das Blut ging von der Kälter. Iſt ein Gleichniß vom Blut der Weintrauben.

Beygefügte Nutzanwendung: Viel bekümmern ſich um Rom, und haben doch kein Haus darinn. Man laſſe die unnützen Fragen fahren, und bekümmere ſich um das, was nützlich iſt! — (Es iſt poſſirlich, wie ſie durch dieſe Moral der Verfaſſer der acerra ſelbſt auf die Finger klopft).

Peters des Großen Maskerade im Jahr 1714.

Dieſes merkwürdig- characteriſtiſche Feſt findet ſich in Bauers unterhaltenden Anecdoten aus dem 18ten Jahrhundert auf folgende anziehende Art geſchildert:

Die dießjährigen Winterluſtbarkeiten des Czaars zeichneten ſich inſonderheit durch eine Maskerade von ſeiner eigenen Erfindung im wildeſten Geſchmacke aus. Er hatte in ſeiner Jugend einen

Schreibmeister, Nahmens Sotoff, gehabt, den er in seinem 70. Jahr zum Hofnarren und Patriarchen ernennt, ihm im Scherze die fürstliche Würde beygelegt und endlich zum — Papst gemacht hatte. Diesen Mann verheirathete er in seinem 84. Jahre mit einer sehr raschen 34 jährigen Witwe. Bey dieser Gelegenheit ward eine Maskerade von 400 Personen beyderley Geschlechts angestellt. Jeder Person ward eine verschiedene Tracht und ein anders Instrument gegeben, und dadurch fast alle Völker der Erde mit ihren Trachten und musicalischen Instrumenten vorgestellt. Die vier Personen, welche die Gäste zur Hochzeit einladen mußten, waren die ärgsten Stammler, die man in Rußland finden konnte. Zu Marschällen der Hochzeit, oder sogenannten Schaffnern, Brautdienern und Aufwärtern, hatte man ganz alte Männer gewählt, die weder recht gehen noch sehen konnten, und zu den 4 Läufern dicke Personen, die lange vom Podagra gelitten and sich, statt zu laufen, ganz sanft mußten führen lassen.

Der falsche Czaar von Moskau stellte in seiner Kleidung den König David vor, hatte aber statt der Harfe eine mit einer Bärenhaut überzogene Leyer in der Hand, die er drehen mußte. Als der vornehmste wurde er auf einem großen Gerüste, das auf einem Schlitten stand, gezogen. An den 4 Ecken des Gerüstes um ihn saßen vier

ſtarke wilde Bären, welche von beſtellten Leuten durch Stöße mit ſpitzigen Stöcken zu einem ſcheußlichen Brummen gereizt wurden, wenn der König David und nach ſeinem Exempel die ganze Geſellſchaft ihre wilde, ſchrecklich durch einander klingende Muſik anſtimmte. Der Czaar Peter, als frieſiſcher Bauer gekleidet, rührte nebſt drey Generalen die Trommel.

Unter ſolcher Muſik, und unter Läutung der Glocken ward das ungleiche Brautpaar von den Maſken in die Hauptkirche vor den Altar gebracht, und von einem hundertjährigen Prieſter copulirt. Dieſem letztern, dem Geſicht und Gedächtniß mangelten, wurden zwey Lichter vor die auf ſeine Naſe geſetzte Brille gehalten, und in die Ohren gerufen, was er dem Brautpaar ſagen ſollte. Aus der Kirche ging die Proceſſion in den Czaariſchen Pallaſt, wo die Luſtbarkeiten, wie gewöhnlich, mehrere Tage dauerten, und ſich mit einem allgemeinen — Rauſche endigten.

Der Anfang unſrer Jahresrechnung mit Januar.

In den älteſten Zeiten begannen die Römer das Jahr von 1ten März, und ſpäterhin vom 25ten December; überhaupt rechnete man ganz willkühr-

lich, bis Romulus eine bleibendere Bestimmung begründete. Er theilte das Jahr in 10 Monathe, der Bequemlichkeit wegen, um es gleichsam auf den Fingern abzählen zu können. Der erste Monath blieb der März, Martius, zu Ehren des Mars, welchen er für seinen Vater hielt; den zweyten Monath nannte er Aprilis, und zwar wieder aus der Eitelkeit seiner vorgeblichen Abstammung von der Venus, mütterlicher Seits (Venus hieß bey den Griechen Aphrodite): den dritten hieß er Majus, den Aeltermonath zu Ehren der Alten (Majoribus); den vierten Junius, den Jungen zu Ehren (von den Junioribus); den fünften nach der Zahl Quintilem (welchen nachher Kaiser Julius nach seinem Nahmen umtaufte), und die übrigen fünf gleichfalls nach der Zahl ihrer Aufeinanderfolge: so den sechsten Sextilem (von Kaiser August, Augustus genannt) Septembrem, Octobrem, Novembrem, Decembrem, und sofort fing dann das Jahr wieder mit Martius an. So blieb es auch, bis Romulus starb, wo sein Nachfolger Numa Pompilius es in 12 Monathe theilte, indem er den Januar und Februar hinzufügte, Januarius nach einem alten Beherrscher Latiens Janus, und Februarius von februare, reinigen oder Februis, Seelenweihen.

Das numiſche Jahr war ſonach ein beſtändiges, regelmäßiges Mondenjahr.

Geometriſche Schilderung des Bildes Gottes.

Der Talmudiſche Lehrer Ismael, welcher zu Anfang des zweyten Jahrhunderts nach Chriſtus ſtarb, hinterließ eine mathematiſche Zeichnung Jehovas, welche von einem ſeiner vielen Schüler aufbewahrt und bekannt gemacht wurde. Es iſt folgende:

Der Metatron, der groſſe Fürſt des Zeugniſſes, hat zu mir geſagt: Ich zeuge dieß Zeugniß von Jehova, dem Gott Israels, dem lebendigen und beſtändigen Gott, unſerm Herrn und Herrſcher, daß von dem Ort des Sitzes ſeiner Herrlichkeit aufwärts hundert, und achtzehnmahl zehn tauſend Meilen, und von dem Ort des Sitzes ſeiner Herrlichkeit abwärts hundert und achtzehnmahl zehn tauſend Meilen ſeyen. Seine Höhe iſt zwey hundert und ſechs und dreyßigmahl zehn tauſend Meilen. Von ſeinem rechten Arme zu ſeinem linken ſeyen ſieben und ſiebenzigmahl zehn tauſend Meilen. Von dem rechten Augapfel zu dem linken ſeyen dreyßigmahl zehn tauſend Meilen. Die Hirnſchale in ſeinem Haupte iſt dreymahl zehn tauſend Meilen in der Länge und Breite. Die Kronen,

welche auf seinem Haupte stehen, sind sechzigmahl zehn tausend Meilen lang in Ansehung der siebenzigmahl zehn tausend Israelitischen Seelen des Gottes Israels. Deßwegen wird er genannt der große, gewaltige und erschreckliche Gott.

— — Der Rabbi Israel hat gesagt; Ich habe den König der Könige aller Könige gesehen sitzen, auf einem hohen und erhabenen Thron, und seine Heere standen vor ihm zu seiner Rechten und Linken. Da sprach der Engel, der Fürst des Angesichts, der da Metatron genannt wird zu mir: Rabbi Ismael, ich will dir das Maß des heiligen und gebenedeyten Gottes sagen, welches vor allen Creaturen verborgen ist. Seine Fußsolen sind alle Welt, wie Isaiä 66. 1. gesagt wird: „Der Himmel ist mein Thron, und die Erde mein Fußschemel." Die Höhe seiner Fußsolen ist dreymahl zehn tausend, Meilen. Von seiner Fußsole bis zu seiner Ferse sind tausend Mahl zehn tausend, tausend und vier Meilen an der Höhe. — Von den Kniescheiben bis an die Hüften 121,004, Meilen, von den Hüften bis an den Hals 240,000,000; die Höhe des Halses 130,000,800, die Länge des Bartes 11,500, das Schwarze im Auge eben so lang; die Hand 220,000, von der rechten Schulter zur linken 160,000,000, vom rechten Arm zum linken 120,000,000. Was die Finger seiner Hände betrifft, so sind alle zusammen 120,000,000 Meilen lang.

— — Der Rabbi Ismael hat zu mir von seinen Lehrjungen gesagt: Ich und Rabbi Akiba sind Bürgen in dieser Sache, daß ein jeder, der dieses Maß unsers Schöpfers, und das Lob des heiligen gebenedeyten Gottes weiß, versichert sey, daß er ein Kind der zukünftigen Welt, das ist, des ewigen Lebens werde!

Riesen.

Nicht minder interessant, als die vorstehende gigantesque Zeichnung Jehovas sind die Schilderungen von Riesen aus der alten Geschichte. Auch das Fabelhafte, wenn es ergreifend ist, hat seine Reitze, und so mögen denn einige der wesentlichen Darstellungen von solchen chimärischen Colossen hier eine Stelle finden.

Die Talmudisten, sagt der, selbst nicht mit Ausnahme unsers übergepriesenen sogenannten deutschen Thucydides, Johannes von Müller (man lese was Steigentesch über ihn sagt) noch durchaus unerreichte, gediegene echt classische Mumelter (allgem. Geschichte), die Talmudisten geben dem Adam eine Höhe von 900', und selbst in unserm Jahrhunderte fand sich ein Mitglied von der Academie der Inschriften zu Paris, Herr Henrion, welcher 1718 der Academie ein chronologisches Verzeichniß überreichte, über die Verschiedenheit der Länge des menschlichen Körpers,

von der Erſchaffung der Welt bis auf unſere Zeiten. Nach dieſer Berechnung zählte Adam 125′ 9″, und Eva 118′ 9¾″. Bey der neunten Generation nahm dieſe Leibesgröße bereits ſo ſehr ab, daß Noah nur 115 Schuh hatte, und dieſe Abnahme ward immer ſtärker, ſo daß Abraham bloß 28; Moſes 13, der Thebaniſche Hercules, der hundert Jahre nach Moſes gelebt haben ſoll, noch 10, und endlich Alexander kaum 6, Julius Cäſar aber kaum 4 gemeſſen haben ſoll.

Halten wir uns noch bey dem fleißigen Plener (acerra philol.) auf. Nach der heiligen Schrift waren die Kinder Enacks, welche das Land Canaan bewohnten, ſo ungeheuer groß, daß ihnen die Iſraeliſchen Abgeſandten wie Heuſchrecken vorkamen. Die Höhe des Goliath war 6 Ellen und eine Hand breit; ſein Panzer wog 5000 Seckel Erz, das Eiſen ſeines Spießes 600 Seckel; der Schaft deſſelben war wie ein Weberbaum I. Sam. 17. — Natalis Canes berichtet, daß man in Theſſalien einen Menſchenſchenkelknochen ausgegraben, ſo ſchwer, daß dreyßig Paar ſtarke Ochſen ihn kaum von der Stelle zu ſchleppen vermochten. Heut zu Tage, nach Pleners eigenen Worten, iſt ein großes Land, ſich etliche 100 Meilen erſtreckend, in der neuen Welt, genannt Chili und Chica, deſſen Einwohner allzumahl ſchrecklich

che groſse Rieſen ſind, gegen welche die Holländer, ſo dahin kamen, als Krähen oder kleine Hündlein geſchienen. Dieſe, auf daſs ſie ihre Mannheit und Stärke den Holländern erzeigten, haben ihre langen Spieſse mit eiſernen, ſcharfen, ſpitzigen Widerzacken oben verſehen und beſchlagen, durch den Mund den Hals, bis unten auf den Grund des Magens hinab geſtoſsen, und bald hernach wieder ohne Schaden heraus gezogen. Da denn zu verwundern, daſs die ſcharfen eiſernen Spitzen nicht ſeynd irgendwo im Halſe ſtecken blieben. Nota bene, das Buch iſt nicht älter als von 1754, aber gedruckt zu Stettin. —

Nähere Daten über das tragiſche Ende König Carls I. von England.

Es war am 9ten Januar 1649, Morgens um 10 Uhr, als der König in der Mitte eines Regiments Infanterie mit fliegenden Fahnen und unter dem Gewirbel der Trommeln, umgeben von ſeiner Leibgarde, welche Partiſanen trug, zu Fuſs von St. James mitten durch den Pack abgeführt wurde. Unmittelbar vor ihm her traten einige von ſeinen Cavalieren, er ſelbſt war mit entblöſstem Haupt; hinter ihm folgte der Doctor der Theologie und vormahlige Biſchof von London, Juxon; ihm zur

Seite mit entblößtem Haupt, ging der Oberſt Thomlinſon, der die Wache hatte. Dieſer ſprach mit ihm von St. James Park an, bis man durch die Gallerie von Whitehall in das Zimmer des königlichen Cabinets gelangte, wo er zu ſchlafen und ſein Gebeth zu verrichten pflegte. Als der König hier angekommen war, wollte er keine Mittagsmahlzeit halten, weil er erſt vor einer Stunde communicirt hatte; er trank bloß ein Glas Wein, und aß einen Biſſen Brod; darauf geleiteten ihn der genannte Herr Juxon, der Oberſt Thomlinſon und einige andere Officiere, die dazu beordert waren, nebſt der Garde du Corps, ſämmtlich von Musketiren eingeſchloßen, aus dem Saale von Banquetar zum Schafott, das vor demſelben errichtet und ſchwarz ausgeſchlagen war. In der Mitte war der Block mit dem Beile. Mehrere Compagnien Infanterie und Cavallerie umgaben das Blutgerüſt zu beyden Seiten. Eine groſe tumultariſche Volksmenge harrte des Schauſpiels.

Als der König das Gerüſt beſtiegen hatte, heftete er den Blick auf das Beil und den Block, und fragte den Oberſt, ob man keinen hätte, der höher wäre? Darauf hub er eine Rede an. Er richtete ſie zunächſt an den Oberſt Thomlinſon, und ſie ſchloß mit den Worten: „Meine Sache iſt gerecht; Gott iſt gnädig; ich habe nichts mehr zu ſagen.“ Hierauf bath er den Oberſt, man möchte

ihn doch nicht lange leiden laſſen. Als ſich während dem ein Officier dem Beile näherte, ſagte der König haſtig: „Ich bitte Euch, kommt dem Beil da nicht zu nahe!" Darauf wendete er ſich zu dem Scharfrichter mit den Worten: „Ich werde ein kurzes Gebeth thun — und wenn ich meine Arme ausbreiten werde, dann — —" Er forderte von Herrn Juxon ſeine Nachtmütze. Als er ſie aufgeſetzt hatte, ſagte er zum Scharfrichter: „Sind meine Haare auch ordentlich?" Dieſer bath ihn, ſie mehr unter die Mütze zu ſtecken, was der König ſogleich that, wobey ihm der Biſchof und der Scharfrichter Hülfe leiſteten. — „Meine Sache iſt gerecht, und mein Gott iſt gnädig" wiederhohlte der König, indem er ſich zu Herrn Juxon wendete. Nach einer kurzen erbaulichen Unterredung fragte der König den Scharfricher wieder, ob ſein Haar ſo gut ſey? Darauf nahm er ſeinen Mantel ab und reichte ſein blaues Band (den Orden des heil. Georg) dem Herrn Juxon mit den Worten hin: „Denken Sie meiner dabey!" Nun zog der König ſein Wamms aus, und um nicht im Hemde dazuſtehen, warf er den Mantel wieder über. Indem er wieder einen Blick auf den Marterblock warf, ſagte er zum Scharfrichter: „Ihr müßt ihn wohl befeſtigen!" — Er iſt feſt genug antwortete dieſer. — „Man könnte ihn ja aber doch höher ſtellen" — Er iſt hoch genug, Sire! — „Nun,

wenn ich meine Arme ausbreiten werde, dann — —“ Er ſprach nun noch einige Worte, Hände und Blick gen Himmel gerichtet, ſtill für ſich, knie. te ſodann raſch nieder, und legte ſeinen Hals auf den Block. Als der Scharfrichter ſeine Haar noch einmahl unter die Mütze ſchob, glaubte der König, er wolle den Streich führen, und rief: „Wart bis ich das Zeichen gebe!“ — Es ſoll geſchehen, wie Ew. Majeſtät es wollen. — — Nach einer kleinen Pauſe breitete der König den Arm aus und der Kopf ſank, mit Einem Hiebe vom Rumpfe getrennt. Der Nachrichter hob ihn auf, hielt ihn mit ſeiner Hand empor, und zeigte ihn dem verſammelten Volke. Man legte den Leichnam in einen Sarg der mit ſchwarzem Sammt überzogen war. — Nach einer andern Nachricht ſoll der vermummte Scharfrichter in dem Augenblick da der Kopf fiel, ihn auf eine Lanze geſteckt, ſo den Zuſchauern gezeigt, und dabey gerufen haben: „Dieß der Kopf des Verräthers!“ Darauf ſey er verſchwunden. — (Pièces interess. et peu connues).

Wenig bekannte Hauptveranlaſſung zu Robespierres Sturz.

Daß der entſetzliche Terrorismus der franzöſiſchen Revolution mit Robespierres Untergang

gang endigte, das weiß Jedermann; aber minder bekannt iſt es, daß die berühmte Madame Tallien den weſentlichen Antheil an demſelben hatte, wie aus nachſtehender Erklärung erhellt.

Robespierres Tyranney hatte den höchſten Gipfel erreicht; aber eben da, wo er ſeine Gewalt am feſteſten gegründet zu haben glaubte, eben da war auch der gefährliche Gränzpunct ihrer Auflöſung: die Extreme berührten ſich, und der gefürchtete Wüterich zitterte nun ſelbſt vor denen, die es ſeither nicht gewagt hatten, auch nur mit einer Silbe gegen ihn aufzutreten. Robespierre wußte es wohl, daß die meiſten gerichthabenden Mitglieder der Nationalverſammlung ſeine heimlichen Gegner waren, und mit Furcht gedachte er eines unternehmenden Tallien, eines kühnen Barras, eines hinreißenden Legardel. Am gefährlichſten aber ſchien dem Ungeheuer Tallien, deſſen Einfluß auf die Stimmung des Volks ſich ſchon ſo oft bewährt hatte. Robespierre beſchloß ſeinen Sturz, und wählte zum Vorwand die Bezüchtigung einer zu Bordeaux ausgebrochenen Verſchwörung. Man wußte, daß Madame Cabarrus mit Tallien in Verhältniſſen ſtand, und verſuchte es, ſie zum Beytritt an dem Anſchlag gegen Tallien zu bewegen. Doch dieſer plumpe Griff mißlang, und da Madame Cabarrus eine ſo nie-

derträchtige Zumuthung nur mit Verachtung erwiederte, ſo warf man ſie ins Gefängniß.

Nach einigen Tagen tritt einer von Robespierres Mordgeſellen zu ihr in den Kerker, und erklärt ihr, daß nichts ſie vom Blutgerüſte retten könne, als wenn ſie eine Schrift, worin ſie ſich wegen der Verſchwörung zu Bordeaux rechtfertigte, unterzeichnete. Dieſe Schrift wurde ihr vorgelegt, aber das großherzige Weib ſtieß dieß Werkzeug eines ſchändlichen Betruges mit edlem Unwillen zurück, und verſicherte den Abgeordneten, daß ſie eher den ſchmerzlichſten Tod erdulden, als ſich durch eine ſo himmelſchreyende Treuloſigkeit an ihrem Freund und der Wahrheit herabwürdigen wolle. — Wüthend ging der Bothſchafter hinweg; Fingerzeig genug für Madame Cabarrus, daß ihre Lebensſtunden gemeſſen ſeyen. Sie wollte dieſe kurze Friſt wenigſtens zum Wohl ihres Freundes und des Vaterlandes benutzen, und ſann auf Mittel, Tallien von ihrer Lage Nachricht zu geben, und ihn zur Befreyung von dem Tyrannen aufzufordern. Doch — wie ſollte ſie dazu Gelegenheit finden? Indeß, der Zufall, der ſchon manches unmöglich ſcheinende Werk begünſtigt hatte, nahm ſich auch ihrer an. Des Abends nähmlich, wo man ihr erlaubt hatte, in einem kleinen Hinterhofe umher zu gehen, fiel, als ſie traurig an einer Mauer einher wandelte, plötzlich ein Salatſtrunk zu ihren

Füßen; absichtslos hebt sie ihn auf, und siehe, er zerlegt sich und ein Papier in demselben verspricht ihr den Beystand einer ergebenen Person, die ihr in der Nacht Schreibrequisiten bringen soll. Diese Verheissung erfüllt sich durch ein unbekanntes Weib, und Madame Cabarrus schrieb nachstehende Zeilen an Tallien:

„Eben geht der Polizeyminister von mir. Er kündigte mir an, daß ich morgen vor das Tribunal, das ist, auf die Blutbühne geführt werden solle. Wie wenig gleicht dieses dem Traume, den ich diese Nacht hatte. . . Robespierre war nicht mehr, und die Gefängnisse standen offen. Vielleicht würde ein einziger beherzter Mann hinreichen, den Traum zu verwirklichen; allein Eure schnöde Feigheit wird Schuld seyn, daß niemand übrig bleiben wird, dem diese Wohlthat zu Gute kommen kann. Leben Sie wohl!"

Robespierre fiel den 9. Thermidor — es war die Frucht weniger Zeilen von einer Weiberhand. — Noch ehe Tallien mit seinen Freunden das Werk der Rettung vollbrachte, schrieb er an Madame Cabarrus: „Haben Sie so viel Klugheit, als ich Muth haben werde, und vor allen Dingen besänftigen Sie Ihre Phantasie!" (Histor. Gemählde ꝛc. Leipz.).

Das Jahr bey den Chineſen.

Dieſes eigene Volk iſt es auch in ſeinem Kalenderweſen; die Chineſen haben dreyerley Jahrszahlen. Die erſte, welche Van heißt, iſt von 1900 Jahren her, und wurde im Jahr 1548 neuerdings begonnen; die zweyte, welche ſeit 58 Jahren beſteht, hat in dem 21 Jahre der Regierung Hoamty, und zwar in der Mitternacht des Winter-Solſtitiums anfangen, und iſt bereits über 70 Mahl erneuert worden. Die dritte endlich iſt die kleinere Jahrszahl; ſie begreift nur 12 Jahre, und jedes derſelben führt den Nahmen eines Thieres. Das erſte heißt Maus, und die andern in ihrer Aufeinanderfolge: Ochs, Tieger, Haſe, Drache, Schlange, Pferd, Schaf, Affe, Huhn, Hund und Schwein.

Fragmente aus dem Tagebuch der Lady Eliſabeth Wandwille, nachherigen Gemahlinn König Eduards IV. von England.

Eliſabeth war aus einer der anſehnlichſten Familien Englands mit Grafen und Herzogen verwandt; ihre Mutter war in ihrer erſten Ehe die

Gemahlinn des Herzogs von Bedford. Nachdem Eliſabeth ihren theuern John Gray in der Schlacht bey St. Albans verloren hatte, zog ſie ſich auf ihre Güter in Northampton-Shire zurück, wo der König ſie ſah, ſich ſterblich in ſie verliebte, und zu ſeiner Gemahlinn erkohr. Die nachſtehenden Bruchſtücke ſollen zeigen, wie ehemahls die Töchter aus den edelſten Häuſern ihr Privatleben führten.

Montag früh. Ich ſtand um 4 Uhr auf, und half Catharinen die Kühe melken. (!) Rachel, die andere Hausmagd, hat ſich vergangene Nacht die Hand erſchrecklich verbrannt, und ich hab ihr ein Pflaſter geſchmiert. Dem Robin habe ich eine Pence gegeben, um dafür etwas aus der Apotheke zu holen. — Sechs Uhr. Ich fand daß das Stück Rindfleiſch zu ſehr ausgekocht war, und das Bier abſchmäckig geworden. Note. Dem Koch muß ich doch auch einen Verweis geben über ſeine Nachläßigkeit; was das Bier betrifft, ſo werde ich eine neue Tonne anſtechen laſſen. — Sieben Uhr. Ich begleitete Milady meine Mutter in den Hof. Wir gaben das Eſſen heraus für 25 Perſonen beyderley Geſchlechts. Roger hat einen tüchtigen Verweis dafür bekommen, daß er verdrießlich war, als er die Ueberbleiſel vom Fleiſch herbeytragen mußte. — Acht Uhr. Ich ging mit Dorothee, meiner Magd

nach dem Gehöft hinter dem Schloße, lief hinter Thumb, unserem jungen Kerper, her, erhaschte ihn, und setzte mich darauf. Ich bin damit wohl fünf bis sechs Meilen ohne Sattel und Zaum umhergeritten. — Zehn Uhr. Es wurde zu Mittag gedeckt. John Gray ist ein hübscher junger Mensch. Aber was hilft das? Eine tugendhafte Tochter darf nur, was ihre Eltern für gut finden. John hat wenig gegessen. Auch sagte er, das schönste Mädchen würde ihm nicht gefallen, wenn es nicht sanft und bescheiden wäre. Je nun, ich denke, mein Character ist so unleidlich nicht. Es hat doch noch keiner daran auszusetzen gefunden, als der Roger vielleicht; aber von allen unsern Leuten ist der gerade der nachläßigste im Dienst. John Gray liebt weiße Zähne; die meinigen sind ziemlich schön, und mein Haar ist schwarz wie Elfenbein. Ich sage nur so; denn irre ich nicht, so denkt John in diesem Stücke eben so wie ich. (Kann es eine reinere, rührendere Naivetät geben? —) — Elf Uhr. Man stand von der Tafel auf. Die Gesellschaft beschloß, ins Feld zu spazieren. John half mir über jede Hecke, und zweymahl drückte er mir heftig die Hand. Ich kann eben nicht sagen, daß ich etwas gegen ihn hätte; in Leibesübungen ist er wohl eben so geschickt, als irgend einer von den Edelleuten unserer Gegend. Sein Respect gegen Milord und

Milady seinen Vater und seine Mutter ist wirklich merkwürdig, und niemahls versäumt er Sonntags die Messe. — Drey Uhr Nachmittags. Das Haus des armen Pächters Robinson ist durch Zufall in Brand gerathen; John Gray hat sogleich eine Unterstützung der Unglücklichen eröffnet. Er selbst hat nicht weniger als 4 Pf. Sterling zu diesem guten Werk aufgewendet. Note. Noch niemahls habe ich gesehen, daß sein Blick sanfter war, als bey dieser Gelegenheit. — Um 4 Uhr bin ich zum Gebeth gewesen; um sechs Uhr ließ ich den Schweinen und dem Federvieh Futter geben. — Um 7 Uhr setzte man sich zum Abendessen; wegen des Unglücks des armen Robinson wurde es dießmahl später. Note. Die Gänsepastete war zu stark gekocht, und das Stück Schweinsbraten fast wie Kohle. — Neun Uhr. Die Gesellschaft liegt im tiefsten Schlaf. In diesen letzten Stunden hatte ich ein wenig Langeweile. Ich fieng mein Gebeth wieder an, denn vorher hatte mich der Gedanke an John Gray zerstreut. Ich bin eingeschlafen, und habe von John Gray geträumt. — (Zeitg. f. d. eleg. Welt).

Abſtammung des Wortes Pfingſten.

Daß die Pfingſten ein hohes Feſt ſey, das man am fünfzigſten Tag nach Oſtern zur Erinnerung der geſchehenen Ausgieſſung des heiligen Geiſtes, begeht, weiß Jedermann. Inzwiſchen nicht ſo die Herkunft des Wortes ſelbſt. Es ſtammt aus dem Griechiſchen Pentecoste, πεντηκοστη: „der fünfzigſte Tag" (nähmlich nach Oſtern). Schon bey Kero heißt dieſes Feſt fimfchustin; die erſte Silbe bedeutet unverkennbar fünf, die andern Silben jedoch ſind aus dem Griechiſchen entlehnt; bey Kero bedeutet simszugoszo der fünfzigſte. Dieß iſt die Abſtammung dieſes Wortes, das eigentlich nur in der Mehrheit gebräuchlich iſt.

Numismatiſche Denkwürdigkeiten der Deutſchen.

Vor Entdeckung des reichhaltigen Silbergebirges zu Goslar im Jahr 968, kamen bey den Deutſchen ſehr wenig geprägte Münzen vor. Die älteſten deutſchen Münzen ſind die Solidi und die Denarii. Erſtere, welche Schillinge hießen, waren entweder von Gold oder von Silber, aber im höchſten Grad unförmlich und geſchmacklos, ja zuweilen ſogar nur auf Einer Seite geprägt. Die

Denarii wurden Pfennige genannt; sie waren von Silber, oder schlechtem Metall, und nur wenig von Gold. Zum Unterschied von den Braeteaten oder Halbpfennigen nannte man sie wohl auch Dickpfennige.

Der Nahme Heller stammt von einer kleinen Münze, die im Jahr 1228 zu Halle ausgeprägt wurde; diese Münze war aber bereits im Jahr 1420 so geringhältig, daß man zwey auf einen Pfennig rechnete.

Die ersten Groschen, Crassos, Grossos münzte im Jahr 1286 Wenzel II. König von Böhmen. Diese bequeme Münze wurde alsbald in ganz Deutschland üblich, und mit ihrer Erscheinung kam der Gebrauch, das Geld nach dem Gewicht zu schätzen (wie die Ausdrücke: Pfund-Pfennige, Pfund-Heller in alten Urkunden, beweisen), ab, und man fing an zu zählen.

Die Florini, oder Gulden erschienen zuerst zu Florenz im Jahr 1252, sie waren von Gold, und erhielten nach der Hand den Nahmen: rheinische Gulden, weil sie bald von rheinischen Churfürsten nachgeprägt wurden.

Die Ducaten ließ zuerst der König Rogerius von Sicilien wegen des Ducatus Apulia im Jahr 1140 und etwa ein halbes Jahrhundert darnach in Venedig und Genua ausprägen.

Außer den Gulden von Gold münzte man späterhin auch silberne, daher die Benennung: Goldgulden, zur Bezeichnung des Unterschiedes.

Die Thaler prägte zuerst der Graf Schlik zu Joachimsthal in Böhmen im Jahr 1519; sie verbreiteten sich schnell durch ganz Deutschland, und bald münzte man zur Bequemlichkeit des Verkehrs auch halbe, viertels, und achttheils Thaler.

Unter dem Nahmen Batzen wurde um dieselbe Zeit in Bayern eine kleine Münze ausgeprägt, von wo aus sie alsbald in Deutschland in Umlauf kam. Die Zeit der Einführung der Kreuzer kann man nicht genau bestimmen, aber gewiß ist, daß man sie vor dem 15ten Jahrhundert noch nicht kannte.

Die ewige Schatzkammer der türkischen Kaiser.

Seit uralten Zeiten herrscht der Gebrauch, daß jeder Großherr während seiner Regierung eine Schatzkammer (Khasné) errichtet, und diese Kammer sammelt alle einzelnen Khasnés, die er zusammen scharren kann. Am Ende eines jeden Jahrs verfertigt der Kislar-Aga (Chef der verschnittenen Schwarzen) ein Inventarium über alle Beutel, welche gesammelt worden sind. Dann verschließt

er ſelbe in eine Kiſte; der Großherr erſcheint im feyerlichſten Ceremoniell, und drückt dieſen Kiſten ſein Petſchaft auf. — Beym Tode eines jeden Großherrn wird die Kammer des Khasné geſchloſſen, mit dem Siegel des Großveziers und aller Großbeamten des Serails verſiegelt, und über die Thürpforte dieſer Kammer mit goldenen Buchſtaben die Inſchrift geſetzt: Hier liegt der Schatz von — —. (dem, oder dem Sultan). Jemehr ein Sultan Reichthümer auffammeln kann, für deſto glücklicher und geſegneter hält man ſeine Regierung. Die Schätze, welche in dieſen Kammern liegen ſind ungeheuer, und es wird für ein großes Unglück gehalten, wenn der Khasné eines Vorfahren angegriffen werden muß. Denn es iſt Sitte, den Schatz des Serails als eine heilige Kirche zu betrachten. Nur in der allerdringendſten Noth, wenn das Wohl des Reichs auf dem Spiele ſtünde, und überhaupt nur bey ganz auſſerordentlichen Fällen, darf er zu Hülfe genommen werden. Der Großherr würde ſich eher die ſchreyendſten Gewaltthätigkeiten erlauben, als daß er die Khasné angriffe. Dieſer Schatz iſt nun auch ſo beträchtlich, daß, wenn man ſeit Mahomed II., der im Jahr 1454 das griechiſche Kaiſerthum umſtürzte, nur 40 regierende Kaiſer annimmt, dieſe 40 Schatzkammern wenigſtens 480 Millionen ausmachen, denn 12 Millionen kann man auf einen ganz füglich rechnen.

Nimmt man hierzu noch die Edelsteine, die andern Kostbarkeiten, und die den Großherrn seit 350 Jahren gemachten Geschenke, die Güterconfiscationen von Paschen und Particularen, und die jährlichen Revenüen des Großherrn, so läßt sich die ungeheure Masse von Reichthümern nicht berechnen, die seit mehr als drey Jahrhunderten da begraben liegt, ohne wieder an das Tageslicht gekommen zu seyn. — (Beauvoisin tabl. de la cour ottom.)

Symbolik der Handschuhe.

Bey den alten Sachsen hatten die Handschuhe gar wichtige Bedeutungen. Gewährte der Kaiser irgend einer Stadt die Bitte um ein Marktrecht, so geschah es dadurch, daß er ihr einen Handschuh zuschickte. Der Sachsenspiegel sagt: „Es darf niemand einen Markt aufrichten, es sey denn, daß der Kaiser auf die Stadt seinen rechten Handschuh sandte.“ Diese Sitte wird durch eine Thatsache bestätigt, welche die alten Gesetze erzählen. Einige Kaufleute nähmlich, nachdem sie lange vergeblich um Anweisung eines Wohnorts sich bemüht hatten, bedienten sich endlich einer List: „Der König“ heißt es „both ihnen seine Hand dar; da begriff ihn ein Kaufmann, und zog ihm den rechten

Handschuh ab. Noch vor Kurzem war es zu Frankfurth am Mayn gebräuchlich, zur Michaeli-Messzeit dem sitzenden Rath auf die Tafel ein Paar Handschuh hinzulegen. —

Eben im Sachsenspiegel heißt es ferner; „Wo man neue Städte baut, muß man da ein Kreutz setzen auf den Markt, und man hängt auch des Königs Handschuh daran, daß man sehe, daß es des Königs Wille sey." Hiernach galt also der Handschuh als Erlaubniß zur Erbauung der Städte.

Nicht minder war der Handschuh auch ein Zeichen des Münzrechtes. „Niemand mag neue Münz erheben, ohne des Fürsten Willen, in des Gericht er lebt, auch soll der König durch Recht seinen Handschuh dazu senden, zu einer Beweisung daß es sein Wille sey."

Gleichwohl war in derselben Zeit der Handschuh auch ein Merkmahl der Unterwürfigkeit. Die Stadt Königsberg brachte ihrem Herzog ihre Huldigung dadurch dar, daß sie ihm einen linken Handschuh, mit 800 Pfennigen überreichte. In demselben Sinn gab noch unlängst das Kloster Arnsberg bey Gießen dem Landgrafen jährlich ein Paar weisse Handschuhe; und in Thüringen ist die Sitte der Feldmeister, dem Landesherren alle Jahre einige Paar Handschuhe (meistens von Hundsleder) zu übergeben, noch nicht lange abgekommen. —

Der Vorsatz, die Belagerung eines festen Platzes nur nach der Eroberung desselben aufzugeben, wurde ehemahl dadurch angedeutet, wenn der Belagerer seinen Handschuh abzog, und von sich warf.

Nach Buxtorf und Selden war es bey den Juden Sitte irgend eine mercantilische Uebereinkunft durch gegenseitige Ueberreichung der Handschuhe zu bekräftigen.

Wenn ehemahls Richter und Schöppen ein Urtheil fällten, so zogen sie, um an ihre Unbestechlichkeit zu erinnern, die Handschuhe aus. Gleichfalls zogen die Fränkischen Vasallen dieses Kleidungsstück aus, wenn sie die Lehen empfiengen. Ueberhaupt spielten die Handschuhe in dem Lehensystem eine sehr wichtige Rolle. So wurde ein neu erwählter Kaiser mit purpurnen Handschuhen geziert, und Päbste und Bischöfe gaben ihre Macht bey grosen Feyerlichkeiten durch Anziehung ihrer Handschuhe zu erkennen.

Bey einer Kindstaufe gehörte es ehemahls in vielen Gegenden zu einer wesentlichen Ceremonie, dem Geistlichen, so wie dem Weibe, dem man Gevatter stand, ein Paar Handschuhe zu geben.

Aber auch in der Gelehrtenwelt waren die Handschuhe von wesentlichem formellen Interesse. Zu Giesen erhielt ein neu graduirter Doctor ein Paar Handschuhe, und die theologische Facultät

zu Jena theilte ſelbſt den anweſenden Doctoren Handſchuhe aus: „Die hochwürdige theologiſche Facultät wünſcht ſich Glück, daß die Herrn Doctoren durch ihre ehrſame Gegenwart bezeugen wollen, wie ſehr ſie die Facultät und die zu creirenden Doctoren begünſtigen. Man wolle daher die Gegenerklärung thun, daß ſowohl die hochwürdige Facultät, als die neuen Doctoren zu allen Erweiſen der erkenntlichſten Geſinnungen bereit wären. Zu einem Zeichen dieſer Verſicherung ſey es befohlen, gegenwärtiges Geſchenk (nähmlich ein Paar Handſchuhe) den Herren zu überreichen.“

Wie mit Allem in der Welt geſchahen auch mit den Handſchuhen die oft empörendſten Mißbräuche. So war es ein Kunſtgriff der Werber, ihre Handſchuhe als Köder auf den Tiſch zu legen; und wehe einem Bauerburſchen, wenn er etwa aus Unbekanntſchaft darnach langte: er war eine Beute des Werbers, wenn er nicht vielleicht doch mit einer empfindlichen Geldbuſſe durchkam. — Am ſchändlichſten aber mißbrauchte man dieſes Kleidungsſtück als Werkzeug der Vergiftung! Durch das Geſchenk vergifteter Handſchuhe wurde Otto III. das Opfer der Eiferſucht einer rachgierigen Italienerinn, und die Königinn von Navarra, Mutter Heinrichs IV. büßte ihr Leben auf eben dieſe Art durch einen Italiener ein.

Unter die zahl- und ſinnreichen Qualen, womit die Märtyrer des chriſtlichen Glaubens verfolgt wurden, gehörten auch ſtachelige eiſerne Handſchuhe, die ihren Händen aufgenöthigt wurden.

Bekannter iſt endlich der Gebrauch der Handſchuhe als Zeichen der Herausforderung auf Zweykämpfe, und bey den Ordalien oder Gottesurtheilen, wo der Angeklagte eiſerne glühende Handſchuhe anziehen mußte, um durch verletzte oder unverletzte Hände ſeine Schuld zu beſtättigen, oder ſeine Unſchuld darzuthun.

Welch ein reizendes Thema wäre es nicht für das Genie einer Genlis (man erinnere ſich an ihr geiſtreiches Werkchen: la botanique de l'hiſtoire) die Geſchichte der Handſchuhe ſowohl nach ihren hiſtoriſchen als poetiſchen Intereſſen zu bearbeiten!

Woher haben die Schneider den Spott-Nahmen: Geisbock, erhalten?

Dieſe Frage beantwortet die böhmiſche Chronik auf folgende Weiſe. „Im Jahr 1422 wurde das feſte Schloß Carlſtein in Böhmen, von den Pragern belagert, und ſo hart eingeſchloſſen, daß die Carlſteiner nichts mehr zu eſſen hatten, als einen einzigen Geisbock. Um jedoch ihre Noth vor den Belagerern zu verbergen, ſo ſtellten ſie ſich, als ob

ſie

ſie eine Hochzeit feyern wollten, und begehrten von jenen auf einen Tag Waffenſtillſtand, welcher ihnen auch bewilligt wurde. Die Carlſteiner ſchlachteten dann den noch übrigen Geisbock, beſtrichen ein hinteres Viertel desſelben mit Blut, ſtreuten Rehhaare darauf, und ſchickten es alſo zugerichtet den Oberſten Feldhauptmann der Präger, welcher ein Schneider war, und Hedwicken hieß, zum Geſchenk für den bewilligten Waffenſtillſtand. Die Belagerer, welche dadurch verſuchet wurden zu glauben, daß die Carlſteiner noch Lebensmittel genug hätten, wurden der Belagerung überdrüßig, hoben ſie auf, und zogen am Martini Tag wieder nach Prag zurück. Nachdem die Carlſteiner dieß geſehen hatten, thaten ſie ſogleich Freudenſchüſſe, und trieben ihren Spott damit, daß ein Geisbock (oder vielmehr eine Geisſchinke, wie denn das gemeine Volk jenen Spottnahmen oft mit — Geißbiegel abwechſelt) dem Schneider von dem Schloſſe weggeſtoſſen habe. Dieſer Spott wurde in der Folge immer allgemeiner, ſo wie auch das Sprichwort: Geisheim, Martini iſt da!"

Schwachheiten und Thorheiten berühmter Männer.

Anders ist der Mann von Genie in seiner geistigen Sphäre, anders in seinem Privatleben als Mensch; und während er dort der Welt Bewunderung abnöthigt, überraschen wir ihn hier nicht selten bey den auffallendsten Schwachheiten, die wir uns selbst kaum vergeben könnten. Aber ist es nicht natürlich, daß derjenige, dessen Geistesthätigkeit außerordentlich ist, nicht auch in seiner Categorie als Mensch von dem Normalgeleise der Gewöhnlichkeit abweiche? Es soll uns also weniger befremden, wenn wir hier bey einigen der berühmtesten Männer die Gebrechlichkeit unserer Natur in einem seltsamen Grade antreffen. Die nachstehenden Züge sind nach einem alten Magazin für Frauenzimmer aufgestellt; welch ein willkommenes Thema für ein Geschlecht, dem die stolze Titulatur: Herr der Schöpfung, stets ein so empfindlicher Dorn im Auge ist! — Also:

Der große Newton, der Held der Astrologie, vergaß sich so weit, daß er mehr als einmahl seine Nativität stellte. In der Zerstreuung nahm er einst den Finger einer Dame, statt seines eigenen, um — seine Tabackspfeife nachzustopfen.

Der berühmte Theolog Clarke, der sich durch seine Beweisgründe für das Daseyn Gottes einen

dauernden Triumph bereitet hat, konnte trefflich — voltigiren, und es gehörte unter seine liebsten wenigen Vergnügungen und Zerstreuungen, über Stühle und Tische zu springen.

Der geniale Staatsmann, der Cardinal Richelieu, pflegte, um Bewegung zu machen, an den Wänden seiner Zimmer hinanzuspringen; und die Höhe des Sprunges mit einem Strich zu bemerken; gelang es ihm zuweilen, über diesen Strich hinaus zu springen, dann war er den Tag über voll guter Laune. Also von dem Gelingen oder Mißlingen eines kurzweiligen Sprunges konnte hier das Schicksal einer ganzen Nation, ja von ganz Europa abhängen! — Der Abbe Boisrobert, Richelieus lustiger Rath, überraschte ihn einst bey dieser Gymnastik; aber als ein schlauer Hofmann, sagte er augenblicklich, um seinem Herrn die Beschämung zu ersparen: „Ich wette, Ewr. Eminenz, was Sie wollen, daß ich noch höher hinauf springen will!" Der Abbe zog straks die Oberkleider aus, und sprang mit dem Cardinal um die Wette!

Eben Richelieu, wie sein Nachfolger Mazarin hielten ihren Hofastrologen, Nahmens Morin, um sich mit ihm über Staatsangelegenheiten zu berathschlagen, gleichsam als ob es in den Gestirnen geschrieben stünde, ob die Türken aus Europa würden vertrieben werden; und diesen Morin besoldeten sie reichlicher, als Ludwig

eine Operntänzerinn, was denn sehr viel sagen will.

Der unsterbliche Locke las nichts lieber als Romane, und weinte herzlich über das Unglück einer bezauberten Prinzessinn, oder eines in einen Papagey verwandelten Liebhabers, über das Schicksal eines gehörnten Siegfried, oder der schönen Megallone.

Der aufgeklärte Melanchton stellte sich und seinen Freunden das Horoscop, und er sah nun ganz deutlich, warum es dem einen so, dem andern anders ergangen war. Denn bey dem einen war Venus im sechsten Hause, und der andere war im Wassermann geboren. Und uns, setzt die piquante Briefstellerinn hiezu, und uns meine Freundinn, verübelt man es, Bley zu giessen, und aus dem Koffeesatze zu weissagen! Dagegen mußte sich Melanchthon gefallen lassen, daß ihn Luther zuweilen in der Hitze seines Temperaments beym Kopf nahm, und an den Ohren rüttelte, und er ließ es sich auch gefallen; stand es denn nicht in den Gestirnen, erstens, daß er von Luther beym Kopf würde genommen werden, zweytens, daß er es geduldig leiden werde!

Als den großen Feldherrn Marlborough einst der Prinz Eugen am Abend vor dem Tage einer wichtigen Schlacht besuchte, um sich mit ihm über die zu treffenden Maßregeln zu besprechen, bemerkte

er, daß sein Kammerdiener bey dieser Gelegenheit vier Lichter angezündet hatte, und siehe, dieser englische Duc, Generalissimus der brittischen Armee, und Herr so vieler Besitzungen in England, zankte auf das heftigste mit diesem Kammerdiener über diese ungeheure Verschwendung, und das einige Stunden vor einer entscheidenden Schlacht!

Der weise Baco von Verulan bekam bey einer Mondesfinsterniß Uebelkeiten und Ohnmachten. Nun soll man, bemerkt die Correspondentinn, es uns verargen, wenn wir vor einer Spinne davon laufen, oder eine am Hals kriechende Raupe uns mit Entsetzen erfüllt, oder wir, wie Wieland sagt, um einer Maus zu entgehen, dem Behemoth in den Rachen laufen!

Der gelehrte Hobbes fürchtete sich, ohne Licht in einem Zimmer zu seyn, und glaubte an Hexen und Gespenster.

Baylen, diesen scharfen Denker, sah man oft mit Gassenjungen der Stadt hinter einem Possenspieler herlaufen, oder mit dem Pöbel vor der Bude eines Seiltänzers, Teriakkrämers, oder Marionettenspielers eifrig zuschauen.

Anders aber verhält es sich mit den schönen menschlichen Schwachheiten (wenn der Ausdruck nicht zu unedel ist) eines Agesilaus, der auf einem Steckenpferde mit seinen Kindern herumhüpft, oder eines Heinrichs IV., der auf allen Vieren

umher kriecht, und auf deſſen Rücken ſich luſtig ſein Söhnlein tummelt; ſolche Züge können nur unſre Liebe und Verehrung verdienen.

Wie wahr iſt übrigens das Sprichwort, daß vor ſeinem Kammerdiener Niemand ein Held ſey; wie richtig das, was in dieſer Beziehung Schiller über das Intereſſe der Memoiren ſagt: „Sie geben das Colorit zu den nackten Umriſſen des Hiſtorikers, und machen ſeinen Helden wieder zum Menſchen, indem ſie ihn bey ſeinen Schwachheiten überraſchen.“

Ungeheure Kriegsheere und Schlachten.

— Denn die Kriege ſind nie ſo blutig als jetzt geweſen, ſagt der geiſtreiche Beaumelle (mes pensées) bey Gelegenheit der Populationsvermehrung; aber, ſetzt der deutſche Ueberſetzer dieſes gehaltvollen Werkes in einer Anmerkung hinzu, dieß ſcheint wider die Geſchichte zu ſtreiten. Wenn man die Geſchichte der alten und neuern Zeiten zuſammen hält, ſo findet es ſich, daß im Alterthum die Kriege weit mehr Leute und Blut gekoſtet haben, als heut zu Tage (was ſich denn auch aus dem Mangel des Feuergeſchützes, und der durch ſelben veranlaßten blutigen Handgemenge leicht erklären läßt). Die Cimbrer und Teutonen

gingen gleich mit einer Armee von dreymahl hundert tauſend Mann über die Alpen. Als Marius eben dieſe Cimbrer im Jahr 657 nach Erbauung der Stadt Rom bey Vercelli überwand, ſo wurde die Anzahl der Todten von einigen auf hundert tauſend, gerechnet. In den alten Zeiten erſtreckte ſich die Wuth des Krieges nicht bloß auf die Soldaten, ſondern auf Alles, was man in des Feindes Land, es mochte bewaffnet ſeyn, oder nicht, antraf ꝛc.

Zur Zeit des Junius Camillus, war Brennus von Frankreich in Italien mit einer Macht von 300,000 Mann eingefallen, aber von dieſen 300,000 Mann kam auch nicht Einer wieder ins Vaterland zurück.

Im erſten puniſchen Kriege blieben von Seiten der Römer und Charthaginenſer über zehnmahl hundert tauſend Mann, und 1200 Schiffe gingen dabey zu Grunde. In dem zweyten vernichtete Hannibal den Römern in der Schlacht bey Cannä 50,000 gewappnete Männer.

Als die Ungarn und Croaten von den Römern abfielen, und Rom überfallen wollten, von Tiber aber zurück getrieben wurden, beſtand ihr Heer aus zweymahl hundert, zehn tauſend Mann.

Doch ſtehn dieſe Armeen in keinem Verhältniß mit den ungeheuern Streitmaſſen in den älteſten Zeiten. In dieſen Zeiten, und bey dem Urſprung

der Staaten, sagt der einzige Rumelter, na-
jeder, den Alter und Kräfte nicht hinderten, Krie-
ger, und dieser Umstand scheint einigen Gelehrten
hinlänglich, um die großen Herrn und die unge-
heuren Eroberungen in den nachfolgenden Zeiten
glaublich zu machen. Z. B. die Heere eines Ninus
von einer Million, und sieben Mahl hundert tau-
send Mann zu Fuß, von zwey Mahl hundert tau-
send zu Pferd, und 16,000 Sichelwägen, womit
er die meisten Staaten des hohen Asiens eroberte;
einer Semiramis, welche Indien mit drey Mil-
lion zu Fuß, einer halben Million zu Pferd, und
hundert tausend auf Kameelen, angriff, aber —
von Seite des Königs von Indien eine noch stär-
kere Armee gegen sich fand, so daß nun mit dem
Troß auf beyden Seiten nach einer mäßigen Be-
rechnung neun bis zehn Millionen Menschen gegen
einander im Felde standen; eines Sesostris,
der mit sechs Mahl hundert tausend zu Fuß, vier
und zwanzig tausend zu Pferd, 27,000 Sichelwä-
gen, und unzähligen Flotten einen Theil von Afri-
ca, ganz Asien, und die Küstenländer Europas er-
oberte, und 1700 Unterfeldherren, die mit ihm
an Einem Tage geboren, und zu dieser Bestim-
mung erzogen waren, unter sich hatte.

Preiſe der Lebensmittel während der Kirchenverſammlung zu Coſtnitz im Jahr 1415.

Der ungeheure Zuſammenfluß von Menſchen und Pferden bey dieſem merkwürdigen Concilium mußte nothwendig eine Theurung der Lebensbedürfniße erzeugen, und dieſe Theurung, welche als ſolche freylich nur in einer Zeit, wo es des Geldes ſo wenig gab, gelten konnte, gründet ſich auf nachſtehende Preiſe; Das Pfund Rindfleiſch koſtete — 3 Pfennige, Lammfleiſch 7 Heller; ein Lammsbraten ungewogen 15 Pfennige, ein Ey 1 Heller, ein Hering 1 Pfennig, ein Pfund Butter 7 Pfennige, ein Pfund Unſchlitt 7 Pfennige, ein altes Huhn 20 Pfennige, ein groſſes Bund Heu, ſo ein Mann kaum tragen konnte 20 Pfennige; ferner eine Kanne Malvaſier 3 Schillinge, Landwein 4 Pfennige; das Pfund Schweinwildpret 6 Pfennige, Hirſch- und Rehfleiſch 5 Pfennige, ein Haaſe 7 Schillinge, geräuchertes Schweinfleiſch oder Speck das Pfund 7 Pfennige, u. ſ. w. — Man kann annehmen, daß alle dieſe Artikel vor jener Zeit die Hälfte gekoſtet haben mögen.

Pabſt Paulus III. Antwort auf das Inſchreiben der Churfürſten und Reichsſtände zu Speyer im Jahr 1544.

Den geliebſten Sünen, Edlen Männern, des Heiligen Röm. Reichs Churfürſten, Fürſten, Rädten, vnd andern Fürſten vnd Ständen, vnd den Kaiſerlichen Commiſſarien ſo zu Speir verſammelt ꝛc.

LIeben Sünne, Edlen Männern, euch ſey Hayl, vnd die Apoſtoliſche benediction ſey euch züuor. Ewer ſchreiben, darinnen jr vns die errettung vnd defenſion des Schloß Niſſe beuelhet, haben wir gern verleſen, Was wir verſchiner jar im ſelbigen gethan, ſolchs ſeind wir auch nochmahls zuthan genaigt, vn' haben ein groß erfrewen, ob ſolcher ewer Adelhait vnnd dapfferkait, ſagen jnen darfür groſſen Danck, als wir dann alzeit auß ſonderlicher lieb jnen zů dancken geneigt ſein. Der hoffentlicher zůuerſicht, dieweil ihr bey mänigklich an weißhayt vnn meltigkeit in hohem anſehen ſteht vnd ſcheinet, dy jr in aller maſſen, als jr für diß ainiche ſchloß Niſſa ſorge traget, alſo werden jhr auch für die, gemainen Chriſtenheit ſorg tragen, wie dann ſolches ewer Hocheit vnd durchleüchtigkait, als Ständen des heilig. Reichs, wol gezimmet und anſteht. Es iſt auch mänigklichen wiſſentlich, wie

wir von Anfang vnſeres Bapſthumbs vnns zů gemainer wolfart der Chriſtenhait gegen vnnd wider vnſern gemainen Erbfeindt erzaiget. Es iſt offentlich am tage, vnnd kurtzlich zůuermelden, durch vns ſeind verordnet ſouil hilff, ſouil Kriegßlcůt, Hauptleůt vnd Schiffe, in Oeſterreich, Vngarn vnd Aphricam. Vnd in der kürtz zu ſagen, haben wir kaine zeit vnſers Bapſthumbs, das zehen jar geweret, obberůeten Feind von dem halſe der Chriſtenheit zu ſubmovieren vnnd abzůwenden vnderlaſſen, haben vns auch darinnen mit mercklicher außgabe täglich beſchwäret, das dardurch vnſer Schatzkammer genügſam erſchöpffet, wölche ſich on das geringert, vnnd wir wol jnnen werden, ſolchs habenn wir inn zeit der Verfolgung vnd Vngehorſams des Apoſtoliſchen Stůls außgericht. Vnnd zwar was mühe, ſorg vnd arbeit haben mir zů gemeiner Chriſtenhait vnterlaſſen? Haben wir vns nicht auch vil mahls in eigner Perſon auff gemacht? Item vnſere Geſandten vnd Bottſchafften abgefertigt; Es were zwar langkweylig zů zölen, wie vnrůwig wir vns in vnſerm letſten alter derhalb gehalten, vnd beladen ſein, damit wir andern friden vnd ſicherhait verfügt. Wir haben auch zwey gantze jar her, ein gemain frey Concilium, ewerem beger nach, als am hailwertig vnd nöttigs ding, inn der Stat Triendt, auff der grentz Teůtſcher nation, ausſchreiben laſſen, der tröſtlichen hoffnung,

ewer hochgelobte Nation solte züfrieden vnd rühe kommen, vnd der verlöblichen sitten reformiert, deßgleichen vil andere nöthige, sonderlich die Fürsten vnd Potentaten zů verainigen, auch wie man den Türken widerstehen, alles in solchem Concilio entschlossen werden möcht. Aber wiewol wir vnns solchs vnderstanden, so ist doch vor augen, dz gmainer Christenheyt gebrechen, durch vns leider, dieweil wir vns an das mit grossen sorgen beladen, nicht kan gewendet werden. So jr dann uns temů. und Christlich ermanet, das vil bemelt Schloß Nissa zu verwaren, than wir im selben Got den Herrn loben, vnd ferner anzeigen, das wir nicht allein dz Schloß Nicea, sondern auch alle christenliche Reych vnd Prouitzen, nach höchsten vermögen, damit sy mit den verkerten nicht verkeret. Deßgleychen wider den Türken, auch all andre Gottlose, Vnglaubige vor denselbigen zůerretten nicht vnderlassen wöllen. Dann wir sollen nitt auff diß oder jenes ort, sonndern vil mehr der gantzen Christenhait fast schwach vnd krank, můß man der selbiger zu hilf kommen, vnd wiederumb auff helfen, Alsdann wirt den sonderlichen örttern auch geholffen. Derwegen, gleich als wir durch euch seind erjnnert, das viel bemelte Schloß zů uersorgen, Also erjnnern vnnd ermanen wir euch auch, nach ewer Herrlichkeit vnn Gotsaligkait, zů versorgen vrn zu hailen die gemaine Christenhayt wölche-

als jr augenſcheinlich ſehet, in groſen gefärlichkai-
ten ſteckt. Vnnd zwar, als jr ſelbſt ſehet, ſo wer
gemainer Chriſtenhait der nechſt weg, das der Für-
ſten vnd Potentaten zwytracht vnd jrrung, wölches
alles erzöleten vnhails ain anfangk, hingeleget wä-
re, alsdann wurden alle jrrunge, alles verderben
vnd vnhayl auffgehoben ſeyn. Dann jr wiſſet,
das vor diſer zwitracht in Teütſcher Nation kain
Ketzerey wed auch noch in Vngern, Oeſterreich
noch Italien, kaine Türcken geweſen ſeynd. Nach
diſem zweytracht aber, von wölchem alles Vnglück,
Item die Ketzereyen, Vngehorſam, der Türck,
Meüterey vnd Aüffrür ſeyn vrſprung hatt, Auch
dadurch das gemain Concilium verhindert worden.
Darumb iſt hochnöttig, das man den vorgehabten
Fridſtand auffrichte, damit ſolchem ſchwürlichen
vnd groſſen vnradt vnd verderben fürkommen wer-
de, vnnd than im ſelbigen als ein geſchickter Arzt
pflegt, vrſach der krancken hindann zübringen vnd
zů Curieren, als dann iſt alle gefärlichhait des ver-
derbens abgeſchaffet. Dann der Frid wirdt den
Krieg, den Türcken, vnd das gemain Concilium,
wölches im Fridſtand frey vnd ſicher, vnd volkom-
menlich celebriert vnd gehalten werden möcht,
die Ketzerey vnd alle vnlöbliche Sitten vnnd vn-
zucht vertreyben, vnd alsdann die yetzt zerſtörte
Chriſtenhait in jren vorigen ſchein verkeret werden.
Andere gſtalt kan weder durch die verwarrung des

Schloß Nissa, nach andere sonderliche örttern (wiewohl wir solches nitt vnderlassen wöllen) der gemainen Christenhait gebrechen geholffen werd, Vnd da Gott vor sey, wir werden sunst alle zů grunde gehen. Datum zu Rom bey Sanct Peter, am sechs vnnd zwainzigsten tag Februarij, Anno Tausend fünff hundert vier vnd viertzig, vnsers Bäbsthums, in dem zehenden jaar.

Blasius Electas
Fulgineus.

(Getreu nach einem gleichzeitigen Abdruck, welchem das Zuschreiben der Churfürsten ꝛc. vorangeht).

Böses Omen der Zahl 13, bey Tischgesellschaften.

Es ist noch nicht lange her, daß sich der Aberglaube, wenn bey Tische 13 Personen säßen, so würde eine davon binnen Jahrsfrist sterben, verloren hat. Besonders hat er aber in Deutschland Italien und England geherrscht. Diese seltsame Scheu ist wohl kaum zu erklären. Sollte sie vielleicht daher rühren, weil man, wenn man z. B. ein Dutzend Gläser kauft, das zufällig 13te Exemplar, gleichsam als ein Nichts, stillschweigend mit

dazu rechnet? Doch das bewieſe höchſtens die Abhängigkeit der Dinge von den Zahlen, ein Gegenſtand, welchen der unſterbliche Kant in ſeiner Anthropologie trefflich auseinander geſetzt hat. Hiſtoriſch richtiger ſcheint die Ableitung dieſer Furcht von den 12 Zeichen des Thierkreiſes, weil die Aſtrologie in früherer Zeit einen mächtigen Einfluß auf die menſchliche Denkungsweiſe behauptet hat, und wornach man den Aberglauben dann leicht auf die Zahl der Tiſchgeſellſchaft übertragen, und eine dreyzehnte Perſon ſo zu ſagen für überflüſſig angeſehen haben mag. Uebrigens hielten die Gothen ſehr viel auf die Zahl 12; ſo hatten ſie 12 Richter ꝛc. und bekannt iſt es, daß in England noch gegenwärtig 12 Geſchworne über das Leben eines Angeklagten entſcheiden.

Dem großen Kant begegnete es einſt bey einer fröhlichen Tiſchgeſellſchaft von 13 Perſonen, daß die Frau vom Hauſe in einem plötzlichen Schreck da ſie dieſe ominöſe Zahl bemerkte, ihren Sohn befahl, im Nebenzimmer zu ſpeiſen; und von Addiſon weiß man ähnliche Beyſpiele. Auffallender iſt es indeß, daß man ſogar wiſſen wollte, welche von den 13 Perſonen zuerſt ſterben würde. Das Muſeum des Wundervollen erzählt hierüber nachſtehende Begebenheit, deren Glaubwürdigkeit von dem preuſſiſchen Kriegsrath Cranz verbürgt wird. Ein Geſandter in Berlin heißt es, befand

ſich bey einem preuſſiſchen Staatsminiſter. Die Geſellſchaft war 13 Perſonen ſtark, und man war im Begriff zur Tafel zu gehen. Der Geſandte zog den Miniſter bey Seite, ſagte ihm, was er gegen die Zahl 13 habe, und daß er in dieſem Augenblick beſtimmt wiſſe, welche von den 13 Perſonen den Monath nicht überleben werde. Der Miniſter ſtutzte zwar anfänglich, lächelte aber doch endlich darüber. Ich will Sie überzeugen, ſagte der Geſandte. „Gehen wir in Ihr Cabinett, ich ſchreibe den Nahmen der Perſon, welche ſtirbt, auf ein Blatt Papier, das wir beyderſeitig verſiegeln. Sie behalten das Blatt, bis ich Sie erſuche, es zu öffnen.“ — Man ging hierauf zur Tafel. — Unter den Gäſten befand ſich eine junge ſchöne Dame, deren Aeuſſeres die blühendſte und feſteſte Geſundheit verſprach. Noch vor Ablauf des Monaths wurde ihr Tod bekannt. Der Geſandte fuhr bey dem Miniſter vor, und bath ihn, die Siegel des Papiers zu löſen. Auf dem Blatte ſtand der Nahme der Verſtorbenen. — —

Spitzfindige Beweggründe zur Vermählung Ludwigs XIII., und Annens von Oestreich.

Eine andere nicht minder interessante Denkwürdigkeit der Zahl 13, obiges Brautpaar betreffend, ist folgende: Die Heirath ging nicht ohne viele Schwierigkeiten vor sich; es fanden sich eine Menge Gründe wider, und noch mehr für dieselbe. Unter den letztern ist besonders der nachstehende, seiner Subtilität wegen, bemerkenswerth. Man leitete nähmlich die Bestimmung dieser Brautleute für einander aus folgenden sonderbaren Uebereinstimmungen zwischen ihnen, her: Der Nahme Louis de Bourbon enthält dreyzehn Buchstaben; der Prinz war dreyzehn Jahre alt, als die Heirath beschlossen wurde, und er war der dreyzehnte König von Frankreich, der den Nahmen Louis führte. Der Nahme der Infantinn hingegen enthält ebenfalls dreyzehn Buchstaben: Anne d' Autriche; sie war dreyzehn Jahre alt, und die dreyzehnte Infantinn dieses Nahmens in spanischen Hause; endlich waren Anna und Ludwig von einerley Wuchs, von demselben Stand, und in dem nähmlichen Jahr und Monate geboren ꝛc.

Judenverfolgungen.

Am empfindlichſten hatte die Jüdiſche Nation wohl im Mittelalter zu dulden, wo gewöhnlich ſie äußere oder innere Unfälle entgelten mußte. Graſſirte z. B. die Peſt, ſo wurde die Schuld auf die Iſraeliten geſchoben, worüber oben ein Fall erzählt worden iſt; ſie mußten dann die Brunnen vergiftet haben u. ſ. w. Am ſchlimmſten wurden die armen Juden zur Zeit der Peſt, welche in den Jahren 1348 und 49 Frankreich, Italien und Deutſchland verheerte, mitgenommen. Die Urſache dieſes Uebels konnte natürlich nichts anderem als ihnen zur Laſt gelegt werden, und ſo geſchah es denn, daß man eine Menge von ihnen einzog und auf die Folter brachte. Die Marter preßte einigen das Geſtändniß aus, und ſogleich erging der Fluch über die ganze Jüdiſche Nation. Haufenweiſe wurden ſie verbrannt, gerädert, und von der Wuth des Pöbels auf die grauſamſten Arten umgebracht. Zu Straßburg wurden auf einem Kirchhof während eines einzigen Tages über zwey tauſend nieder gemetzelt, und alle Gäſſen in den Städten waren mit iſraelitiſchen Leichnamen angefüllt; man ſteckte ſie in leere Fäſſer, und warf ſie in den Rhein. Dieſe unmenſchliche Behandlung brachte diejenigen Juden, welche von dem Grimm der Gerichte und des Pöbels noch verſchont geblieben wa-

ren, vollends zur Verzweiflung; ganze Familien ſteckten ſich in ihre Häuſer zuſammen, zündeten di-ſe an, und endeten ihr Leben auf dieſe entſetzliche Art. — Indeſſen fanden dieſe armen Leute auf eine Zeitlang Barmherzigkeit bey dem humanen Herzog Ruprecht von Bayern, der den vertriebenen Juden eine Freyſtätte anboth, und mehrere Vornehme folgten dieſem menſchenfreundlichen Beyſpiele. So ließ ſich der edle Ritter Engehard von Hirzhorn durch den Haß der Bürger nicht abhalten, die armen Flüchtigen gaſtlich aufzunehmen, und zu beſchützen.

Aus der Geſchichte der Kreuzzüge erinnert man ſich an die Grauſamkeit des fanatiſchen Peters des Einſiedlers, mit welcher er von ſeinem zügelloſen Heerhaufen die Juden, die er nebenher gleichfalls für Ungläubige erklärte, mißhandeln ließ. Entſetzlich waren die Blutbäder die er in Ungarn und Bayern unter den Iſraeliten anrichtete; in dem letztern Lande gingen allein über 12000 zu Grunde; Mordluſt und Raubgier ſchienen das ganze Geſchlecht der Juden vertilgen zu wollen, und viele hunderte dieſer Unglücklichen gaben ſich ſelbſt einen freywilligen Tod, um den Martern ihrer Verfolger zu entrinnen. Vielleicht hätten jedoch dieſe Unmenſchlichkeiten nicht ſo um ſich gegriffen, wenn nicht ſelbſt die Großen ſie begünſtigt hätten. Unter dieſen war der Erzbiſchof von Mainz einer

der vorzüglichſten; ja er vergaß ſich ſogar ſo weit, mit den Plünderern den Raub brüderlich zu theilen. Endlich machte der Kaiſer dieſem empörenden Unweſen, durch einen eigenen Zug, den er in dieſer Sache in Perſon nach Mainz that, ein Ende.

Die Zeit um das Jahr 1337 war für die Juden gleichfalls eine fürchterliche Periode. Die Erſcheinung eines groſsen Cometen war allein ſchon hinreichend, die Gemüther des Pöbels gegen die Juden in Aufruhr zu bringen; dazu kam nun noch, daſs man aus einigen röthlichen Regentropfen einen Blutregen abſtrahirte, und nun ging es mit Feuer und Schwert über die Iſraeliten her. Indeſſen hatten an dieſer neuen Verfolgung die Juden gleichwohl auch einige eigene Schuld. Sie prophezeihten nähmlich um dieſe Zeit die nahe Ankunft des Meſſias und den damit verbundenen Untergang der ganzen Chriſtenheit. Mit dieſer Unvorſichtigkeit vereinigten ſie noch mancherley Unfug mit geweihten Hoſtien, die ſie heimlich an ſich brachten, und in Backöfen warfen, auf Amboſsen ſchmiedeten, und auf vielfältige andere Arten mißhandelten. Die Sache wurde entdeckt, und — man kann ſich leicht einbilden, wie es den Verirrten erging. „Da half kein Retten nicht" ſagte Aventinus „denn es war der Zorn Gottes" (Anecdoten von unſern deutſchen Vorältern).

Altfürſtliches Gratulationsſchreiben zum Nahmenstag einer Gemahlinn.

Im ſechzehnten Jahrhundert gehörte es zum guten Ton, daß vornehme Eheleute bey Geburts-, Nahmens-, Neujahres- und andern Feſttagen ſich ſchriftlich Glück wünſchten, wie es z. B. jetzt Kinder und junge Leute gegen ihre Aeltern und Anverwandte thun. Der nachſtehende fürſtliche Brief iſt ein Muſter davon, und ich bedaure nur, daß ich den Schreiber nicht zu nennen weiß, denn das Journal für Frauenzimmer, woraus er genommen, gibt ihn nicht an. Indeſſen ſoll der Brief aus einer glaubwürdigen Chronik ſeyn.

Hochgeborne Fürſtinn, freundliche mein herzallerliebſtes Gemahell, und Edelſter Schatz uff dieſer Weld, zur Anzeig meiner herzlichen Inbrünſtigen und ganz beſtendigen Lieb und Eheliche Treu, ſang Euer Liebden Ich heut mit dieſem wollgemeinte Brief, bind dieſelbe auch mit beygefügtem Kleinot der Lucretia, ganz freundlichen an, nit zweyffeln es werde E. L. (deren Art und Tugenden nach) von Herzensgrunde lieb und angenehm ſein, da es auch ſchon was geringers wer, und meine liebe getreue Madlenen ſein und verbleiben, hingegen haben Sie mich (wie deren am beſten bekannt) ſo lanz Ich lebe, und ob Got will, als E. L. getreweſten Herren und Gemahell, Got

der allmechtig laß E. L. solches mit guter Gesundheit lang tragen, der gebe uns auch hinfürter beständige Lieb und Eynigkeit, und nach diesem die ewige freuet und Seeligkeit, Amen in Gotes Nahmen, frisch auf und lustig zu. M. am Tag Mar. Madelene, den 22. Tag Monats Julii, ao. 1620.

Kaiser Sigmunds Kurzweil in Straßburg.

Als dieser Kaiser, ein jovialer, menschenfreundlicher Mann, im Jahr 1414 den Rhein hinab nach Straßburg kam, hatte er daselbst folgendes lustige Abentheuer. Seine Wohnung hatte er in der Brandgasse im Lonherrenhof; in aller frühe zur Zeit der Messe kamen die Weiber in diesen Hof „und als der König solches gewahr worden, ist er aufgestanden, einen Mantel umb sich geworfen, und barfuß mit den Weibern durch die Stadt gedanzt. Und da er in die Korbengassen kommen, haben sie ihm ein par Schug um sieben Creutzer gekauft, ihme solche angethan, und hat der König als ein weiser, schimpflicher (galanter) Herr zugelassen, wie die Weiber mit ihm gehandlet, kam zum Hohenstege, danzte, und fügte sich wieder in sein Herberg und rugte (ruhte). Am Zin-

ſtag (Dienſtag) nach St. Margrethen Tag, als der König ſechs Tag war zu Straßburg geweſen, da gab er den Edlen Weibern auf 150 guldene Ring, deren eins zweyer, auch anderthalb Gulden Wert was, und fure im Schiff hinweg, den Rhein hinab. Und die Frawen furen mit, wohl eine halbe Meyll Wegs in einen Wärdt, und zerrten miteinander." Dem Kaiſer gefiel es in Straßburg ſo gut, daß er wiederholt dahin kam, und es ihm nicht gereute.

Die Lampenſtrafe; entſetzliche Thatſache des franzöſiſchen Revolutionsterrorism.

Unter den zahlloſen Schlachtopfern der franzöſiſchen Revolution, deren Verbrechen darin beſtand, daß ſie ihre Stimme gegen die Tyranney der Republicaner zu erheben wagten, befand ſich der edle Erbeuil, ein reicher Wechsler. Er wurde des Abends plötzlich aus dem Kreiſe ſeiner jammernden Familie geriſſen, ins Gefängniß geworfen, und zu einer Todesart verdammt, die ſelbſt das verdorbenſte, unmenſchlichſte Herz mit Entſetzen erfüllen müßte. Aber der Himmel erbarmte ſich des braven Mannes, und er erzählte nachher ſein Schickſal mit folgenden Worten: Ich wurde zur Lampenſtrafe verurtheilt. — Man er-

klärte mir zugleich, worin dieſe Strafe eigentlich beſtehe. Es ſollten mir nähmlich an dem ganzen Körper Einſchnitte in die Haut gemacht, in jeden dieſer Einſchnitte ſollte ein Docht mit etwas Oehl gethan, und endlich alle dieſe ſchmerzhaften Lampen angezündet werden. — — Hier erſtarrte mir das Blut in den Adern. — Man führte mich in ein abgelegenes Gemach, um dieſes barbariſche Urtheil ſogleich an mir zu vollziehen. Man entkleidete mich mit Gewalt. Nun ſollte ich auf ein dazu errichtetes Schaffot gelegt, und daran mit Eiſen angeſchmiedet werden, um die ſchreckliche Operation deſto beſſer an mir ausüben zu können. Die Liebe zum Leben, und die Furcht vor ſo entſetzlichen Martern gaben mir übermenſchliche Kräfte. Ich ſchlug wüthend um mich herum. Drey meiner Mörder warf ich zu Boden. Ihre Anzahl war indeſſen ſo groß, daß ich am Ende dennoch unterlag. Sie waren faſt alle verwundet, allein ſie ließen ſich dadurch von der Vollziehung des Urtheils nicht abhalten. Schon lag ich ausgeſtreckt auf dem Blutgerüſte, ſchon waren einige meiner Glieder feſt geſchmiedet; ſchon ſah ich die mörderiſchen Dochte, das Oehl und die Meſſer in den Händen meiner Henker; ſchon war man daran, die ſchneidenden Werkzeuge in mein Fleiſch zu ſenken, als man plötzlich den Director der Execution meldete, ſeine Tochter, ein Liebling von ihm, ſey in eine tödt-

liche Ohnmacht gefallen. Der Mann entfernte ſich, und befahl mit der Marter zu verziehen. — Ich ſchwebte mit klopfenden Herzen zwiſchen Furcht und Hoffnung. Endlich kam der Befehl, mich wieder in das Gefängniß zurück zu bringen. Es geſchah, ohne daß ich weiter ein Wort über mein Schickſal erfuhr. Ich blieb in einer tödtenden Ungewißheit, und brachte, wie man mir wohl aufs Wort glauben wird, eine ſchreckliche Nacht zu. Den Tag darauf ſah ich durch einen Riß in der Mauer meines Kerkers ein junges reitzendes Mädchen auf dem Hofe herum gehen, und weinend die Hände ringen. Sie kam mir wie ein Engel vor. Ich redete ſie an, ſie näherte ſich der Mauer, und ſagte die troſtvollen Worte: „Verzweifle nicht Unglücklicher, noch gibt es menſchliche, dankbare Seelen in Frankreich.“ So ſprach ſie, und verſchwand.“

Bald darauf erſchien der Director in Erbeuils Kerker, mit einer Miene, die alles Gute verhieß; und in der That, ſie kündigte dem verzweifelnden Mann die Stunde der Rettung an. Jenes Mädchen, die Tochter des Unmenſchen, dankte dem Banquier Erbeuil das Leben: ſechs Jahre zuvor, hatte er ſie mit ihrer Mutter in dem Wäldchen Boulogne, den Händen von Mördern entriſſen, und der Retter war gerettet von der

schrecklichen Lampenstrafe, dieser Erfindung des grimmigsten Teufels. (Mord- und Unglücksgeschichten).

Ursprung des Sprichwortes: Wer das Glück hat, führt die Braut heim!

Der deutsche König Ludwig, dieser Nachkömmling Carls des Großen hatte während seiner Regierung besonders mit den Böhmen viel Verdruß, und es blieb ihm endlich nichts übrig, als sie öffentlich feindselig zu behandeln, und durch die Gewalt der Waffen das zu erzwingen, was seine friedlichen Bemühungen nicht vermochten. Zu diesem Ende schickte er den Bischof Arno von Würzburg, den Grafen Ruodold und Andere gegen die Hartnäckigen; allein die festen Verschanzungen, und die engen Pässe der Böhmen waren sehr bedenkliche Hindernisse, und es blieb nichts anders übrig, als einen andern Weg einzuschlagen. Auf diesem Wege stießen Ludwigs Truppen zufällig auf einen Zug Slaven aus Mähren, die im Begriffe waren, die Tochter des Herzogs von Böhmen ihrem Bräutigam dem Herzog von Mähren zuzuführen. Ludwigs Leute besannen sich nicht lange, und griffen diesen Zug, wie es nach ihrer Ueberzahl leicht vorauszusehen war, mit dem beß-

ten Erfolge an, ſo daß ihnen eine ſehr anſehnliche Beute, und unter andern 644 Pferde nebſt eben ſo vielen Schilden ꝛc. in die Hände fielen. Die Slaven ergriffen die Flucht, und die Braut gehörte unter die Siegestrophäen des Biſchofs von Arno. — Wenn dieſe Begebenheit mit jenem Sprichwort auch etwas uneigentlich zuſammenhängt, ſo iſt es doch gewiß, daß ſie die Veranlaſſung deſſelben iſt.

Ausſtattung einer adeligen Braut im ſechzehnten Jahrhundert.

Einen merkwürdigen Stoff zu Parallelen des Luxus und der Sitten liefert folgende Familiennachricht:

Meiner Tochter Jutta hab ich Hannß von Schibelin zum Schmucke an ihrem Ehrentag gegeben: Einen Rock von Damasden — einen Rock von Sammat, ſchwarz mit Perlein geziert — ein Bätbuch von blawen Sammat mit Gulden Schloß — zwey Gulden Ringe mit köſtlichen Steinen, ſo ihrer ſeel. Mutter zuhändig geweſt — ein gulden Herzlein — ein paar Gulden Armſpangen — ei- Schnur großer reiner Perlen umb den Hals, und ſchöne rothe Corallen umb die Arm ebenfalls ihrer ſeel. Mutter geeignet — ſamptlich klare und

ſtarke Leinewand von meiner ſeel. Frawen, wie auch ihre ſchön feine theure Kanten.

Der Bräutigam hat Ihr verehrt: Eine Schnur gekrümter Goldgüldten — ein ſilbern Heft und Knäuffel — zwey Silbern Schellenbänder an den Arm — ein Gürtel mit Vorplatten von Silber und Steinen — ein ſchlicht gulden Ring — ein gulden Ring mit Crucifix — ein gulden Ring mit Edelgeſtein — ein ſchön Gulden Kreuzlein — ein Paret von Sammat — ein kunt geſtreift Seidenkleid, unten mit Filz ausſtaffirt — eines von Damasden — ein durchſichtig Kleid von Neſſelgarn — ein Paar ſchöne ſchmale ſpitzige ſehmiſch Schuh zum Tanzen — ein Paar Pantöffleiu von Silberſtuck — ein par ſchön ausgeneht Schnupftüchlein — ein Schleyer mit Silber Preßli ein durchwürkt.

Ferner hat Jutta von ihrer Schwieger als ein Hochzeitsgeſchenck bekommen: ein groß Silbern Trinkgefäß — eine ſehr ſchöne Spindel ſo gar künſtlich gearbeitet — ein Wiegen ſo auf 50 und mehr Gulden gekoſtet und zwar anmuthig zu ſchauen — ein groß fein Tafeldecken.

Nicht zu gedenken der vielen andern und ſchönen und köſtlichen Geſchenk, ſo ihr von den Befreundeten, und fremden Hochzeitgäſten gemacht worden. Waren deren über hundert an der Zahl, und haben auf die 6 Tag lang banketirt, narrirt,

getantzt, künſtlich Feuer geworfen und Luſtſchieſſen gethan. Hab ich bey dieſen Ehrenmal nichts aufgeſpahrt und den erſten Tag wohl hundertley Eſſen angeſchaft ohn die Schaueſſen, ſo gar ſchön und zierlich zugerichtet geweſt. Auch meinen ganzen Vorrath von köſtlichen Rheiniſchen Wein hergegeben, unter beſtändigen Pauken und Trommeten Schall, auch Sänger und Reimer und Stocknarren gehalten, und iſt mir alles theuer zu ſtehn kommen. Geſchah alles meiner einigen Tochter zu Ehren und hab daß keine New nach Klag. Am Tag Sibillä iſt ſie mit ihrem ehelich Gemahl heim gezogen. Gott geb zur glücklichen Stund. †††.

Ungeheure Verſchwendung des Fürſten Potemkin.

Als ſich dieſer Günſtling *) im Jahr 1791 zu Petersburg aufhielt, verzehrte er während einer Zeit von vier Monathen 1,200,000 Rubel. Dieſer Aufwand wird begreiflicher, wenn man weiß, daß ſein gewöhnlicher einfacher Tiſch 800 Rubel täglich ko-

---

*) Viele andere ſchätzbare Originaldaten über dieſen und andere ruſſiſche Favoriten enthält das Werk: ruſſiſche Günſtlinge, 1807.

ſtete; aber auch das muß auffallen, wenn man nicht weiß, daß ſeine Lieblingsſuppe mit Sterlet allein auf 300 Rubel zu ſtehen kam. Während des Krieges gegen die Türken, da ſich Potemkin zu Jaſſy in der Moldau aufhielt, hatte er aus Laune und Uebermuth, den Damen, die nirgends von ſeiner Seite kamen — dieſe ſeltene Suppe verſprochen, obgleich hier gar keine Ausſicht da war, ſein Wort zu löſen; übrigens befand ſich der Mundkoch zu Petersburg. Doch Potemkin wußte Rath. Gleich als hätte er die Eroberung einer Feſtung nach Hofe zu berichten, fertigte er einen Major als Courier an — ſeinen Koch ab, mit dem Auftrag eine Terrine dieſer Suppe zu beſtellen, und der Courier-Major kam damit auch glücklich bey dem entzückten Gourmand an. — Nicht ſelten zahlte Potemkin, wenn ihn eben die Luſt nach Kirſchen anwandelte, das Stück mit 5 und 6 Rubel, ja er pachtete ganze Bäume dieſer Frucht in den Treibhäuſern, wenn er auch oft Monathe lang keine genoß. Eine Schüſſel mit ſolchen Kirſchen erſchien bey der Tafel, die Potemkin der Kaiſerinn im Jahr 1791 gab.

Woher kommt die Sitte und Benennung des blauen Montags?

Im ſechzehnten Jahrhundert war es üblich, die deutſchen Kirchen an Feſttagen blau auszuſchmücken, und von dieſer Zeit an iſt es, daß die Handwerker ſich des Montags einer müßiggängeriſchen, ſogenannten Nachruhe (oder beſſer zu ſagen: Ausruhe von den Schwelgereyen und dem Unfug des vorigen Tages, wenn dieſe nicht eben zu conſequiren ſind —) überlaſſen. Dieſe ungebührliche Sitte ſtammte eigentlich von den Meiſtern ſelbſt her, denen dann bald die Geſellen nachahmten, und wodurch das Sprichwort entſtand: blauer Fraßmontag. Dieß galt jedoch Anfangs nur nach beſondern feſtlichen Sonntagen, allein bald dehnte es ſich auch auf alle übrigen Montage des Jahres aus.

Der Gelehrte Hauſer in ſeinen Staatsmaterialien ſagt zum Beleg dieſer Angaben: „daß in Thüringen auf dieſe Art die Feyer des blauen Montags ihren Urſprung genommen, leſe ich in einer alten noch ungedruckten Chronik von Thüringen, die im ſechzehnten Jahrhundert abgefaßt worden iſt.“

Wenn man weder ſo trivial oder ſo ſubtil ſeyn will, die Benennung, blauer Montag, von den Folgen der Stöße und Schlägereyen, von denen die

Vergnügungen der Handwerkerclasse an Sonntagen gewöhnlich begleitet waren (denn wer wird diesen Vorwurf unsren jetzigen Meistern und Gesellen machen, die schon durch die wohlgefällige Aufnahme des distinguirenden Wörtchens „von" ihre edlere Ausnahme zu erkennen geben) abzuleiten, so kann man in historischer Gemäßheit die blaue Verzierung der Kirchen an Festtagen, zum Grunde legen. Nachdem diese nun, besonders in den oberdeutschen Gegenden, von dem Montage vor Anfang der Fasten beginnt, so kann man auch diesen um so mehr als den ursprünglichen Tag dieser unwürdigen Sitte annehmen, als er bekannter Maßen noch jetzt überall mit Fraß und Völlerey gefeyert wird, woraus sich denn zugleich die Benennung: Fraßmontag, erklärt.

Es ist übrigens merkwürdig, daß der Unfug des blauen Montags kurze Zeit nach seiner Entstehung im Jahr 1571 durch eine landesherrliche Verordnung Maximilians II. wieder abgeschafft werden sollte, ohne daß jedoch der Erfolg dem Zweck entsprechen konnte. Ja das Uebel war so eingewurzelt, daß selbst wiederhohlte ausdrückliche und strenge Befehle nichts fruchteten. In einer solchen Verordnung des Churfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg vom Jahr 1636 heißt es von dem Unwesen des blauen Montags in der Residenz: es werde ein so unordentliches We-

sen

ſen mit Schwelgen und Saufen unter den Handwerksgeſellen getrieben, daß unter andern Uebeln auch viel Tumult und Schlägerey daraus erfolge, ja gar Todtſchläge auf den Gaſſen verübt würden, wie wir davon in wenig Tagen mehr dann einen leider gehabt." Der Endzweck dieſes Edictes iſt, den blauen Montag bey Gefängnißſtrafe, oder ſchimpflicher Hinwegſchaffung aus der Stadt, zu unterſagen. — Eine Verordnung, die unter gewiſſen Modificationen wohl Nachahmung verdiente.

Definition der Alrunen.

Der abentheuerliche Plener (acerra philol.) beſchreibt die Alrunen auf nachſtehende Art: Der Geſchicht-Schreiber Aventius im 1ten Jahr-Buche gedenket von dem Strabone, daß vormahls unter den Teutſchen geweſen ſeyn gewiſſe Weibs-Perſonen, Allraunen genannt, Prieſterinnen und Wahrſagerinnen, von welchen die Männer, wenn ſie in den Streit gezogen, den Anfang des Kriegs, und ſonſten allerley zukommende Dinge erlernet: Und wenn ſie die Allrünken nun bey ſich in ihren Lägern gehabt, ſo ſey alles wohl geweſen. Es gingen aber ſolche Allrünken mit bloſſen Beinen und Füſſen, mit loſen aufgebundenen hengenden grauen Haaren, hatten ein weiß leinen

Hemd an, unten zugebunden, um den Leib einen meßingen Gürtel. Wenn die Männer aus dem Streit Gefangene mit ſich brachten, lieſen dieſe Teufelinnen dieſelben grauſamlich an, ſchnitten ihnen mit dem Schwerdt die Gurgel ab, und fingen das Blut in küpffernen Schalen auf, daraus ſie denn von künftigen Dingen weisſagten.

Von dieſen Allrünken iſt ohne Zweifel hergefloſſen der Aberglaube, welcher noch heutiges Tages bey vielen gottloſen Menſchen geſpüret wird, die ein Allrünken in ihrem Hauſe zu haben ſehr befleißigen (!), meinend, ſie haben dann groß Glück, und können wiſſen, was ihnen widerfahren ſoll. Es werden auch Landſtreicher und Betrüger gefunden, welche ſolche Allrunken feil umhertragen und verkaufen: Kleine Bildigen ſinds gleich geſchnitzte Männlein oder Weiblein mit allen ihren Gliedmaßen, deren Köpf mit langen Haaren bewachſen, ein klein weiß Hemdlein anhabend: Summa, ebenermaſſen zugerichtet wie die Allrünken der alten Teutſchen. Iſt aber in der Wahrheit eitel Betrug und Gauckeley. Des Krauts Mandragorn Wurzel iſt von Natur eben ſo formiret, als ein kleiner nackender Menſch: Die graben dieſe Betrüger aus der Erden, wiſchen ſie ab, helfen ihr mit Schnitzeln und Ausarbeiten dermaſſen, daß ſie einem Männlein oder Weiblein (wie ſie wollen) gleich ſiehet: Da am Haupt die

Haar seyn sollen, stecken sie Gerstenkörnlein oder andere Samen häuffig ein, lassens auswachsen, und wieder etwas trucknen: So stehet es fest, und scheinet wie natürlich Haar. Solche Allrünken ziehen sie artlich an mit einem kleinen Hemdlein, thun ihm einen Gürtel um den Leib, legens in ein sauber Schächtlein, und befehlen dem Käuffer, daß ers wohl pflege, wöchentlich bade, und sonst fleißig in acht nehme, so werde er groß Glück haben in allem seinem Thun und Handthierungen. Damit wird die Welt betrogen, und spielet der Teufel sein Fasnachtspiel weidlich (Hu!)

Es gibt aber solch Allrünken, oder der Teufel gemeiniglich die Belohnung, welche die alten Teutschen Allrünken ihre Gefangene gaben, nähmlich daß es ihnen den Hals abstoßen, sie mit Leib, Seel und Gut ins Verderben stürtze ꝛc.

Und das Buch ist vom Jahr 1754! —

Königliches Vermählungsfest im 15ten Jahrhundert.

Wie bey allen erlauchten Vermählungen gab es auch bey der zwischen Carl VI. von Frankreich und der Prinzessinn Isabelle von Bayern mancherley Festlichkeiten. An der prächtigen mit Schnörkelwerk und Allegorien überladenen Ehren-

pforte war oben ein künstlicher Himmel mit Engeln und Sternen errichtet, und die göttliche Dreyeinigkeit, umgeben mit Gruppen von Kindern, als Engel costümirt, welche ein himmlisches Concert aufführten. Diese Ehrenpforte erhielt den Nahmen: Thor des Paradieses; und als die Königinn es passirte, stiegen zwey von den Engelchen hernieder, und setzten ihr unter Absingung französischer Hymnen eine goldene mit Edelsteinen reich besetzte Krone auf das Haupt. Diese Krönung war noch nicht hinreichend, denn siehe, plötzlich erschint ober der Königinn, wie wirklich aus den Wolken gefallen, ein Mann mit 2 brennenden Fackeln, setzte ihr eine zweyte Krone auf, und verschwand. Wer war dieser Deus ex machina? — Ein origineller Waghals von Seiltänzer, der die Keckheit hatte und glücklich bestand, auf einem ungeheuer langen Seile, von dem Thurme der Frauenkirche, gleichsam sphärisch dahin und zurück zu schlüpfen. Ganz Paris sah diese Erscheinung mit einer seltsamen Mischung von freudiger Ueberraschung und banger Furcht, und das königliche Ehepaar soll ihn reichlich beschenkt haben.

Der erste Almanach.

Der allererste Almanach ist französischen Ursprunges, und erschien in den letzten Jahren der Regierung Ludwigs des sogenannten Großen. Der Titel dieses Almanachs war: Almanach des Teufels, — aber kaum wurde er bekannt, als er auch schon verbothen ward. Diesen Umstand machten sich einige betrügerische Schlauköpfe zu Nutzen, (man will, daß der Verleger der Impuls dazu gewesen) indem sie sich ins Schauspielhaus begaben, und das Parterre ganz leise frugen, ob man den Almanach des Teufels kaufen wolle? Jedermann griff hastig zu, zahlte eben so schnell, und schob ohne um den Preis gefragt zu haben, das Gut geheimnißvoll in die Tasche. Aber als man nach Hause kommt, und gierig nach dem Almanach des Teufels langt, siehe, da ist es der Hof- und Staatsschematismus!

Schreckliche Strafe des Ehebruchs bey den alten Sachsen.

Der Grad der Verabscheuung eines Verbrechens spricht sich am deutlichsten in der Strafart aus, die darauf gesetzt ist. Nun weiß man, leider nur aus alter Erinnerung, daß bey unsern

Vorfahren der Ehebruch unter die häßlichſten Laſter gezählt wurde, und daher iſt nachſtehende Strafe auf denſelben, deren wirklicher Beſtand in einem alten ſächſiſchen Weichbild-Rechte bewieſen wird, ſo fürchterlich ſie auch ſeyn mochte, wohl begreiflich. Die betreffende Stelle lautet: „Er (der beleidigte Theil) ſoll ſie (die Ehebrecher) auf einander binden, und ſoll ſie unter den Galgen führen. Hier ſoll er ein Grab machen, ſieben Fuß lang und ſieben Fuß tief, und ſoll zwey Arme voll Dornengeſträuch nehmen, und ſie unterlegen, das Weib mit dem Rücken oben darauf, und den Friedenbrecher oben auf. Ueber beyde ſoll er Neſſeln ſtürzen und einen Arm voll Dornen auf den Rücken des Ehebrechers legen; hierauf einen eichenen Pfahl durch beyde ſchlagen, ſie ſeyen nun lebendig oder todt, ſo daß ſie nicht entweichen können. Das Grab ſoll man zufüllen.“ —

Nähere Nachricht über den Sturz des ruſſiſchen Günſtlings Mons.

Man weiß aus der obigen Erzählung, daß Peter der Große, aufgebracht über die unverhohlene Vertraulichkeit ſeiner Gemahlinn mit dem Kammerherrn Mons, in welcher er beyde nicht ſelten überraſchte, den Untergang desſelben beſchloß

und wirklich herbey führte. Die umständlicheren Thatsachen meldete der damahlige Oesterreichische Gesandte am Petersburgerhofe, Graf Rabutin, mit den authentischen Farben eines nüchternen Augenzeugen, wie alle andern Catharinen und Peter betreffenden Verhältniße, seinem Hofe. Nach ihren Hauptmomenten lauten sie im Auszuge folgender maßen:

Eines Abends trat Peter mit verdrießlichem Gesicht in das Zimmer der Czaarinn, da sie eben mit Mons soupirte, fragte, was die Glocke sey, und als Catharina ihm ihre Repetiruhr vor, wies, und dabey sagte, daß es 9 Uhr sey, riß der Czaar ihr die Uhr aus der Hand, drehte mit dem Uhrschlüssel den Zeiger herum, und sagte, es wäre 12 Uhr, und also Zeit, daß Jedermann zu Bette gehe. Da sich nun Mons zu Bette begeben, kam der Czaar gegen Mitternacht ganz allein mit dem Generalmajor Uschakoff, ihn aus dem Bette, wo er eben eine Pfeife Taback rauchte, zu hohlen; ließ sogleich alle seine Effecten, die sich für einen Particulier, wie Mons, sehr hoch beliefen, versiegeln, und brachte ihn selbst, gefangen, in das Winterpalais zu St. Petersburg. Hier verschloß ihn der Czaar in ein festes Zimmer, setzte starke Wachen davor, schloß das Zimmer ab, steckte den Schlüssel zu sich, und war jederzeit selbst gegenwärtig, wenn ihm Speise oder Trank gebracht

wurde. Der Proceß, welchen der Czaar und der Generalmajor Uſchakoff ganz allein inquirirten, dauerte nicht über 8 Tage, weil Mons, ſobald er ſich gefangen ſah, und wohl einbilden konnte, worauf es abgeſehen ſey, um der Tortur zu entgehen, Alles freywillig bekannte. Hierauf entwarf der Czaar aus dem Stegreif ſelbſt die Klagepuncte gegen Mons, und legte ſolche der gewöhnlichen Juſtiz vor, um ein Urtheil darüber zu fällen. Dieſe, die des Czaars Abſicht wohl errieth, ſtimmte ſogleich auf die Todesſtrafe, die denn auch ſogleich vollzogen wurde.

Herausforderung Carls IX. von Schweden an Chriſtian IV. von Dänemark, und Gegenerklärung des letztern.

Wie ſehr befremdete es nicht, als vor einigen Jahren Paul I. von Rußland den Einfall hatte, zur Begründung des Friedens einen Zweykampf an die Regenten von Europa auszuſchreiben, und Viele glaubten, daß dieſer Fall einzig in der Geſchichte ſey. Dem iſt aber nicht alſo, wie folgende authentiſche Briefe darthun. Im Jahre 1611 ſchrieb nähmlich Carl IX. von Schweden an Chriſtian IV. von Dänemark:

Wir Carl von Gottes Gnaden König in Schweden, der Gothen, Wenden ꝛc. lassen Dir Christian IV., König in Dänemark wissen, daß Du nicht als ein christlicher und ehrlicher König gehandelt hast, in dem Du ohne Noth und ohne Ursach den vor 14 Jahren zwischen den beyden Kronen zu Stettin geschlossenen Frieden gebrochen, mit Deiner Armee unsere Festung Calmar berennet, die Stadt überrumpelt, und sowohl das Schloß, als Oeland und Borgholm, durch Verrätherey erobert, und dadurch zu einem grausamen Blutvergießen Anlaß gegeben hast. Wir hoffen aber zu Gott dem Allmächtigen, der ein gerechter Richter ist, daß er Dein ungerechtes Verfahren strafen und rächen werde; und weil wir bisher alle billige Mittel, einen Vergleich zu bewirken, gebraucht haben, und Du solche jederzeit verworfen hast, so wollen wir den kürzesten Weg vorschlagen, um dem Streiten ein Ende zu machen, da Du hier nahe bist. Stelle Dich daher, nach der alten Gewohnheit der Griechen mit uns in freyem Felde mit zwey Deiner Kriegsbedienten zu einem Kampf ein. Wir wollen Dir gleichfalls in einem ledernen Koller, ohne Helm und Harnisch, bloß mit dem Degen in der Faust begegnen. Was die beyden andern anbetrifft, die uns folgen sollen, so mögen sie in vollem Harnisch erscheinen, und der Eine mag zwey Pistolen und einen Degen, und

der Andere eine Muskete nebſt einer Piſtole und einen Degen haben. Wo Du Dich nicht einſtelleſt, ſo halten wir Dich für keinen ehrliebenden König, vielweniger für einen Soldaten. Gegeben in unſerm Lager bey Risby den 12ten Auguſt 1611.

Dieſe excentriſche Zumuthung beantwortete der König von Dänemark alſo:

Wir Chriſtian IV. König in Dänemark und Norwegen ꝛc. laſſen Dir Carl IX. König in Schweden wiſſen, daß uns Dein grober und unhöflicher Brief durch einen Trompeter überliefert worden iſt. Wir hätten uns keines ſolchen Schreikens von Dir verſehen; aber wir merken, daß die Hundstage noch nicht vorbey ſind (!) und daß ſie noch mit aller Macht in Deinem Gehirn wirken. Wir haben daher beſchloſſen, uns nach dem alten Sprichwort zu richten: wie man in den Wald hinein ſchreyt, ſo ſchallt es wieder heraus. Zur Antwort auf Deinen Brief mag dieſes dienen: was das Erſte anbetrifft, da Du ſchreibſt, daß wir nicht als ein chriſtlicher und ehrlicher König gehandelt hätten, indem wir den ſtettiniſchen Frieden gebrochen, ſo ſagſt Du hierinn nicht die Wahrheit, ſondern redeſt als Einer, der ſich mit Scheltworten verantworten will, weil er ſich nicht getrauet, ſein Recht mit dem Schwerdte auszuführen. Die äußerſte Noth hat uns zu dieſem Kriege gezwungen, welches wir vor Gott am

jüngſten Tage zu verantworten hoffen, wo Du auch erſcheinen wirſt, um von allem unſchuldigen Blut, das in dieſem Kriege vergoſſen worden, und von den Grauſamkeiten, die Du gegen Deine Feinde und gegen andere Menſchen verübet haſt, Rechenſchaft zu geben. Du ſchreibſt ferner, daß wir die Stadt Calmar überrumpelt, und das Schloß nebſt Oeland und Borgholm durch Verrätherey eingenommen hätten. Dieß iſt auch nicht wahr, denn wir haben das Schloß mit Ehren eingenommen. Und Du ſollteſt Dich ſchämen, ſo oft Du daran gedenkeſt, daß Du ſolches nicht mit den nöthigen Dingen verſehen, oder entſetzt haſt, ſondern an deſſen ſtatt vor Deiner Naſe haſt einnehmen laſſen; und doch willſt Du den Nahmen eines guten Soldaten führen?

Was den Zweykampf anlanget, den Du uns anträgſt, ſo kommt uns ſolcher ſehr lächerlich vor, weil wir wiſſen, daß Du ſchon von Gott genug geſtraft biſt, (Carl war einige Zeit vorher vom Schlage gerührt worden) und daß es Dir dienlicher ſeyn würde, hinter einem warmen Ofen zu bleiben, als mit uns zu fechten. Du biſt vielmehr eines guten Arztes benöthigt, der Dein Gehirn zu rechte bringen kann, als uns in einem Zweykampf zu begegnen. Du ſollteſt erſt Dich ſchämen, Du alter Narr, einen ehrliebenden König anzugreifen. Du haſt ſolches viel-

leicht von alten Weibern gelernt, welche gewohnt sind, den Mund zu gebrauchen. Laß das Schreiben nur unter Wegs, weil du noch etwas anders thun kannst! Ich hoffe mit Gottes Hülfe, daß Du alle Deine Kräfte nöthig haben wirst. Indessen erinnern wir Dich, daß Du unsern Herold und die zwey Trompeter loslassest, welche Du wider Kriegsgebrauch hast gefangen nehmen lassen, wodurch Du Deinen schwachen Verstand an den Tag legest. Doch magst Du auch glauben, wenn Du ihnen den geringsten Schaden zufügest, daß Du dadurch Dänemark und Norwegen noch nicht gewonnen hast. Nimm dich in Acht, daß Du hierinn nichts anders thust, als was Du sollst. Dieß ist unsere Antwort auf Deinen groben und unhöflichen Brief. Gegeben auf unserm Schloß Calmar den 14ten August 1611.

Diese beyden Schreiben mögen zugleich einen merkwürdigen Spiegel der damahligen gegenseitigen Fürstenbehandlung und Sitten überhaupt, abgeben.

Heliogobalus der Heros der Schwelgerey.

Die Verschwendung und Ueppigkeit des Verus, woron oben bereits Erwähnung geschah, werden den Leser natürlich in Erstaunen gesetzt ha-

ben, aber, dieſer Verus war noch ein Stümper gegen Heliogabalus. Dieſer begnügte ſich nicht damit, ſeinen Gäſten die ſeltenſten und koſtbarſten Leckerbiſſen vorzuſetzen, ſondern er trieb den Uebermuth ſo weit, daß er die Speiſen mit den ſeltenſten Steinen und Perlen beſtreuen ließ, die den Gäſten als Eigenthum anheim fielen. Nicht genug, daß er den Speiſeſaal mit den theuerſten wohlriechenden Waſſern beſprengen, und mit den koſtbarſten ausländiſchen Blumen ausſchmücken ließ, nein, aus der Decke des Saals regnete es eine ſo große Menge dieſer Blumen, daß einige der Gäſte ſogar erſtickten. Wie jetzt auf gemeinnützige Erfindungen ſetzte er Preiſe auf neue Arten von Leckerbiſſen, indem er erklärte „daß der größte Reiz der Speiſen in ihrer Theurung beſtehe.“ — Wie Verus ſeine Gäſte mit Sclaven und Equipagen beſchenkte, ſo theilte Heliogobalus unter ſeine Tiſchgenoſſen Looſe aus, wodurch z. B. einer zehn Kamele, der andere eben ſo viele Bären oder Strauße, der dritte zehn Pfund Gold und dergl. gewann! Die gewöhnlichſten ſeiner Leckerbiſſen beſtanden in Gehirn von Flamingos, Pfauen, oder Papageyen, und Seefiſche ſpeiſete er nur, wenn er von dem Meere ſehr entfernt war. — Einſt ließ er 600 Straußenköpfe auftragen! Kurz er hat den Ruhm, den Verus übertroffen zu haben. Daß dieſe Schwelgereyen die Vorbothen des nahen

Umſturzes des römiſchen Reiches waren, läßt ſich, ohne Geſchichte zu wiſſen, leicht berechnen. —

Urſprung der Redensart: einen Ball geben.

Wohl kann man das Wort Ball in der Bedeutung eines feyerlichen Tanzes ꝛc. aus den franzöſiſchen Worten Ballpare, Ballet ꝛc. oder aus dem italieniſchen ballare ableiten; allein hiſtoriſch getreuer läßt es ſich aus einer altdeutſchen Sitte, welche ſich noch in einigen Gegenden von Niederdeutſchland erhalten hat, ableiten. Den zweyten oder dritten Oſtertag, vereinigten ſich nähmlich die erwachſenen Dorfmädchen, um denjenigen Frauen, auf deren Hochzeit ſie vor einem Jahre ſich vergnügt' hatten, im eigentlichen Sinn des Wortes einen Ball zu geben. — Dieſer wurde mit Feder oder Wolle ausgeſtopft auf mannigfaltige Arten mit Bändern, Blumen ꝛc. verziert, und in einem feyerlichen Zuge auf einer bunt geſchmückten Stange vor das Haus der jungen Frau hingeſtellt; der Ball wurde dann von der jungen Frau in der Stube aufgehängt, und die Mädchen bewirtheten ſie mit ſelbſt mitgebrachten Speiſen. Dafür aber war die junge Frau verpflichtet der Geſellſchaft für den gegebenen Ball freye Tanzmuſik zu geben. — Und ſo fort wurde denn ſo lange es

Zeit und Kräfte erlaubten, zu Ehren des Ehepaars getanzt. —

Eine Franciscaner-Procession in Constantinopel.

Als im Juli 1782 die allgemein herrschende Dürre besonders die Muselmänner in Verlegenheit setzte, entschloß sich der Sultan, nachdem alle zur Erlangung eines erquickenden Regens veranstalteten Gebethe und Fasten fruchtlos geblieben waren, seine Zuflucht zu dem Einfluß der Franciscaner in Constantinopel zu nehmen. Er ließ demnach den Pater Provincial vor sich kommen, und befahl ihm, mit seinen Untergebenen Gebethe anzustellen, um den hartnäckigen Himmel zu der Wohlthat eines Regens zu bewegen. „Man hat schon lange um Regen gebethen" entgegnete der Provincial „und es ist eine Pflicht der christlichen Religion, daß man für das Wohl und für das Glück desjenigen Herrn bethe, in dessen Staaten man lebt. Weil mir aber dieses jetzt im Nahmen der hohen Pforte besonders aufgetragen wird, so will ich noch eine große Bußprocession anstellen, bey welcher sämmtliche Franciscaner mit Stricken um den Hals erscheinen, und sich geisseln sollen. Ich wünsche nur noch, daß die römisch-catholischen Sclaven aus

der Nachbarschaft der Procession möchten beywohnen dürfen, und bitte mir, um vom Pöbel nicht gestört zu werden, eine starke Janitscharenwache, und etwas Cavallerie zur Bedeckung aus."

Der Großvezier willigte ein, und an demselben Tage, wo die Procession gehalten werden sollte, siehe, da erfolgt plötzlich ein so durchdringender Regen, daß die Türken darüber eben so entzückt, als von der Kraft der christlichen Religion mit einer seltsamen Bewunderung, oder vielmehr Verwunderung erfüllt wurden. — Der Sultan war erkenntlich genug, alle die Sclaven, die der Procession beygewohnt hatten, frey zu geben, und machte dem Provincial ein sehr ansehnliches Geschenk.

Philipps des Guten, Herzogs von Burgund Gelübde auf einen Fasan.

Vor der Erzählung dieses originellen Schwurs, möge noch das Fest, während welchem er geschah, das nicht minder denkwürdig ist, geschildert werden. Im Jahr 1453 erhielt der Herzog zu Lille in Flandern, wie alle andern Europäischen Potentaten von dem griechischen Kaiser eine Gesandtschaft, um ihn zum Beystand gegen die Türken

ken aufzufordern. Durch dieſe kaiſerliche Bitte, die er natürlich gewährte, fand ſich der Herzog ſo geſchmeichelt, daß er zu Ehren der Ambaſſade ein groſſes Feſt veranſtaltete. In einem ungeheuren Saale wurden drey Tafeln bereitet, wovon die eine die Form eines Hufeiſens hatte, und als Schaugericht eine Kirche und ein Schiff trug. Von der coloſſalen Paſtete, die auf einem eigenen Tiſche ſtand, kann man ſich einen Begriff machen, wenn man weiß, daß die Muſikanten, welche die Tafelmuſik ſpielten, darinn ſteckten. Am Ende des Saales war ein Theater aufgeſchlagen, wo man die Eroberung des goldenen Vließes durch Jaſon vorſtellte.

Aber das Alles waren nur Kleinigkeiten gegen die Pracht, welche ſich nach dem Schauſpiel zeigte. Plötzlich trat ein ungeheurer Rieſe in türkiſchem Coſtüme in den Saal, einen Elephanten führend, auf deſſen Rücken auf einem Thurm eine verſchleyerte Dame, als Sinnbild der chriſtlichen Kirche, ſaß. Als ſie ſich dem Herzog genähert hatte, hielt ſie nach einem kurzen Vorgeſang eine rührende Rede an den Herzog, worin ſie ihn gegen die Türken aufforderte. Kaum war dieſe geendigt, als der Herzog dem Herold des goldenen Vließes winkte, und ſogleich erſchien ein ſchönes Fräulein (die natürliche Tochter des Herzogs) mit dem Hauptgericht, nähmlich mit einem Faſan mit

vergoldetem Schnabel und vergoldeten Füſſen. Der Faſan ſtellte das Evangelium vor, und der Herzog erhob ſich; und ſchwur auf den Vogel: „Ich gelobe erſtens Gott und der heiligen Jungfrau und hiernächſt den Damen und dem Faſan, daß, wenn der König von Frankreich, mein Lehnsherr, oder wenn andere chriſtliche Fürſten ſich mit dem Kreuze bezeichnen wollen, um gegen die Türken zu ziehen, ich ihnen folgen und mit dem Sultan ſelbſt Mann gegen Mann ſtreiten werde, wenn er Luſt dazu hat.“

Dieſe Function enthuſiasmirte die ganze anweſende Ritterſchaft (der Herzog hatte alle ſeine Vaſallen und Edlen geladen) und Alles trat ſchwörend dem Bunde bey. Allein aus dem ganzen Kreuzzuge wurde am Ende nichts, denn ehe man ſich noch gerüſtet hatte, kam ſchon die Nachricht, daß Conſtantinopel von den Türken erobert ſey. Bekanntlich war dieſe Eroberung zugleich der Sturz des griechiſchen Kaiſerthums.

Das Trink-Conclave bey der Wahl eines neuen Afterpabſtes nach Butterlins Tod: Actenſtück aus den letzten Tagen Peters des Groſſen.

Man weiß, daß Peter der Groſe in der letzten Zeit ſeines Lebens allerley Luſtbarkeiten anſtellte, um ſeine beſorgten Unterthanen über den wahren Zuſtand ſeiner Krankheit zu täuſchen, und ſie mit neuen Hoffnungen zu beleben. Unter dieſen Aeuſſerungen ſeiner väterlichen Geſinnungen iſt die Wahl eines neuen Afterpabſtes nach Butterlins Tod, die denn im Trink-Conclave auf den Proviantcommiſſär Strohoſt fiel.

Zu dem Conclave, erzählt Weber, wurde das Haus von Butterlins Anteceſſor, Pabſt Sotof gewählt. An den Gaſſentreppen waren zwey groſe bleyerne, zwey groſe hölzerne und 64 ſteinerne Glocken von verſchiedener Gattung, mit derben Klöppeln verſehen, befeſtigt. Der Thron in dem Wahlzimmer, der 6 Stufen hatte, war mit rothgefärbter Leinwand überzogen, und mitten auf demſelben lag eine halb blau halb roth angeſtrichene Tonne mit 2 Zapfen, bey welcher ein lebendiger Bachus ſaß, den man durch 8 Tage nicht hatte nüchtern werden laſſen. Oben zur rechten Seite des Thrones war ein Stuhl für den Knees Cäſar als Präſidenten der Wahl, und auf der linken

ein anderer für den zu erwählenden Pabſt. Statt der Tapeten war der Saal mit Strohmatten behängt. An der Wand bey dem Throne ſtanden 13 Stühle, wovon 3 durchlöchert, auf allen aber Bachi in verſchiedenen Stellungen gemahlt waren. In dem andern Zimmer, wo das Conclave ſeyn ſollte, hatte man 14 Logen gebaut, die durch Strohmatten von einander abgeſondert waren. An jeder Loge hing ein Schuh von Baſt, die Stelle eines Leuchters vertretend. In der Mitte ſah man keine andern Meublen, als einen langen Tiſch, auf welchen man einen großen Bären und einen Affen, beyde von Thon gemacht, und hinter ihnen einen kleinen hölzernen Bachus mit einem rothen Halstuch geſetzt hatte, um Statt eines Trinkgeſchirres zu dienen. An der Erde ſtand eine Tonne mit Getränk, und eine andere mit Speiſe, zum Unterhalt der einzuſchließenden Cardinäle, deren ganzes Gefolge in andere mit Tiſchen und Bänken verſehene Zimmer einquartirt wurde.

Den 3ten Januar 1725 Nachmittag um 2 Uhr verſammelte ſich das Conclave in dem Butterliniſchen Hauſe, und darauf g'ng die Proceſſion folgendermaßen vor ſich: 1) kam ein Marſchall in gewöhnlichem Coſtüm, mit einem Stabe, um den rothes Tuch gewickelt war, 2) Zwölf Pfeifer als Chorſchüler des Pabſtes. Sie hatten rothe Kleider mit gelben Aufſchlägen, und jeder in der Hand ei-

nen Löffel, der mit Glockenschellen beſetzt war, 3) der zweyte Marſchall, 4) Sechzig Chorſänger, 5) Hundert Civil- und Militärbediente, bis auf die Generallieutenants incluſive, drey und drey in einem Gliede, in gewöhnlichen Kleidern. 6) Ein dritter Marſchall in einem Cardinalskleide, und einem rothen mit weißem Rauchwerke gefüttertenMantel. Nach ihm kamen a) der Fürſt Repnin nebſt einem andern Herrn in täglicher Kleidung, b) der General Butterlin und der Generalmajor Gallowin, der erſte in ſeiner, der andere in Cardinalskleidung c) der Czaar in einem rothen Ueberrocke und kleinem Halskragen. Zu ſeiner Rechten ging Knees Cäſar, als Cardinal gekleidet, d) hinter dem Kaiſer ein Zwerg in ſchwarzem Kleide, wie ein geiſtlicher Schreiber, eine Rolle Papier in der Hand, e) mehrere Cardinäle mit ihren Pontificalibus, f) ſechs Stammler, als Redner des Pabſtes, ein jeder ſtammelte auf eine beſondere Weiſe; dann erſchien 1) Bachus, ganz benebelt, auf einer Tonne ſitzend, in ſeinen Händen einen ſilbernen Topf und Becher, hinter ihm ſaß ein kleiner lärmender Bachus, der über ſeinem Kopfe mit beyden Händen einen Bachus von vergoldetem Silber in die Höhe hielt. Dieſe beyden wurden auf einer Bahre durch 16 ganz beſoffene Bauern getragen, die man auf einmahl in allen Branntweinkrügen aufgeſucht und zu dieſer Cere-

monie mit weggeſchleppt hatte. Vor dieſer taumelnden Tragbahre trat ein alter Mann her, mit trocknen Tannenzweigen in der Hand, welche ein dazu beſtellter Kerl von Zeit zu Zeit mit einer Fackel anzünden, und dadurch das Räucherwerk vorſtellen mußte, 2) ein überaus großes hölzernes Gefäß ſtand auf einer Maſchine, welche durch 12 Kahlköpfe, die alle eine mit Wind gefüllte Schweinsblaſe in der Hand hatten, getragen wurde, 3) der Redner Zeregas in ſchwarzem Kleide, langem Mantel, und in einer viereckigen Mütze von ſchwarzem Sammt mit ſilbernen Franzen beſetzt. In der Hand hielt er einen Stock in Geſtalt einer Schaufel, auf welcher ein Bachus gemahlt war, 4) noch 7 Cardinäle in ihrem Ornat. Vor der Bruſt trugen ſie einen gemahlten Bachus. Die Cardinäle hatten alle ein Buch in der Hand, welches mit Liedern zur Ehre des Bachus angefüllt war. Die Kaiſerinn folgte in einer Kutſche, des Zuſchauens halber, von ferne. Auf allen Gaſſen wurden Pechtonnen angezündet.

In dieſer Ordnung nahm die Proceſſion ihren Weg nach dem Haus des Conclave, in deſſen Vorhof eine Menge Ruſſen auf die geiſtliche Geſellſchaft wartete, bey ihrer Ankunft mit hölzernen Hammern auf leere Tonnen klopften, und durch dieſen Willkomm ein entſetzliches Getöſe erregten. Gegen Abend ſchlich ſich der Czaar hinaus,

ſchloß die Thüren ab, drückte ſein Petſchaft vor, und die ganze Verſammlung war eingeſperrt, und blieb es die ganze Nacht.

Die Wahl begann; da man ſich aber nicht vereinigen konnte, ſo beliebte man mit Balloten oder Wahlkugeln den Handel zu ſchlichten. Deßwegen wurde die Fürſtinn Gallizin, als Aebtiſſinn des Conclave, herein gerufen, um die Kugeln den Cardinälen auszutheilen. Das Loos fiel endlich auf den Proviant-Commiſſär Strohof. Sobald er gewählt war, trug man ihn auf den Thron, wobey viele der Cardinäle aus gekränktem Ehrgefühl Thränen vergoßen. Dieſe Betrübniß hatte indeß auch einigen reellen Grund, weil dieſe eingebildete Würde eine jährliche Beſoldung von 2000 Rubel abwarf, auch der ſogenannte Pabſt ein freyes Haus in Petersburg und eines in Moskau, desgleichen ſo viel Bier und Branntwein aus dem Hofkeller hatte, als er mit ſeinem ganzen Hauſe nur immer vertrinken konnte ꝛc. Als nun der neu erwählte Pabſt in ſeiner Herrlichkeit da ſaß, näherten ſich alle Anweſenden einer nach dem andern, und küßten ſeinen Pantoffel; der Pabſt aber reichte Branntwein herum, welcher aus dem auf dem Thron geſetzten Faſſe durch den dabey liegenden Bachus gezapft wurde. Nach Vollendung dieſer Ceremonie brachte man den Pabſt wieder vom Throne herab, und ſetzte ihn in das große

hölzerne Gefäß; in denſelben wurde er Proceſſionsweiſe im Zimmer herumgetragen, und darauf ſammt ſeiner Maſchine in einen noch viel größern mit Bier angefüllten Kufen hinein geſetzt, aus welchem er den Herzutretenden links und rechts zu trinken gab.

Darauf wurde eine groſe Tafel für das Conclave gedeckt, und die Speiſen von der Abtiſſinn und ihren 3 Wärterinnen aufgetragen. Von den Schüſſeln waren einige mit wohlzubereiteten Wölfen, Füchſen, Bären, Katzen, Mäuſen ꝛc. angefüllt. Auf dieſe Art ſchloß ſich die Cermonie, doch mit dem Vorbehalt, daß der Pabſt auch förmlich gekrönt werden ſolle. Allein der Tod des Czaar vereitelte es, und die neue Regierung hatte nicht mehr Zeit, auf ſolche Poſſen zu denken.

Gemählde des Don Carlos und der Prinzeſſinn Eboli.

Ein geiſtreicher Reiſender macht von dieſen beyden, uns durch Schillers Meiſterwerk ſo intereſſant gewordenen Perſonen, nach zwey Gemählden, welche er auf dem Schloſſe Buitrago, dem Herzog Paſtrane, einem Nachfolger der Prinzeſſinn

Eboli, noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts ſah, folgende Schilderung:

Das erſte war das Porträt der Prinzeſſinn Eboli. Sie iſt in Lebensgröſe dargeſtellt, in einem Pavillon ſitzend, der an einigen Baumzweigen befeſtigt iſt. Sie ſcheint ſo eben vom Schlafe aufzuſtehn; ein leichtes Gewand umſchlingt ſie, das einen Theil ihres Körpers unverhüllt läßt. War ſie ſo ſchön, als das Porträt ſie darſtellt, und ihre Züge ſo regelmäßig, ſo war ſie auch allerdings das reitzendſte Weib. Ihre Augen ſind lebhaft und geiſtvoll, ſie ſcheint mit dem Scher ſprechen zu wollen. Buſen, Arme, und Schenkel ſind nackt; die Haare wallen auf ihren Buſen herab. Allenthalben ſind Amoretten beſchäftigt, ſie zu bedienen. Einige halten ihren Fuß, um ihr die Pantoffel anzuziehen, andere flechten Blumen in ihre Haar ꝛc. Ein Faun beſchaut ſie durch die Zweige. Sie zeigt ihm einen kleinen Cupido, der ſich auf ihre Knie ſtützt, und furchtſam weint; die Prinzeſſinn ſcheint darüber zu lächeln. — In dem zweyten groſen Gemälde ſieht man ſie im Gefolge der Königinn Eliſabeth, bey dem Einzuge aus Frankreich in Spanien. Die Königinn hielt ihn nach damahliger Sitte zu Pferde. Hier war die Prinzeſſinn von der liebenswürdigen Eliſabeth in Schatten geſtellt. Das Gewand der Königinn iſt von blauem Atlas. Der König Philipp II. ſieht ſie

von einem Balcon vorüberziehn. Sein Gewand iſt ſchwarz, und mit dem Vließorden geziert. Die Haare roth und weiß. Ein langes, hagres, runzliges, häßliches Geſicht.

Der Infant Don Carlos begleitete die Königinn. Er iſt ſehr weiß, ein ſchöner Kopf, blaue Augen, blonde Haare. Er betrachtet die Königinn mit ſo zarter Rührung, daß es ſcheint, der Mahler ſey in das tiefſte Geheimniß ſeines Herzens gedrungen, und wollte dieß darſtellen. Sein Gewand iſt weiß, mit Juwelen geſtickt; er iſt in einem aufgeſchlitzten Wamms abgebildet, mit einem einfach geſtülpten Hut, mit weißen Schwungfedern. — In einem dritten Gemälde iſt Don Carlos ſterbend abgebildet. Er ſitzt in einem Lehnſtuhl; ſein Arm ruht auf einem Tiſche, und ſein Kopf auf der Hand, in dieſer hält er eine Feder, als ob er ſchreiben wolle. Vor ihm ſteht eine Vaſe, mit dem Reſte eines braunen Saftes, der Gift zu ſeyn ſcheint. In der Ferne ſieht man das Bad zubereiten, in dem er ſterben ſollte. Der Ausdruck der Gemüthsbewegung in dieſer furchtbaren Situation iſt mit hoher Kunſt dargeſtellt. (Zeitg. f. d. eleg. Welt.)

Cornelius Drebels Schifffahrt unter dem Waſſer.

Auf den Gebrauch der Schiffe unter dem Waſſer ſoll dieſer Drebel, ein geſchickter Niederländer durch die Bemerkung der durchlöcherten Käſten geleitet worden ſeyn, welche die Fiſcher, um die gefangenen Fiſche darin fortzuſchaffen, ihren Kähnen anhängen; Drebel beobachtete nähmlich, daß die Schiffe, ſobald dieſe Käſten weggenommen wurden, ſich hoben, und höher zu ſchwimmen kamen. — Er machte ſofort den Verſuch, eine gewiſſe Anzahl ſolcher Käſten an ein Schiff zu befeſtigen, und es ſo unter das Waſſer zu ſenken; das Schiff verſah er mit Rudern und einem Stachel zum Forttreiben. Die Luft ſchöpfte er mittelſt langer Röhren, die bis über das Waſſer hinauf reichten, und durch die angebrachten zahlreichen Glasfenſter konnte man ſich im Waſſer deutlich umſehen. So chimäriſch dieſe Erfindung vielleicht auch ſcheinen möge, ſo hat man doch häufige Verſuche gelingen ſehen, und der Großvater des jetzigen Königs von England iſt ſelbſt auf einem ſolchen Schiffe unter der Themſe gefahren. Ein ſolches Schiff wurde dem Großfürſten von Rußland verehrt. — Wenn dieſe Erfindung cultivirt würde, ſo müßte es für den Seekrieg von großer

Wichtigkeit ſeyn, da es ein Leichtes wäre, feindliche Schiffe zu recognosciren, in den Grund zu bohren u.ſ.w.

Die ewige Lampe in den Grabmählern des Olybius und Roſicrucius.

Bey dem Umgraben eines Feldes in der Nähe von Padua entdeckte man im Jahre 1500 das Grabmahl des Olybius, eines ehemahligen Einwohners dieſer Stadt. In demſelben war eine Lampe, welche, zufolge der angeſtellten Unterſuchungen über 1500 Jahre gebrannt hat. Die beyden Gefäße, das eine von Gold, das andere von Silber, zwiſchen welchen ſie ſtand, waren mit einer Feuchtigkeit angefüllt, die niemand erklären konnte, und hatten die Aufſchrift: „Olybius weihet dem Pluto dieß prächtige Geſchenk.“ —

Nicht minder merkwürdig iſt eine ähnliche Entdeckung, die man in dem Grabmahle des Roſicrucius, des Stifters der Roſenkreuzer, machte. Der Mann welcher grub, ſtieß auf eine Thüre; neugierig brach er ſie auf, und erſchrack vor dem Glanz eines blendenden Lichtes, das in einem weiten Gewölbe widerſtrahlte; noch mehr aber wird er von dem Anblick eines bewaffneten Mannes, der bey einem Tiſche, auf den linken Arm geſtützt, in der Hand einen Stab, ſitzt, be-

troffen. Vor ihm ſtand die Wunderlampe. — Der Ueberraſchte wagt es, vorwärts zu ſchreiten, aber bey dem erſten Schritt, ſiehe, da erhebt ſich der geheimnißvolle Mann, noch ein Schritt, er dräut fürchterlich mit dem Stabe; noch einen, ein entſetzliches Getöſe, wie wenn der Blitz eine Mühle zerſplittert, bricht aus; die Lampe erliſcht, und eine qualmvolle Finſterniß verſchlingt den Beſtürzten. Doch — es war ein Schnitzbild von Erz, ein bloſes Uhrwerk, durch Federn in dem hohlen Boden bewegt. — Nach der Verſicherung der Jünger des Roſicrucius hat dieſer Weiſe durch jene Verrichtung zeigen wollen, daß er die ewige Lampe der Alten wieder erfunden habe. — (Acerra exoticorum).

Fabricius von Hildens Ehrenrettung der deutſchen Sprache.

Vnſer Teutſche Sprach iſt nicht dergeſtalt arm vnd bawfällig, wie ſie etliche Maßweiſe nunmehr machen, die ſie mit Franzöſiſchen vnd Italieniſchen Pletzen alſo flicken, daß ſie auch nicht ein kleines Briefflein fortſchicken, es ſeye dann mit andern Sprachen dermaſſen durchſpickt, daß einer, der es will verſtehen, faſt in allen Sprachen der Chriſtenheit bedürffte erkanntnuß zu haben, zu

groſſer ſchand vnd Nachtheil vnſerer teutſchen Sprach, die jhr ſolche vollkommenheit hat, daß ſie auch alles, was da könte fürfallen, gar wol kan andeuten, vnd verſtändlich genug, ohne zu- thun anderer Sprachen, zu verſtehen geben u. ſ. w. Iſt ſolches nun nicht zu beklagen? Ja iſt ſolches nicht eine groſſe Leichtfertigkeit, daß die Teutſchen jhre Teutſche Sprach alſo verachten, vnd ſo viel an ihnen, vnder die Füß tretten? Ja alſo verder- ben, daß, wann da vnſere liebe Alt Vätter, die für zwei vnd drei hundert jahren gelebt, wider würden herfür kommen, vns nicht würden verſte- hen können. Lieber wo findet man andere Völker, die da etwas von den Teutſchen, ſo wohl ihrer Sprachen, als auch der Kleidung entlehnen! Zwar keine, es ſey denn die Teutſchen darmit zu ver- achten und ihrer zu ſpotten. Wie nun andere Völ- ker von vns nicht entlehnen wollen, alſo haben vnſere liebe Vor Aeltern jhre Sprach mit andern auch nicht beſudlen wollen u. ſ. w. Daß auch die- ſes neue Babel, oder dieſe Sprachenverwirrung nicht ohne groſſe Gefahr ſey, ſchreibt Ehrengedach- ter Herr Hulricius ferner: daß er vor etlich Jahren, in einer vornehmen Zuſammenkunfft ge- hört hette, daß, als ein ſolcher gefflickter Brieff auf einer fürſtlichen Cantzeley an einen Land- ſchultheiſſen were geſchickt worden, einem zwar gu- ten alten und ehrliebenden Teutſchen Mann, der

aber im vbrigen dieſer engelnewen art zuſchreiben noch vnerfahren vnd vngewachſen were, vnd alſo deß Fürſten Meinung widerſins verſtunde, er einen peinlich verklagten, jedoch vnſchuldigen hette zum Tod verdammen und hinrichten laſſen. (Zinngreſen der Teutſchen ſcharpſinnige Sprüch).

Origineller Empfang Annens von Bretagne in Paris.

Bey dem Einzug dieſer Dame in Paris vertheilte man kleine Haufen von zehn bis zwölf Perſonen in die Straßen, mit Nachtgeſchirren in der Hand, um für den Fall, daß einer oder der andern Dame ein natürliches Bedürfniß ankäme, ſie gleich mit dem nöthigen Requiſit verſehen ſey! Man muß geſtehen, daß wir in Anſehung der Aufmerkſamkeit und Höflichkeit, doch weit gegen das funfzehnte Jahrhundert zurück ſeyen.

Fridrich August, Churfürſt von Sachſen, nachmahliger König von Pohlen; ſeine Galanterien und Abentheuer.

Wenn die bunten Geſtalten der poetiſchen Schöpfung unſer Intereſſe auf mannigfaltige Ar-

ten lebendig beſchäftigen, und Geiſt und Herz und Phantaſie mächtig anſprechen; um wie reitzender und wichtiger muß uns nicht eine Darſtellung erſcheinen, deren abentheuerlicher Zuſammenhang ſelbſt durch die Bürgſchaft der hiſtoriſchen Wirklichkeit befeſtigt und beſtätigt wird! — Dieß iſt der Fall bey Fridrich August von Sachſen. Das Leben dieſes Fürſten, von Liebeshändeln und galanten Abentheuern reich durchwebt, bildet eine eng verbundene Kette außerordentlicher und anziehender Begebenheiten, und vereinigt in ſich in einer bilderreichen Miſchung, in einem unaufhörlichen raſchen Wechſel das blühendſte Intereſſe der geſchichtlichen Wahrheit mit allen Zauberformen des pikanteſten Romans.

Fridrich Auguſt war auch ganz zum Helden der Liebe geſchaffen. Seine majeſtätiſche Geſtalt, in der ſich alle Zauber der Grazie mit der ernſten Fülle herculiſcher Kraft zur impoſanteſten Einheit verſchmolzen; die edle, ſchöne Männlichkeit, die ſich in ſeinen Geſichtszügen, in all ſeinen Bewegungen ausſprach; der ſüße und doch ſonore Klang ſeiner Stimme, welcher ſeinen Worten eine ſo hinreißende Gewalt verlieh, ſein ſprechendes, durchdringendes Auge: alle dieſe äußeren Vorzüge, verbunden mit den reichen Annehmlichkeiten eines lebhaften gebildeten Geiſtes, mit einem glühenden Temperament: dieß waren die allmäch-

nd Lstigen Waffen, mit denen der Prinz die Herzen ſelbſt der ſprödeſten Weiber ſo leicht beſiegte.

Aehnliche Eigenſchaften zeichneten auch Auguſts ältern Bruder Johann Georg IV., der ſeinem Vater in der Regierung gefolgt war, aus; aber ungeſtümm, wie beyde in ihren Neigungen waren, geſchah es nicht ſelten, daß ſie mitſammen in unwürdige Streitigkeiten geriethen. Der Churfürſt Johann Georg hatte ſchon vor ſeiner Vermählung mit der Prinzeſſinn Eleonore von Sachſen-Eiſenach, verwittibten Markgräfinn von Brandenburg-Anſpach, einer liebenswürdigen, tugendhaften Dame, mit dem Fräulein von Reitſch einen vertrauten Umgang gepflogen. Dieſes Fräulein, voll Herrſchſucht, Stolz und Rachgier, hatte ſich jener Verbindung auf das hartnäckigſte widerſetzt, und da ihre Bemühungen fruchtlos blieben, war ſie boshaft genug, dem Churfürſten die Tugend ſeiner Gemahlinn verdächtig zu machen. Die Folge davon war, daß er dieſe edle Dame ſogar thätlich mißhandelte. Dieſes niedrige Verfahren empörte Auguſts zartes Gemüth; er that ſeinem Bruder die nachdrücklichſten Vorſtellungen. Allein dieß machte das Uebel nur ärger, denn das Fräulein von Reitſch hatte dem Churfürſten den Argwohn eingeflößt, daß ſein Bruder mit ſeiner Gemahlinn ein Liebesverſtändniß unterhalte. Es kam nun eder zu heftigen Auftritten zwiſchen den beyden

Brüdern, und August beschloß aus Gründen der Vernunft, sich ganz vom Hofe zu entfernen, und auf Reisen zu gehen. Während den Zubereitungen zu derselben, söhnte sich der verträgliche Prinz mit seinem grollenden Bruder völlig aus, und drohte dem Fräulein Reitsch und ihrer Mutter der Gräfinn Rochlitz mit der blutigsten Rache, wenn sie es während seiner Abwesenheit wagen sollten, die Churfürstinn zu kränken.

Wenn der Prinz bey dieser Reise den Zweck hatte, den Zwistigkeiten mit seinem Hause auszuweichen: so war es ihm nicht minder darum zu thun, seinen natürlichen Hang zu Abentheuern zu befriedigen, und für sein zärtliches, nach immerwährender Abwechselung strebendes Herz neue Gegenstände aufzusuchen. Um dieser Neigung mit mehr Ungezwungenheit nachhängen zu können, wählte der Prinz den Titel eines Grafen von Meissen, ein Rang, der ihn eben sowohl von der Last eines erlauchten Ceremoniels sicherte, als er ihm auf der andern Seite allenthalben eine distinguirte Aufnahme bereiten mußte.

Der Prinz verließ Dresden. Nie hätte ihm ein Zeitpunct günstiger seyn können. Europa genoß der Segnungen des Friedens, und alle Länder luden den genußlustigen Reisenden freundlich ein. Rasch durchzog August Deutschland, Holland, England und Frankreich, denn nirgends war das

ſchöne Geſchlecht ſo glücklich, den Liebling des Eros eine andere als augenblickliche Rührung, die in dem Moment ihrer Entſtehung auch ſchon verwiſcht war, einzuflößen. Doch der Prinz ſollte für eine ſo unerwartete Entbehrung bald und reichlich in dem blühenden, galanten Spanien entſchädigt werden.

August kam zu Madrit den Tag vor dem glänzenden Stiergefechte an, das Carl II. zu Ehren ſeiner neuen Gemahlinn, Marie Anna von Neuburg, veranſtaltete. Der Prinz konnte die Stunde dieſes ihm ſo neuen Schauſpiels kaum erwarten, denn er hatte beſchloſſen, dem Hof und beſonders den Damen durch Pracht, Muth und Tapferkeit entſcheidend zu imponiren. Dieſer Entſchluß wurde auch mit dem triumphirendſten Erfolge gekrönt. Jedermann war erſtaunt über den Glanz und Geſchmack des majeſtätiſchen Unbekannten, und bewunderten ſeine Herzhaftigkeit und Geſchicklichkeit, mit denen er auf dem Kampfplatze den Anfällen der wüthenden Thiere begegnete. Als August endlich einem der wildeſten Stiere, der die Kunſt der geübteſten Matadore bereits zu Schanden gemacht hatte, mit nerviger Fauſt durch einen einzigen Hieb den Kopf herunter ſchlug, da jubelten ihm die Zuſchauer, hingeriſſen von der Bewunderung, daß auch ein anderer als ein Spanier ſolch eine That verrichten könne, den rau-

schendsten Beyfall zu. Der König ließ sich um den tapfern Fremdling erkundigen; und nachdem sich der Prinz zu erkennen gegeben hatte, hieß ihn der Monarch willkommen, und die Königinn ließ den Triumphator für denselben Abend incognito zu sich bitten.

Der Prinz, entzückt über diese Gunst, erschien mit einem Herzen voll süßer Ahnungen, und in der That fanden sie ihre Rechtfertigung. Kaum hatte August mit der Königinn einige Worte gewechselt, so machte eine von den Hofdamen plötzlich einen so gewaltigen Eindruck auf ihn, daß er in sichtbare Verlegenheit gerieth. Es war die Marquise von Manzera, Tochter der Herzoginn von Ferrandino. Gleich bey seinem ersten Erscheinen hatte der Prinz ihr Wohlgefallen erregt, und jetzt, da seine sprechenden Blicke unaufhörlich in den ihrigen wurzelten, vermochte sie ihre Gefühle nicht länger zu verbergen; sie schlug erröthend die Augen nieder, und gerieth in eine Verwirrung, die allen Anwesenden, besonders aber ihrer Mutter auffiel. Der Prinz konnte das Ende der Audienz kaum erwarten, um sich nach den Verhältnissen der Dame zu erkundigen; und die Kunde, daß die Marquise von einem eifersüchtigen Gemahl wie von einem Argus bewacht werde, erregte seine Leidenschaft nur noch heftiger. — Er vertraute sich sofort einem gewissen Stephano

an, der ihm auch zu seinem Entzücken bald die Nachricht brachte, daß er eine gewisse Dame Laura, Kammerfrau der Marquisinn gewonnen, und daß diese das Herz ihrer Gebiethcrinn für den Prinzen mit einer solchen Sehnsucht erfüllt habe, daß sie keinen Tag verfließen lasse, ohne von ihrem stillen Anbether Nachricht einzuhohlen. Es handelte sich nunmehr nur um eine persönliche Unterredung, und diese wurde durch ein Ballfest herbeygeführt, welches der König zu Ehren des Prinzen, nachdem dieser bey Hof öffentlich unter dem Nahmen eines Grafen von Meissen eingeführt worden war, anstellen ließ.

Mitten unter dem Geräusch dieses glänzenden Festes fand der Prinz Gelegenheit der Marquisinn während des Tanzes mit ihr, seine Leidenschaft, obwohl nur in allgemeinen Ausdrücken zu entdecken; und als das ganze Benehmen des schönen Weibes ihm Erhörung ankündigte, beschloß er, in einem Briefe die Gluth seines Busens auszuhauchen. Dieß geschah; der dienstfertige Stephano besorgte die Bestellung desselben. Allein dieses kühne Mittel that bey der Marquisinn die entgegengesetzte Wirkung; sie war äußerst aufgebracht darüber, und vielleicht wäre die Sehnsucht des Prinzen unerfüllt geblieben, hätte nicht die bestochene Laura die keimenden Empfindungen ihrer Gebietherinn so schlau und wirksam zu ent-

wickeln gewußt, daß dieſe ein zweytes Schreiben Auguſts nicht nur annahm, ſondern ſogar beantwortete. In dieſer Antwort erklärte die Marquiſe, daß ihr der Prinz zwar nicht gleichgültig ſey, und ſie nie aufhören werde, ihm gewogen zu ſeyn; doch müſſe ſie eine Neigung unterdrücken, die ſie beyde nur der größten Gefahr ausſetze. —

Ein deutlicheres Geſtändniß konnte der beglückte Liebhaber nicht wünſchen; und durch einen ſo günſtigen Erfolg nur noch kühner gemacht, begab er ſich eines Tages mit Stephano, durch eine Perücke ganz unkenntlich gemacht, nach Casa del Campo, einem königlichen Luſtſchloß, um mit der Dame Laura weitere Verabredungen zu treffen. Durch Bitten, noch mehr aber durch Geſchenke beſiegte er bald die ſcheinbaren Bedenklichkeiten der Kammerfrau. Es ward beſchloſſen, daß ſie ihn in das Gemach der Marquiſe führen, wo er ſich ihr zu Füßen werfen, und um ihr Mitleid für ſeine verzehrenden Gefühle flehen ſolle. Laura hatte nicht wenig Schwierigkeiten zu überwinden, die Einwilligung der Marquiſe zu einer ſo gefährlichen Zuſammenkunft zu erhalten; dieſe tugendhafte Frau ſchreckte ſchon bey der bloßen Vorſtellung eines ſolchen Schrittes zurück, und drohte der Kammerfrau mit der augenblicklichen Entlaſſung, wenn ſie es wagen würde, dieſen dreiſten Plan auszuführen. Allein Laura kannte

das Herz ihrer Herrinn zu gut, und wußte endlich ihre Einwilligung durch die Vorstellung des hinwelkenden Zustandes des schönen Fremdlings zu gewinnen.

Der Prinz gerieth vor Freude außer sich, als er vernahm, daß die nächste Mitternacht festgesetzt sey, ihn zum glücklichsten Sterblichen zu machen. Gegen die bestimmte Stunde hüllte sich der Prinz in einen Mantel, und begab sich mit dem treuen Gefährten seiner Liebesabentheuer, seinem Kammerherrn dem Grafen Vizthum, der Verabredung zur Folge, nach der kleinen Gartenthüre des Pallastes Manzera. Hier empfing ihn Donna Laura, und geleitete ihn über eine kleine Treppe in das Zimmer der ängstlich harrenden Marquise. Ueber den Empfang der beyden Liebenden, über die Aeußerungen ihrer Gefühle, ihres Entzückens ist es besser, zu schweigen; drey volle Stunden entflohen in der Schnelle eines Augenblicks, und die Glücklichen trennten sich mit der Verabredung einer neuen Zusammenkunft.

So genossen die Liebenden mehrere Nächte hindurch die Wonne ihres stillen Glücks, begünstigt durch eine Krankheit des Marquis Manzera, welche ihn bestimmte, in einem besondern Zimmer zu schlafen. Doch eben dieser Umstand sollte den geheimen Bund der Zärtlichkeit grausam zerstören. — Der Marquis war mit häufiger

Schlaflosigkeit behaftet, und pflegte manche Nachtstunden auf einer offenen Gallerie zuzubringen, die auf den Garten ging. In einer solchen Nacht bemerkte er beym Scheine des Mondes von dem Zimmer seiner Gemahlinn her einen Mann von einem Frauenzimmer geleitet durch eine kleine Pforte heraus verschwinden. Das Frauenzimmer kam bald darauf zurück, und der Marquis erkannte in ihr die Donna Laura. Ein Liebhaber dieser antiken Donna Laura konnte es nicht gewesen seyn; der Besuch mußte der Marquise gegolten haben, aber von wem? von niemand anderm als dem Grafen von Meissen, der sein Liebesfieber bey jenem Ballfest nur allzu deutlich verrathen hatte. Der Marquis schäumte von Wuth über die Treulosigkeit seiner Gemahlinn, und noch mehr über die Vermessenheit des Fremdlings. In der ersten Wallung seines Zornes wollte er Donna Laura ermorden; allein der Gedanke, dadurch seine Schande zu offenbaren, hielt ihn zurück, und er beschloß das Werk der Rache mit Nüchternheit zu vollführen.

In dieser Stimmung kehrte er in sein Zimmer zurück, und berieth sich bey Anbruch des Tages, nachdem er den Befehl gegeben hatte, seine Gemahlinn nicht vor zu lassen, mit seinem Kammerdiener, einem vertrauten bewährten Mann. Es wurde beschlossen drey muthige Banditen zu

miethen, um einen jeden ermorden zu laſſen, der ſich des Nachts in jener Gartenpforte zeigen würde; doch gelang es dem Kammerdiener erſt nach zwey Tagen Leute aufzufinden, die tüchtig genug waren, es mit dem herculiſchen und tapfern Prinzen aufzunehmen.

Der Marquisinn war es nicht aufgefallen, daß ihr Gemahl ſie nicht ſehen wolle, denn dieß war während ſeiner heftigen Kopfſchmerzen öfters der Fall geweſen; und die beyden Liebenden, weit entfernt, das Ungewitter zu ahnen, das über ihren Häuptern ſich zuſammenzog, überließen ſich in ſüßer Sorgloſigkeit, dem ganzen Glück ihrer Zärtlichkeit.

Am dritten Abend brachte der Kammerdiener ſeinem Herrn die Nachricht, daß Alles bereit ſey, den ungebethenen Gaſt zu empfangen; und da es nicht zu bezweifeln war, daß er ſich in dieſer Nacht wieder einfinden werde, ſo gab der Marquis den Banditen den Befehl, beym Einbruch der Nacht die kleine Gaſſe, auf welche das Pförtchen führte, zu beſetzen, und Jeden ohne Barmherzigkeit niederzuſtechen, der ſich daſelbſt zeigen würde. Sofort begaben ſich die drey Kerls und der Kammerdiener an ihre Poſten. Nicht lange lauerten ſie, ſo erſchien ein Mann in einem Mantel gehüllt, eilenden Schrittes, der Gartenthüre zukommend. Es war der Prinz. Schon iſt er im

Begriff, die Thür zu öffnen, als alle vier Mörder gleichzeitig auf ihn zuſpringen, und ihm mehrere Stöße beybringen. Doch der Prinz, ſolcher Störungen ſchon gewohnt, und immer auf ſie vorbereitet, zieht kaltblütig ſeine Taſchenpiſtolen, und jagt dem Zudringlichſten eine Kugel durch den Kopf. Der Schuß zog augenblicklich Vitzthum herbey, welcher am Ende der Straße gewartet hatte. Er fand ſeinen Herrn in dem hitzigſten Degengefechte mit drey wüthenden Kerls; entſchloſſen drang er auf die Banditen ein, und in wenig Augenblicken waren zwey davon tödtlich verwundet, und der Dritte in die Flucht gejagt. Der Prinz, obgleich durch die ſtarken Wunden einer Ohnmacht nahe, aber die Gefahr eines längern Verweilens erkennend, eilte ſchnell ſeiner Wohnung zu. Kaum hatte er den Kampfplatz verlaſſen, als die Nachtwächter, durch den Knall herbey geführt erſchienen. Sie brachten die zwey Todten und den Verwundeten hinweg; der letztere, im Sterben begriffen, verlangte einen Beichtvater, und bekannte, daß er von dem Marquis von Manzera zu einem Meuchelmorde gedungen worden ſey.

Obwohl die Wunden des Prinzen nicht gefährlich waren, ſo war er dennoch zu ſeinem Verdruße gezwungen, einige Tage das Bett zu hüthen. Er gab Befehl, über den tragiſchen Vorfall das tiefſte Stillſchweigen zu beobachten, und über-

ließ ſich mit einem Herzen voll Reue und ängſtlicher Erwartung den peinlichen Vorſtellungen von dem Schickſale ſeiner Geliebten, die nun der Rachſucht ihres tyrannischen Gemahls allein Preis gegeben war. Dieſe ſorgenvollen Ahnungen, welche allein die Geneſung des Prinzen verzögern konnten, waren, wie man leicht begreifen kann, nicht ohne Grund. Der Marquis von Manzera hatte nicht ſobald erfahren, daß das Opfer ſeiner Wuth entronnen ſey, als er ſeinen verdoppelten Grimm gegen ſeine Gemahlinn und Donna Laura kehrte. Die Wirkung war ſchrecklich. Einen Dolch in der einen, in der andern Hand eine Schaale mit Gift, trat er zornentflammt in das Schlafzimmer ſeiner Gemahlinn, ein unerbittlicher Richter. Vergebens winſelten die Marquiſe und Laura zu ſeinen Füſſen um Gnade; ein Augenblick, und letztere ſank durch einen Dolchſtoß ſterbend neben ihrer Gebietherinn hin. Entſetzlicher noch war das Gericht, das der raſende Ehemann über ſein treuloſes Weib hielt. „Dolch oder Gift!“ rief er ihr wüthend zu, „wähle, deine Augenblicke ſind gezählt!“ Die Marquiſe, in der Ueberzeugung, daß hier keine Rettung mehr zu hoffen ſey, noch mehr aber durch den Wahn von der bereits geſchehenen Opferung ihres geliebten August, ergab ſich mit der ſeltnen Faſſung einer römiſchen Seele in ihr Schickſal; der Tod war ihr willkommen; gierig leerte ſie den

Trank. Der Marquis, durch einen solchen Gleichmuth noch heftiger erbittert, überhäufte die Büssende mit den unbarmherzigsten Lästerungen; denn als ihm ihre Zuckungen die Wirkung des Giftes verkündeten, verließ er sie unter dem Hohngelächter der Verzweiflung. Ohnmächtig um Hülfe zu rufen, würde die Unglückliche in der alleinigen Gesellschaft der verblichenen Laura ihre Seele ausgehaucht haben, wenn nicht ein kleines Hündchen, das an der Thüre eines Kleiderschrankes scharrte, eine Kammerfrau herbey gezogen hätte. Wenige Augenblicke darauf verschied die Marquise in den Armen ihrer trostlosen Mutter. Der Marquis von Manzera unterlag den Furien der Verzweiflung; ein heftiges Fieber raffte ihn in wenigen Tagen dahin.

Diese traurigen Vorfälle mußten auf ihren Urheber natürlich die kränkendste Wirkung behaupten; der Prinz machte in aller Eile Anstalten, ein Land zu verlassen, das ihm nach dem Verluste seines theuersten Kleinods keine Reitze mehr bieten konnte. Von den beyden Majestäten reich beschenkt reiset er mit wunden Herzen aus Madrit weg, und über Valencia, Barcellona, Perpignan, durch Languedoc und die Provence nach Venedig. Zeit und Zerstreuung hatten seinen Schmerz gemildert, das Andenken an die geliebte Marquise verwischt, und sein liebeglühendes Herz fing wie-

der an, ſich nach neuen Gegenſtänden der Zärtlichkeit zu ſehnen.

War Venedig überhaupt ganz der Ort einen ſolchen Hang reichlich zu befriedigen, ſo kamen dem Prinzen die Gelegenheiten gleichſam ſelbſt entgegen, indem der Senat, ihm zu Ehren, das ſtrenge Geſetz, welches dem Nobili den Umgang mit Fremden ſo ſtörend einſchränkte, aufhob. Die Damen erhielten die Erlaubniß, ſich ihrer Diamanten öffentlich zu bedienen, und färbige Kleider zu tragen. Drey Edle wurden erwählt, den Prinzen zu bedienen, und ihm die Seltenheiten der Stadt zu zeigen. Jedermann wetteiferte, den Prinzen von Sachſen gefällig zu ſeyn; die ſinnreichſten und verſchwenderiſchſten Luſtbarkeiten wurden ihm zu Ehren veranſtaltet, und ſeit der Anweſenheit Heinrichs III. Königs von Frankreich und Pohlen, hatte die Republik noch keinen fremden Prinzen mit ſo viel Glanz und Pracht gefeyert.

Kurz nach des Prinzen Ankunft verrichtete der Doge die Ceremonie der Vermählung mit dem Meere, ein Schauſpiel, das dem Prinzen die trefflichſte Gelegenheit darboth, die venezianiſchen Schönen zu ſeinen galanten Zwecken zu muſtern. Dieß wurde ihm um ſo bequemer, da es den Damen darum zu thun war, ſich dem ſtattlichen, reitzenden Fremden bemerkbar zu machen, und ſeine Auf-

werksamkeit auf ſich zu ziehen. August erſchien mit den Seinigen in ſpaniſchem Coſtüme, und benahm ſich gegen die freundlichen Venezianerinnen ſo impoſant, daß es, zum Zeichen ihres Beyfalls von allen Seiten Zuckerwerk auf ihn regnete. Indeß, war es eben dieſes Zuvorkommen, oder die Verlegenheit der Wahl; oder die nothwendige Zerſtreuung des geräuſchvollen Feſtes; ſonderbar genug, keine der unzähligen Schönen machte einen andern als flüchtigen Eindruck auf den Prinzen; und vielleicht wäre die ganze Feyerlichkeit fruchtlos für ſein Herz abgelaufen, hätte nicht der Herr von Mocenigo ihm ſeine Gemahlinn vorgeſtellt. Der Anblick dieſer Dame entzündete mit einem Mahle Auguſts Herz mit allen Flammen der Sehnſucht; kaum vermochte er es, die Gewalt des plötzlichen Eindrucks zu verbergen, und, zu ſiegen gewohnt, ſah er im Geiſte ſchon ſeine Zärtlichkeit erwiedert. Allein dießmahl täuſchte ſich der Eroberer. Donna Mocenigo gehörte unter die kleine Zahl derjenigen Weiber, die das Wort Untreue nur dem Nahmen nach kennen; bereits mehrere Jahre hatte ſie mit ihrem trefflichen Gatten in der glücklichſten Ehe gelebet, und der Prinz ſah ſich zu ſeiner Verwunderung bey all ſeinen gewandten Verſuchen abgewieſen. Gleichwohl fuhr er muthig fort, ſeine Künſte aufzubiethen; doch als ihm eines Abends Donna Mocenigo

mitten in einer glänzenden Spielgesellschaft eine so überraschende Erklärung machte, daß er sichtbar seine ganze Fassung verlor, da entfernte er sich entrüstet und beschämt, mit dem Vorsatz, die Unzugängliche zu vergessen.

Wenn ihm dieser Entschluß in den ersten Augenblicken auch einige Ueberwindung kostete, so erwartete ihn bereits ein Abentheuer, das die Erinnerung an die Spröde bald ganz aus seinem Gedächtniß verlöschen sollte. Als der Prinz bey der Nachhausekunft aus der Gondel stieg, überreichte ihm der Gondelführer geheimnißvoll ein Briefchen, welches eine galante Bestellung um die Mitternachtsstunde enthielt. Es hieß darin, der Prinz möchte sich ganz seinem Gondelier anvertrauen, der ihm in die Arme einer Person führen werde, welche eines so ausgezeichneten Besuchs vollkommen würdig sey. Mitternacht war nicht mehr ferne, und der Prinz, völlig in der Stimmung, eine solche Einladung anzunehmen, überließ sich ganz seinem Führer, für dessen Treue ihm ein venezianischer Kaufmann gebürgt hatte, schlug seinen Mantel um, steckte ein Paar Pistolen zu sich, und bestieg die Gondel. Neugierig auf den Zusammenhang der Sache, bestürmte er seinen Führer mit Fragen: „Ewr. Durchlaucht" erwiedert dieser, „sind wohl ein schöner Herr, und verdienen gewiß eine hübsche Geliebte. Die, zu der ich Sie

zeit bringe, iſt von vornehmer Abkunft und ausnehmender Schönheit. Sie zählt kaum 18 Jahre, und hat noch niemanden lieb gehabt als Sie. Das Briefchen iſt mir diesen Morgen in der Kirche von einer alten Frau mit dem Bedeuten zugeſtellt worden, daß ich Sie um Mitternacht unter das Fenſter Ihrer Gebietherinn bringen ſolle. An dem Fenſter wolle uns die Alte erwarten, um eine Strickleiter, die ich ihr zuwerfen ſolle, zu befeſtigen; Sie ſteigen dann hinan, um in das Schlafgemach der Schönen geführt zu werden; und um 3 Uhr ſoll ich Sie wieder abhohlen." Dieſe naive Erklärung reizte die Neugierde des Prinzen aufs höchſte, und nach mehreren Fragen, die aber alle unbeantwortet blieben, hielt die Gondel in einem engen Canal ſtill. Die Alte harrte bereits, die Leiter wurde geworfen, der Prinz ſtieg das Fenſter hinan, und überließ ſich, eingedenk ſeines tragiſchen Abentheuers in Madrit, nicht ohne Bedenklichkeit ſeiner Führerinn. Nachdem ſie ihn durch mehrere finſtere Zimmer geleitet hatte, öffnete ſich plötzlich eine Thüre, durch die er in einen hell erleuchteten Saal trat. Seine Begleiterinn führte ihn nun in ein koſtbar ausgeſtattetes Cabinett, und verließ ihn, um ihre Gebietherinn zu hohlen. Einige Augenblicke darauf trat dieſe in das Cabinet. Des Prinzen Blicke verwirrten ſich bey dem Anblick dieſer unaus-

ſprech-

ſprechlichen Schönheit. Die Dame entſchuldigte ſich ſchamhaft über ihre Einladung, „aber" fügte ſie hinzu, „es blieb mir kein anderes Mittel übrig, „Sie zu ſehen, als dieſes." Sie zog ihn auf ein Ruhebett, und es erklärte ſich, daß ſie ſich ſchon ſeit einem Monath nach ſeiner Bekanntſchaft ſehne, daß ſie Witwe eines hinfälligen Mannes ſey, und nach der Sitte des Landes drey Monathe hindurch keinen andern Ausgang als in die Kirche thun könne. Das Geſpräch wurde bald vertraulicher, und endigte ſich damit, daß der Prinz in die zeitlichen Rechte des Verſtorbenen trat. — Die beyden Liebenden fanden ſo viel Geſchmack an einander, daß ſie drey volle Tage beyſammen blieben. —

Während dieſe Zeit waren die Leute des Prinzen in der größten Beſtürzung über das Verſchwinden ihres Herrn, und ſchon war der Graf Vitthum im Begriff, den Gondelier dem Gericht zu übergeben, als der Prinz unvermuthet wieder erſchien, und die Beſorgten für ihre Angſt reichlich entſchädigte. Von dieſer Zeit an beſuchte der Prinz ſeine ſchöne Witwe öffentlich; ganz Venedig wußte um ſeine Verbindung. Der Prinz, ſo unbeſtändig er auch war, hing gleichwohl mit treuer Zärtlichkeit an ihr, und überredete ſich, daß die Schöne ſeine Neigung mit gleicher Treue lohne. Allein, wie ſehr hatte er ſich getäuſcht! Eines Ta-

ges, da er ſie zu einer ungewöhnlichen Stunde beſuchen will, ſiehe, da überraſcht er die Geliebte in den Armen eines unerwarteten Nebenbuhlers. Wüthend fuhr August über ihn los, und nur mit Mühe konnte ſich der Ueberraſchte durch einen Sprung in den Canal retten. Die Witwe wurde über dieſen Vorfall ſo betrübt, daß ſie ſich in ein Kloſter begab, in welchem ſie ihre Tage vertrauerte.

Unmuthig über dieſe ſchmerzliche Täuſchung vergaß ſich der Prinz ſo weit, ſich mit einer Geſellſchaft liederlicher junger Männer zu vereinigen, welche die Abende unter den zügelloſeſten Ausſchweifungen bey der berüchtigten Buhlerinn Trompetina vergeudeten. Doch bald erwachte er aus dieſem unwürdigen Taumel, und da er bey mehreren nächtlichen Beſtellungen erfuhr, daß es nur auf ſeine Börſe abgeſehen ſey, und Venedig überhaupt kein Intereſſe mehr für ihn hatte, ſo war er bereits entſchloſſen, dieſe Stadt zu verlaſſen, als ihm ſein getreuer Gondelführer ein Briefchen von weiblicher Hand überbrachte, das in ſo romanhaftem Tone abgefaßt war, daß er ſich nicht enthalten konnte, die begeiſterte Schreiberinn kennen zu lernen. Die Einladung kam von der Frau des Kaufmanns Mathei. Der Prinz erſchien zur beſtimmten Stunde, allein die Zuſammenkunft mußte verſchoben werden, da die Abreiſe des Herrn Mathei durch mancherley Hinderniſſe verzögert

worden war. Eines Morgens aber, da der Prinz noch im Bette lag, meldete man ihm eine Dame, die ihn zu sprechen verlange; es war die Kaufmannsfrau, welche freudig die Nachricht brachte, daß ihr Mann nun abgereiset sey, und den Prinzen für die folgende Nacht zu sich lud. Ihr Wuchs, ihre Haltung, ihre Stimme waren Reize genug für ihn, wenn er gleich ihr Gesicht, das sie hartnäckig verschleyert hielt, nicht zu sehen bekam. August erschien um die bestimmte Zeit. Auf sein dringendes Bitten schlug sie endlich den Schleyer zurück, und entzückt und erstaunt zeigte sich dem glücklichen Seher, die blendendste Schönheit. In diesem Augenblick fiel dem Prinzen das verliebte Weib um den Hals; und beyde überliessen sich dem vollen Zauber ihrer glühenden Leidenschaft.

Zwey Monathe verflossen in diesem süssen Taumel, da kehrte der Kaufmann Mathei von Terra firma zurück, und der Prinz theils gesättigt, theils der Schwierigkeiten wegen, erhob sich, um das übrige Italien zu durchwandern. Er reiſete über Bologna nach Florenz. Hier knüpfte er mit dem Erbprinzen des Großherzogs Cosmus II. ein enges Freundschaftsbündniß, und verließ diese Stadt nach einem prächtigen Carousſel, das Cosmus ihm zu Ehren veranstaltete. Von Florenz begab er sich nach Siena, wo er einen glän-

zenden Beweis von Humanität und Großmuth ablegte. Während seines Aufenthalts in Florenz hatte August einem Abt von Siena kennen gelernt, der ihm von einer seiner Anverwandten daselbst die reitzendste Schilderung machte. Der Prinz suchte die Schöne auf, ihr Anblick erfüllt sein Herz mit dem heftigsten Verlangen; er wendet sich an den Abt; dieser an die Mutter des Mädchens, und das Weib ist erbötig, ihre Tochter für den Preis von tausend Pistolen den Wünschen des Prinzen auszuliefern. Doch das tugendhafte Geschöpf schaudert vor einer solchen Beschimpfung zurück, wirft sich, in Thränen gebadet, dem Prinzen zu Füßen, und flehet um Schonung, um Barmherzigkeit. August bezeigte Anfangs wenig Lust, eine so seltene Beute aufzugeben; da aber das Mädchen ihm verzweifelnd entdeckt, daß sie liebe, daß sie schon deswegen unglücklich sey, weil ihre Mutter ihr aus hartnäckigem Vorurtheil die Einwilligung zur Heirath versage, und sie kein anderes Mittel wisse, als sich einen Dolch, den sie plötzlich hervor zog, ins Herz zu stossen: so sah sich August von jener Rührung ergriffen, welche die unterdrückte Unschuld und Tugend jedem unverdorbenen Männerherzen einflößen; er stand von seinem frühern Vorsatz nicht nur ab, sondern war edelmüthig genug, der kupplerischen Mutter, die 1000 Pistolen auszuzahlen, um sie zu vermögen, ihre Einwilligung zur

Verbindung der beyden jungen Leute zu geben, und dem Mädchen selbst sicherte er eine jährliche Pension von tausend Thalern zu. In der That, ein Charakterzug, der in den dürftigen Annalen der Großmuth eine ruhmwürdige Stelle verdient!

Als der Prinz in Rom anlangte, wurde er von dem heiligen Vater und von dem ganzen Adel dieser damahligen Hauptstadt der Welt auf das glänzendste empfangen. Unter den Schönen Roms zog vorzüglich die Frau des Connetable, eine geborne Pamphili, seine Blicke auf sich; in ihrem Hause brachte er fast jeden Abend zu. Als jedoch ihr Mann gewahr wurde, daß sich zwischen seiner Frau und dem Prinzen ein Liebeshandel anspinne, so verließ er mit seiner Ehehälfte Rom, um sich auf einem seiner Güter zu verbergen. Ueber diese Entfernung war der Prinz eben nicht sehr betrübt; denn er fand bey der Donna Monti, einer der ersten Schönheiten Roms bald Entschädigung. Doch hielt ihn diese Dame, ihres geringen Verstandes wegen, nicht lange gefesselt, und er flatterte ohne bestimmten Anhaltspunct von einer zur andern.

In kurzer Zeit verließ August auch Rom, durchzog Neapel, Sicilien, Calabrien, kam wieder nach Rom, und zum zweyten Mahl nach Venedig. Mitten unter dem Geräusch der Vergnügungen erhielt er die Kunde, daß Ludwig XIV.

den Kaiser Leopold mit Krieg überzogen hatte. August beschloß nunmehr, der eitlen Sinnlichkeit zu entsagen, und der Stimme des Ruhms zu folgen. Er eilte zur Rheinarmee, und erntete, wie unter der Rosenfahne des Amors, auch unter dem eisernen Scepter des Mars die schönsten Triumphe.

Nach geendigtem Feldzug war der Prinz schon im Begriff nach Italien zurück zu kehren, als er von seiner Mutter und seinem Bruder dem Churfürsten, die dringendsten Einladungen erhielt, nach Sachsen zurück zu kehren. Als er auf diesem Wege in Baireuth verweilte, lernte er an dem Hofe des Markgrafen dessen 15jährige Tochter Eberhardinn kennen. Sie machte einen so gewaltigen Eindruck auf sein Herz, daß er um ihre Hand anhielt. In kurzer Zeit ging die Verlobung vor sich.

Glänzend und freudig war der Empfang des neuen Paares am Dresdner-Hofe; die Feste und Lustbarkeiten dauerten mehrere Monathe, und die Sachsen, die dem Prinz August von jeher inniger zugethan waren, als seinem regierenden Bruder, wetteiferten auf alle Arten, ihm ihre Anhänglichkeit und Treue zu erkennen zu geben. Aber mitten unter den Freudenfesten traf den Churfürsten ein empfindlicher Schlag durch den Tod des Fräulein von Neitsch, die er seit langer Zeit mit der hef-

tigſten Leidenſchaft geliebt hatte. Dieſer Unfall warf ihn auf das Krankenlager, von dem er nicht wieder aufſtand, und August trat die Regierung an.

Er bezeichnete den Anfang derſelben mit mancherley Reformen, und lebte mit ſeiner würdigen Gemahlinn im herzlichſten Einklang. Doch Auguſts Temperament liebte den Wechſel zu ſehr, als daß er jetzt ſchon eine Ausnahme hätte machen ſollen. Das Fräulein von Keſſel, eine der Hofdamen der Churfürſtinn Mutter, war der erſte Gegenſtand ſeiner neuen Leidenſchaft. August lernte ſie durch die Kanzlerinn Frieſe kennen. Dieſe Dame hatte ihm von dem Geiſt und der Schönheit des Fräuleins in der wohlmeinenden Abſicht erzählt, um ihr eine jährliche Penſion auszuwirken. Der Churfürſt unter dem Vorwande ſeine Mutter zu beſuchen, ſprach nun das Fräulein von Keſſel, in das er ſich gleich bey ihrem erſten Anblick verliebt hatte, faſt täglich; und da er bemerkte, daß dieſes tugendhafte Frauenzimmer, das keineswegs geſonnen war, ſeine Zärtlichkeit zu erwiedern, ſeinen Zudringlichkeiten ausweiche, ſo ſchrieb er ihr nachſtehendes Billet:

„So hoch ich auch die Empfehlungen der Mada-
„me von Frieſe zu achten pflege, ſo bitte ich
„Sie gleichwohl, Sie ſchreiben denſelben kei-
„neswegs die zwey tauſend Reichsthaler Penſion

„zu, davon ich Ihnen hier die Anweisung beygelegt. Ihnen selbst sind sie dieß Zeugniß meiner Hochachtung schuldig. Ich bitte Sie, versichert zu seyn, daß dieses nicht das einzige ist, das ich Ihnen Gutes erzeigen will. Sie vermeiden mich daher nicht mehr so sehr, wie bisher, und versagen mir das angenehme Vergnügen nicht mehr, Sie zu sprechen, vielleicht wenn Sie mich näher kennen, werden Sie mir auch ihre Gewogenheit nicht mißgönnen, deren Erlangung meine einzige Glückseligkeit ausmacht."

Das Fräulein von Kessel war weit davon entfernt, dieß Billet schriftlich zu beantworten, sie dankte durch den Grafen Vitzthum, und Tags darauf dem Churfürsten persönlich. Eben wollte ihr dieser eine nähere Erklärung machen, als die Churfürstinn erschien, und das Gespräch abbrach. August vertraute sich nun dem Finanz-Director und Siegelbewahrer Herrn von Beichling. Dieser veranstaltete es, daß der Churfürst mit dem Fräulein auf dem Landgut der Frau von Friese zusammen traf. Während der Herr von Beichling die Frau von Friese beschäftigte, unterhielt sich der Churfürst mit seiner Geliebten, aber ohne erwünschten Erfolg. Doch einige Zeit darauf besiegte ein Geschenk von Diamanten; 60,000 Tha-

ter am Werthe und anderer Koſtbarkeiten ihren Widerſtand, und der Prinz ward glücklich.

Auguſt's Leidenſchaft für das Fräulein von Keſſel blieb ſeiner Mutter und ſeiner Gemahlinn nicht lange verborgen; den erſten Verdacht hatte der Prunk erweckt, in welchem ſie bey der Feyer an Auguſt's Geburtstag erſchien. Die Folge davon war, daß das Fräulein von den beyden Churfürſtinnen die bitterſten und ſchimpflichſten Vorwürfe erdulden mußte; ſie klagte dieß weinend ihrem Geliebten, und dieſer wurde darüber ſo entrüſtet, daß er gegen ſeine Mutter und Gemahlinn im drohendſten Tone verfuhr. Endlich aber gab er den Vorſtellungen ſeiner Mutter nach, und verſprach ſeiner beleidigten Gemahlinn dadurch Genugthuung zu verſchaffen, daß er das Fräulein verheirathen, und ihnen ſelbſt die Wahl ihres Gatten überlaſſen wolle. Auguſt, von Schmerz gebeugt, vertauſchte die Reſidenz mit dem Schloß Moritzburg, und das Fräulein von Keſſel wählte endlich nach tauſend Zudringlichkeiten von Seite der Churfürſtinnen den Feldmarſchall von Haugwitz zum Manne, mit welchem ſie ſofort auch vereinigt wurde. Der Herr von Haugwitz begab ſich mit ſeiner neuen Gemahlinn nach Wirtemberg, wo er Statthalter war, und der Churfürſt kehrte nach Dresden zurück.

Kaum hatte August das Andenken an das geliebte Fräulein von Kessel aus seinem Herzen verdrängt, als ein neuer Gegenstand seine Leidenschaft rege machte. Es war die Gräfinn Königsmark, die mit ihren Schwestern der Gräfinn Löwenhaupt und der Gräfinn Steinbock aus Schweden nach Deutschland gekommen war, um die Erbschaft ihres zu Hannover verstorbenen Bruders in Empfang zu nehmen; eine junge Dame voll blendender Schönheit und bezaubernden Geist. Er entdeckte ihr seine Neigung, und da er sich mit Nachdruck abgewiesen sah, so wußte er kein besseres Mittel, als sich mit dem in derley Angelegenheiten bewanderten Beichling zu berathen. Es wurde beschlossen, an die Gräfinn zu schreiben, Beichling übernahm die Bestellung des Briefes. Es gelang ihm, unter dem Vorwand ihr ein Gedicht von ihm auf die unglückliche Liebe des Churfürsten mit dem Fräulein von Kessel, vorzulesen, sie allein zu sprechen; mit seiner gewöhnlichen Schlauheit wußte er auf Augusts Liebe zu ihr, überzugehen, und da die Gräfinn ihn ruhig anhörte, so übergab er ihr das Billet. Die Gräfinn theils aus Neugierde, theils aus einer wirklichen Regung des Gemüths für den zärtlichen Schreiber, der seit einem längern Umgang, aufgehört hatte, ihr gleichgültig zu seyn, nahm das Billet willig an, und las folgendes:

Mademoiſelle!

„Woſern Ihnen meine Unruhe bekannt wäre, ſo „bin ich verſichert, Sie würden ſich, ob Sie „gleich mich noch ſo ſehr haßten, auch Dero gü„tiges Herz gezwungen ſehen, Sich über mich „zu erbarmen. Wahrhaftig Mademoiſelle! man „kann nicht empfindlicher gerührt werden, als „ich, daß ich mir die Freyheit genommen habe, „Ihnen zu entdecken, daß ich Sie anbethe. Er„lauben Sie mir, daß ich meinen Fehler zu „Dero Füſſen ausſöhnen mag, und weil Sie „meinen Tod ſuchen, ſo verſagen Sie mir nur „den Troſt nicht, daß ich mein Urtheil von De„ro Mund vernehmen mag. Der Zuſtand, in „dem ich mich befinde, verſtattet mir nicht, Ih„nen ein Mehreres zu ſagen. Glauben ſie nur „in dieſem Stücke Beichlingen, dieſer iſt „mein anderes Ich; er wird ihnen ſagen, daß „mein Tod und Leben in Dero Händen ſtehe.“

Dieſes Schreiben überraſchte die Gräfinn nicht wenig, und ſie ſtand lange an, ob ſie es ſchriftlich beantworten ſolle. Endlich ſchickte ſie dem Churfürſten durch Beichling nachſtehende Zeilen:

Gnädigſter Herr!

„Es ſchickt ſich ſo wenig für geringe Perſonen, re„gierende Prinzen zu beurtheilen, daß ich nicht „weiß, wie ich mich in Anſehung Euer Chur-

„fürſtlichen Durchlaucht verhalten ſoll. Man „verurtheilet diejenigen nicht leicht, die man „hochachtet, und noch weniger begehrt man „ihren Tod. Urtheilen ſie alſo ſelbſt, gnädig„ſter Herr, ob ich den Ihrigen begehren ſoll, „die ich mit der Hochachtung noch Erkenntlich„keit und Ehrerbiethung verknüpfe.“

Man muß geſtehen, daß dieſe Antwort das echte Weib vollkommen characteriſire; es ſpiegelt ſich in jeder Zeile ab. Während der churfürſtliche Weiberkenner über dieſe entſprechende Erklärung in Entzücken zerfloß, und den Augenblick kaum erwarten konnte, um ſeine glücklichen Vorgefühle beſtätigt zu ſehen, machte ſich die Gräfinn die bitterſten Vorwürfe über ihre Unvorſichtigkeit, und da ihr Herz in der That ſchon zärtlich für Auguſt ſchlug, ſo glaubte ſie ſich aus dieſer Verlegenheit nicht beſſer, als durch die Abreiſe von Dresden ziehen zu können.

Als die Gräfinn dieſen Entſchluß ihren beyden Schweſtern mittheilte, ſuchten ſie ſie auf alle Arten davon abzubringen, beſonders bemühte ſich die Gräfinn Löwenhaupt, welche mit dem Fürſten von Fürſtenberg, der ſich bey der Ankunft dieſer drey Damen Anfangs in die Gräfinn Königsmark verliebete, aber als er die Neigung ſeines Herrn zu ihr wahrgenommen, ſein Herz ihrer

zweyten Schweſter geſchenkt hatte, in einem innigen Liebesverhältniß ſtand.

Der Gräfinn Löwenhaut mußte es nun ihres eigenen Intereſſe wegen darum zu thun ſeyn, das Einverſtändniß ihrer Schweſter mit dem Churfürſten zu befeſtigen. Eines Abends, da der Churfürſt die drey Schweſtern beſuchte, und die Gräfinn Königsmark bey ſeinem Eintritt ihm auswich, um einen angefangenen Brief zu vollenden, klagte er dieſe ſchmerzliche Entfernung der Gräfinn Löwenhaupt. „Man meidet ſie, Gnädigſter Herr" ſagte ſie theilnehmend zu ihm, „allein man würde dieß nicht thun, wenn man Sie haßte; Sie werden geliebet, glauben Sie es mir, Gnädigſter Herr, und ich will ihnen nach meinen Kräften dienen" Dieſe Worte beruhigten den Churfürſten, und flößten ihm die ſüßeſten Hoffnungen ein. Nun erſchien auch der thätige Beichling, und während ſich dieſer mit der Gräfinn Steinbock, und der Fürſt von Fürſtenberg mit der Gräfinn Löwenhaupt unterhielt, hatte Auguſt Gelegenheit, ſich mit ſeiner Geliebten zu beſprechen. Sie ſetzten Zuſammenkünfte feſt, und würden das Glück ihrer Herzen in ungetrübter Süßigkeit genoſſen haben, wenn die Gräfinn Steinbock, im Eifer für den Ruf ihrer Schwerſter, nicht Alles verſucht hätte, ein engeres und öffentlicheres Einverſtändniß zu hinter-

treiben. Allein, da ſie gewahrte, daß dieſe mit der ganzen Gluth der erſten Liebe an dem Churfürſten hing, ſo wollte ſie wenigſtens nicht Zeuginn des Aergerniſſes ſeyn, und ſchützte, als die beyden Schweſtern mit ihren Anbethern nach Moritzburg ſich begaben, eine Krankheit vor, um zurück bleiben zu können.

Als die beyden Damen, einige Stunden nach dem Churfürſten, der voraus gegangen war, in dem Gehölz bey Moritzburg anlangten, hielt die Kutſche bey einem prächtigen Pallaſte ſtill, das Thor ſprang auf: Diana mit ihren Nymphen bewillkommte die Gäſte, und lud ſie ein, tiefer in den Wald zu kommen, um die Huldigungen der Waldgötter zu empfangen. Hier winkte Diana ihren Nymphen, die Gäſte zu bewirthen, und in dieſem Augenblicke erhob ſich aus dem Erdboden eine reich beſetzte Tafel. Hautbois und Schalmeyen ertönten, und Pan mit einem Gefolge von Faunen erſchien, die Angekommenen zu begrüßen. Es war der Churfürſt. Diana lud ihn ein, der ſchönen Aurora, (der Taufnahme der Gräfinn Königsmark) Geſellſchaft zu leiſten. Mitten unter dem zärtlichſten Bündniſſe, erſchollen plötzlich Jagdhörner und Hundegebell. Die Geſellſchaft eilte nach dem Fenſter, und es zeigte ſich ein verfolgter Hirſch, der gezwungen war, ſich in den nahen Weiher zu ſtürzen. Gon-

deln erwarteten die Gäſte, und als dieſe auf der kleinen Inſel anlangten, war der Hirſch eben erlegt. An dem Ende dieſer Inſel zeigte ſich ein prächtiges türkiſches Zelt; die Gäſte traten ein, und 24 junge Türken kamen ihnen entgegen, um ihnen in ſilbernen Körben die köſtlichſten Erquickungen zu reichen. In dieſem Augenblicke erſchienen die Großbedienten des Serails, und unter ihnen der Großſultan von Perlen und Edelſteinen ſchimmernd. Es war wieder der Churfürſt. Er warf der Gräfinn Königsmark ein prächtig geſticktes Schnupftuch zu, und beyde ſetzten ſich auf eine Ottomane. Nach den überraſchendſten Unterhaltungen fuhr die Geſellſchaft in Begleitung einer eigens componirten Muſik auf dem Waſſer ſpazieren, um ſich ſofort nach Moritzburg zu erheben.

Das ganze Schloß prangte von den ſinnreichſten Allegorien auf Aurora und ihrer Liebe mit Titan; der Abend brachte Pſychen zum Schauſpiel. Als man ſich zur Abendtafel ſetzte, fand die Gräfinn Königsmark einen überaus koſtbaren Strauß von Diamanten und andern Edelſteinen auf ihrem Teller, zum Zeichen, daß ſie die Königinn des Feſtes und des Balles ſey, der gleich nach der Tafel ſeinen Anfang nahm. Der Churfürſt eröffnete ihn mit ihr; aber mitten unter dem feſtlichen Geräuſche, verſchwand er

mit ihr. Amors geheimnißvolles Paradieß umschloß die Glücklichen.

Unterdeß man in Moritzburg in Lustbarkeiten schwelgte, war die Gräfinn von Steinbock, mißmuthig über die Aufführung ihrer Schwester, nach Schweden zurück gekehrt. Die edle Art wie sich diese bey dieser Nachricht gegen die Churfürstinn benahm, stiftete zwischen diesen Damen ein aufrichtiges Bündniß gegenseitiger Hochachtung und Vertraulichkeit. Man kehrte nach Dresden zurück; die Gräfinn Königsmark erhielt einen eigenen kostbaren Hofstaat; Jedermann liebte und bewunderte sie. Selbst der unbeständige August hieng mit treuer Zärtlichkeit an ihr, und sie brachten ihre Zeit so nützlich zu, daß ihn die Gräfinn nach dreymahl drey Monathen mit einem kräftigen Knaben beschenkte. Der Churfürst nannte ihn, zum Andenken, daß er den ersten Triumph über seine Mutter zu Moritzburg erhalten, Moritz. Späterhin gab er ihm den Titel eines Grafen von Sachsen, ein Nahme, der Jedermann an die glänzendsten Heldenthaten erinnert. Nichts glich der Sorgfalt und Zärtlichkeit, mit welcher August die Gräfinn während ihres Wochenbettes behandelte; allein, bloß die üble Ausdünstung der Wöchnerinn war schon hinreichend, sein flatterhaftes Herz zu erkalten, und bald sollte es wieder für eine neue Huldinn schlagen.

Der

Der Churfürſt hatte den Antrag des Wienerhofes, das Generalcommando der kaiſerlichen Armee in Ungarn zu führen, weniger aus Durſt nach Ruhm, als nach neuen Liebesabentheuern, angenommen. Nach geendigtem Feldzuge verliebte er ſich bey einem Ball, den des Kaiſers älteſter Sohn vranſtaltete, in die Gräfinn Eſterle mit einer ſolchen Heftigkeit, daß er in ſeiner Verwirrung nicht fähig war, ihr ſeine Leidenſchaft mündlich zu entdecken. Allein der Gräfinn entging der Eindruck nicht, den ſie auf den Churfürſten gemacht hatte, und ob ſie gleich nichts weniger als geſonnen war, ſeine Neigung unerhört zu laſſen, ſo wollte ſie ſich doch nicht ſchon auf den erſten Angriff ergeben. Einige Tage darnach, während des Spieles bey der Kaiſerinn, fand August Gelegenheit, ſeiner Geliebten ein beſonneneres Geſtändniß abzulegen. Er kam zufällig neben ſie zu ſitzen; da aber alle Augen auf ihn gerichtet waren, ſo mußte er ſich, um mit der Gräfinn ohne Aufſehen und ohne daß es ihr Gemahl gewahrte, ſprechen zu können, einer Liſt bedienen. Unter dem Vorwande, Taback zu ſchnupfen, brachte er alle Augenblick das Schnupftuch vor den Mund, und hinter dieſer originellen Schutzwehre converſirte er mit ſeiner holden Nachbarinn. Allein, da er auf dieſem unzugänglichen Wege keine beſtimmte Erwiederung erhalten konnte, ſo entſchloß er ſich zu

einer ſchriftlichen Erklärung. Um dieſer ein deſto gröſseres Gewicht zu geben, legte er ein Ohrengehänge im Werth von 40,000 Gulden bey. Das Geſchenk entſchied. Der Prinz erhielt eine zärtliche Antwort, und eine Beſtellung auf den nächſten Abend, an welchem ſeine brennenden Wünſche aufs glücklichſte gekrönt wurden. — Die Fortſetzung blieb nicht aus. Mehrere Nächte hindurch nahm der Churfürſt die Stelle des Grafen Eſterle ein, der auf Anrathen der Aerzte das Bette ſeiner Gemahlinn meiden mußte.

Eines Morgens, da der Graf Eſterle ſeiner Gemahlinn eine dringende Nachricht zu bringen hat, eilt er nach ihrem Gemach; er findet die Thür verſchloſſen, hohlt ſeinen Hauptſchlüſſel, öffnet, und prallt vor Erſtaunen zurück, als er ſeine Ehehälfte ſchlafend in den Armen des Churfürſten erblickt. Das Geſchrey des Grafen erweckt die Schlafenden, aber Auguſt greift ſchnell nach den Degen, und der Graf nimmt die Flucht. Um die verzweifelnde Gräfinn vor der Rache ihres erzürnten Gemahls zu ſchützen, wußte der Churfürſt kein beſſeres Mittel, als ſie in das Haus ſines Geſandten, des Herrn von Gersdorf zu bringen. Unterdeſs wüthete und tobte der Graf Eſterle in den Vorzimmern des Kaiſers, und nur mit Mühe vermochten ihn ſeine Freunde über einen Fall zu tröſten den er mit ſo vielen andern

Ehemännern aller Zeiten theilte. Endlich ließ ſich der Graf auf Anrathen ſeiner Freunde zu dem erbärmlichen Entſchluß herab, in des Churfürſten Dienſte zu treten, um deſſen Umgang mit ſeiner Gemahlinn dem Auge der Welt zu entziehen. Auguſt erſtaunte über dieſen Vorſchlag, und nach einer kurzen Unterhandlung ſicherte der Churfürſt dem Grafen eine Penſion von 20,000 Gulden zu. Die Gräfinn ſchloß mit ihrem Gemahl folgenden Vertrag: „Sie ſolle ihr Zimmer wieder beziehen können; ihr Gemahl ſoll des Geſchehenen mit keiner Silbe mehr erwähnen; ſeiner Rechte als Ehemann ſeyen gänzlich aufgehoben; ſie ſolle freye Wahl haben, ſich zu begeben, wohin es ihr beliebe; endlich ſolle er ſie in einer Kutſche bey dem ſächſiſchen Geſandten abhohlen, und in ſein Haus zurück führen.“ — Die Dreiſtigkeit der Gräfinn Eſterle ging ſo weit, daß ſie von ihrem Gemahl begehrte, er ſolle ſie in Gegenwart des Geſandten um Vergebung bitten, daß er ſich unterſtanden habe, ſie mit dem Churfürſten zu überfallen; der Herr von Beichling aber rieth von dieſem Begehren ab, und ſetzte dafür die Clauſel feſt, daß der Graf alle künftigen Kinder ſeiner Gemahlinn für die ſeinigen erkenne, und ſie den Nahmen und das Wappen der Eſterle führen laſſen. Der ſchmähliche Vertrag wurde nun von beyden Theilen unterzeichnet, und von

dem Churfürſten dem Kaiſer vorgelegt, der ſich weidlich darüber luſtig machte.

Der Churfürſt kam bald darauf mit ſeiner neuen Geliebten zu Dresden an.— Die Gräfinn Königsmark betrug ſich gegen ihn und ihre Nebenbuhlerinn auf eine Art, die ihrem Verſtande wahrhaft Ehre machte. Sie behandelte die Gräfinn Eſterle mit der größten Hochachtung, und dieſes kluge Benehmen ſicherte ihr nicht nur die Verehrung, ſondern auch die edelſte Theilnahme des ganzen Hofes, ja ihrer Nebenbuhlerinn ſelbſt. Nicht lange aber war die Gräfinn Eſterle vom Dresdnerhofe, ſo entwickelte ſie ihr boshaftes und rachgieriges Gemüth und ihre Verſchwendungsſucht in einem ſolchen Grade, daß ſie für Jedermann ein Gegenſtand des Abſcheues wurde.

Während dieſer Zeit rang der Churfürſt nach den, durch Johann Sobieskys Tod erledigten Thron von Pohlen mit einem Eifer, der ihm auch wirklich die Krone verſchaffte. Er begab ſich nach Cracau zur Krönung und zur Huldigung nach Warſchau, wohin er die Gräfinn Eſterle zum letzten Zeichen ſeiner Neigung mit ſich nahm. Der Character dieſer Frau war auch nichts weniger, als gemacht, das Herz eines Mannes lange zu feſſeln; bald ſollte ſich die Liebe des Königs in die entſchiedenſte Abneigung verwandeln. Der Ritter Flemming, ein ſchöner Mann,

hatte die Eitelkeit der Gräfinn Esterle zum Schemel der seinigen erkoren; er huldigte ihr, und im Kurzen erhielt er durch ihre Verwendung eine Stelle eines Generallieutenants, Staats- und Cabinetsministers und Grosstallmeisters von Lithauen. So vorsichtig der Ritter Flemming seinen Umgang mit der Geliebten seines Herrn auch unterhielt, so entgieng diesem ihre Untreue gleichwohl nicht; allein da er ihre Entfernung schon beschlossen hatte, so verhielt er sich dabey ganz ruhig. Doch als er sie mit dem Prinzen Wiesnowisky in der vertraulichsten Stellung ertappte, gab er wüthend den Befehl, daß sie binnen zwey Stunden den Pallast und in 24 Stunden Warschau verlassen solle. Als sie bereits abgereiset war, fiel es dem König bey, ihr die Juwelen, die sie ihm auf mancherley verschmitzte Arten entlockt hatte, abnehmen zu lassen. Er schickte ihr einen Gardeofficier nach; die Gräfinn übergab ihm ein versiegeltes Kästchen, aber als er es dem König einhändigte, siehe da, so war es schlechtes Zeug. Die Gräfinn hatte sich auf das Schicksal, das ihr widerfuhr, schon längst vorbereitet, und ihren Schmuck einem italienischen Virtuosen anvertrauet.

Diesen empfindlichen Betrug vergaß August jedoch gar bald in den Armen einer schönen türkischen Sclavinn, Nahmens Fatime, die er bey

einer Frau von Brebentau kennen gelernt hatte. Die Frucht dieſer Entſchädigung war ein holdes Knäblein, das Auguſt für ſeinen Sohn anerkannte, und in der Eigenſchaft eines Grafen Rutovsky auferziehen ließ. Fatime hatte bald ſeine Wünſche geſättiget; er verheirathete ſie nachher an den Oberſtlieutenant Spiegel, mit dem ſie die zufriedenſte Ehe führte.

Des Königs Herz, an Beſchäftigung gewohnt, huldigte bald hierauf der Fürſtinn L****y, zu der ihn Anfangs bloß Staatsgründe geführt hatten. Doch dieſer Sieg koſtete ihm nicht wenig Mühe; er mußte ihn nach den ſtrengſten Regeln der Galanterie erkämpfen. Die Fürſtinn liebte Pracht und Vergnügungen; Auguſt ließ franzöſiſche Schauſpieler, er ließ die Capelle von Dresden kommen, und kein Tag verging ohne glänzende Feſte. Die Fürſtinn erwiederte ſeine Leidenſchaft aufrichtig und wahrhaft; ein Ringelrennen bey dem Auguſt verwundet wurde, gab ihm die ſprechendſten Proben ihrer zärtlichſten Theilnahme, und als er gezwungen ward, das Bette zu hüthen, erhielt er von ihr ein Schreiben, das in deutſcher Sprache folgender Geſtalt lautet:

„O wie viel Beſorgniſſe haben mir Euer Maje-
„ſtät in einigen Tagen verurſacht! Ja Sire die
„vergangene war die traurigſte Nacht meines

„Daſeyns, und beynahe hätte die Gefahr, in „der meiner Meinung nach, Ihr theures Leben „ſchwebte, mir das meinige gekoſtet. Nun aber „vernehme ich Ihre Beſſerung. Möchten Sie „doch bald ein augenſcheinlicher Zeuge der „Freude ſeyn, die mir dieſe Nachricht einge„flößt hat! Indeß zittere ich jetzt noch. Ach „ſollte ich meinen König, meinen theuerſten „Freund verlieren, welche Reitze könnte mir „die Welt noch biethen!“

Ueber dieſen Brief gerieth der König in ein ſolches Entzücken, daß er ihn wohl zwanzigmahl durchlas, mit Thränen der Rührung benetzte, und ſich ihn von Vitzthum wiederhohlt vorleſen ließ. Dann erwiederte er ihn mit folgenden Zeilen:

„Vergeben Sie mir, Theuerſte Prinzeſſinn die „Unruhe, die ich Ihnen verurſacht habe. Doch „nein, es ſchmerzt mich nicht, ſie Ihnen berei„tet zu haben, denn ſonſt wäre mir Ihre Güte „vielleicht noch unbekannt. Sie ſollten mich zu „Ihren Füſſen meinen Dank ſtammeln hören, „für Ihre Theilnahme, wenn meine Aerzte und „Vitzthum mich nicht auf meinem Zimmer ge„fangen hielten. Indeß fühle ich, daß ich nicht „leben kann, ohne ſie zu ſehen. Meine Leute „mögen nun machen, was ſie wollen; ich wer„de ihnen ſchon entſchlüpfen, um mich zu Ih„nen zu begeben. Sollte es mir das Leben ko-

„sten, so hätte ich es wenigstens um der schön„sten Ursache der Welt Willen, verloren.“

Die Fürstinn, welche selbst vor Begierde brannte, ihren Geliebten wieder zu sehen, ging den Vorschlag Vitzthums mit Vergnügen ein. Es war eben Charwoche; sie sollte sich unter der Maske der Andacht in das Kloster begeben, und am späten Abend in Vitzthums Kutsche steigen, um zu ihrem harrenden Freund gebracht zu werden. Auf diese Weise sahen sich die Liebenden oft und lange ungestört; endlich aber schöpfte der Gemahl der Fürstinn Verdacht, und erlaubte sich einige bittere Ausfälle auf den König. Dieser verboth ihm den Hof, und der Zwist endigte sich damit, daß sich der Fürst unter Begünstigung des Königs durch einen förmlichen Ausspruch des Pabstes von seiner Gemahlinn scheiden ließ.

Da auf diese Weise alle Hindernisse beseitigt waren, so brach August mit seiner Geliebten nach Sachsen auf. Während der Feyerlichkeiten bey dem Besuche, welchen August seiner Gemahlinn auf dem Schlosse Pretsch machte, schenkte er der Fürstinn ein Kästchen mit den auserlesensten Kleinodien und einem Diplom des Kaisers, durch welches sie zur Reichsfürstinn unter dem Titel von Teschen erklärt wurde. Kurze Zeit darauf verkündeten ihre Unpäßlichkeiten den baldigen Erfolg ihres gesegneten Zustandes, durch den sie ihren

Unbether während einer Jagdparthie mit einem Sohn, der den Titel eines Fürsten von Teschen erhielt, beschenkte.

Den Tag nach dieser Jagd erhob sich August mit seinem Gefolge nach Leipzig, wo eben Messe war, und seine Gemahlinn sich hinbegeben hatte, um den König und die Königinn von Preussen zu bewillkommen. Jedermann huldigte der junonischen Fürstinn, und die bescheidene Art, mit der sie sich gegen die Gräfinn Königsmark, die Frau von Haugwitz und die Gräfinn Esterle, welche gleichfalls gegenwärtig waren, benahm, gewann ihr aller Herzen. Doch eben hier war der gefährliche Schauplatz, wo sie das Herz des Königs verlieren sollte. Er sah die Prinzessinn Henriette von Dessau, und verliebte sich augenblicklich in sie mit solchen Zeichen der Verlegenheit, daß die Königinn von Preussen es bemerkte. August fand wenig Gelegenheit sich zu erklären, und verging in Sehnsucht, als sie mit ihrer Mutter nach Oranienbaum abreisete. Die Königinn von Preussen theils aus muthwilliger Laune, theils um die Fürstinn von Teschen zu necken, munterte ihn auf, ihr nachzufolgen, und August liess sich in der That dazu verleiten. Die Prinzessinn Henriette war über die Ankunft des Königs entrüstet, und wollte sich unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit auf ihr Zimmer begeben: ihre Mut-

ter aber hielt sie davon ab. Gleichwohl sah sich August auf das hartnäckigste abgewiesen, und kehrte voll Verdruß zurück. Unbeschreiblich war die Freude der Fürstinn von Teschen, und da sie bemerkte, daß die Damen von allen Seiten ihr Netze nach ihrem wankelmüthigen Anbether auswarfen, so bestimmte sie ihn, nach Pohlen zurück zu kehren, wo seine Gegenwart durch den schlecht begonnenen Krieg mit Schweden ohnedieß höchst nothwendig war.

Die Staatsangelegenheiten veranlaßten nun mehrmahlige Trennungen von seiner geliebten Fürstinn, und auch da, als August genöthiget war, den Gang der Dinge durch seine persönliche Anwesenheit in Dresden zu beleben, ließ er sie in Warschau zurück. Unmuthig über so manche politische Vereitelungen, stürzte er sich in die geräuschvollesten Zerstreuungen, und schwelgerischsten Gesellschaften. In einer derselben, wo das Gespräch auf die Weiber kam, rühmte der Herr von Hoym, Staats- und Cabinetsminister, die Liebenswürdigkeit und Tugend seiner Gemahlinn mit so lebhaften Farben, daß der Fürst von Fürstenberg eine Wette von tausend Ducaten vorschlug, um seine Meinung, daß man diese Dame, wenn sie gegenwärtig wäre, weit unter den Lobeserhebungen ihres Gemahls finden würde, zu vertheidigen. Der König erboth sich zum Schiedsrich-

ter. Der Herr von Hoym, von Wein erhizt, ſchickte einen Bedienten ab, ſeine Gemahlinn von dem nahen Landgut zu hohlen. Sie erſchien, und man erklärte die Wette des Fürſten von Fürſtenberg für verloren. Auguſt legte ihm nun auf die tauſend Ducaten zu zahlen, und ſich dafür von ſeinem Schatzmeiſter 10,000 vergüten zu laſſen.

Die Frau von Hoym war in der That eine Dame von ausnehmender Schönheit, ſie war munter ohne witzig zu ſeyn, und von mittelmäßigen Verſtand. Als der König ſie zum erſten Mahle ſah, wurde er von ihrem Anblick entzückt, und erklärte ihr ſeine Neigung ohne viele Umſtände. Allein kein galanter Sieg hatte ihm ſeither mehr Opfer gekoſtet. Sie erwiederte ſeine Leidenſchaft nur unter der Bedingung, daß er ihr eine unumſchränkte Herrſchaft über ſich einräume und vor allem der Fürſtinn von Teſchen auf immer entſage, und das eheliche Band mit ihrem Gemahl auflöſe; nicht genug, Auguſt mußte ihr zuſichern, daß, im Fall die Königinn früher ſtärbe, ſie ihre Stelle einnehme, und daß ihre vor und nach ihrer Vermählung erzeugten Kinder als rechtmäſige Prinzen oder Prinzeſſinnen von Sachſen anerkannt würden. Außer dieſen Vorausſetzungen bedingt ſich das verſchmizte Weib noch einen Jahresgehalt von 100,000 Thalern. Alle dieſe Bedin-

gungen wurden ihr förmlich zugesagt, und ihr Gemahl, der für seine unzeitige Apologie empfindlich genug bestraft war, und beynahe in Verzweiflung gerieth, mußte sich dazu verstehen, sich durch einen Procurator öffentlich von seiner Frau scheiden zu lassen. Der König bestätigte die Sentenz, und sie wurde noch an demselben Tag an alle Kirchthüren affichirt. Die Gräfinn Hoym hieß nunmehr Reichsgräfinn Cosel, hatte ihren eigenen Hofstaat, und den glänzendsten Pallast neben dem des Königs.

Der erste Gebrauch, den die Reichsgräfinn Cosel von ihrem Ansehen machte, war, daß sie alle diejenigen zu entfernen suchte, die ihrem Uebermuth im Wege standen. Der Kanzler Beichling, der den König wohlmeinend an den ungeheuern Aufwand erinnert hatte, kam durch ihre Intriguen in Verhaft nach Königstein, und verlor seine Güter. Diese Strenge verbreitete eine allgemeine Furcht vor der gewaltigen Despotinn, und niemand als ein Prediger hatte den Muth, sie zu tadeln. Dieser verglich sie mit Bathseba, und beleuchtete, obwohl allegorisch, ihren Charakter mit der edelsten Freymüthigkeit. Die Gräfinn Cosel, welche es erfuhr, verlangte Genugthuung; aber der König war klüger, und unterdrückte den kleinlichen Streit.

Neue Verhältnisse erheischten Augusts Gegenwart in Pohlen. Zwar war er nicht gesonnen,

die Gräfinn Cosel mit zu nehmen, aber dieses vorsichtige Weib bestand darauf, mit zu reisen. Als die Fürstinn von Teschen des Königs Annäherung erfuhr, verließ sie Warschau, und begab sich zu ihrem Oheim. Aber eine zärtliche Zuschrift Augusts, für den ihr treues Herz noch immer schlug, entwaffnete ihren Groll; sie antwortete ihm freundschaftlich und liebevoll. Die Gräfinn Cosel, welche von dieser Correspondenz nicht das mindeste ahnete, war indeß in der vollen Meinung, Augusts ausschließliche Gunst zu besitzen. Allein sie hatte sich sehr getäuscht: August sah nicht auf den Rang und Decoration; er huldigte der Schönheit, in welcher Umgebung er sie auch antraf.

So hörte er von den Reitzen der Tochter eines Weinhändlers, Nahmens Duval. Er erkundigte sich näher bey seinem Aide de camp dem Herrn von Ranzau; seine Neugierde stieg aufs höchste, und er beschloß sich zu verkleiden, um mit Ranzau das Mädchen in der nächsten Nacht zu besuchen. Es geschah. Ranzau stellte die schöne Henriette dem König vor. Sie erkannte ihn, und schien seinen Wünschen entgegen zu kommen. Da aber die Gelegenheit nichts weiter erlaubte, so wurde ein wiederhohlter Besuch für die folgende Nacht festgesetzt. In dieser erreichte August seine Wünsche; man verabredete fernere Zu-

ſammenkünfte, und trennte ſich. Beym Nachhauſegehen hatten ſie mit zwey Gardeofficieren, deren einer in Henrietten ſterblich verliebt war, ein lebhaftes Scharmützel, das ſich durch die Ankunft einer vom Fackelſchein beleuchteten Kutſche, wobey der König erkannt wurde, endigte. Tags darauf bathen die beyden Officiere um Gnade, und erhielten 200 Ducaten zum Geſchenk, mit dem Befehl den Vorfall aufs ſtrengſte geheim zu halten. Die vernachläßigte Gräfinn Coſel faßte indeß gleichwohl Argwohn. Noch mehr wurde ſie darin beſtärkt, als ein Kammerdiener des Königs ihr hinterbrachte, daß August oft ganze Stunden in Geſellſchaft eines ſchönen jungen Menſchen zubringe. Die Gräfinn that dem König die bitterſten und überzeugendſten Vorwürfe, und es kam zwiſchen beyden zu den ernſthafteſten Auftritten, die aber durch die Nachricht von den Vortheilen Carls XII. über die Pohlen, und von dem Anzug desſelben gegen Warſchau plötzlich abgebrochen wurden. August ſammelte ſeine zerſtreuten Truppen in Cracau, und ſchickte ſich an, dem ſiegreichen Carl entgegen zu ziehen. Während dieſer Zurüſtungen drang er darauf, daß die Gräfinn Coſel ſich nach Dresden begebe. Es geſchah, und bald darauf, nach einer Niederlage durch die tapfern Schweden, folgte ihr August dahin nach.

Bey seiner Ankunft lag die Gräfinn Cosel eben in Geburtsschmerzen; sie brachte eine Tochter zur Welt. Der König kam nicht vom Bette der Wöchnerinn, seine Sorgfalt hatte keine Gränzen. Eines Tages, als sich August eben bey der Gräfinn befand, brachte der Staatssecretär von Bose einen Brief an ihn. Es war ein Schreiben Henriettens, in welchem sie ihm ihre glückliche Niederkunft mit einer Tochter meldete. Der König erröthet; die Gräfinn sprang aus dem Bette, riß ihm den Brief aus der Hand, las, und überließ sich den zügellosesten Schmähungen. Es ist begreiflich, wie viel Mühe es August kosten mochte, das aufgebrachte Weib zu besänftigen. Er schwur ihr hoch und theuer, Henrietten und ihr Kind zu vergessen. Allein in der Folge ließ er diese seine Tochter, die ihm immer das liebste seiner Kinder blieb, unter dem Nahmen einer Gräfinn Orpelska erziehen, und vermählte sie mit einem Prinzen aus dem Hause Holstein-Beck.

In dieser Zeit war es, wo Carl XII. seine siegreichen Schaaren bis tief ins sächsische Gebieth ausbreitete; August, der zu schwach war, sich ihm allein zu widersetzen, vereinigte sich mit der alliirten Armee in Flandern, woselbst er sich incognito aufhielt. Da jedoch die Belagerung von Rüssel sich in die Länge zu ziehen anfing, so trat August unter dem Nahmen eines Grafen von Tor-

gau die Rückreise nach Sachsen an. Während seines Aufenthalts in Brüssel verliebte er sich im Theater in die Operntänzerinn Duparc. Er lud sie zu einem glänzenden Abendessen; sie erschien, und der vermeintliche Graf von Torgau munterte sie mit einem Geschenk von tausend Ducaten und einem kostbaren Ringe auf, sich in Dresden engagiren zu lassen. Die Tänzerinn willigte ein, und August reisete voraus.

Als er in Dresden anlangte, lag die Gräfinn Cosel eben im zweyten Wochenbette; sie brachte ihm wieder eine Tochter, und es herrschte der süsseste Einklang zwischen ihr und dem König, bis zu dem Augenblick, wo die Duparc ankam. August, der sich zu Moritzburg aufhielt, gab Befehl, sie mit aller Auszeichnung unter die Hoftänzerinnen aufzunehmen, und schickte ihr eine Kiste mit prächtigen Kleidern und andern Kostbarkeiten. Als die Duparc sie öffnete, fand sie unter andern auch eine goldene Schreibtafel, in welcher der Geber sich für den nächsten Abend zum Nachtessen bey ihr ankündigte. Die Duparc war äußerst neugierig, ihren freygebigen Anbether kennen zu lernen; und wie erstaunte sie nicht, als sich das Räthsel durch die Erscheinung des Königs im Theater löste. Bey seinem Anblick wandelte sie eine Ohnmacht an. Der König schickte ihr Riechwasser zum nicht geringen Verdruß.

druß der Gräfinn Cosel, die alsbald unter den ausgelassensten Verwünschungen das Schauspielhaus verließ. Nach der Oper erschien auf Augusts Geheiß die Duparc mit zwey andern Tänzerinnen zur Abendtafel. Während diese von den Cavalieren unterhalten wurden, entfernte sich August mit der Duparc — und beschenkte bey der Wiederkunft sie und ihre Begleiterinnen auf das freygebigste. Die Gräfinn Cosel hatte nun den Verdruß, sich gänzlich verdrängt zu sehen; die bittern Vorwürfe, die sie dem König machte, und seine Vertheidigung waren noch die einzigen Erneuerungsmittel ihrer beynahe gänzlich erloschenen gegenseitigen Zärtlichkeit. Indeß bemühete sich August gleichwohl, sie wenigstens in den Augen der Welt auszuzeichnen, was er unter andern bey der Anwesenheit des Königs von Dänemark, Fridrichs IV., auf eine glänzende Weise an den Tag legte, indem er ihr zu Ehren die luxuriösesten Feste veranstaltete.

Die beyden Könige reiseten zusammen nach Potsdam, um dem König von Preussen, Fridrich I., einen freundschaftlichen Besuch abzustatten. Nebenher war es, da auch der König von Dänemark ein lebhafter Weiberfreund war, auf das schöne Geschlecht abgesehen. Allein so reitzend die preussischen Damen auch seyn mochten, so fehlte ihnen doch jener Zauber der gesellschaftlichen Ge-

wandtheit, der die ſächſiſchen ſo anziehend machte. Die beyden Prinzen fanden daher wenig Magnete, obgleich man ihren Wünſchen allenthalben entgegen kam. Indeß hätte Anfangs die Gräfinn Wartenberg einigen Eindruck auf Auguſt behauptet, doch da er wußte, daß Milord Rubbi, Geſandter von England, ihr Anbether ſey, ſo ſtand er von ſeiner, ohnedieß nur beyläufigen Leidenſchaft, Trotz der Mühe, die ſich die Gräfinn gab, ſich ihn geneigt zu machen, ab. „Meinetwegen" äußerte Auguſt gegen den Grafen Vitzthum „ſie mag thun was ſie will, aber ihrentwegen mag ich mich nicht mit den Seemächten überwerfen." Die Gräfinn Wartenberg, durch Auguſts Gleichgültigkeit noch mehr entbrannt, ſuchte alle möglichen Gelegenheiten auf, ihn in ihr Netz zu ziehen. Doch würde es ihr dennoch ſchwerlich gelungen ſeyn, wenn es Auguſt nicht hätte darum zu thun ſeyn müſſen, die Freundſchaft ihres Gemahls, erſten Staatsminiſters, zu gewinnen. Aus dieſem Grunde knüpfte er mit der Gräfinn einige Verbindung an, und ließ ſich eines Abends durch den Grafen Vitzthum bey ihr zum Beſuch melden. Er traf ſie auf einem Ruhebette in der verführeriſchſten Kleidung; es wiederhohlte ſich die Scene mit dem keuſchen Joſeph. Der König, welcher das zudringliche Weib nur verachten konnte, gerieth in

die peinlichſte Verlegenheit, und wer weiß, wie dieſer ſeltſame Kampf ſich noch geendiget hätte, wäre er nicht durch die unvermuthete Dazwiſchenkunft des Milord Rubbi unterbrochen worden. Auguſt frohlockte über dieſen Deus ex machina, und weidete ſich an der Verlegenheit der Gräfinn und ihres Liebhabers, welchen er durch eine offenherzige Erklärung bald wieder beruhigte.

Nach einem Aufenthalte von drey Wochen kehrte Auguſt nach Dresden zurück. Hier fand er die heftigſten Factionen; die Gräfinn Coſel wüthete gegen die ſtolze und übermüthige Duparc, und dieſe konnte ſchon deßwegen den kräftigſten Widerſtand leiſten, weil Jedermann es für klug hielt, ſich auf die Seite der neueſten Geliebten des Königs zu ſchlagen. Der Ritter Flemming war einer der eifrigſten Gegner der Gräfinn Coſel. Da ſie vergeſſen hatte, zu verhindern, daß er den König nach Warſchau, wohin er ſich nun der bedenklichen Kriegsumſtände wegen begeben mußte, begleite, ſo geſchah es, daß dieſer ſchlaue Mann nichts unterließ, um den König gegen die verhaßte Gräfinn einzunehmen. Der einfachſte Weg ſchien dem Ritter Flemming eine neue Liebſchaft. Die Wahl fiel auf die Gräfinn Denhoff. Sie wurde durch einen Curier von ihrem Landgute nach Warſchau berufen,

und der Ritter Flemming in treuer Genossenschaft mit dem Grafen Vitzthum wirkte einhellig dahin, des Königs Neugierde zu reitzen und seine Sehnsucht zu wecken. August sah die Gräfinn Denhoff bey ihrer Mutter der Großmarschallinn; Alles bemühte sich sein Herz für sie zu gewinnen, und nach einigen Besuchen erklärte er ihr seine Liebe.

Während der König in den Reitzen seiner neuen Göttinn schwelgte, hatte die Gräfinn Cosel, die indeß mit einem Sohne niedergekommen war, den Abfall ihres Anbethers vernommen, und hielt sich bereit, selbst nach Warschau zu kommen, um wo möglich den Sieg davon zu tragen. Diese Nachricht setzte die Interessenten der Gräfinn Denhoff in die gröste Bestürzung; es blieb nichts übrig, als zu veranlassen, daß der König die Gräfinn Cosel abhalte, nach Warschau zu kommen: Es gelang, obgleich nicht ohne Widerstand, denn August sah die Verdrießlichkeiten, die eine solche Gewaltthätigkeit verursachen mußte, nur zu gut voraus. Nicht genug, daß man mit Einverständniß des Königs den Edelmann Montarga abschickte, die Gräfinn auf ihrer Herreise wieder nach Dresden zurück zu bringen, man gab ihm noch den Oberlieutenant Lahaye von der Reitergarde mit 6 seiner Leute mit, um die Expedition bey einer al-

lenfälligen Widerſetzlichkeit mit Gewalt zu bewerkſtelligen. Die Denhoffſche Partey triumphirte über dieſen entſcheidenden Sieg, und die ungebethenen Geſandten machten ſich auf den Weg. Sie begegneten der Gräfinn Coſel zu Windawo, und man kann ſich vorſtellen, wie ſie ſich bey einer ſo fatalen Verfügung benommen haben mag. Die Gräfinn Denhoff hatte nun kein anderes Hinderniß mehr, als ihren Gemahl; dieſer ſträubte ſich zwar anfangs gegen das Project der Eheſcheidung, allein endlich willigte er ein, und Pabſt Clemens IX. that den entſcheidenden Ausſpruch.

Als der König ſich anſchickte nach Dresden zurück zu kehren, wollte die Gräfinn Denhoff ihn nur unter der Bedingung begleiten, daß die Gräfinn Coſel entfernet werde. Dieſe gedemüthigte Dame mußte ſich, nach tauſend Gegenverſuchen, auch dazu verſtehen, und reiſete an demſelben Tage nach Pillnitz ab, wo der König zu Dresden eintraf. Einige Tage darauf langte auch die Gräfinn Denhoff an. Ihre Ankunft war das Signal zur äußerſten Verfolgung der verhaßten Gräfinn Coſel. Sie mußte Pillnitz, der ſtörenden Nähe wegen, verlaſſen, und begab ſich nach Berlin; aber auch hier ließ man ſie nicht in Ruhe; der König von Preuſſen gab ihr zu verſtehen, daß ihm ihre Gegenwart unangenehm ſey; ſie ging nach Halle. Die Erbitterung ihrer Feinde

war so groß, daß sie es auf ihren gänzlichen Untergang antrugen; und, nachdem sie sich geweigert hatte, das schriftliche Eheversprechen des Königs, das man ihr abgefordert hatte, heraus zu geben, klagte man sie bey August an, daß sie eine Verschwörung gegen seine Person im Werke habe. Der König untersuchte nicht weiter, sondern gab den Befehl sich ihrer zu bemächtigen, und sie auf das kleine Landgut ihres Schwiegersohnes, des Grafen Friese zu bringen, wo sie, abgeschnitten von aller Verbindung, ihre Tage vertrauerte. Die einzige Genugthuung, die ihr ward, bestand darin, daß sie das Ende der Gunst ihrer Nebenbuhlerinn erlebte.

So sehr man die Gräfinn Denhoff in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes in Dresden von allen Seiten auch auszeichnete, so abgeneigt wurde ihr bald Jedermann ihres seltsamen Betragens wegen, um so mehr, da der König selbst nach und nach ein ähnliches annahm. Ihre Gesellschaft bestand nur aus einigen auserwählten Personen; vor der Königinn erschien sie nie anders, als mit verschleyertem Angesichte; niemand konnte zu ihr, außer er hatte eine Einlaßkarte. Ihr Stolz ließ sie ein äußerst eingezogenes Leben führen, und August verschloß sich Tage lang mit ihr in die innersten Gemächer, so daß sein Anblick dem Volk eine Seltenheit wurde.

Doch diese Lebensart konnte sich mit dem Temperamente eines August nicht lange vertragen. Um sich zu zerstreuen, besuchte er die Leipziger-Messe, wo er sich in ein Fräulein von Dieskau verliebte. Von blendenden Reitzen geschmückt, war sie von einem äußerst beschränkten Verstande. August bestimmte sich noch nicht, sich gegen sie zu erklären. Er begab sich indeß mit der Gräfinn von Denhoff nach Warschau; nach geendigtem Reichstag ließ er sie daselbst zurück, und ging unter dem Vorwande von Staatsgeschäften, allein nach Dresden. Nach einigen Tagen aber eilte er nach Leipzig um das schöne Fräulein von Dieskau aufzusuchen. Er entdeckte ihr seine Leidenschaft, und ihre Antworten waren zu seinem Mißvergnügen so läppisch, daß er seine Eroberung beynahe wieder hätte fahren lassen. August wurde, wie man sich leicht denken kann, durch Vermittlung der habsüchtigen Mutter erhört; aber das geistlose Geschöpf fesselte ihn nur kurze Zeit, um dem Fräulein von Osterhausen Platz zu machen. Diese Dame bedachte sich lange, ehe sie der Neigung des Königs Gehör gab, denn der schnelle Uebergang zu ihr, ließ ihr gleichfalls ein ähnliches Schicksal besorgen; indeß, da August das Fräulein von Dieskau mit dem Hofmarschall von Loos glänzend verheirathete, ergab sie sich seinen Wünschen. Aber auch das

holde, ſanfte, beſcheidene Fräulein Oſterhauſen wurde bald durch das Geräuſch der Feyerlichkeiten aus ſeinem Herzen verdrängt, die er bey der Vermählung ſeines einzigen Churprinzen mit der älteſten Prinzeſſinn des Kaiſers Joſeph zu Dresden ſelbſt bereitete. Auguſt wurde nach und nach lau gegen das Fräulein; allein ſie ergab ſich zufrieden in ihr Schickſal, denn, wenn ſie gleich denken konnte, daß der König ihr ungetreu werden dürfte, ſo glaubte ſie auf der andern Seite doch nicht, daß er aufhören könne, ſie zu lieben, um müſſig zu bleiben. Da ſie bemerkte, daß er ihr ſogar auswich, ſo hielt ſie es für das klügſte, ſich mit dem Hofe in ein gutes Einvernehmen zu ſetzen, und ſuchte vorzüglich die Gunſt der Churprinzeſſinn zu gewinnen. Um zu dieſem Zwecke zu gelangen, nahm ſie ſogar die katholiſche Religion an, aber wie erſtaunte ſie, als die Churprinzeſſin ihr erklärte, es ſey nicht genug, ſich zu dieſer Religion bekannt zu haben, ſie müſſe ihre Bekehrung noch dadurch bewähren, daß ſie ſich auf ein Paar Jahre in ein Kloſter begebe. Das Fräulein von Oſterhauſen glaubte in dieſer Aeußerung, und vielleicht nicht mit Unrecht, einen ſtillſchweigenden Befehl zu ſehen, und begab ſich nach Prag zu den Urſulinerinnen; doch diente ihr das Kloſter bloß zum nächtlichen Aufenthalt, den Tag brachte

ſie in den Luſtbarkeiten der Welt zu. Nach einem Verlauf von vier Monathen trug ihr ein Herr von Stanislowsky, Kämmerer des Königs von Pohlen, ſeine Hand an, und wenige Tage nach der Vermählung reiſete ſie nach Dresden.

August hatte ſeine Lebensweiſe mit einem Mahle geändert. Es ſchien, als habe er die vergänglichen Freuden des Eros abgeſchworen; die ſchlaueſten Verſuche der reitzendſten Weiber fanden in ſeinem Herzen keinen Eingang mehr. Seine ganze Zärtlichkeit übertrug er auf ſeine Kinder, für die er mit wahrhaft väterlicher Liebe ſorgte. Doch hatte er für Henriettens Tochter immer eine vorherrſchende Zuneigung, und vermählte ſie, nachdem er ſie zu ſeiner rechtmäßigen Tochter erklärt hatte, wie ſchon oben bemerkt, an einen Prinzen von Holſtein-Beck.

Peters des Großen Plan gegen die Perſer verräth ein Papagey.

Im Jahre 1720 traf Peter der Große alle Anſtalten zu einem Feldzug. Armee und Schiffe ſtanden bereit; man wartete nur bis das Eis aufbreche; wohin aber der Zug gehen werde, war nur dem Heer ſelbſt, ſeiner Gemahlinn und dem Fürſten Menzikow kein Geheimniß. Lange zer-

brach man sich die Köpfe über dieß Räthsel, alles erschöpfte sich in Vermuthungen und Combinationen, bis endlich ein Papagey den Schleyer lüftete. — Peter hatte über den zu unternehmenden Feldzug nur in Catharinens Gemach gesprochen, und das möchte wohl nicht ohne Debatten geschehen seyn, denn seine erste und letzte Erklärung blieb: „Ei Persi podiom!" (Nach Persien wollen wir ziehen). Einige Tage nach der letzten Rücksprache fragte der Czaar zufällig einen seiner Denshtshiks, was er Neues höre, und wie erstaunte er, als ihm dieser antwortete: „Nichts, als daß wir nach Persien ziehen werden." Der Kaiser bestürzt, fragte ihn heftig, von wem er das vernommen habe, und erhielt die überraschende Antwort: „Von Euer Majestät Papagey. — Als ich gestern in der Kaiserinn Vorzimmer aufwartete, hörte ich den Papagey ganz deutlich wiederhohlen: Ei Persi padiom" — (Halems Leben Peters des Großen).

König Chilperichs I. Brief an den heiligen Martin.

Als Chilperichs I. Sohn Meroväus in einem Treffen gegen seinen Vater geschlagen wurde, flüchtete er sich in die Kirche des heiligen

Martin zu Tours. Vergebens versuchte Chilperich ihn durch List herauszulocken, und es erübrigte ihm nichts, als Gewalt zu brauchen. Doch erlaubte ihm sein Gewissen nicht, den heiligen Beschützer zu beleidigen, und er faßte daher den Entschluß, den heiligen Martin um Erlaubniß zu bitten. Dieß geschah, versteht sich in den höflichsten Ausdrücken, und der Brief wurde auf einem weißen Bogen Papier auf das Grab des Heiligen hingelegt, denn auf welch andere Art sollte er sein Schreiben an den Addressaten bestellen lassen? In der festen Ueberzeugung, daß der heilige Martin nicht ermangeln werde, ihm gefälligst zu antworten, begab sich Chilperich nach 3 Tagen zu seinem Grabe, aber unbegreiflicher Weise der Brief lag ohne Antwort ganz ruhig auf seiner Stelle. Chilperich schloß demnach, daß der Heilige seine Absicht mißbillige, und verschonte den Sohn.

Die Hochzeit des Vazir Alli, Sohn des letzt verstorbenen Nabobs von Aude.

Wenn die Rede von einer Indischen Feyerlichkeit ist, so macht man sich schon zum Voraus den höchsten Begriff von Glanz, Pracht, Ueppig-

keit und Verſchwendung; doch eine ſolche Vorſtellung dürfte durch die Schilderung der Vermählungsfeyer des Vazir Alli, ſo gedrängt ich ſie nach dem Bericht eines Europäiſchen Augenzeugen auch nur geben will, gleichwohl weit übertroffen werden.

Der Bräutigam war 13, die Braut 10 Jahr alt, beyde vollkommen ſchwarz und garſtig. In der Nähe der Stadt hatte der Nabob Zelte aufſchlagen laſſen, von den feinſten Zeugen, die nach unſerm Gelde über 300,000 Reichsthaler zu ſtehen kamen. Jedes war 120 Fuß lang und 60 Fuß breit, hatte 20 äußere Wände, und einen Maſtbaum von 20 Fuß Höhe. Neben dieſen Zelten zum Empfang der Gäſte befand ſich ein koſtbarer Pavillon 100 Fuß lang, der auf 60 verſilberten Stangen ruhte, und von 300 ſilbernen, und eben ſo vielen andern Leuchtern erhellt wurde. Als die Gäſte erſchienen, begannen 100 überaus reich gekleidete Mädchen zu tanzen, und dabey Perſiſche und Indiſche Lieder zu ſingen. Der Schmuck womit der Nabob vom Fuß bis zum Kopf bedeckt war, hatte einen Werth von 12 Millionen Thaler, und ſein Sohn war mit Juwelen ſo beladen, daß er ſich im wahren Sinn des Worts kaum bewegen konnte. Der Zug nach dem nahen Garten geſchah auf 1200 Elephanten, mit den koſtbarſten Decken belegt; er war in zwey Reihen ge-

theil', wie ein Regiment Cavallerie, welches einen majeſtätiſchen Anblick gewährte. In der Mitte gingen 100 ganz beſonders coloſſale Elephanten, mit Silber bedeckt und mit prächtigen Thürmen auf den Rücken. Aber all dieſer Glanz verſchwand gegen die Pracht des Nabobs, der im Mittelpunct prangte. Der ungeheure Elephant, auf welchem er ſaß, war ganz mit Goldſtoff bedeckt, und der Thurm mit maſſivem Goldblech beſchlagen, an welchem die Nägel mit Edelſteinen verziert waren. Rechts ritt der engliſche Reſident, und links der Bräutigam. Auf dem Wege waren Baſtionen, Tempel, Thürme ꝛc. von Bambusholz erbaut, mit köſtlichen Lampen erleuchtet. Auf beyden Seiten des Zuges tanzten prächtig gekleidete Mädchen auf Altanen, von Männern getragen, deren Gold- und Silberſtoffene Kleider bis auf die Erde hinabhingen; dieſe Scene both einen impoſanten Anblick dar. Auf jedem dieſer Altane waren 2 Tänzerinnen und 2 Muſikanten, und dieſer Altane waren 100 an der Zahl. Während des Zuges wurden zu beyden Seiten unaufhörlich Feuerwerke abgebrannt, und 3000 Fackeln, von köſtlich gekleideten Männern getragen, ſchufen die dunkle Nacht zum hellen Tage um. Der Gartenſaal war von zahlloſen ſilbernen und goldenen Arm- und Kronleuchtern erhellt; die Ueppigkeit der Mahlzeit überſtieg alle Möglichkeit der Darſtellung. Drey Nächte wie-

derhohlten ſich dieſe Feyerlichkeiten, deren beyläufige Koſten ſich über 2 Millionen beliefen. Der Augenzeuge, welcher dieſes Feſt ausführlich ſchilderte, verſichert, daß es zuverläſſig das allerprächtigſte geweſen, das man je geſehen oder beſchrieben hat. (Morgenblatt.)

Carls des Weiſen von Frankreich Cabinetsbefehl an die Stadt Troyes in Champagne, ihm zwey neue Hofnarren zu verſchaffen.

An Unſre lieben Getreuen, Bürgermeiſter und Rath der Stadt Troyes in Unſrer Provinz Champagne.

Liebe Getreue,

Demnach es dem Herrn gefallen hat, Unſern bisherigen Hofnarren, mit deſſen treu geleiſteten Dienſten Wir gar wohl zufrieden geweſen ſind, zu Ende verwichenen Monaths aus dieſer Zeitlichkeit abzufordern: Als wollen Wir Euch ſolches hiermit vermelden, und zugleich allergnädigſt andeuten, Ihr wollet, nach alter, wohl hergebrachter Weiſe, pflichtmäßig dahin bedacht ſeyn, Uns förderſamſt an ſeiner Stelle mit zween andern

tüchtigen Leuten zu verſehen. Hievon geſchieht Unſer Wille und Meinung. Gegeben in Unſrer guten Stadt Paris.

Carl.

Aus Dankbarkeit für die Unterhaltung, welche dem König die zwey pünctlich zugeſchickten Hofnarren-Exemplare gewährt hatten, ließ er ihnen herrliche marmorne Denkmähler ſetzen. Auf einem derſelben ſtand:

Cy git Claude, feu de notre Sire — priez pour son ame!

(Mannſteins Nachr. von Rußland)

Apophtegmen großer Deutſchen.

Kaiſer Rudolph I. Wohl regieren iſt eine größere Kunſt, als die Gränzen erweitern, und dem Reich wohl vorzuſtehen, iſt beſſer, als elbes vermehren. — Durch Vorſicht wird das Land bewahrt, durch Tyrannen aber werden ſeine Gränzen nicht erweitert. — Meine Strenge hat mich zuweilen gereuet, niemahls aber meine Güte. — Ein Fürſt ſoll nicht darauf ſehen, wie weit, ſondern wie wohl er regiere. — Als der edle Rudolph einſt gefragt wurde, wie es doch käme, daß, obſchon niemand ſich zur Ausübung einer

Kunſt verſtehe, die er nicht gelernt habe, gleichwohl Jedermann einen Regenten vorzuſtellen ſich getraue, antwortete er: Alberne und einfältige Leute kann man zum Regieren nicht gebrauchen; da nun niemand für albern oder einfältig angeſehen ſeyn wolle, ſo kömmt es, daß Jedermann glaubt, er ſey zum Regieren nicht ungeeignet. — Zwey fremde Geſandte äußerten ihre Verwunderung gegen Rudolph, daß ſein Haupthaar grau, und ſein Bart dennoch ſchwarz ſey. „Es kommt daher" erwiederte der Kaiſer, weil mein Haupthaar um 24 Jahre älter iſt, als mein Bart." — Einige Zeit vor dem Feldzuge gegen Ottokar von Böhmen, fragte Herr von Klingen den Kaiſer, wem er ſeinen Schatz in Verwahrung geben werde. „Ich weiß von keinem Schatz" entgegnete er, „ich habe nur 5 Schilling ſchlechter Münze in meinem Vermögen." — Bey heftigen Anfällen von Schwindſucht in ſeinem Greiſenalter äußerte er gegen die Damen der Großen: „Ich habe, um meiner Bruſt Linderung zu verſchaffen, keine beſſere Arzney, als Euern Athem in mich zu ſaugen." (Galanterie, oder Ironie?—) Als man Rudolph fragte, ob er nicht nach Rom reiſen wolle, um die Salbung vom Pabſte zu empfangen, antwortete er mit den Horaziſchen Verſen:

— me vestigia terrent
Cuncta hunc ad versum spectantia, nulla retrorsum,

das iſt, ſagt Zinegrefen:

Die Fußſtapffen erſchrecken mich
Die gehen alle ſampt vor ſich
Zu dieſem in ſein holes Hauß,
Keine wiederumb zurück herauß. —

Kaiſer Fridrich II. pflegte von den Bullen und Bannflüchen zu ſagen: „Ich hab mer bletter rauſchen hören, wer vor träumen ſtirbt, den muß man mit Eſelsfürtzen begraben.“ — An den reichen Herzog Otto von Bayern ſchrieb er: „Der überfluß pflegt auch den aller nöthigſten Verſtandt zu verblenden.“

Kaiſer Maximilian I. Als er an einer Burgwand eines Morgens geſchrieben fand:

Da Adam hakt vnd Eva ſpan,
Wo war damals der Edelman?

ſetzte er ſogleich darunter:

Ich bin ein Mann wie ein ander Mann
Nur daß mir Gott der ehren gann.

Maximilian hatte das Schickſal oft hintergangen und beſtohlen zu werden Ein Hofdiener, den er beym Händewaſchen ſeine Ringe zu halten gab, behielt einſtmahls einen, gleichſam aus Verſehen, zurück; und als ihn einige Zeit darauf der Kaiſer auf eine verblümte Art daran erinnerte, und der Hofdiener darüber in Verlegenheit gerieth, ſagte ihm

Maximilian: „Sey gutes Muthes, wir bekommen jetzt aus Indien Juwelen in Menge und wohlfeil, dann kannst du dir wieder etwas aussuchen.“ — Einen andern Hofdiener, der ihm 3000 Gulden entwendet hatte, fragte er, was der Dieb für eine Strafe verdiene; und da jener antwortete: den Galgen, klopfte ihn der gnädige Fürst auf die Schulter, und sagte: „Nicht so, wir bedürfen deiner Dienste noch länger.“ — Einst, als von der Weltregierung die Rede war, äußerte Maximilian: „Wenn nicht Gott das beste thäte, so würde es in der Welt übel genug aussehen, denn das geistliche Regiment ist mit einem trunkenen Pfaffen (er meinte Pabst Julius) und das weltliche mit einem Gemsensteiger (er war bekanntlich ein eifriger Gemsenjäger) bestellt. — Bey Gelegenheit des Bündnisses mit den Venetianern äußerte er: Der König von Frankreich ist ein König der Esel, denn was er seinen Unterthanen auferlegt, das müssen sie thun; der König von England ein König der Menschen, denn sein Volk thäte ihm gern alles zu Liebe; der Pabst regiert über lauter Narren, denn alle die, welche ihn als einen Gott auf Erden anbethen, sind Narren; ich der Kaiser aber, bin ein König der Könige, denn wenn ich meinen Fürsten etwas befehle, so thun sie es, wenn es ihnen gefällig ist. — Den Kaiser Sigmund nannte er, weil er das Concilium

zu Coſtnitz ausgeſchrieben hatte, den Pfaffenhütel, und den Rhein der vielen Klöſter und Stifte die an ihm liegen, die Pfaffengaſſe.

Kaiſer Carl V. hatte folgende ſieben Gleichniſſe: Wie Saturn, als oberſter Planet, ſich am langſamſten umwendet, alſo ſoll ſich auch ein Kaiſer nicht leicht in ſeinen Vorſätzen verändern laſſen. 2) Wie die Sonne Arme und Reiche ohne Unterſchied beſcheint, ſo ſoll auch der Regent Jedem hilfreich dienen. 3) Wie eine Sonnenfinſterniß groſſen Jammer bedeute, eben ſo bringe auch eine üble Obrigkeit mancherley Unheil. 4) Wie die Sonne das Wachs ſchmilzt, und Koth und Leim noch härter mache (!) ſo macht die Huld des Regenten Einen gut, den Andern verſtockt. 5) Wie der Mond am ſchwächſten in der Nähe der Sonne iſt, ſo geht es auch den Gryphen, welche am Hofe eher arm als reich werden. 6) So wie der Mond nicht aus eigener, ſondern wegen ſeiner Nähe die Erde bewegt, alſo wäre die Gegenwart der Potentaten in Friedens- und Kriegszeiten gar nothwendig. 7) Gleichwie der Blitzſtrahl Eiſen und Stahl ſchmilzt, aber das Wachs verſchont, ſo iſt die Majeſtat gegen die Widerſpenſtigen unbarmherzig, gegen den Demüthigen aber gnädig. — Von den vielen Reichsverſammlungen, wo ein Abſchied immer den andern aufhob, ſagte er: Ein Tag macht den andern, aber hier erſtickt

die Geburt die Mutter. (Zinegresen der deutschen scharfsinnigen Sprüch.).

Ursprung des Wortes: Academie.

Zu Athen lebte ein Mann, Nahmens Academas; er besaß ein Haus in der Vorstadt nebst einem schönen Garten. Plato brachte beyde käuflich an sich, schlug daselbst seine Schule auf, und nannte das Haus nach dem Nahmen des vorigen Eigenthümers. Platos Schüler hießen sofort Academiker. Sie theilten sich in drey Classen: in die alte Academie ursprünglich von Plato gestiftet, welche zweyerley Welten lehrte, die wahre und die wahrscheinliche; die zweyte Academie begründete Arcesilaus, dessen Lehre zeigte, daß nichts in der Welt wahr und gewiß sey; und die dritte Academie stiftete Carmadis von Cyrene, der im Allgemeinen mit dem System des Arcesilaus übereinstimmte. Auf diese Art pflanzten sich die Worte Academie und Academiker fort. (Deutsche Encyclopädie).

Heinrichs von Liechtenstein Friedensſendung nach der Türkey im Jahre 1564.

— — Alſo iſt im 991 Jar, Mahumetiſcher Zahl, erfolgt zwiſchen Rudolffen dem andern diß Namens, der Chriſten Kayſer, vnd Sultan Murad diß Namens dem Dritten, Keyſer der Muſulmaner, eine Erſtreckung des Friedſtandes: welcher vom erſten Tag Jenner des 1584 Jars, der Chriſten Rettung nach, ſo da bey den Türken iſt das 991 Jar nach Mahumetiſcher Zahl und Gewonheit, anfahen ſollt; vnnd acht gantzer Jar, biß auffs neundt weren.

In dieſem erſten Jar nach erneuwerten Friedſtand, hat die Römiſche Keyſerlich, auch zu Vngarn vnnd Beheimb Königliche Maieſt. ꝛc. Rudolff diß Namens der ander, dem wolgebornen Herrn, Heinrichen Herrn von Liechtenſtein, von Nicolſpurg ꝛc. des durchleuchtigiſten Fürſten, Ertzhertzog Matthiaſſen zu Oſterreich ꝛc. Oberſten Camerer, befohlen vnnd auffer-legt, die gewöhnliche verehrung dem Sultan Murat, Keyſer der Muſulmaner, auff Conſtantinopol zuführen vnd zu vberantworten. Iſt derowegen zu außgang des Monats Auguſti, geſagten Jars, wohlgedachter Herr von Wien, der Hauptſtatt in Oſterreich, mit fünff Schiffen verruckt, die Donaw hinab gefahren, vnnd zu Ofen

in Vngarn glücklich den fünfften Monats tag September ankommen vnnd angeländet. Ward daselbst gar stattlich vnnd mit sonderbaren Ehr erzeigung entpfangen: hat demnach jhme von der Römischen Keyſ. Maieſt. anbefohlene Sachen bey dem Sinan Baſſcha von Ofen, ſo der Nation vnd Geburt ein Florentiner auß Welſchlandt nach wundſch vnnd wol verricht, deß andern Tags nach ſeiner ankunfft, nemlich am ſechſten Septemder, als er mit ſeinen Leuten zu geſagten Sinan Baſſcha geführet ward, hat man jhne diß vngewönlich, Barbariſch Spectacul ſehen laſſen, vnnd gehalten:

Erſtlich gingen vorher, durch eine groſſe mennig des Volks, ſo von allen Orten zuſammen gelauffen, drey Zingain oder Zigeuner, welche von etlichen für Egyptrer von andern für Arabier gehalten werden, auch türkiſch bekleidet. Der Mittler unter dieſen dreyen ſchlug auf ſeiner kleinen Geigen, ſo ein ſcharfen vnlieblichen Ton gaben, und mit einer barbariſchen Stimme ſangen ſie darein, was von den Osmaniſchen Sultanen verſticht. Vnnd theten in dieſem Geſang ſie alle gar ordentlich nacheinander erzehlen vnnd rühmen ampt jhren ritterlichen Thaten, bis auf den gegenwärtigen Sultan Murat dem Dritten. Auf dieſe drey Zigeuner folgten drey vnſinnige, tolle, ſtarke Kerls, ſo nur Vngriſch oder Türkiſch Hoſen, oder Gattie trugen, ſonſt nackend am gan-

ten Leib; ausgenommen, daß jnen, die Spitz des Kopfs mit einem runden kleinen, rothen Häublein bedeckt: vnd gleichfalls die bloße Schultern mit einer vmgehenkten, vnd von Halß herablangenden Tigerhaut, umgeben und geziert. Gedachte 3 Kerls tantzten nach dem Seitenspiel der Zigeuner, vnnd hatte derselben ein jeglicher ein rothes Türkischen Fahnen, dessen Spieß oder Stang ihnen in der Haut, so mit einem Messer eröffnet, und im Bauch steckte, vnnd sahe man viel Bluts herauß rinnen. Darauf folgten zwey junge Buben, welche die Haut an der Stirn vnd an Schläfen eröffnet und durchlöchert. Und trugen daselbst in die Haut hinein gestossene Kranichsfedern. Nach diesen Buben gingen ein paar Mannspersonen mit durchschnittenen Seiten. Abermals folgten zwey andere mit Ungrisch Hacken und Büchsen, ihnen gleichsam durch die eröffneten Seiten in Leib gesteckt. Zuletzt ward dieß Spectacul durch zween starke Mann beschlossen, welche die Schläfe mit breiten und langen Klingen, bey den Ungarn Palast genannt, deren Spitze ober sich gekehrt, durchstochen waren. Das Heft des Schwerts hielt ein jeder in der Hand. Auf der Spitze war ein Apffl gesteckt, und im Apfel steckten Kranichsfedern. — Sie theten auch anderst nichts als für vnnd für hüpffen, tantzen vnd springen. Das Blut sahe man aus den Wunden herab fließen vnd rin-

nen. Trugen darumb in Handen ihre Schwämme, daſſelbe damit hinweg zu wiſchen. (!)

Als nun der Herr Ambaſſador ſich mit dem Baſſcha vnterredt, vnd ſeine ſachen verricht, haben ſie ſich gleich wie vor, in die Ordnung begeben; ſeind aus des Baſſcha Behauſſung für uns hergetreten, haben ſich wie zuvor auff dem Weg verhalten, vnd uns bis zum Geſtad, da vnſere Schiff waren, das Geleyt geben. Als ihnen daſelbſt auß Befelch deß Keyſerlichen Geſandten etwas Gelts verehrt, ſeynd ſie darvon, vnd zu den jhrigen gezogen ꝛc. (Leopoldſtorff türk. Chronik.)

Johann Stöflers Prophezeihung einer zweyten Sündfluth.

Dieſer gelehrte Mathematiker und Aſtrolog zu Tübingen kündigte im Jahr 1518 dem Kaiſer Carl V. eine Sündfluth an, welche im Februar 1524 beginnen, und die ganze Erde überſchwemmen ſolle, und zwar aus dem Grunde, weil zu jener Zeit eine Verbindung des Saturns, Jupiters und Mars und zwar, im Zeichen der Fiſche, eintreten werde. Dieſe ſeltſame Annonce machte denn auf den Kaiſer um ſo mehr Eindruck, als Stöflers Gelehrſamkeit und tiefe Einſicht in

physicalischen und geheimen Wissenschaften rühmlich bekannt war, und seine Prophezeihung durch die Aussprüche anderer weiser Männer allenthalben autorisirt wurde. Ein gewisser Augustinus Niphus bemühte sich zwar in einer eigenen Druckschrift jene Verkündigung als eine Chimäre zu widerlegen; allein sie diente kaum dazu, dem Kaiser in etwas zu beruhigen; Jedermann fast überließ sich der peinlichsten Angst, und der General Rango wußte sich nicht anders zu helfen, als dem Kaiser den Vorschlag zu thun, auf die höchsten Berge Magazine anzulegen, und einstweilen die Armee dabey campiren zu lassen. Carl schien zweifelhaft, und so erschienen auf Rangos Veranlassung zwey entscheidende Widerlegungsschriften gegen Niphus. Die natürliche Folge davon war, daß die allgemeine Furcht sich verdoppelte; Alles flüchtete sich auf Gebirge, baute Schiffe, raffte Lebensmittel zusammen u. s. w. in Frankreich verloren Viele aus Verzweiflung sogar den Verstand. Der Präsident Auriol in Toulouse ließ eine förmliche Arche bauen, mit allen Bedürfnissen versehen, und, damit sie von der Gewalt der Fluth nicht weggeschwemmt werden möchte, sie auf vier gemauerte Pfeiler erheben. — Unter diesen Vorbereitungen verstrich der verhängnißvolle Termin; der angstvoll erwartete Februar erschien; die Witterung ward freundlich und hell;

aber — der Monath iſt noch nicht zu Ende! — Doch eben ſo freundlich, eben ſo hell, verſtrich ein Tag nach dem andern, und die Sündfluth, o Wunder — blieb glücklich aus!

Der rhodiſche Drache, nebſtbey zur Vergleichung der Schilleriſchen Romanze.

Im Jahre 1345 (erzählt Schott in ſeiner curioſen Phyſik) zur Zeit Pabſt Clemens XVII., und Elions de Villeneuve Großmeiſters des Johanniterordens zu Jeruſalem, ereignete ſich folgender wunderbare Vorfall. Auf der Inſel Rhodus, nicht weit von der Kirche des heiligen Stephans, war ein großer Felſen, mit einer ungeheuern unterirrdiſchen Grotte, aus der ein Bach ſich ergoß. In dieſer Grotte lag ein Ungeheuer, von fürchterlichem Ausſehen, das auf der ganzen öſtlichen Seite der Inſel unter Menſchen und Vieh Verheerungen anrichtete, und die Luft mit ſeinem Peſthauche ſo vergiftete, daß ſich niemand ohne Lebensgefahr hinwagen durfte. Der Großmeiſter des Ordens verboth ſogar öffentlich, es ſolle ſich niemand dem Platz nähern. Auch an die Ritter erging das nähmliche Verboth, unter Androhung der Todesſtrafe. Der Ort ſelbſt behielt von dem

an den Nahmen: mal passo. — Es war damals zu Rhodus ein junger edler Ritter, stark an Körper und Geist, Deodat von Gozon aus Gascogne. Voll edlen Unwillens, daß von so vielen tapfern Rittern keiner es wagte, sich mit dem Ungeheuer in einen Kampf einzulassen, und dem Unheil zu steuern; voll Begierde nach Ruhm, den er sich am besten durch einen so seltsamen Kampf zu erwerben glaubte, hatte er weder Ruhe noch Rast, und eilte zur Ausführung seines Unternehmens. Dieß fing er folgender Maßen an: Zuerst beobachtete er an einem geheimen Orte des Drachen Gestalt, den Bau seines Körpers, und seine Farbe. Er hatte ungefähr die Größe eines Pferdes oder Ochsen; der Hals war lang, schuppig, und endigte in einen Schlangenkopf; die Ohren waren wie die eines Mauleſels gestaltet, und sehr lang; der Mund zeigte einen furchtbaren Rachen und spitze Zähne; er hatte sehr große, glänzende und feurige Augen; vier Füße, die mit scharfen bärenartigen Klauen versehen waren. Der Schwanz und die übrigen Glieder waren einem Crocodille völlig ähnlich; den ganzen Körper schützte ein harter Schuppenpanzer; an der Seiten standen zwey Flügel, die unten röthlich gelb aussahen, und so sah auch der ganze übrige Körper aus. Der Drache schien, wenn er ging, halb zu fliegen, halb zu laufen, und bewegte sich so schnell, daß auch

das geſchwindeſte Pferd ihm nicht hätte entfliehen können. Wenn er auf Futter ausging, ſo ſetzte er durch das Klappern ſeiner Schuppen, und das ſchreckliche Gezifche, das man weit und breit hörte, auch die entfernteſten Bewohner in die tödtlichſte Angſt.

Nachdem nun der Ritter Alles genau beobachtet hatte, erbath er ſich vom Großmeiſter die Erlaubniß, wegen Familienangelegenheiten in ſein Vaterland reiſen zu dürfen. Hier ließ er alſobald aus Pappendeckel und Werg einen an Farbe und Größe täuſchend ähnlichen Drachen verfertigen. Dann kaufte er ſich ein edles kriegeriſches Roß, und zwey ſtarke engliſche Doggen. Hierauf ließ er den Drachen durch ſeine Diener bewegen. Vermöge angebrachter Stricke öffnete ſich der furchtbare Rachen, der Schwanz ringelte ſich auf verſchiedene Weiſe, und die Flügel ſchlugen mit Getöſe aneinander. Auf dieſen Scheindrachen trieb Deodat bald ſein Pferd, bald ſeine Hunde, und gewöhnte ſie an den Angriff. Nach Verlauf zweyer Monathe kehrte er nach Rhodus zurück. Kaum war er hier gelandet, ſo rüſtete er ſich zur Ausführung. Er legte einen beſſern Harniſch an, waffnete ſich mit einer ſtarken Lanze, und gürtete ſein Schwert um. Nachdem er in der Kirche des heil. Stephan, die nicht weit vom Lager des Drachen entfernt war, ſeine Andacht verrichtet hatte, ging

er zu der Grotte. Seinen Knappen befahl er, auf einem hohen Felsen dem Kampfe zuzusehen, mit dem Bedeuten sogleich herbey zu eilen, wenn er den Drachen erlegt hätte, im andern Falle sich durch die Flucht zu retten. Und nun trat er muthig in die Höhle, und da sich nichts regte, so erhob er ein Geschrey und einen Lärm, um das Unthier heraus zu treiben. Als ihm das Rasseln der Schuppen und das Gezische dessen Ankunft verkündigte, zog er sich auf die Ebene zurück, und erwartete es. Kaum hatte es das Pferd erblickt, so schoß es blitzschnell hervor — aber im nähmlichen Augenblicke erfaßten es die Hunde. Der Ritter indeß schwang die Lanze, und warf sie so heftig gegen den Schuppenpanzer des Drachen, daß sie zersplitterte. Da aber die Hunde das Ungeheuer mit ihren Bissen quälten, und es sich gegen diese vertheidigte, so bekam der Ritter Zeit, vom Pferde zu steigen, und es mit dem Schwerd und Schild anzugreifen. Sogleich stellte es sich auf die hintern Füsse, und suchte den Ritter mit den Klauen der Vorderfüsse zu erdrücken. Dieser hatte indessen am Halse sich eine Blöße erspäht, und stieß ihm den Degen so tief hinein, daß eine ungeheure Menge Bluts hervor strömte. Der Drache, voll Wuth, suchte sich seinem Gegner zu nähern, und trieb dadurch den Degen selbst so weit in die Eingeweide, daß der Hals wie mit einer

Säge aufgerissen ward. Geschwächt durch den grossen Blutverlust sank es zusammen, und begrub unter sich den Ritter, der durch die Anstrengung und den Gifthauch des Thieres die Besinnung verlor. Sogleich eilten die Knappen herbey, zogen ihn hervor, und brachten ihn wieder ins Bewußtseyn. — Bey seiner Rückkehr zum Großmeister erzählte er ihm seine Abentheuer. Dieser tadelte ihn aber öffentlich wegen seines Ungehorsames, ließ ihm den Ordenshabit abnehmen, und ihn ins Gefängniß führen. Indeß verbreitete sich die Nachricht von diesem Siege auf der Insel, und die allgemeine Freude darüber, so wie die Rücksicht auf die Verdienste des Ritters, bewogen den Großmeister, ihn nicht nur seiner Haft zu entlassen, sondern auch in seine alten Rechte wieder einzusetzen, und zu den höchsten Ehrenstellen zu befördern. Als Elion Villeneuve vier Jahre darauf starb, so wurde Deodat einstimmig zum Großmeister erwählt.

Die Gesellschaft der Blutbrüder; Schauerscene aus der französischen Revolution.

Ehe Mainz noch durch Verrätherey in die Hände der Franzosen gefallen war, hatten die

Jacobiner bereits ihre Filialclubbs errichtet, und übten in Kellern, und unterirrdiſchen Gewölbern ihre heimlichen Blutgerichte. Herr von H. ein wackerer aber freymüthiger Mann, war ſchon lange der Gegenſtand ihrer Wünſche; einer aus der Rotte jener Blutmänner ſuchte mit ihm Bekanntſchaft zu machen; es geſchah, und unter der Maske der Freundſchaft, ſiehe, da wird er auf einer Spazierfahrt in ein nahe bey Mainz gelegenes Schloß gelockt, da gut bewirthet, und bey Anbruch der Nacht plötzlich in ein unterirrdiſches matt erleuchtetes Gewölbe geführt. Verkappte Männer erſcheinen, die Pforte wird verriegelt, ſie ſetzen ſich in die Runde, jeder zieht einen Dolch, und nach einer Pauſe redet der Präſident den betroffenen Herrn von H. alſo an: „Mäßigen Sie Ihren Schreck! — Wir ringen nach Freyheit, und dieſe Dolche, geſchliffen für Deſpoten, ſind unſere Werkzeuge.“ Man reichte dem Beſtürzten ein Schlachtmeſſer, und der Präſident fuhr fort: „Sie ſind in unſern Händen; Widerſtand würde Ihren Untergang befördern. Vor der Hand ſeyen Sie Augenzeuge von einem Gericht, das wir über einen Unglücklichen halten werden, der unſere Geheimniſſe hat verrathen wollen. Sie werden ein Zuſchauer dieſer Scene ſeyn; ſie diene Ihnen zur Warnung!“

In dieſem Augenblicke brachte man den Unglücklichen gebunden. Vergebens flehte er um Schonung, um Barmherzigkeit: Die Bluthunde erhoben ſich mit kalten Grimme; der Präſident ſtieß ſeinen Dolch mit grauſamer Bedächtigkeit in die Bruſt des Elenden, ein Gleiches thaten die Uebrigen! Auch H. ſollte dieß, allein man ſah es ihm nach. Nun ſchnitt einer dieſer Wütheriche dem armen Schlachtopfer die Kehle ab; man fing das Blut in einer Schale auf, und Jeder tauchte ſeinen Dolch darin, und ſchwur: Freyheit zu geben, dem ganzen Menſchengeſchlechte!

Kaum war dieſe entſetzliche Scene vorüber, als man ein junges Mädchen vorführte, das man desſelben Verbrechens beſchuldiget hatte; man ſammelte die Stimmen, und ſie ward verdammt, den folgenden Tag das Leben zu verlieren. Als man ſie ins Gefängniß zurück führte, „warf mir," erzählt H. nun ſelbſt, „die Unglückliche einen zärtlich bittenden Blick zu, der mir genugſam zu erkennen gab, daß ſie mir einen gewiſſen Vorzug einräume, mir ihr Vertrauen ſchenke: und ich ſchwur Alles für ihre Befreyung aufzubiethen."

Nachdem die Blutgeſellſchaft nun durch tauſend ſophiſtiſche Aufforderungen vergebens geſucht hatte, H. in ihr Intereſſe zu ziehen, und ſich bey ſeiner edlen Widerſetzlichkeit in Drohungen und Mißhandlungen erſchöpft hatte, gab man ihm einige

Tage

Tage Bedenkzeit, und verwies ihn auf den Unterricht seines Führers, von dem man sich Alles versprach. H. wurde in ein festes Gemach gebracht, und mit Lebensmitteln versehen. „Als ich mich allein befand" erzählt H. weiter „fiel mir das unglückliche Mädchen ein. Ich höre ein dumpfes Seufzen in der Nähe, ich gehe dem Schalle nach, trenne gegen eine Pforte, und die Unglückliche liegt zu meinen Füßen. Der Morgen war angebrochen; ich entdecke ein Fenster und höre Wasser rauschen. Ich nehme, ohne ein Wort zu reden, das Mädchen in meine Arme, steige mit ihr auf das Gemäuer des Fensters, und wage mit der Bürde einen Sprung in den Fluß. Es gelang mir; meine Schwimmkunst kam mir zu Statten, und wir erreichten bald das Ufer. Gutgesinnte Landleute nahmen uns auf, und labten uns. Ich erkundigte mich nach dem Schloße, und erfuhr, daß der Herr desselben ganz verborgen lebe, und nur des Nachts zuweilen Besuch bekäme. — Mich überfiel ein heftiges Fieber, und auch meine Gefährtinn erkrankte. Dieser Umstand zwang uns etliche Tage bey den guten Hüttenbewohnern zu verweilen. Ich schrieb Briefe nach Mainz, und schickte Bothen ab, und erfuhr endlich, daß diese Stadt durch innere Verrätherey eine Beute der Feinde geworden sey. Die Bothen brachten mir die Briefe

zurück. Ich floh mit der, die ich gerettet hatte.“ — (Franz. Mord- u. Unglücksgeschichten).

Kaiser Carls V. Mandat an Herzog Heinrich den jüngern von Braunschweig.

Wir Carl ꝛc.

Embieten dem hochgebornen Hainrichen dem jüngern Herzog zu Braunschweig, vnd Luneburg, vnserm lieben Oheim vnd Fürsten vnser Gnad vnd alls guts. Hochgeborner Lieber Oheim vnd Fürst, Nachdem wir aus deiner lieb schreyben vnd bericht vns jüngstlich vberschicket vnder anderm befunden, wie das sich Burgermayster vnd Radt, der Statt Braunschweig deine vnderthanen vber vnd wider vnsere fürgegebene Abschid, vnnd bevelich allerlay thätlicher Handlung, so zu abbruch und Schmelerung vnser waaren Christlichen religion, deiner Lieb vnnd derselben vnderthanen gerichtet sein, vnderfahen vnd anmassen sollen, darauß zů lezt allerlay vnradt, Krieg vnd auffrühr im hayligen Rhömischen Reych eruolgen möcht, So sepn wir verursacht, vnd bewegt worden, zů Handthabung vnserer Christlichen Religion, auch Freydens vnnd Rechtens im hayligen Römischen Reych, deß orths die vom Braunschweyg

abermals ernſtlich zuerſuchen, vnnd bey ſchweren peenen vnnd büſſen zugebietten, das ſy vnnd jhre anhänger, vnnd helffer, vom ſollichem jhrem thätlichen fürnemmen abſtehn, vnnd gegen Deiner Lieb, vnnd derſelben vnnderthanen auſſerhalb Rechtens, nicht fürnemmen, Sonnder allerding ſtillſtehen, vnnd gmaynen Landfrieden gegen dir, vnd der deinen halten ſollen, Auch jhnen darnäben verthröſtung gethan, das wir dergleychen bey deiner Lieb, auch verfügen vnnd verordnen wöllen, vnnd jenen ferner gebotten, beyde dein Stifft-Kirchen zů Sanct Blaſy vnnd Cyriaci jüngſtlich durch ſy verſperret, jnnerhalb ſechs Tagen, nach dem jhnen unſer Mandat vberantwurtet wirdt, widerumb auff zuſperren, die Geiſtlichen jhre ämpter vnnd Gottesdienſt, darinnen, wie von alter hero, üben vnnd brauchen zů laſſen, auch denſelben Gayſtlichen jhre höffe, vnnd Gärtten, ſo viel ſy der zů ihrem Statthwohl, eingegeben hetten, widerumb zůzůſtellen vnd einzůantwurtten vnd derhalben vmb zůgefügten ſchaden, gebührliche genugſame widerkehrung zůthun, oder gebührl ichs rechtens zu ſyn, das ſy auch deiner Lieb jhre abgefangene Diener, die ſy im gefängknus halten, widerumb zuſtellen, vnnd ledig zölen mit dem anhang, das wir ſollichs bey deiner lieb, mit den jhren, ſo in deiner gefängknuß währen, auch zu thön verordnet hetten, doch mit

Vorbehaltung ewer baider seyts sprüchen vnnfurdrung gegen gedachten gefangenen, nochmals wie sich gebürtt mit rechten fürzünemmen, das vnns auch die gemeldten Bürgermaister vnd Rad zü Braunschweig, jnnerhalb dreissig tagen nach über Antwortung vnsers Gebottebriefes glaublich anzaigen, das sy sollichen vnserm Mandat, gebot, vnd verbot gehorsamlich nachkommen, oder wo sy dann nit gehorsamen wurden, als dann auff nechstkünftigem vnserm Reychstag zü Regenspurg erscheinen sollen, auff jhrer gegenparthey anrüffen, oder vnsers Kay. Fiscals begeren, sy und jhre anhenger zü sehen und hören, in obberürdten poen zü declariren, vnnd verkünden, oder rechtmessige vrsach dagegen für züwenden, Warumb solchs nit bschehen solte, alles ferrneres jnnhalts vnsers Kay. Mandats darüber verfertigt vnd Außgangen, Dieweil vns aber dieselben deine vnderthanen von Braunschweig hin widerumb auch etliche Beschwerung fürbracht, die jnen von deiner Lieb und derselben Amptleutten vnd Rädten, als mit abfanngung der jhren Streyff vor jren thoren, und Landwehren, vnnd Arrestirung jrer güter in deiner lieb Fürstenthume vnd gebieten, vnd im andern wege zugefügt werden sollen, wie den Lieb auß der von Braunschweig klagschrift, deiner Lieb, durch uns jüngstlich zügeschickt, vernemen mögen, Darzü vns angelangt das deine

Lieb im Kriegsrüſtung vnnd werbung ſtehn, vnnd vielleicht die mainung ſein ſolt, die von Braunſchweyg oder die jhren zu überfallen, zůvergewaltigen, vnd zůbeſchädigen, Damit nun alle thätliche Handlung bayder ſeyts abgeſtellt vnd ſich ein thayl deß andern nit zůbeſorgen, oder im Gegenwehr zůſtellen von nöten habe, So empfelhen wir deiner Lieb ernſtlich bey vermeidung vnſerer ſchweren vngnad vnnd ſtraff, das du deine rüſtung, auch alle deine vnnd deiner Amptleüte, thätliche vnbillliche handlung vnnd fürnemmen, gegen gedachten deiner vnderthanen denen von Braunſchweig fürderlich abſtelleſt, vnd ſy wider Recht vnnd billichhayt und gmainen Landfrieden nicht verqualtigeſt, noch beſchädigeſt, Sonder dich aller Gebür gegen jhnen halteſt, vnnd beweyſeſt, vnnd bey deinen Rädten, Amptleüten, benälchsleüten und andern Deiner Lieb vnderthann vnd verwandten ſollichs auch verfügeſt, vnd verſchaffeſt, Auch jhnen den von Braunſchweyg jhre abgefangene Burger vnd verwandten, obberürter geſtallt vnnd maſſen widerumb zůſtellſt, vnd ledig zöleſt, die Arreſtirung jhrer perſonen vnnd gütter inn deyner lieb Landſchaft aufhebſt, vnnd dich in dieſem allem geharſamlich vnnd dermaſſen erzaygſt, damit nicht von nötten werde, gegen deiner Lyeb vmb derſelben vngehorſam nach geſtalt der ſachen vnnd handlung producirn vnnd handeln zůlaſſen,

Ob du dann diß vnser Mandat im einichem oder mehr puncten, doch auſerhalb der Clauſel dich thätlicher handlung zů endthalten beſchwürdt zůſein vermainſt, vnnd rechtmäſſig vrſachen dagegen fürzůwenden gedächteſt, So hayſchen vnnd laden wir dich hiermit peremptorie, daß du auf berürten vnſerm nechſtkünfftigen Reychstag zů Regenspurg für unns, oder wehn wir das an vnſer Statt beuelhen werden, ſelbſt perſönlich oder durch deinen vollmächtigen Anwaldt erſcheineſt, ſollliche rechtmäſſige einrede vnnd vrſachen fürzůbringen, der ſachen vnnd aller jhrer Termin, biß nach endtlicher erörterung außzůwardten, Wann dein Lieb erſcheyn, alsdann alſo oder nitt, ſo wirdt nicht deſterweniger auf deß erſcheyuenden thayls anrüffen gehandelt vnnd produciret werden, wie ſich im Recht gebürt, Darnach wiſſe ſich dein Lyeb zů richten. Geben inn vnſer Statt Brüſſel im Brabandt vnnder unnſerm auffgedruckten Inſygel ꝛc. vnſerer Raych im funff vnnd zwayntzigſten ꝛc.

Carolus.

(Nach einem gleichzeitigen Abdruck.)

Aufschlüsse über die letzten Lebenstage und den Tod des spanischen Prinzen Don Carlos.

Daß dieser unglückliche Prinz sein Leben auf eine gewaltsame Weise beschloß, bezweifelt nun niemand mehr; desto dunkler aber ist die Art seines Todes. Zwar findet sich in dem deutschen Museum der Bericht eines Augenzeugen, welcher, als die vorige Königin von Spanien den Sarg des Don Carlos öffnen ließ, den Kopf des Prinzen vom Rumpfe getrennt fand; zwar wird von mehreren Geschichtsschreibern angegeben, daß man ihn in einer Suppe vergiftet habe, und noch mehr Historiker kommen dahin überein, daß man dem Prinzen die Wahl der Todesart überlassen, und zu dem Ende mehrere Gemählde von solchen, unter andern auch das des sterbenden Seneca vorgezeigt, wornach er denn den Tod dieses Philosophen vorgezogen, und sich in einem Bade die Adern habe öffnen lassen, um also zu verbluten *). Allein eben so zahlreich sind auch die Widerlegungen, und es erübrigt vor der Hand nichts, als sich mit Beyträgen zu begnügen. Unter

*) Mein Cabinet histor. Trauergemählde 1. Theil. Artikel Schlachtopfer des spanischen Inquisitions-Gerichts.

dieſen dürfte die Erzählung des Salaza de Mendozo einen weſentlichen Platz behaupten können: hier iſt ſie:

Ich will, ſagt er, ausführlich und mit hiſtoriſcher Treue erzählen, wozu ich deſto mehr verbunden bin, da ich die Sache aus der nächſten Quelle habe, ſo daß man mir das Caſtiliſche Sprichwort: wer weit herkömmt, lügt viel; nicht vorwerfen kann. In Spanien haben wir das Waſſer dieſer Bäche klarer und reiner getrunken, weil wir der Quelle näher ſind. — Der Prinz war ſo unruhiger Gemüthsart, und ſeine Sitten ſo verdorben, daß ſich der König genöthiget ſah, ihm Einhalt zu thun, nachdem er viele Bemühungen angewendet hatte, ihn zu beſſern. Er begehrte den Rath vieler frommen und gelehrten Perſonen, welchen er die Sache ſo vorſtellte, daß ſie frey reden konnten, und ſprach darüber auch mit ſeinen Staatsräthen. Nach reiflicher Erwägung entſchloß er ſich, den Prinzen einzuſperren. Er wählte dazu die Nacht des 19. Jäners 1568, und trat um 11 Uhr in des Prinzen Zimmer, welches im Palaſte zu Madrit in dem Halbgeſchoſſe rechter Hand im Hofe ſich befand. Er war von ſeinem Oberſchenk Ruy Gomez de Sylva, ſeinem Oberſtallmeiſter Antonio de Toledo, dem Herzoge von Feria, Hauptmann der ſpaniſchen Garden, und aller Staats-

und Kriegsräthen begleitet. Der Prinz lag im Bette, und bey ihm waren ſein Kammerherr Franciſco Gomez de Sandoval und der Majordomo Don Jadrique Enriguez. Als er ſeinen Vater ſah, richtete er ſich auf, und ſprach ſehr verwirrt: „Was iſt das? Wollen Eure Majeſtät mich umbringen"? — Nein „antwortete der König, ich will Euch nicht umbringen, aber Eure Lebensweiſe will ich ordentlicher machen". Er nahm ihm den Degen, der ſich bey dem Kopfſtheile befand, und gab ſelbigen dem Herzoge von Feria mit den Worten: „Euch iſt die Verwahrung des Prinzen anvertrauet." Darauf fuhr er mit der Hand unter die Kiſſen, und fand einen ledernen Beutel, in welchem einige Thaler und einige vergoldete Schüſſel waren. Er ging dann ins Vorzimmer, wo die Garde der Monteros war, und ſagte: „Sind noch mehrere von euch im Pallaſte?" Fernan Sanchez de Angulo antwortete: „Es haben noch mehrere den Dienſt bey der Königinn und der Prinzeſſinn von Portugal. Der König befahl, ſie zu rufen, und als dieß geſchehen, ging er in ein Zimmer, das weiter entfernt im Thurme lag, und öffnete einige Schreibtiſche des Prinzen, verſchloß ſie, und nahm die Schlüſſel zu ſich. Bald kehrte er ins Vorzimmer zurück, wo die Garden waren, und ſprach zu ihnen, daß ſie den Befehl des

Herzogs von Feria zu gehorchen hätten. — Der König begab ſich darauf wieder in ſein Gemach, und ließ nur den Herzog von Feria als Wächter bey dem Prinzen. Die Ritter, welche bey Don Carlos waren, entfernten ſich. Der Herzog befahl, ſein Bett in des Prinzen Zimmer zu bringen, und ſetzte es an die Thür, wo die Garden Wache hielten. In dieſer Lage blieb der Prinz 10 Tage, und ward von ſeinem eigenen Hofſtaate bedient. Nach Ablauf dieſer Zeit ward der Herzog der Bewachung des Prinzen enthoben, welche alsdann Ruy Gomez de Sylva erhielt. Zu demſelben Zweck beſtimmte der König den Grafen von Lerma und 6 ſeiner Hofbeamten. Auch ernannte er dazu 8 von der Garde der Monteros. Allen ward von Ruy Gomez und dem Staatsrathe Martin de Velasco ein Eid abgenommen, womit ſie verſprachen, den Prinzen treulich zu bewahren, und niemanden, ohne des Königs ausdrücklichen Befehl in ſein Gemach zu laſſen. Die Wache der Ritter und Garden befand ſich in einem geräumigen Gemach, das an des Prinzen Zimmer ſtieß. Graf Lerma hatte ſein Bett unter dem Bette des Prinzen ſtehen, und Nachts ſtellte er es zu den Füßen desſelben. Jede Nacht hatten 2 Ritter und 2 Gardiſten die Wache; ſie wechſelten nach Stunden. Bey Tage ſtanden bey jeder Thüre 2 Gardeſoldaten, und die

Schlüſſel zu allen Thüren hatten die Monteros-Garden. So ward der Prinz bewacht bis zu ſeinem Tode. — Gleich nach des Prinzens Einſperrung ſchrieb der König an den Pabſt, den Kaiſer, die Königinn von Portugal, und nach Frankreich. An demſelben Tag ſagte er es allen ſeinen Räthen, und ſchrieb es den vornehmſten Städten und Provinzen und den Grands.

Der Prinz vertrug ſeine Gefangenſchaft mit Muth und Geduld, und zeigte nicht im geringſten eine Traurigkeit. Er beſchäftigte ſich damit, die Geſchichte von Spanien und anderer Länder zu leſen, und unterhielt ſich mit ſeinen Dienern in angenehmen Geſprächen. Mitten im Sommer ging er entkleidet und barfuß, und ſchlief unbedeckt unter freyem Himmel. Er trank viel Waſſer mit Schnee nüchtern und des Nachts, legte Schnee in ſein Bett, und aß übermäßig viel Obſt. Vergebens ſuchte man ihn von ſolchen Unordnungen abzuhalten. Er unterdrückte dadurch die natürliche Wärme des Körpers. Dann entſchloß er ſich, nicht mehr zu eſſen, und ſo brachte er 11 Tage zu, ohne etwas anders als kaltes Waſſer zu genießen. Wenn er etwas Warmes und Nahrhaftes zu ſich nehmen wollte, war der Magen ſo ſchwach, daß er es nicht behielt. So ward ſein Körper erſchöpft, ohne daß die vielen Heilmittel, die man anwandte, ihm frommten. Er ſtarb am 24. Juii 1568, und

befahl, ihn in den Ordenskleidern des heil. Dominicus und Franciscus zu begraben. Er ward im Dominicaner-Kloſter zu Madrit beygeſetzt, und von dort 1573 nach dem königlichen Kloſter San-Lorenzo, (in das Escurial) gebracht. Nur was mit dieſem Bericht übereinſtimmt, kann als echte Nachricht über dieſes Ereigniß angeſehen werden.

Salaza de Mendoza verwirft nun alle übrigen Angaben als Fabeln; man ſagt unter andern, fährt er fort, der Prinz hätte ſeine Todesart nicht gewählt, und erklärt, man möchte ihn tödten, wie man wolle, da wären eines Morgens 4 Sclaven in ſein Zimmer getreten, von denen 3 ihm Hände und Füſſe gehalten hätten, während er von dem vierten mit einer ſeidenen Schnur wäre erdroſſelt worden. — Unterdeß iſt Mendoza ſo kurzſichtig, überall den menſchenfeindlichen, ſchwarzgalligen Philipp in Schutz zu nehmen, und er mochte wohl ſelbſt ein kleiner Philipp geweſen ſeyn, doch er ſaß ja an der Quelle, und trank reines Waſſer, das indeß directe aus dem Inquiſitionsbrunnen quoll.

Bärtige Weiber.

Barbara Grätje bekam von der Natur, als ſie ſich der jungfräulichen Reiſe näherte, einen förmlichen Männerbart, der bey ihrem Eintritt in das 25. Jahr zu einer beträchtlichen Länge anwuchs. In der Kunſtkammer zu Stuttgard befindet ſich ihr getreues Bildniß. Keyßler in ſeiner Reiſebeſchreibung erwähnt ihrer, und zugleich einiger anderer ſolcher ſeltſamen Phänomene. Im Jahr 1726, ſagt er, ergötzte eine bärtige Seiltänzerinn auf dem Carneval zu Venedig die Augen der Zuſchauer. Und was iſt bekannter, als das Beyſpiel einer Amazone, welche den Feldzügen Carls VII. von Schweden als Grenadier beygewohnt, viele Proben ihrer Tapferkeit abgelegt, bey Pultawa 1709 gefangen genommen, und 1724 aus Siberien nach Petersburg gebracht wurde? Mit einem anderthalb Ellen langen Barte wurde ſie dem ruſſiſchen Monarchen vorgeſtellt.

Zur Characteriſtik Herzog Heinrichs von Sachſen und ſeiner Zeit.

Wie es mit dem Fürſten und ſeinem Hofgeſinde zu Freiberg zugegangen, erzählt ein gleich-

zeitiger Scribent, davon habe ich viel gehört. Es ist jedermann freye Tafel gegeben worden, wie man von König Artus Hofe sagt, und groß Bulerey getrieben worden; davon ich dem Fürsten selbst oft seltsame Geschichten habe erzählen hören. Man hätte auch geglaubt, er würde sein Lebtag kein Eheweib nehmen, aber hernach im J. 1512, hat er sein Weib genommen, die ich habe zu Merseburg durchfahren sehen, und war die Hochzeitkleidung fast seltsam, von etlichen 100 Stücken zusammengesetzt. Die Hauptfarbe war roth und gelb, lange Strichelchen, einer halben Elle lang und eines Viertels breit gegen einander gesetzt, darnach nach der Quere, dazwischen Striche zweyer quer Finger breit, schachtweise, von den Farben zusammen gestickt und genäht, als nämlich Rosinfarbe, Gelb, Aschfarbe und Weiß. Solche Kleidung nahm viel Arbeit, und war alles Buntwerk.

— Der Fürst hielt sich mehr zu Bruder Johannchen als zu Görgen, der immer von Regimentssachen zu sprechen pflegte. Jener aber war ein guter Herr, lag meistens in der Küche und im Keller, welches Herzog Heinrichs Gebrauch auch war, des Tages drey oder viermahl Collation zu halten. Zu Freiburg beim Feuer und Heerde, oder in dem Kuchenstübel war fast die gemeinste Rathstube, ungeachtet, daß es

faſt übel nach Eſſig und anderer Küchenſpeiſe roch, und es auch ſonſt nicht gar luſtig darinne war. Es war ihm auch eine ſonderliche Freude, wenn er recht ſehr eſſen und trinken ſah, konnte es auch wohl leiden, daß Bürger und Bauern, und andere, wer ſie auch waren, aus ſeinem eigenem Keller trunken vor ihm weggingen, und das Thor kaum treffen konnten. Des lachte er und ſprach: Es wäre ihnen bei Maria recht geſchehen. (Curioſitäten.)

Magiſter Stiefel, der Prophet des jüngſten Tages.

Magiſter Stiefel, lutheriſcher Prediger zu Holzdorf und Lochau bey Wittenberg, hatte durch eine Berechnung von Quadratzahlen entdeckt, daß das Ende der Welt den 3. October 1533 früh um 8 erfolgen werde. Der gute Mann war ſelbſt durch die Vorſtellungen Luthers, dem er ſich anvertrauet hatte, von ſeinem Wahne nicht zu heilen, und eilte ſofort, auf Kanzeln und durch Druckſchriften ſeine Prophezeihung zu einer warnenden größern Publicität zu bringen. Alles ſtrömte herbey, dem weiſen Stiefel zu beichten, und da die verhängnißvolle Stunde her-

annahete, bestieg er die Kanzel, um die Gemeinde auf den furchtbaren Augenblick vorzubereiten. Der vorhergesagte Augenblick erschien, aber, die Elemente blieben ruhig; doch Triumph, Magister Stiefel, ein ungeheures Donnerwetter zieht sich zusammen, allein es vergeht eben so schnell. Endlich brachte der Hunger die erregte Gemeinde wieder zur Vernunft; sie ärgerte sich über ihre Leichtgläubigkeit, und rächte sich an den unberufenen Propheten dadurch, daß sie ihn von der Kanzel herab rief, und mit Stricken gebunden nach Wittenberg vors Gericht führte. Hier forderte sie Entschädigung für die Versäumniß ihrer Wirthschaft, wodurch sie an den Bettelstab gebracht worden, und die Scene würde weit ernsthaftere Folgen gehabt haben, wenn sich nicht Luther ins Mittel gelegt hätte. Dieser beschwichtigte die Ergrimmten, den Magister Stiefel einstweilen noch bey sich zu behalten, bis ein anderer Prediger seine Stelle ersetzte.

Hunger und Pest durch Heuschrecken.

Im Jahr 813 entstand in Deutschland, Italien und Frankreich eine peinliche Hungersnoth durch die plötzliche Erscheinung einer ungeheuren

Menge

Menge, in ihrer Art rieſenhafter Heuſchrecken, welche Alles verzehrten; viele Menſchen wurden eine Beute dieſer Noth; doch bald ſollten dieſe Inſecten ein noch traurigeres Elend verbreiten. Wie ſie nähmlich ihren Zug nach dem brittiſchen Meere nahmen, geſchah es, daß ein Sturmwind ſie alle in den Wellen begrub, um ſie todt wieder auszuwerfen; und dadurch erfolgte eine ſo wüthende Peſt, daß beynahe der dritte Theil der Menſchen von ihr dahin gerafft wurde.

Eine nicht minder groſſe Anzahl von Heuſchrecken kam im Jahre 1335 von Oſten her nach Pohlen, Böhmen, Oeſterreich und Bayern, woſelbſt ſie vier volle Sommer ſich aufhielten, und Alles verzehrten bis auf das Weinlaub; ſie hatten ſechs Flügel, und eben ſo viel Zähne, glänzend wie Edelſteine. Man verſuchte natürlich alles Mögliche, dieſe ungebethenen Gäſte zu vertilgen, oder ſonſt ihrer los zu werden; aber vergebens. So trieb in Bayern ein Mann eine Heerde Hühner gegen die Inſecten; ſie wurden zwar aufgefreſſen, aber was konnten ſolche unbedeutende Verminderungen einer ungeheuren Anzahl, die ſich täglich wieder vermehrte, frommen? Endlich im Jahre 1338 kam Rettung durch die Raben, Storchen und Geyer, durch die die Inſecten gröſten Theils verzehrt wurden; die, ſo noch übrig blieben, erdrückte der häufige Schnee, welcher am Tage nach Lucas fiel.

Nachher ſetzte man dieſer überwundenen Landplage folgendes Epitaphium:

M, tria X, tria C post octo ventre Cicadae,
Quas nive mox Truce postravit lux altra lucae.

In deutſch:

M als man zählet, drey X, drey C und acht,
Kame an der Heuſchrecken große Macht;
Sie wurden aber nach St. Lucas-Tag all
Durch großen Schnee erſtecket auf ein mal!

Neuerdings wurde im Jahre 1685 die obere Pfalz mit einer großen Menge dieſer Thiere heimgeſucht; im allgemeinen thaten ſie zwar nicht vielen Schaden, aber für einen alten Mann und ſeine Baſe war ihre Erſcheinung von den betrübteſten Folgen. Man hielt nähmlich dieſe beyden Leute für die Erzeuger dieſer Heuſchrecken, erklärte ſie für Zauberer, ſchlug ihnen am 30. December die Köpfe ab, verbrannte ihre Leichname, und ſtreute ihre Aſche in die Luft.

Domitian und Gottfrid von Bouillon, zwey künſtliche Schützen.

Der Kaiſer Domitian war ein ſo ſicherer Schütze, daß er in einer weiten Entfernung einen Pfeil durch die fünf Finger ſeiner Edelknaben oder Hofpagen ſchießen konnte, ohne daß dieſe nur die mindeſte Verletzung zu befürchten haben durften. Auf ein Wildſtück ſchoß er einſt zwey Pfeile gleich nach einander ab, und ſiehe, ſie ſtacken dicht neben einander an der Stirne desſelben wie auf einem einzigen Punct.

Noch glücklicher traf Gottfried, Herzog von Bouillon. Als er im Jahre 1099 bey der Belagerung von Jeruſalem auf dem Thurm Davids drey Vögel aufſliegen ſah, ſchoß er auf ſie ſo trefflich, daß er alle drey zugleich mit Einem Pfeil ſpießte. Seitdem führten die Herzoge von Lothringen in ihrem Wappen immer drey mit einem Pfeil durchſchoſſene Vögel.

Cromwell im Parlament.

Nachdem der unglückliche Carl Stuart verblutet hatte, kam es zwiſchen der Partey des Uſurpators Cromwell und den Royaliſten zu der entſcheidenden Schlacht bey Dumbre, die

Cromwell so vollkommen gewann, daß dadurch die Sicherheit seiner Regierung auf immer befestigt wurde. Nach diesem glänzenden Sieg hielt er den triumphirenden Einzug in London, und begab sich hierauf unverzüglich ins Parlament, von Officieren und Soldaten begleitet, welche die Thüren besetzten. In dieser Versammlung wendete er sich zuerst an St. John, einen seiner vertrautesten Freunde, und sagte ihm ins Ohr: „Ich komme, das zu thun, was mich bis in das Innerste der Seele betrübt, und weßwegen ich den Himmel eifrigst gebethen habe, daß er mir es nicht auferlegen möchte; aber ich sehe die Nothwendigkeit zur Ehre Gottes, und zum Besten der Nation ein.“ Er setzte sich einige Zeit nieder, und hörte den Verhandlungen des Parlaments zu. Hierauf wendete er sich gegen Harrison, und sagte zu ihm: „Das Parlament schiene ihm reif genug, um es auseinander gehen zu lassen. Nun stand er auf, machte dem Parlament die bittersten Vorwürfe, beschuldigte es der Tyranney, der Herrschsucht, der Unterdrückung und der öffentlichen Räuberey. Er stampfte mit dem Fusse, welches ein Zeichen war, daß seine Soldaten herein kommen sollten; und hieß das Parlament auseinander gehen. — „Macht rechtschaffenern Leuten Platz“ sagte er „welche ihrer Pflicht getreuer seyn werden. Ihr seyd weiter nichts, als ein Parlament. Versteht Ihr

mich? Ich ſage Euch, daß Ihr weiter nichts als ein Parlament ſeyd! Der Herr hat Euch verworfen; er hat andere Werkzeuge zur Vollendung ſeines Werks gewählt!" Vane beſchwerte ſich über ein ſo tyranniſches Verfahren, und Cromwell unterbrach ihn, indem er ihm zurief: „O Vane! Vane! Himmel! befreye mich vom Ritter Vane!" Einen Andern nahm er beym Rocke, und ſagte: „Du biſt ein Hurenjäger!" Zu einem Andern ſagte er: „Du biſt ein Ehebrecher!" Zu einem Dritten: „Du biſt ein Freſſer und Sauſer!" Zum vierten: „Du biſt ein Räuber." Einem ſeiner Soldaten befahl er nun, den Ceremonienſtab wegzunehmen. „Was macht Ihr mit dieſer Narrenpeitſche?" ſagte er: „Thut ſie weg!" Sein Generalmajor Harriſon ging gerade auf den Sprecher los, und jagte ihn mit Gewalt von ſeinem Platze. „Wir haben Macht, das zu thun" rief Cromwell: „denn ich habe die ganze Nacht zum Herrn gebethet, daß er mir lieber das Leben nehme, als dieſe Laſt aufbürden möge!" Gleich hierauf trieben ſeine Soldaten alle Parlamentsglieder mit Gewalt hinaus; Cromwell blieb zuletzt darin, ſchloß im Hinausgehen die Thüre ſelbſt zu, und begab ſich, ſeines Triumphs gewiß, voll Zuverſicht nach ſeiner Wohnung im Whitehall. (Hist. de la maison de Stuart).

Briefe des Churfürsten Moritz von Sachsen, an seine Gemahlinn Agnes von Hessen.

Liebes weib, wan es dir geluckselig vnd wol ging, heret ich gern; mir gehet es Got hab lob, gantz wol vnd nach dem ich acht, das sich die k. ma. numer in kurtzen tagen werden entschlissen, was sie mit dem krigsfolck zutuhen bedacht, so auch ich, das ich numer wil baldt bey dir sein. vnd ist mein beger, du wolleſt dich darnach achten, das du auff den negsten sontag vber acht tag bey mir zu wittenberge bist. solchs hab ich dir nit sollen vorhalten, vnd nit dich hiemit Got befolen haben, der helff vns mit freuden zusammen, amen. Datum Barbi, den 1 Octobris im J. L.

Moriz, Churfürst.

(P. S).

Ich hoff, das preludium sol mich entnemen, das ich nit darff den Reistag besuchen, so stat mich die vnderhaltung des krigsfolcks nichts, sonder es sein eitel paffen gulden wil sie der keiser ferner haben, er wirt ja wol gelt geben. In soma, Ich will diesen Winter bei dir bleiben, vnd wollen mit einander birn braten; wan sie ezussen, so wollen wir sie aus nemen, vnd wol-

len mit Gottes Hulffe ein guts mutlein haben, amen.

Was wir Ewen, libs vnd guts vormogen, mit freunflichen erbiten, altzeit zuuorn; Hochgeborne Furstin, freuntliches hertzlibes gemahl; Wiewol wir auf dem wege gewesen, vnserm entlichen beschluß nach, kegen Dreßden zu E. L. vorruckent, so wollen wir doch E. K. freuntlicher meynung nicht bergen, das vns eylende vnuersehenlich geschefft vorgefallen, das wir dorob verhindert worden. Wir wollen aber zum forderlichsten, als wir es jmmer geschicken kommen, E. L. sein Derowegen sy wolle je dieselbe Zeit nicht lang sein lassen. Auch vnsert halben nicht sorge tragen, dan es mit vnserer gesuntheit vnd sunst mit vns gucklich und wol Got Lop, zustehet. Dasselbige thun wir E. L. hinit von herzen wunschen, vnd dem Almechtigen befelen. Datum Wittenberg am tag Nicolai, Anno L.

Von gots gnaden, Moritz, Hertzog zu Sachsen und Churfurst.

Was wir Euren, libs und guts vermogen, mit freuntlichen erbiten, altzeit zuuorn. Hochge-

borne Furstin freundliches herzliebes gemahl. Wir vberschicken E. L. hirneben ein Conuolut etlicher briefe, doran vns nicht wenig gelegen, die wollen E. L. jn Jre Throne legen vnd dorjnnen wolurwaret behalten. Doran beschicht vns von E. L. freuntlichs gefallen vnd thun dieselbige himit Almechtigen befelen. Datum Leipzig den 8. December Anno L.

Von gots gnaden, Moritz, Hertzog zu Sachsen, des h. R. Reichs Ertzmarschalch vnd Churfurst.

Liebes weib; ich acht, du kenst mein sitten, das ich so gern schreib als ich bet. Darumb wols tu vnbekomert sein, das ich dir nit mer geschrieben hab. jch hoff zu got, jch wil die botschafft baldt selber bringen, vnd nit bald von dir stellen, den ich bin der grossen heren dinst fest mudt rad beger nit mer, als Ruh und frid. jch hoff auch, jch wil sonder schaden aus diesem krig komen vnd eine gutte notturfft mit bringen, vnd wil dich himit got befolen haben, der helff vns beyden mit freuden zusammen, amen. Jch bit auch, du wolest alle von meinet wegen grusen, die mir guts günnen; die andern aber, die des genus nit sein, die sol der tzotigete tufel

nemen. dan ich schreib aus keinem narren Kopff. die welt ist so bes, als man dencken mag. vnd noch einmal, Got befolen!

M. Churfurst. *)

Hochgeborne Furstin, freuntliches, hertzliebes Weib; ich hab nuhe mer die sachen so weit bracht, das ich zu got hoff, es sol im heiligen reich zu einem gutten bestendigen fridt kommen. ich hab vornommen jn deynem negsten schreiben, das du bedacht wäreſt, do jchs leiden mecht, zu mir zu kommen. nuhe weis got, dos jch solchs so wol leiden mocht, als du es theteſt, aber es jst meines filfaltigen postires halben, so jch des frides halben tuhen mus, vnmuglich. jch hoff aber zu got, ich wil usss lengst jn einem monat bei dir sein, vnd alles wider einbringen, was ich versäumt hab. Du wolleſt dir die zeit nit lassen lang sein, sonder dich wol gehaben. es wirt, ab got wil, alles gut werden. gruss mir vnder des alle, so dir vnd mir

*) Geschrieben im Jahre 1551, kurz vor der Uebergabe von Magdeburg.

gut sein. jch befel dich got, vnd dir, was dir lib ist. Datum ꝛc. ꝛc. ꝛc. junij jm jar Lij.

M. Churfürst.

Hochgeborne Furstin, hertzliebes weib; ich hab deyn schreyben vorlesen, vnd vor nim darjn, das es dir, got hab lob, noch wol gat. was mein perschon betrifft, stehet es noch jn dem alten sthandt, got geb hinfoder. was ich for ein trefliger buler bin worden, das findestu an den wetziarlein auch hemden vnd handsken. allein so fil hoflikeit jst nit bey mir zu finden gewest, das jch wer zu dem spanisen frautzimmer gangen vnd het jn einen pesselos manos dafar gemacht. sonst wan man nur mer geben het, ich hetz salles angenommen. den einen necklar, ampt tzurien par hansken, schenk meines bruder gemal von meinet wegen, vnd sag jr, das sie denk vnd hab einen jungen son. wo solchs nit geschicht, so denk sie nur auf gut antwort, wan ich wider kom. die ander tas sampt den hansken behalt du. die hemder vnd sarinet heb mir auff, vfft das wan mir vnser her got heim hilfft, das ich ein gepreng dar jn hab sonst weis ich nicht sonders mer zu schreyben, sonder ich hof zu Got, jch wil halt dye botschaft selber bringen. jch befil dich

Got, der helff vns mit freuden zusamen, amen. Datum im Lager vor Rab den VIIj octobris im Jar Lij. (Curiositäten, Weimar).

M. Churfurst.

Fürchterliche Erdbeben.

Im Jahr 786 während des Winters war in Bayern ein groſses Erdbeben; darauf fiel starker Schnee, und eine so heftige Kälte, daſs die Vögel in der Luft erfroren, und todt zur Erde fielen. Während dieser Zeit sollen einige Flüsse ganz blutroth gewesen, und vom Himmel sollen schwarze, brennend heisse Tropfen gefallen seyn, von welchen die Leute, die von ihnen getroffen wurden, starben. Hierauf ordnete, um diese Zuchtruthe des Himmels abzuwenden, der Herzog Thassilo eine allgemeine Fasten an, welcher er mit seinem Beyspiele voran ging; er streute Asche auf sein Haupt, ging barfuſs, beichtete, und in kurzer Zeit hatte die Noth ein Ende.

Unter die stärkesten Erdbeben gehören die, welche in den Jahren 1021, 1062, 1068 und 1348 ganz Deutschland beunruhigten; der ganze Erdboden dieses Landes wurde zumal erschüttert,

und die feſteſten Gebäude ſtürzten zuſammen. In Oeſterreich, Böhmen, Mähren, Ungarn, Kärnthen, und in der Schweitz wüthete es am ärgſten; es begann zur Veſperzeit und dauerte volle 40 Tage. Tauſende von Menſchen und Thieren fanden ihr Grab unter den zuſammengeſtürzten Gebäuden, oder wurden in den aufgeriſſenen Erdflächen und Bergen verſchlungen. Während dieſer Revolution ſollen zwey große Berg gegen einander geſtürzt ſeyn, und dadurch natürlich Alles, was zwiſchen ihnen lag und lebte, verſchüttet haben.

Nicht minder heftig war das Erdbeben, welches im Jahr 1551 Wien ängſtigte; kein Gebäude blieb ohne Beſchädigung; und die Neigung der Spitze des Stephansthurmes rührt von dieſer Erſchütterung.

Eben ſo gewaltige Erdbeben trafen in den Jahren 1627, 1631, 1638, und 1688 Neapel. Das erſte, welches ſich auf 200 italieniſche Meilen erſtreckte, dauerte einige Tage. Die meiſten Städte, Schlöſſer und Flecken ſtürzten zuſammen. Am traurigſten litten die Einwohner der Stadt Severo, die größtentheils erſchlagen, und die der Stadt Leſina, welche ſammt derſelben verſchlungen wurden. — Während des zweyten Erdbeben, das eigentlich das zwanzigſte war, von dem Neapel heimgeſucht wurde, brachen aus dem Veſuv

sieben Feuerströme hervor, so, daß auf fünf Meilen in der Runde, Städte und Menschen von der Asche bedeckt wurden. — Das dritte hatte die Verwüstung von Calabrien zur Folge; und die prächtige Stadt St. Euphemia versank samme den Einwohnern in die Erdklüfte.

Im Jahr 1670 brach in Bayern ein Erdbeben aus. Während dessen bewegte sich die Donau wie siedendes Wasser; doch war diese Revolution weder von langer Dauer noch von beträchtlichem Schaden.

Zur Zeit des Erdbebens, welches im Jahr 1693 in Augsburg erfolgte, zersprang der Pulverthurm, wobey mehrere hundert Menschen ihr Leben einbüßten. Er soll durch Feuer, welches vom Himmel fiel, angezündet worden seyn.

Entsetzlich war für Tauris, die Handelsstadt in Persien, das Erdbeben im Jahr 1721; denn die ganze Stadt versank in den Abgrund der geöffneten Erde, und dreymahl hundert tausend Menschen verloren auf dieselbe Art ihr Leben!

(Geschichte d. Erdbeben.)

Hans Heukels Supplik um einen Küſterdienſt an Fridrich Wilhelm den Großen.

Hochwürdigſter, Durchlauchtigſter, Großmächtigſter und Allerunüberwindlichſter, Hochgeehrteſter Herr Churfürſt,

Treue Dienſte geben treuen Lohn, ſagt der Haushalter Sirach im fünften Kapitel. Euch thue ich hiermit zu wiſſen, daß der Kirchendienſt zu Länkewitz anuitzo ledig iſt, und ich zu ſolchen Dienſte ſehr wohl geſchickt bin, und wenn Eure Großmächtigkeit meine Perſon ſehen und ſingen hören ſollten, würden ſie ſagen: Der Kerl iſt bey meiner Seele mehr werth, als daß er Küſter ſeyn ſoll; er könnte wohl predigen. Daß aber unſer Schulze, der Hunsvott, mir feind iſt, das macht daß meine Frau eben ſo einen rothen Rock hat, als des Schulzen ſeine Frau, und wann ich den Dienſt erſt haben werde, ſo mir ſchon gewiß genug iſt, will ich meiner Frau noch einen beſſern Rock machen laſſen, als des Schulzens ſeine hat, es mag den Hunsvott verdrießen oder nicht; und wann ich das Primarium kriege, muß es unſer Schulze nicht wiſſen, ſonſt ſtößt ers wieder um.

Ich verlasse mich ganz gewiß dazu, und verbleibe Linkewitz, den 15. Februar 1688.

Hans Henkel.

Decret.

Supplicanten werden nach abgelegter Probe sechs Ducaten bewilligt, und wenn er tauglich befunden wird, soll er den Dienst ohne Einwendung des Schulzen haben. (Berlin. Anecdot.)

Friedrich Wilhelm, Churfürst.

Bittschrift eines Leibgardisten an Ludwig XIV.

Nicht minder originell als die vorstehende Supplik ist die Bittschrift eines Leibgardisten Ludwigs XIV., bey deren Entwurf er von dem Marschall Villeroy im Vorzimmer des Königs, wo er eben die Wache hatte, überraschet wurde. Sie lautet:

Sire!

Il ne m'appartient pas d'entrer dans vos affaires,
Ce seroit trop de curiosité,

Cependant l'autre jour songeant à mes misères
Je calculois le bien de Votre Majesté.
J'en ai la memoire recente,
Et le calcul est assez court:
Il doit vous revenir cent million de rente,
Qui rendent à peu près cent mille écûs par jour;
Cent mille ecûs par jour font quatre par heure.
Pour reparer les maux pressants
Que le tonnere a fait à ma maison de champs,
Ne pourrai — je obtenir, Sire, avant que je meure
Un quart d'heure de Votre tems?!

„Sire, es kommt mir nicht zu, mich in Ihre Angelegenheiten zu mischen; dieſe Neugierde wäre für mich zu groß. Indeß, da ich eines Tages meine elenden Umſtände bedachte, rechnete ich zu gleicher Zeit dem Vermögen Eurer Majeſtät nach. Ich beſinne mich noch ſehr wohl darauf, und die Rechnung iſt nicht lang. Sie müſſen auf hundert Millionen Einkünfte haben, und da kommen auf einen Tag ungefähr hundert tauſend Thaler. Hundert tauſend Thaler auf einen Tag, machen vier tauſend auf eine Stunde. Um nun den empfindlichen Schaden wieder zu erſetzen, den der Don-

ner

ner in meinem Hauſe auf dem Lande angerichtet hat, könnte ich denn nicht, Sire! ehe ich ſterbe, eine Viertelſtunde von Ihrer Zeit erhalten?" — Villeroy, dem dieſer Einfall gefiel, zeigte die Supplik dem König, welcher den Soldaten rufen ließ, und ihn in ernſtem Tone fragte, wer ihn mit ſeinen Einkünften bekannt gemacht habe? Der Soldat nach einer kurzen Verlegenheit, antwortete: „Sire! der Ruf!" — „der Ruf hat nicht wahr geredet" erwiederte der groſsmüthige Monarch „ich habe noch mehr!" Und Ludwig ließ ihm die Summe doppelt auszahlen. — (Anecdoten groſser Staatsm.)

Graf Lubin der polniſche Goliath.

Anno 1475 iſt Kaiſer Friedrich mit ſeinem Sohne Maximilian gegen Landshut auf Herzog Georgens von Bayern, des Reichen, welcher König Caſimirs von Polen Tochter, Hedwig genannt, ehelich vermählet, Hochzeit geritten. Auf dieſer Hochzeit ſind faſt viel Chur- und Fürſten, Grafen und Herrn erſchienen, und iſt in aller Köſtlichkeit ein Ueberfluß vorhanden geweſen. Nun war mit dem königlichen Fräulein der Braut ein polniſcher Graf von Lubin, (ſie

nannten ihn von Gravenegk) welcher von Perſon mehr denn natürlich anzuſehen, groß und ſtark war, auf die Hochzeit gegen Landshut kommen, der führte ſeiner Frau Kön'ginn zu Ehren und Gefallen einen herrlichen Stand. Sein Roß, ſo er ritt, war ein großer und ſtarker Wallach, der war mit ſilbernen Hufeiſen beſchlagen, und war ſonſt ein hochmüthiger Herr. Als dieſer Polak der deutſchen Turniere, Rennen und Geſtech erſehen, hat er nicht viel darauf gehalten, ſondern das verachtet und ein Kinderſpiel genennet, auch allen Fürſten und Grafen, ſo auf dieſer Hochzeit geweſen, um tauſend Gulden ein Scharfrennen zu thun, ausgebothen, und weil der polniſche Graf ſo groß und ſtark war, hat ihm keiner beyſtehen wollen, welches Herzog Georgen den Bräutigam faſt ſehr bemühet, und hat er Kaiſer Friedrichen gebethen, daß Se. Majeſtät allen deutſchen Fürſten zu Ehren an Herzog Chriſtoffel von Bayern, ſein Kaiſerliches Begehren lege, und Se. Fürſtlichen Gnaden, auf daß dem Polacken Genüge geſchehe, allergnädigſt vermöge, daß der ein Treffen mit ihm zu halten, bewilligen wolle. Welches Kaiſer angenommen, und Se. Fürſtliche Gnaden auf ſolche Meinung angeſprochen. — Mit dieſem Kaiſerlichen Begehren ward Herzog Chriſtoffel, der ſonſt von allen ſeinen Brüdern, wie auch von Herzog Geor-

gen selbst nicht wohl angesehen und ein Waghals genannt war, dermaßen zu solcher Kühnheit bewegt, daß er Kaiser Friedrichen vor allen deutschen Fürsten wegen in die Hand gegriffen, und Sr. Majestät zugesagt, daß er, unangesehen des Polacken Stärke und Größe, innerhalb zweyer Tagen (doch ohne allen Vortheil) ein ritterliches Treffen mit ihm thun wolle, welches sich der Kaiser, sein Sohn Maximilian und alle Fürsten von Bayern sast erfreuet haben. Wie nun gemeldeter angesetzter Tag erschienen, sind beyde Scharrenner auf die Bahn, jeder mit den seinen daher gezogen, und haben den Kaiser sammt seiner Majestät Sohn, und allen Fürsten, Grafen und Herzogen, desgleichen die königliche Braut, und andere Fürsten, Grafen und von Adel, sammt ihren Frauenzimmern mit Lust zugesehen.

Herzog Christoffel ritt auf einem seiner starken thätigen Schimmel, der ein rechter Reiß war, welcher seiner fürstlichen Gnaden offenbar zu dem Rennen und Stechen gebracht hatte, in seinem Rennzeug daher, zu dem der Herzog in Latein gesagt, daß er, wie er auch selbst that, von dem Gaul absteigen wolle, auf daß jedermann sehen möge, daß solches Rennen aus freyem ritterlichen Gemüth, ohne allem Vortheil geschehen solle, und ist damit ohne alle Hülfe in seinem Rennzeuge abgestiegen, ob welchem der polnische Graf

gar hart erſchrocken, und ſich ſolches zu thun gewidert, auf Meinung, daß ſolches nicht vonnöthen wäre. Dieweil aber Herzog Criſtoffel heimlich erfahren, daß er ſeine zwey Bünde hätte, haben Sr. Fürſtliche Gnaden den Polacken abzuſteigen noch heftiger zu ermahnen angehalten, bis zuletzt der Polack aus Scham vor dem Kaiſer, Fürſten und Frauenzimmern dahin getrieben worden, abzuſteigen, und hat er den ſeinen befohlen, ihm ſeinen Bund aufzuſchneiden, welches alſo auch geſchehen, und iſt hiermit ein großer Spott über den polniſchen Grafen ergangen. Nun ſteigt der Pollack von ſeinem Wallachen, und geht zu dem Fürſten, und beut ihm die Hand, und geloben einander, ein ritterliches Treffen zu leiſten. Hierauf iſt Herzog Chriſtoffel zu ſeinem Reißen gegangen, hat ihm die Hand auf den Sattelbogen gelegt, und ohne allen Vortheil ſich mit aller Rüſtung in den Sattel geſchwungen, welches der Kaiſer auch der Pollack und männiglich mit großer Verwunderung geſehen, dagegen der polniſche Graf mit Hülfe vieler ſeiner Knechte mit Müh auf ſeinem Gaul gebracht worden, und iſt ihm, als er die Stärke und gebrauchten Vortheil Herzogs Chriſtoffel erſehen, auch ihm ſeine zwey Bündt, auf die er dieſes Rennen zu gewinnen großen Troſt gehabt, vor dem Kaiſer und den Fürſten öffentlich abgeſchnitten worden, aus Furcht

und Scham ſein männlich Herz und Gemüth entfallen, und hat doch das Rennen vollbringen müſſen. Wie man nun ſonſt Alles, was zu einer Beſichtigung der Stangen und Stechzeuge gehörig, vollbracht hat, da haben ſie gegen einander eingelegt, und einen ſo ſtarken Ritt gegen einander gethan, daß ihre beyden Stangen zerbrochen, und der polniſche Graf bey zwey Mannslängen weit hinter den Gaul geſtoſſen worden, aber Herzog Chriſtoffel frey, aufrecht und ritterlich beſeſſen blieben iſt. Ob welchem männlichen Treffen der Kaiſer, Se. Majeſtät Sohn, auch alle Fürſten und Frauenzimmer faſt fröhlich worden, und Herzog Chriſtoffel den Dank ſammt den zwey tauſend Gulden, überkommen und erlangt. Der Polack hat ſich dieſes Treffens nicht allein hart geſchämt, ſondern auch ſich deſſelben in ſeinen Leib ſo hart, und faſt beklagt, daß er zu Morgens aufgeſeſſen, und hinweg geritten, auch am dritten Tage geſtorben (!) und ſich vor ſeinem Tode zum öftermahlen hören laſſen, es ſey der lebendige Teufel in dieſem langen ſchwarzen magern Fürſten geweſen, der habe ihm das Herz im Leib entzwey geſtoſſen, denn ſolcher ſtarker Stoß in dieſem Fürſten ohne Hülfe des Teufels nicht möglich zu thun geweſen ſey. — Es hat dieſe fürſtliche Hochzeit bey 14 Tagen gewährt, und iſt männiglich mit

Futter und Mahl frey umſonſt verehret worden. (Zeitung aus der Vorwelt.)

Luthers Urtheil über die Juden.

— Ja, da ſteckts, das iſt der Hader, da hebt ſichs oder, das macht die Jüden toll vnnd toricht vnn treibt ſie zu ſolchen verdampten ſinn, daß ſie alle Sprüche der Schrift ſo ſchendlich verkehren müſſen, nemlich, ſie wollens nicht, ſie könnens nicht leiden, daß wir Heyden ſollen jhnen vor Gott gleich ſeyn, Vnd der Meſſias ſolt ſo wol vnſer als jhrer troſt vnd frewde ſeyn. Ehe ſie das lidten, ſage ich, daß wir Heyden, die von jhnen ohn vnderlaß verſpeyet, vermaledeyet, verflucht, geleſiert, geſchendet werden, ſolten mit jhnen am Meſſia theil haben, Miterben vnd jhre Brüder heiſſen, ſie Creutzigten eh noch zehn Meſſias, vnd ſchlügen Gott (wo es müglich wäre) ſelber zu todt, mit allen Engeln vnd allen Creaturen, vnnd ſolten ſie tauſent Helle für einen verdienen, So gar ein vnbegreiflicher harter ſtoltz, ſteckt in dem edlen Blut der Vätter vnd beſchnittenen Heyligen, Sie wollen den Meſſiam allein haben, vnnd der Welt — Herrn ſeyn, Jhr begierd das iſt jhr Gold vnnd Silber den Jüden geben,

und sich schlachten lassen, wie das arme Viehe, Ehe sie diesen Sinn lossen, so bleiben sie lieber wissentlich vnnd ewiglich verlohren. (Buxdorf Judenschule.)

Titulatur des Sultans von Menangeabow auf der Insel Sumatra, als Eingang eines Edicts.

Der Sultan von Menangcabow, dessen Residenz Paggnidrudschung ist, welcher König aller Könige und Sohn des Raia Izuederzulcar — Nainny ist, und Muncuto besaß, welches von dem Propheten Adam ist vom Himmel gebracht worden; Herr des dritten Theiles des Waldes Macumät, dessen Eigenschaften unter andern darinn bestehen, daß er Holz zum Fliegen enthält; Herr der mit dem Barte des Dschandschih aus dem Pallaste der Stadt Rom gezierten Lanze, deren Feste in dem Monathe Dul- Hadschih gefeyert werden, wo alle Allims, Plickiahs, und Mudanokarrihs Gott loben und bitten; Herr des Goldes von zwölf Körnern, genannt Rudav rat Rudarattih, welches einem Menschen gleicht; welcher seine Schatzungen in Gold nach dem Lessung (Scheffel) empfängt; dessen Betel-Gefäß von Gold und Dia-

manten beſetzt iſt; welcher Beſitzer iſt des Schwertes, genannt Nurih-ſe-Mendang-Dſchihrih, das hundert und neunzig Scharten hat, die es in dem Gefechte mit dem Erzteufel Se Rattih-Muno erhielt, den es erlegte; welcher Herr iſt des friſchen Waſſers im Ocean, ſo weit ein Schiff in einem Tage ſegeln kann; Beſitzer einer Lampe aus dem Zweige des Iddſchu gemacht; eines Cadewang, welches in einem ungemachten Chinday gewickelt iſt, eines aus der Seele des Stahles verfertigten Dolches, welcher durch ſein Geräuſch ſeinen Widerwillen ausdrückt, wenn er in die Scheide geſteckt wird, und ſein Vergnügen verräth, wenn er gezogen wird; Herr einer Dattel, die ſo alt, als die Schöpfung iſt; Beſitzer eines von dem Himmel gebrachten Feuergewehres, Namens Subahanahunatanatla; eines Pferdes von dem Geſchlechte Sorimboranih, welches alle andern übertrifft; Sultan des brennenden Berges, und der Berge Guntang-Guntang, welche Palembang und Dſchambih ſcheiden; Beſitzer des Elephanten Settih Dewa; Sultan des goldenen Fluſſes und Herr der Luft und der Wolken (!!); Herr eines Balli, deſſen Pfeiler an der Staude Dſchelattang ſind, der Gandangs, (Trommeln) welche aus dem heiligen Zweige der kleinen Stauden Pulut und Siloſurih verfertigt ſind; der Gong, welche bis zum Himmel tönet, des Büffels Se Binnang Sattih,

dessen Hörner zehn Fuß von einander [illegible] unbesiegten Hahnes Sengunanich; des [illegible] mes, dessen erstaunliche Höhe und die Schlangen und anderes schädliches Gewürme, womit [illegible] setzt wird, ihn zu besteigen unmöglich machen; der Blume Sirih Mendschtarih vom himmlischen Geruche, der wenn er sich schlafen legt, nicht eher erwacht, als bis der Gandang [illegible] ertönet, dessen eines Auge, wie die Sonne, und das andere wie der Mond ist — erkläret seinen Unterthanen diesen seinen Willen ꝛc. (Beschreibung der Insel Samatra.)

Fridrich Wilhelms des Großen selbst verfertigtes und eigenhändig geschriebenes Gebeth.

O allmächtiger Herr Herr, alle deine Straffen vndt Zuchtigungen, so ich von Deiner vatterlichen Handt empfange, seindt nur alle zeichen deiner Gnaden, gegen mich, denn ein Vatter, so sein Kindt liebet, zuchtiget selbiges, verlei mir die Gnadt, da ich Sie auch also erkenne vndt aufnehme, das du dadurch recht dein vatterliches Hertze gegen mich erweisset, vnd mich pruffest, auf das ich mich ahn dich desto fester in inbrunsti-

ger Liebe, Vertrauen und Hofnung zu volführung deines Heiligen Willens halte, vndt gewis des Ewigen Lebens vndt Seligkeit verſichert ſein, vndt in Ewigkeit genieſſen möge. Amen. (Zum erſtenmal abgedruckt in Fouqués Muſen 1813.)

Inhalt.

Seite.

Catharina I. Statuten zur Herſtellung der Sitten. 1
Woher kömmt das Wort: Cabale? 3
Hochzeits-Coſtüme Kaiſer Fridrichs III., Herzog Georgs von Bayern und ſeiner Braut. 6
Unfug in Wien während Kaiſer Rudolphs I. Anweſenheit daſelbſt im Jahr 1278. . . . 8
Actenſtück einer Hexen-Execution zu Szegedin in Ungarn den 20ten July 1728. 10
Griechiſche Münchhauſiaden. 13
Woher ſtammt die Redensart: Einen in den Sack zu ſtecken? — Oder Raubers Kampf mit dem Spanier. 15
Cola Pesce, der Taucher, zur Vergleichung der Schiller'ſchen Ballade. 17
Fridrich „mit der gebiſſenen Wange" — Woher leitet ſich dieſer Beynahme? . . . 19
Aberglaube im Mittelalter 21
Urſprung des Sprichwortes: der Mann lebt auf großem Fuß 23

Seite.

Aufschluß über Wallensteins Niederlage b. Lützen. 14
Einführung der Roßschweife bey den Standarten. 26
Strafe des Vätermords bey den Römern. . . 27
Künstlerwürdigung im fünfzehnten Jahrhundert. 28
Feldpredigt aus dem dreyßigjährigen Krieg. . . 30
Siebenschläfer — Woher kommt dieser Nahme? 33
Kaiser Verus Gastmahl. 74
Feyerlichkeit bey der Genesung des Königs von England im Jahr 1789. 36
Juden-Rache in Frankreich. 37
Eugen bekommt plötzlich graue Haare 39
Gustav Adolphs Rede an die deutschen Officiere. —
Tagsbefehl gegen die Klatschzungen zu St. Helena 41
Orientalische Eifersucht. 43
Merkwürdiger Gevatterbrief vom Jahr 1516. . 44
Titulatur des Königs von Persien. 45
Der Schwedenkönig Fiölner ertrinkt in einer Methkufe. 46
Zwey wenig bekannte Anecdoten von Joseph II.
Der Pfalzgräfinn Charlotte, Gemahlinn Carl Ludwigs Churfürsten von der Pfalz possirliche und doch sehr ernsthafte Eheklagen an Kaiser Leopold I. 49
Fabel der Chinesen vom Ursprung des Thees. . 64
Kaiser Otto I. Selbstbeherrschung . . . . . —
Fanatische Unterwürfigkeit der Dienerschaft des Serails 67
Conrads, Bischofs von Würzburg Edict im Jahre 1521 die Moralität d. Geistlichen betreffend. 69
Georg Herzogs v. Clarences originelle Todesart. 70
Erklärung über das Zutrinken im Jahre 1524. 71
Verschwenderische Bäder 73

Seite

Der Stifter des Inquiſitionsgerichts. 74
Verantwortung des Churfürſten von Sachſen Johann Fridrichs, gegen die ſchimpflichen Ausfälle d. Herzog Heinrichs von Braunſchweig. 75
Beyſpielloſer Muth eines Inſulaners von St. Domingo 77
Woher kömmt die Benennung: Silhouette? . 79
Die Menſchenjäger in Canada. 80
Maria Thereſia, erſt Fürſtinn, dann Mutter . 81
Gelehrte Unterſuchungen über einen goldenen Backenzahn. 82
Gelegenheitsurſache des Krieges zwiſchen England und Spanien im Jahr 1741. . . . 84
Der Gräfinn Eliſabeth von Pappenheim Neujahrsbrief an ihren Gemahl zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges. 86
Erzherz. Philipps v. Oeſtreich Tanz in Augsburg. 89
Ein eigenhändiger Brief Wallenſteins an den General Grafen Pappenheim 90
Der unglückliche Rauconnet. 93
Privilegirte Säufer bey den Türken. . . . . —
Gelungenes Anagramm. 94
Prachtaufwand des Herzogs Carl von Burgund. —
Scheußliche Rache der Madriter-Freudenmädchen an den Portugieſiſchen Soldaten. . 97
Vermählungsfeyerlichkeiten im 13. 14. und 15. Jahrhundert. 98
Aufruhr der Maulesel zu Rom. 101
Herzog Rudolphs Urkunde über den Fortbau der Stephanskirche in Wien. 103
Die eiſerne Maske, ein politiſches Räthſel. . 104
Kaiſer Sigmunds erbaulicher Tod. 108

Seite

Volksrose's Eroberung des Forts Feramp; ein Wunder der Kühnheit und des Muthes. 109
Tyranney der Spanier in Westindien. . . . 112
Wunderkünste der Indianischen Marktzieher. . 118
Notificationsschreiben Kaiser Leopolds I. an die Königinn von England in Betreff der Besitznahme des spanischen Throns durch seinen Sohn den Erzherzog Carl. 116
Titulatur des Großherrn, in der Einleitung einer Depesche geschrieben vom Ottomanischen Kaiser Mahmud an den Schah Sefy Abbas I., König von Persien. . . . 118
Neu aufgefundene Originalschriften von Luther und Melanchton. 125
Verwilderung eines kindlichen Gemüths. . . . 128
Ungedruckte Briefe Heinrichs II. von Frankreich an seine Geliebte Diane von Poitiers. . 130
Arabische Ode auf den Wein. 132
Der deutsche Michel, woher schreibt sich dieß Prädicat? 133
Die Schnellläufer bey den Alten 134
Aufschlüsse über Mahomeds vorgebliche Prophetensendung 135
Peters des Großen Diner zu Spaa. 137
Verwahrung gegen Recensentengeißel, aus einem alten Buche vom Ende des 16. Jahrhunderts. 141
Merkwürdigkeiten aus der Bibel. 142
Die Einführung d. Mahagony-Holzes zu Meubeln. 143
Ursprung des Carnevals. 144
War es weisser oder rother Wein, den Christus auf der Hochzeit zu Canaan aus Wasser verwandelte? 147

Seite
Peters des Großen Maskerade im Jahr 1714. 149
Der Anfang unſrer Jahresrechnung mit Januar. 151
Geometriſche Schilderung des Bildes Gottes. . 153
Rieſen. 155
Nähere Daten über das tragiſche Ende König Carls I. von England. 157
Wenig bekannte Hauptveranlaſſung zu Robespierres Sturz. 160
Das Jahr bey den Chineſen. 164
Fragmente aus dem Tagebuch der Lady Elisabeth Woodwille, nachherigen Gemahlinn König Eduards IV. von England. . . . 164
Abſtammung des Wortes Pfingſten. 168
Numismatiſche Denkwürdigkeiten der Deutſchen. —
Die ewige Schatzkammer der türkiſchen Kaiſer. . 170
Symbolik der Handſchuhe. 172
Woher haben die Schneider den Spott-Nahmen: Geisbock, erhalten? 176
Schwachheiten u. Thorheiten berühmter Männer. 178
Ungeheure Kriegsheere und Schlachten. . . . 182
Preiſe der Lebensmittel während der Kirchenverſammlung zu Coſtnitz im Jahr 1415. . 185
Pabſt Paulus III. Antwort auf das Zuſchreiben der Churfürſten und Reichsſtände zu Speyer im Jahr 1544. 186
Böſes Omen der Zahl 13, bey Tiſchgeſellſchaften. 190
Spitzfindige Beweggründe zur Vermählung Ludwigs XIII., und Annens von Oeſtreich.. . 193
Judenverfolgung. 194
Altfürſtliches Gratulationsſchreiben zum Nahmenstag einer Gemahlinn. 197
Kaiſer Sigmunds Kurzweil in Straßburg. . . 198

Seite

Die Lampenstrafe; entsetzliche Thatsache des französischen Revolutionsterrorism. 199
Ursprung des Sprichwortes: Wer das Glück hat, führt die Braut heim! 202
Ausstattung einer adeligen Braut im sechzehnten Jahrhundert. 203
Ungeheure Verschwendung des Fürsten Potemkin. 205
Woher kommt die Sitte und Benennung des blauen Montags. 207
Definition der Alraunen. 209
Königliches Vermählungsfest im 15. Jahrhundert. 211
Der erste Almanach. 213
Schreckliche Strafe des Ehebruchs bey den alten Sachsen. 213
Nähere Nachricht über den Sturz des russischen Günstlings Mons. 214
Herausforderung Carls IX. von Schweden an Christian IV. von Dänemark, und Gegenerklärung des letztern. 216
Heliogobalus der Heros der Schwelgerey. . . . 220
Ursprung der Redensart: einen Ball geben. . . 222
Eine Franciscaner-Procession in Constantinopel. 223
Philipps des Guten, Herzogs von Burgund Gelübde auf einen Fasan. 224
Das Trink-Conclave bey der Wahl eines neuen Afterpabstes nach Vutterlins Tod; Actenstück aus den letzten Tagen Peters des Großen. 227
Gemählde des Don Carlos u. der Prinzessinn Eboli. 232
Cornelius Drebels Schiffahrt unter dem Wasser. 235
Die ewige Lampe in den Grabmählern des Olybius und Rosiernciuß. 236
Fabricius von Hildens Ehrenrettung der deutschen Sprache. 237

Seite
Originaller Empfang Annens von Bretagne in Par. 239
Fridrich August, Churfürst von Sachsen, nachmahliger König von Pohlen; seine Galanterien und Abentheuer. 257
Peters des großen Plan gegen die Perser verräth ein Papagey. 297
König Chilperichs I. Brief an den heil. Martin. 298
Die Hochzeit des Vezie Alli, Sohn des lezt verstorbenen Nabobs von Aude 299
Carls des Weisen von Frankreich, Cabinettsbefehl an die Stadt Troyes in Champagne, ihm zwey neue Hofnarren zu verschaffen. . . 302
Apophtegmen großer Deutschen. 303
Ursprung des Wortes: Academie. 308
Heinrichs von Liechtenstein Friedenssendung nach der Türkey im Jahre 1584. 309
Johann Stöflers Prophezeihung einer zweyten Sündfluth. 318
Der rhodische Drache, nebstbey zur Vergleichung der Schiller'schen Romanze. 314
Die Gesellschaft der Blutbrüder; Schauerscene aus der französischen Revolution. . . . 318
Kaiser Carls V. Mandat an Herzog Heinrich den jüngern von Braunschweig. 328
Aufschlüsse über die lezten Lebenstage und den Tod des spanischen Prinzen Don Carlos. 327
Bärtige Weiber. 333
Zur Characteristik Herzog Heinrichs von Sachsen und seiner Zeit. 333
Magister Stiefel, Prophet des jüngsten Tages. . 335
Hunger und Pest durch Heuschrecken. 336
Domitian und Gottfried von Bouillon, zwey künstliche Schützen. 339

Seite
Cromwell im Parlament. 339
Briefe des Churfürſten Moritz von Sachſen an ſeine Gemahlinn Agnes von Heſſen. . . 349
Fürchterliche Erdbeben. 347
Hans Henkels Supplik um einen Küſterdienſt an Fridrich Wilhelm den Großen. 350
Bittſchrift eines Leibgardiſten an Ludwig XIV. . 351
Graf Lubin, der polniſche Goliath. 353
Luthers Urtheil von den Juden. 358
Titulatur des Sultans von Menangcabow, auf der Inſel Sumatra, als Eingang eines Edicts. 359
Fridrich Wilhelm des Großen ſelbſt verfertigtes und eigenhändig geſchriebenes Gebeth. . . 361

Verbeſſerungen.

Seite 13 Zeile 3 ſtatt: Grieſchiche, lies: Griechiſche.
— 15 — 14 ſtatt: ein vornehmer Spanier und Ritter lies: ein vornehmer Spanier, und Ritter.

Jüdiſcher Plutarch;

oder

biographiſches Lexicon

der

markanteſten Männer und Frauen jüdiſcher Abkunft,

(aller Stände, Zeiten und Länder)

mit

beſonderer Rückſicht

auf das

öſterreichiſche Kaiſerthum.

Von mehreren jüdiſchen und nichtjüdiſchen, in- und ausländiſchen Schriftſtellern.

Erſtes Alphabeth,

oder

erſter Band.

Mit einem Titelbilde.

Wien, 1848.

Verlag von Ulrich Klopf sen. und Alexander Eurich, Stadt, Wollzeile Nr. 782.

KGL. BIBL.
DER
UNIVERS.
HALLE

Druck von Ulrich Klopf sen. und Alexander Eurich.

Vorwort.

Jean Paul ſagt: eine Vorrede ſey eigentlich nichts anderes als eine Verlängerung des Titels; und Jean Paul hat wohl Recht. Den Titel unſeres Buches zu verlängern oder zu erläutern, werden wir nicht nöthig haben; er characteriſirt ſich ſelbſt deutlich genug. Einer eigenen Motivirung aber zur Herausgabe eines jüdiſchen Plutarch wird es am allerwenigſten bedürfen; und all und jedes Anderweitige wird ſich von ſelbſt herausſtellen.

Wir merken nur noch an, daß unſer Text, wie es bey Wörterbüchern üblich, theils aus ganz neuer Bearbeitung, theils aus Extracten und Ueberſetzungen ꝛc. beſtehe, und daß man es da dieſer Plutarch nicht ſowohl ein Nachſchlage- als ein Leſebuch ſeyn ſoll, mit dem äußern Umfangsverhältniß der Artikel zu einander nicht ſo ſtreng genommen habe. Sonnenfels z. B., der

zum ersten Mahle datenreich ausgestattet erscheint, diese außerordentlich wichtige und ansprechende Personage, dürfte dem einsichtigen, vornehmlich dem vaterländischen Leser wohl kaum zu ausführlich dünken.

Die Anzahl der Alphabethe oder Bände läßt sich vor der Hand nicht bestimmen, was nichts zu sagen hat, weil jeder Band für sich ein Ganzes bildet. Am Schlusse aber wird ein Generalregister folgen.

Wien, im Frühjahre 1848.

Die Redaction.

Abarbanel, Iſak.

(Auch Abrabanel, Abrabanele, Abarbinel, Abrabaniel ꝛc.)

Dieſer überaus denkwürdige Mann, ein Spielball des launenhaften Schickſals, wurde zu Liſſabon im Jahre 1439 von vornehmen Aeltern geboren, und genoß eine ſeinem Stande angemeſſene Erziehung. Bibel und Talmud waren die Gegenſtände, die von früheſter Jugend an ſeinen Geiſt ſpornten und ſeinen Scharfſinn entwickelten. Wahrſcheinlich war er, wie die Meiſten ſeiner Zeitgenoſſen dazu beſtimmt worden, dieſem Studium ſein Leben und ſeine Kräfte zu weihen. Aber noch zur Zeit fühlte er ſich zu einer ſicheren Stellung im Leben berufen, und ſeine reichen Geiſtesgaben verliehen ihm das volle Recht ſolche Hoffnungen zu nähren. Er warf ſich mit allem Eifer und aller Beharrlichkeit auf die Fächer der Staatswiſſenſchaft, worin er ſolche Fortſchritte machte, daß in kurzer Zeit der König (Alphons V.) auf ihn aufmerkſam wurde, und ihm ſeine Gunſt zuwendete. Alphons brachte ihn ſeinem Throne nah, ſo, daß Abarbanel die höchſten Stellen bekleidete.

Aber nicht lange ſollte er dieſes beneidenswerthe Loos genießen. Er ſollte kämpfen ſein Leben lang mit

dem Unglücke, und sollte des Schicksals Tücke in vollem Maße erfahren; denn, wie er sich selbst ausdrückt: „der Tod stieg durch seine (Alphonsens) Fenster und Untergang in seinem Pallast.“ Alphons starb, und sein Sohn Juan folgte ihm auf den Thron. Juan aber hatte nicht die Einsicht und die Erfahrung seines edlen Vaters; er haßte alle seine Edlen und war arglistig gegen alle seine Diener. Besonders entfremdete er sich alle Freunde seines Vaters, die Fürsten und Hohen des Landes, und beschuldigte sie des Einverständnisses mit dem französischen Hofe, um ihn vom Throne zu stürzen. In Folge dieses Argwohns ließ er die Treuesten und Angesehensten des Landes ermorden; nur Wenige retteten ihr Leben durch schnelle Flucht. Abarbanel fiel bey ihm gleichfalls in Ungnade, wie er selbst in folgenden Worten erzählt: „Auch mir zürnte der König, obwohl nicht Unrecht in meiner Hand und nicht Trug in meinem Munde war, weil ich in früheren glücklichen Tagen in enger Freundschaft mit den entflohenen Fürsten lebte, die sich oft bey mir Berathung holten. Er klagte mich der schwersten Verbrechen an, haßte mich mit aller Kraft seiner Hand, und hielt mich für einen Verbündeten mit den Verschwörern, denn, meinte er, meine Freunde würden nichts unternommen haben, ohne mir etwas darüber zu sagen. Auch schadenfrohe böse Menschen, die mich gerne vom Throne verdrängen wollten, um meinen Platz einzunehmen und mein Vermögen zu erben, trugen das Ihre bey, indem sie mich verläumdeten mit ihren Schlangenzungen, und von mir redeten, was ich weder gesprochen noch gedacht.“

Eines Tages ließ ihn der König zu ſich rufen, unter dem Vorwande, er möge ſich, ſo er ſich unſchuldig wiſſe, vertheidigen. Dieſem Befehle Folge zu leiſten, war Abarbanel ſchon auf dem Wege zum König, als ein Freund ihn warnte und ſprach: „Gehe nicht hin, rette Dein Leben, denn es ſteht in Gefahr, man trachtet Dir darnach.“ Er verließ nun eilends Stadt und Land, ohne Abſchied von ſeiner Frau noch von ſeinen Kindern zu nehmen, all ſein Habe ſeinen Feinden zurücklaſſend. Am andern Morgen, als ſeine Flucht ruchtbar wurde, befahl der König, ihm nachzujagen, ihn zu ergreifen, und ſogleich zu tödten.

Aber Gott rettete ihn aus dieſer Noth, denn die Häſcher holten ihn nicht ein, und er langte glücklich in Caſtilien an. Hier war er wohl ſeines Lebens ſicher, aber er befand ſich dennoch in einer ſehr traurigen Lage. Er war hier in einem Lande, das er nicht und das ihn nicht kannte, lebte getrennt von den Seinen, entblößt alles Vermögens, ohne ſichere Zukunft unſtät und flüchtig. Alphons nahm all ſeine zurückgelaſſenen Güter an ſich, und gab ſeine Familie dem Elende und der Noth preis. Von Caſtilien ſchrieb er wohl dem Könige, betheuerte ſeine Unſchuld, ſchilderte ſeine traurige Lage, flehete um Verzeihung; aber der harte Fürſt blieb unzugänglich.

Dieſer Zeit (1484) verdanken wir aber ſeinen vortrefflichen Commentar zu dem Buche Samuel; denn bey ſeiner nun ſo unwillkommenen Muße ſtrebte ſein Geiſt nach Beſchäftigung, und er unternahm dieſe Arbeit; wie überhaupt alle ſeine wiſſenſchaftlichen Hervorbringungen nur

in solchen Perioden entstanden, in denen seine Berufspflichten ihm Zeit gönnten.

Bald wurde er aber wieder dieser Sphäre entrückt, in welcher er sich schon heimisch fühlte; denn als er den Commentar zum Buche der Könige beginnen wollte, ward Ferdinand von Spanien, der damahls sehr mächtig über Castilien, Aragon, Catalonien und andere Gebiethe herrschte, auf ihn aufmerksam. Er ließ ihn zu sich kommen, und Abarbanel fand Gunst sowohl in seinen, als in den Augen seiner Edlen, so, daß Ferdinand ihn in seine Dienste aufnahm. Acht Jahre bekleidete er nun hohe Aemter am Hofe, und erwarb sich ein großes Vermögen. Er sollte da von erlittenen Drangsalen sich erholen, aber zugleich Kräfte sammeln zu neuen Mißgeschicken.

Im neunten Jahre seines Dienstes zog Ferdinand das Schwert, und eroberte das Reich Granada sammt der herrlichen, vielbevölkerten, hochberühmten Hauptstadt gleichen Nahmens. Diesen Sieg schrieb Ferdinand seinem Gotte zu, dem er sich nun zu großem Danke verpflichtet fühlte. Wodurch, sagte er zu sich selber, könnte ich ihm, der mir so großen herrlichen Sieg verliehen, wohlgefälliger erscheinen, als indem ich ihm zuführe das Volk, welches im Finstern wandelt, die zerstreute Heerde Israels, indem ich zu seinem Glauben zurückführe die abtrünnige Tochter — oder wenn ich sie wegtreibe in ein anderes Land, daß sie nicht ferner in meinem Lande wohnen und nicht bestehen vor meinen Augen? — —

Er gab nun wirklich den Befehl, entweder sollen alle Juden, die in seinem Staate wohnen, sich zum Chri-

ſtenthum bekehren, oder binnen drey Monathen denſelben verlaſſen.

Abarbanel, als er von dieſem Geſetze Kunde erhielt, wendete alle möglichen Mittel an, um den König von ſeinem Entſchluſſe abzubringen. Er both alle ſeine Beredſamkeit auf, machte alle erdenklichen Vorſchläge, und veranlaßte, daß ſeine gewichtigſten und vertrauteſten Freunde ſich verwendeten. Aber Alles war vergebens. Ferdinands Wille blieb Anfangs unerſchütterlich. Als ſich aber der König und die Königinn Iſabelle ſchon geneigt fühlten, dem Drängen und Bitten Abarbanels nachzugeben, da erſchien plötzlich Torquemada, der Inquiſitor, und rief: „Judas hat ſeinen Herrn für dreißig Silberlinge verkauft, Eure Hoheit wollen ihn für dreißig tauſend Goldſtücke verkaufen. Da iſt er, nehmt ihn hin und verkauft ihn eilends.“ Durch dieſe Rede ward die ganze Verhandlung zerſtört; das Geſetz trat in Wirkſamkeit, und da jene Juden feſt an ihrem Glauben hingen, ſo waren wenige, die ſich zum Chriſtenthume bekehrten, und es zogen, nach Abarbanels Angabe, dreymahlhunderttauſend Juden aus ihrer Heimath, ohne zu wiſſen, wohin ſie ihr Geſchick führen werde. Einige zogen nach Portugal und Navarra; aber auf dem Wege überfiel ſie die Peſt, zu der ſich bitteres Leid und Hunger geſellte und ſie aufrieb.

Unter denen, welche ſich auf gut Glück einſchifften, war auch Abarbanel. Der Zufall brachte ihn nach der hochgeprieſenen Stadt Neapel. Es war im Jahre 1493. Abarbanel lag nun wieder ſeinen Studien ob, und bearbeitete den Commentar zu den Büchern der Könige.

Nebstbey wußte er sich bey Ferdinand, dem König von Neapel, bemerkbar und nützlich zu machen, so, daß dieser ihm seine Hülfe und seinen Beystand versprach, welches Versprechen er wohl nicht halten konnte, weil er gleich darauf, 1494, starb. Sein Sohn Alphons bestieg den Thron, fühlte sich aber auf demselben nicht glücklich, überließ die Regierung seinem Sohne und schiffte sich nach Sicilien ein, wo er ruhig zu leben gedachte, aber nach einem Jahre in einem Kloster starb.

Abarbanel war ihm als treuer Anhänger bis nach Messina gefolgt, ließ aber seine Familie und sein Vermögen zurück. Bey Carl VIII. Einfall in Neapel aber reiste er nach Corfu. Hier ist seine Geschichte etwas dunkel, denn er gibt die Ursache seiner schnellen Reise, die eigentlich als eine Flucht zu betrachten ist, nicht an.

In Corfu fand er zu seiner größten Freude seinen in Lissabon begonnenen Commentar zum fünften Buche Moses, den er für verloren gehalten, und er vollendete denselben zu Monopolis, wohin er sich mit seiner Familie begab. Von nun an lebte er der Erziehung seiner Kinder, deren er folgende drey hinterließ: R. David, Arzt in Neapel, R. Salomo (wahrscheinlich Rabbiner in Venedig) und R. Joseph, mit dem er noch in seinem späten Alter nach Venedig reiste, um einige Streitigkeiten zwischen der Republik und dem Könige von Portugal zu schlichten, wobey sein Sohn eine große Rolle gespielt haben soll. In Venedig commentirte er noch den Pentateuch; Jeremias, Ezechiel und die kleinen Propheten.

Abarbanel starb im Jahre 1508 in einem Alter von

69 Jahren. Er wurde in Padua begraben, aber seine irdische Hülle fand hier nicht Ruhe, denn während der ununterbrochenen wüthenden Kriege ward selbst jede Spur seines Grabes verwischt, so, daß man seine Ruhestätte nicht mehr finden kann.

Abarbanel hat sich besonders durch seine hohe Gelehrsamkeit einen unsterblichen Ruf erworben. Seine hinterlassenen Werke sind: 1) Der bereits erwähnte Commentar des Pentateuchs, der 1551 und 1579 in Venedig, Hannover 1710 u. s. w. gedruckt ist; 2) Der ebenfalls genannte Commentar zu den ersten und zu den letzten Propheten, die Beyde schon vielfach gedruckt sind; 3) Ein Commentar zu dem Buche Daniel unter dem Titel: „Quelle des Heils," welcher zuerst in Ferrara 1551 gedruckt erschien; 4) noch ein Commentar zu der Hagada unter dem Titel: „Sebach Pessach," Opfermahl des Pessach, gedruckt in Venedig 1545, und so noch mehrere Mahle; 5) Ein Buch über die Erschaffung der Welt, das den Titel hat: „Die Werke Gottes" und in Venedig 1592 erschien; 6) „Der Bothe des Heils," ein Wort über den Messias, erschien zu Saloniche 1526 u. s. w.; 7) Ein Commentar zu den Sprüchen der Väter, der in sehr hohem Ansehen steht, und führt den Titel: Nachlath Aboth, „das Erbtheil der Väter," Venedig 1545; 8) „Die Chronik der Alten." Eine Erklärung des 37. Capitel. Enoch; 9) „Die Formen der Fundamente." Ein philosophisches Werk, gedruckt mit dem Atereth Sekenim in Sabionetto 1557; 10) „Teschuboth." Antworten an Rabbi Saul. Venedig 1574. Dieses Werk verfaßte

er zwey Jahre vor seinem Tode; 11) „Die Rettungen eines Gesalbten.“ Jeschuoth Meschicho. Ueber Tradition und talmudsche Beweise des Messias (Mos.); 12) „Lahakat Hanbiim,“ die Versammlung der Propheten, handelt von den verschiedenen Graden der Prophezeyungen von Moses und den andern Propheten. Dieses Werk ist eigentlich eine zweyte Bearbeitung des Machse Schadai, „die Blicke Gottes“ (Manuscript); 13) die Gerechtigkeit der Welten, „Zedek Olamim,“ handelt von der gegenwärtigen und künftigen Welt, von Lohn und Strafe, von der Auferstehung ꝛc. (Manuscript; blieb unvollendet); 14) „Jemoth Olam.“ Die Tage der Welt. Eine Chronik der Judenverfolgungen (Manuscript); 15) „Die neuen Himmel.“ Schomain Chodoschim, in welchem er mit neuen Gründen die Erschaffung der Welt beweisen will, und worin er das 19. Capitel des zweyten Theiles More erläutert. (Manuscript.)

S. Deutsch.

Auerbach, Berthold,

noch ein jüngerer Mann, gehört schon jetzt mit Recht zu den geschätztesten und beliebtesten Schriftstellern Deutschlands, sowohl durch philosophischen Geist und wissenschaftlichere Leistungen, als durch sein volksschriftstellerisches Talent und durch die schöne Kraft, Frische und auf Verstand und Herz mächtig wirkende Darstellungsgabe, Eigenschaften, die er besonders in seinen Dorfgeschichten und Volkskalendern so glücklich bewährt.

Auerbach ist zu Storchstetten im würtembergischen Schwarzwalde, den 28. Februar 1812 geboren. In dem kleinen Orte besuchte er Anfangs die christliche Schule, alsbald aber die jüdische, nachdem daselbst eine solche errichtet worden war. Hier lehrte und lehrt noch mit dem segenreichsten Erfolge der tüchtige Schulmann Leonh. Frankforter; dieser würdige Pädagog ist es auch, der auf Auerbachs Jugendbildung den wohlthätigsten Einfluß ausgeübt, dessen Talent entwickelte, und diesem die wahre Richtung gab. Dazu bestimmt, jüdischer Theolog zu werden, suchte der Knabe schon früh sich mit dem Talmud zu befreunden; zu dem Rabbiner an der Talmudschule in Hechingen wurde er in dem Alter von 13 Jahren in Pension gegeben. Nachdem er hier zwey Jahre dem Studium obgelegen, setzte er dieses an der Carlsruher Talmudschule fort, und zwar drey Jahre hindurch. Während dessen cultivirte er auch die lateinische Sprache und besuchte nebenbey das dortige Gymnasium, wobey er die Gelegenheit benützte, sich auch in Etwas die griechische Sprache eigen zu machen. 1830 im Frühjahre begab er sich nach Stuttgart, und studierte durch 2 Jahre in den obern Classen des Gymnasiums. Hierauf widmete er sich auf der Universität zu Tübingen anfänglich dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit, bald aber jenem der Philosophie. Von Ostern 1833 an hörte er an der Münchener Universität Schelling, ging aber bald, politischer Unannehmlichkeiten halber, nach Stuttgart zurück, woselbst er die Winterzeit zubrachte. Zu Ostern 1834 bezog er, seine Studien zu beschließen, die Universität Heidelberg bis zum

Sommer des nächſten Jahres. Jene politiſche Unterſuchung hatte für Auerbach die Folge, daß er zu einer zweymonathlichen Haft auf der Feſtung Hohenasperg verurtheilt wurde. Nachdem er 1838 ſich nach Frankfurt a. M., 1840 nach Bonn begeben, zog er im Herbſte des letztern Jahres nach Mainz. Stets literariſch thätig wie überall, verweilte er hier dritthalb Jahre. Nach mehreren, ſeit dem Herbſte 1843 Statt gehabten Reiſen, unter Anderm auch nach Berlin, brachte er den Sommer 1845 in Leipzig zu, verweilte auch zu Dresden, und ſchien ſich nun überhaupt Sachſen zu dauernderem Aufenthalte erkoren zu haben. Im Spätherbſte 1846 beſuchte er Breslau, woſelbſt einer ſeiner edlen Geiſtesverwandten, der gelehrte und gewandte Schriftſteller Herr Dav. Honigmann (Doctor beyder Rechte ꝛc.) lebt und wirkt. Oeffentlichen Nachrichten zur Folge vermählte ſich Auerbach daſelbſt mit der Tochter des reichen dortigen Lottocollecteurs Schreiber.

Berthold Auerbachs Schriften ſind: Gallerie der ausgezeichnetſten Iſraeliten, Stuttgart 1834—36; das 4. und 5. Heft von ihm und N. Frankfurter. — Das Judenthum und die neueſte Literatur; critiſcher Verſuch; ebenda 1836. — Spinoza, ein hiſtoriſcher Roman, 2 Theile, ebenda 1837. — Dichter und Kaufmann, ein Lebensgemählde, 2 Bände, ebenda 1840. — Spinozas ſämmtliche Werke. Aus dem Lateiniſchen neu überſetzt, mit einer Biographie, 3 Bände, ebenda 1840. — Der gebildete Bürger. Buch für den Mittelſtand, Carlsruhe 1843. — Schwarzwälder Dorfgeſchichten, 2 Theile, Mannheim 1843; zweyte Auflage derſelben, 2 Theile, ebenda 1845; deren dritte Auf-

lage, ebenda 1846. — Der Gevattersmann; Kalender für den Stadt- und Landbürger für 1845, Carlsruhe; für 1846, ebenda; für 1847, ebenda. — Eine Erzählung: „Die Frau Professorinn," im Taschenbuche Urania für 1847. — Schrift und Volk; Grundzüge der volksthümlichen Literatur ꝛc. Leipz. 1847.

D. V.

Ben Isak Salomon (Raschi).

Salomon ben Isak — genannt Raschi!

Keiner im Judenthume dürfte sich finden, der diesen Nahmen nicht mit feyerlicher Achtung ausspräche, und der dem Träger dieses Nahmens nicht zu unendlichem Danke verpflichtet wäre. Das Leben dieses Mannes ist dergestalt mit Fabeln und Widersprüchen umnebelt, daß es schwer fallen muß, etwas Licht und Helle zu gewinnen. Eine Meisterhand aber hat sich daran versucht, und glänzt durch ein Meisterstück: Zunz ist es, dem es durch Fleiß, Scharfsinn und Gelehrsamkeit gelungen, die Lebensgeschichte dieses Mannes in Klarheit zu erforschen, und mit Geist aufzuzeichnen. Des vielverdienten Zunz Schilderung also ist unser Vorbild und Leitfaden.

Raschi ist geboren im Jahre 1040 zu Troyes in der Champagne. Sein Vater Isak, war kein ungelehrter Mann; seine Mutter war die Schwester des berühmten Simeon des Aelteren. Seine früheren Lebensumstände und Verhältnisse gewähren durchaus keine geschichtlichen Anhaltspuncte. Gewiß ist jedoch, daß er sich sehr früh

verheirathete, und ſpäterhin öffentlicher Lehrer wurde, wahrſcheinlich zu Troyes ſelbſt. Zu den Mährchen, die aus ſeinem Leben erzählt werden, gehört, daß er große Reiſen nach Egypten und Aſien unternommen habe, was nur reichen Privatleuten möglich war; öffentlich lehrenden Rabbinern konnte und durfte das nie in den Sinn kommen. Und warum hätte der freymüthige Raſchi, der Erlebtes ſo treulich mittheilte, von dieſen Reiſen geſchwiegen, und nirgends ein Wort davon fallen laſſen? Im Gegentheil folgt aus Stellen ſeiner Commentarien, daß er weder Paläſtina noch Babylon je betreten; und wenn er von Venedig erzählt, daß man dort von einem Hauſe ins andere zu Schiffe fahre, ſo beweiſt das noch nicht, daß er ſelbſt dort geweſen ſey. Ebenſo unbekannt iſt ihm Spanien.

Er hatte drey Töchter, keinen Sohn. Eine war an ſeinen Schüler und Fortſetzer Jehuda ben Nathan, die zweite an einen Unbekannten und die Dritte an Meyer aus Damrog, welch letzterer, ſelbſt ausgezeichnet durch Kenntniſſe, der Vater vier berühmter Söhne und einer Tochter iſt. Der erſte Samuel, Raſchbam, iſt Nachfolger Raſchis im Amte, der zweyte Iſak, und der dritte der berühmteſte, Jacob, unter dem Nahmen Tam bekannt. So pflanzte ſich Raſchis Geſchlecht fort und man kann ſeine Geſchlechtstafel, die voll von berühmten und autoriſirten Nahmen iſt, bis circa 1220 fortleiten.

Raſchi iſt der Stifter der deutſch-franzöſiſch-rabbiniſchen Schule, und er hat ſie ſowohl durch Schüler, als auch durch ſeine eigene Familie befeſtigt, ausgebreitet,

verherrlicht und verewigt. Die Männer der Toßapoth ſind ſeine Nachkommen und Schüler; und ſie waren die Erzieher aller Lehrer des damahligen Deutſchlands und Frankreichs. Durch ihn hatte ſich das Studium des Talmud durch ganz Frankreich verbreitet, und es entſtanden Schulen in Metz, Verdün, Vitry, Lyon, Laſére, Orleans, Paris, Sens u. ſ. w.

Von dieſem talmud-jüdiſchen Leben aus, muß Raſchi aufgefaßt werden, und auf dieſem Felde blühen ſeine Leiſtungen, die ihn bis zu uns herübergetragen, und dieß iſt der Standpunct, auf dem er groß und ehrwürdig erſcheint. Jene nur, ſagt Zunz, die nach ihren gebildeten Freunden in der Reſidenz ſich die Geſtalten untergegangener Zeiten ſchnitzen, äffen die Weltgeſchichte und prahlen von Raſchi, daß er ein toleranter Mann geweſen ſey, der Perſiſch, Arabiſch, Latein, Griechiſch, Deutſch verſtanden, Aſtronomie und Medicin ergründet, in Kabbala und hebräiſchen Grammatik ein Meiſter, Reiſen gemacht und Wunder gethan habe, — und nur über die Commentarien, als über die eigentliche Welt des Raſchi beobachten ſie ein dummes und hochmüthiges Schweigen.

Ganz anders muß aber von Raſchi behauptet werden, daß er nur vom Talmud beherrſcht wurde, und nichts von all den ihm angedichteten Sprachen und ſehr wenig von den Wiſſenſchaften wußte, die ihm zugeſchrieben wurden. Ueber die Kraft und Einſicht, über die Richtung und über den Willen dieſes Mannes, werden uns ſeine eigenen Werke den beſten Aufſchluß geben; und wird er unbewußt uns ſeine ſchwachen Seiten auch verrathen, ſo

wird er wohl nicht ſtumm bleiben, wenn wir ihm die ſtarken abfragen werden.

Was ſeinen Commentar des Talmud betrifft, ſo muß bemerkt werden, daß er nicht der Erſte war, der das Geſchäft übernommen, den Talmud zu commentiren, denn zu ſeiner Zeit waren ſchon dreyzehn Commentatoren, drey Lexicographen, mehr als fünf Sammlungen von Rechtsgutachten, über achtzehn Talmud und Geſetz erläuternde, acht grammatiſche und anderweitige Schriften vorhanden, ſo, daß ſeine Bibliothek wenigſtens achtzig Werke ſtark war, die er Alle benutzt, und von denen er ſo Manchen als ſeinen Lehrer bezeichnet. So Iſak ben Jehuda aus Frankreich, Iſak Levi aus Vitry, Jacob von Jakor u. ſ. w.

Zu welcher Zeit Raſchi ſeine Commentarien angefangen, darüber können wir nicht Auskunft geben, weil uns keine Kunde darüber zugekommen iſt. Wahrſcheinlich erſt nach dem Jahre 1070, und wie es ſcheint, hatte er nicht immer ununterbrochen oder der Reihe nach gearbeitet, denn er iſt in zwey Tractaten zugleich, und zwar in der Mitte des Talmud Baba Bathra und Maccoth ſtehen geblieben. Die beyden Claſſen ſeiner Commentarien ſind ſtark von einander verſchieden. Sein bibliſcher Commentar iſt als ein neues Werk zu bezeichnen, das er begonnen, und zwar als ein privates Unternehmen, denn es findet ſich nirgend eine Spur, daß er die Bibel öffentlich gelehrt, und höchſt ſelten führt er einen ſeiner Lehrer darin an. Er hat vielmehr zu ſeinem und zum Nutzen der Lernbegierigen dieſe Arbeit — eine Frucht ſeiner Einſicht und ſeiner Gelehrſamkeit — unternommen, und als

ein geſchloſſenes Werk iſt ſie aus ſeinen Händen hervorgegangen. Die talmudſchen Commentare aber, nach älteren Meiſtern eingerichtet, aus früheren Arbeiten excerpirt, öffentlich empfangen, öffentlich den Schülern wieder gegeben, ſind wahrſcheinlich, noch während ihr Urheber ſelbſt fortarbeitete, in die Hände des Publicums gekommen, ſo, daß je öfter Raſchi Gelegenheit bekam, ſeine Ausſprüche zu berichtigen oder zu ergänzen, deſto vielfältiger dieſe Collegienhefte, auch verbeſſert, gleichſam überarbeitet worden ſind. Großen Werth mußten daher Raſchis eigene und letzten Arbeiten haben, die unſtreitig im Beſitze ſeiner vornehmſten Schüler und Enkel verblieben. Auch konnten über denſelben Gegenſtand, unabhängig von den geſchriebenen Commentarien ſich Zuſätze vorfinden, die theils ſchriftlich abgefaßt, theils ſeiner nächſten Umgebung mündlich mitgetheilt worden waren. Auf dieſe Weiſe kann man ſich ſo Manches erklären, was über die Commentarien des Talmud ſcheinbar Widerſprechendes vorkommt.

Nichts deſtoweniger verfolgt der Geiſt Raſchis eine beſtimmte Richtung, die in beyden Arbeiten ſich offenbart. Er will dienen dem Werk, das durch ihn reden und verſtanden ſeyn ſoll, — der Aron ſeyn dem ſtummen Moſes. Er ſtrebte daher, die Heiligen ihrem Urgedanken nach wiederzugeben, und dieß ſollen ihm Wortverſtand und Hermeneutik bewirken helfen, und daher finden wir, obſchon Talmud und der Zeiten Sitte ihn beherrſchten, niemahls Allegorien, ſondern er gibt bloß die recipirten wieder. Einmahl geſtand er gerade, zu der Samuel ben Meier, daß er bey mehr Muße an neue Erklärungen

denken müßte, weil der natürlichen Auslegungen täglich mehr würden.

Des practiſchen Nutzens wegen aber hat er die wichtigſten Halachoth an den paſſendſten Bibelſtellen angeführt, und die Erklärungen ſelbſt im reinen Hebräiſch abgefaßt. Nicht minder war er in den talmudſchen Commentarien bemüht, die Welt vor untergelegten Dichtungen zu bewahren, und gibt den Talmud ohne Vertheidigung und ohne Angriff, ohne Deutelev und ohne Sophiſterey, und verkündet den Sinn, ohne Eiferſucht als ob er ob ein Anderer das Rechte gerathen.

Mit eben der Treue gegen ſeinen Text, verbindet Raſchi Ehrlichkeit gegen ſeine Leſer. Er ſcheidet Formelles von Eigenem, nennt, wo es paßt, ſeine Gewährsleute, ſagt, was ſein Eigenthum, was er nicht von Andern hat, affectirt keine Kenntniſſe, und ſagt offen ſeine Meinung ſelbſt gegen Talmud und Reception.

Seine Sprache iſt überall Natur concis und deutlich. Mit einem Buchſtaben, bemerkt Azulai richtig, ſagt er mehr als Andere in ganzen Reihen; im Ausdruck der hebräiſchen und chaldäiſchen Sprache hat er große Uebung, und obwohl in wiſſenſchaftlicher Grammatik zurück, er dennoch ſicher durch Gefühl und Uebung geleitet und nicht ſelten ein glücklicher Beſtreiter grammatiſcher Theorien. Beſondere Aufmerkſamkeit richtet er auf den Wortverſtand, und erläutert das Wort, zerſetzt es grammatikaliſch und überſetzt es, wo er es für nöthig findet, in der Regel in ſeiner Mutterſprache, in das Altfranzöſiſche, ſo, daß man aus ſeinen Gloſſen, wüßte man ſie in den verdor-

benen Ausgaben nur recht zu deuten, ein ziemliches Lexicon der franzöſiſchen Sprache aus der Zeit des erſten Kreuzzuges veranſtalten könnte. Die hebräiſche Sprache iſt ihm die Sprache der heiligen Schrift, und die chaldäiſche ihm identiſch mit der Sprache des babyloniſchen Talmud. Sehr hoch achtete er alte gute Handſchriften, und berichtigte durch ſie falſche Leſearten im Talmud u. ſ. w.

Der Ruf ſeiner großen Gelehrſamkeit zog ihm bald Schaaren von Schülern herbey, die ſeine Lehren, ſeine Schriften, ſeinen Ruf verbreiteten, und deren Nachfolger als die Vermittler auftraten, zwiſchen der afrikaniſch-ſpaniſchen und zwiſchen der italieniſch-franzöſiſchen Schule. Die vorzüglichſten ſeiner Schüler ſind folgende: Simcha ben Samuel aus Vitry, Großvater Iſaks des Aelteren, Ahn des Moſes Couci, gleichzeitig mit Raſchi geſtorben; Samuel ben Meier, desſelben Enkel und Nachfolger im Amte, Verfaſſer großer talmudiſcher Commentarien, eines Commentars zum Pentateuch; Schemaja, Raſchis Enkel, gleichfalls Commentator; Schemarja, Verfaſſer eines Machſor; Jehuda ben Nathan, Raſchis Eidam, und Iſak Levi ben Aſcher.

Dieß iſt in Kürze Alles, was von Raſchis Leben und Werken zu erzählen wäre, bis auf den Umſtand, daß er noch eine traurige Begebenheit erlebt, die Judenverfolgung am Rheine im Jahre 1096, über die noch manche Klagelieder von Zeitgenoſſen übrig ſind, als: von Benjamin Menachem ben Meſchullam, Samuel ben Jehuda, Kalonimos ben Jehuda, Eleaſer. Er ſtarb in einem Alter von 64 Jah-

ren, zwiſchen den Jahren 1104 und 1105. Sein Schatten aber fing nun erſt an, ſich zu bewegen, zu leben und zu wirken. Folgendes ſind ſeine hinterlaſſenen Werke: 1.) Commentar zur heiligen Schrift. Von dieſem ſoll ſein Enkel Jakob Tam geäußert haben, daß er ſich wohl die talmudiſchen Commentare, aber nicht die bibliſchen zu machen getraut haben würde. Seine Gedrängtheit war ungeübten Leſern unverſtändlich, und ſcharfſichtigen bedeutungslos, ungenügſamen zu kurz, aufgeklärten zu orthodox. Daraus iſt zugleich erklärlich, warum er ſo viele Ausleger, Angreifer und Feinde gefunden, deren Aufzählung ein ganzes Regiſter ausmachen würde. Dieſer Commentar wurde nun von Epitomatoren und Compendienſchreibern benützt, aber auch interpolirt, wie z. B. der Commentar zur Chronik u. ſ. w. Fünfhundert Jahre hatte man Raſchi unverſtümmelt geleſen, da erſcheinen im Jahre 1617 römiſche Cenſoren, vermuthlich über einige Ausdrücke mehr als über die theologiſche Polemik unwillig, und ſtrichen aus dem Texte die ihnen mißfälligen Stellen.

Die Gelehrten behandelten ihn aber freundlich und gütiger. Erkannten ſie die Wiſſenſchaft des Judenthums nicht als eine ſelbſtſtändige, ſo erſchien ihnen Raſchi als der heiligen Schrift treuer Begleiter, der alte jüdiſche Rabbiner intereſſant genug ſeine Bekanntſchaft zu ſuchen und ſeine Meinung zu befragen. So hatte ihn ſchon Nicolaus de Lyra, Juſtianus Sebaſtian Münſter geleſen und Noten dazu gemacht.

Noch wichtiger ſind die Verſuche, Raſchis Commentar in's Lateiniſche zu überſetzen und zu erläutern, von

denen eine oder die andere mehr oder weniger glücklich ausgefallen ist. Des Pellicanus (gest. 1556) Uebersetzung des ganzen Commentars ist nicht bekannt worden, und nach ihm traten noch viele Uebersetzer auf. — Was nun „die jüdische Welt" betrifft, so gab dieser Commentar Gelegenheit zu vielen andern Commentaren.

2.) Commentare zum Babylonischen Talmud, unter denen der Commentar zu Nedarim (letzte Hälfte) Nasir Kerithoth, Meila nicht ihm gehören, und den Tractat Baba Bathra hat er nur bis S. 29 a so wie er den Tractat Maccoth nur bis S. 19 b commentirte, jenen hat Samuel ben Meier, diesen Jehonathan ben Nathan fortgesetzt, und der Commentar erstreckt sich über die drey Tractate Nedarim, Baba Bathra, Maccoth als unvollständig und über 30 Tractate vollständig.

Späterhin hätte Raschi trotz aller Sorgfalt durch viele Abschriften gelitten, wie viele seiner Bearbeiter klagen, und an Bearbeitern wie sein Bibel-Commentar ist er viel ärmer; hingegen mußte er viel Feuerproben mitmachen. So ist er in Spanien verbothen (Ind. libr. proh. sub Ferdin. VI. Th. 2. p. 1048) und in Italien verbrannt worden. (Bartolocci Th. 3. S. 747.) Die Gelehrten, die ihn gut nicht übergehen konnten, führen ihn nur beyläufig an, und seit den letzten hundert Jahren ist er fast wie vergessen; wer ihn anführt, schreibt früheren Gelehrten nach.

3.) Commentar zu Bereschith Rabba, gedruckt in Venedig 1560 Fol. (Wolf T. II. Azulai f. 71 Nr. 9 f. 17 Nr. 9).

4.) Commentar zu Aboth. (Handſchrift im Vatican) gedruckt (Mantua 1560 Fol. Venedig 1605. 4. Willmersdorf 1708. 8. und in der Amſterdamer Talmudausgabe von 1714 (p. Bartoolocci Th. I. p. 8. Wolff Th. I. p. 1068. Th. 2 p. 907. 909 Opp. Catal. p. 96.

5.) Gutachten und Urtheilsſprüche ſcheint Raſchi ſchon unter dem Nahmen „Luſtgärten" geſammelt, wenigſtens eine ſolche Sammlung veranſtaltet zu haben. Einen Auszug hat Samuel aus Bamberg angefertigt. Einige handſchriftliche Sammlungen befinden ſich in der Oppenh. Bibliothek.

6.) Gebeth-Ordnung, von der vielleicht nur das eine Exemplar exiſtirt, das Raſchi beſeſſen und beſchrieben.

Man hat ihm außer den angeführten Werken irriger Weiſe noch Andere zugeſchrieben.

Ungemein groß iſt der Einfluß von Raſchis Werken auf die ſpäteren Juden. So iſt ſeine Meinung, ſein Urtheil die Grundlage der Toßaphoth, das will ſagen, der ganzen nachmaligen franzöſiſch-deutſch-polniſchen Rabbinerſchule, und immer mußte man zu ſeiner Erklärung der Schriftſtellen Zuflucht nehmen. Er genießt vorzügliche Ehrennahmen: „Großes Licht; Lehrer; Vater des Talmud; grader Verſtand; Lehrer des Exils; Haupt der Erklärer; Geſetzverkünder."

„Niemand iſt ihm an die Seite zu ſetzen," ſagt Mendelsſohn, „wo er natürlicher Auslegungen ſich befleißigt." Und ſelbſt Karäer haben ihn ſtudiert.

In den Werken Raschis liegt noch zur Bearbeitung künftiger Geschlechter eine Geschichte der jüdischen Bibelerklärung, eine Geschichte des Talmudismus und des ihn fortleitenden Rabbinismus; auch liefert er Manches zur innern Geschichte der jüdischen Literatur, zur Critik des Gemara Textes und selbst zur Alterthums- und Geschichtskunde überhaupt.

S. D.

David, Christian Georg Nathan

war zu Kopenhagen, den 25. Jänner 1793 in einer wohlhabenden Judenfamilie geboren. Er ging zum Christenthum über, und studierte seit 1809 auf der Landesuniversität Philosophie und vorzüglich Staatswissenschaften. Nach einem längern Aufenthalte im Auslande, nahmentlich in Göttingen, wo er sich den Doctorgrad in der philosophischen Facultät erwarb, kehrte er nach Kopenhagen zurück, habilitirte sich nach der dortigen Universität, und wurde bald zur Professur der Staatswissenschaften befördert. Seine Vorlesungen betrafen fast ausschließlich die politischen und historischen Wissenschaften; nebenbey beschäftigte er sich angelegentlich mit schriftstellerischen Arbeiten, und nahm sehr lebhaften Theil an allen Erscheinungen, welche das öffentliche Leben und die actuellen Zustände der Staaten und Völker berührten. Er gründete ein staatswirthschaftliches Archiv, in welchem er im Sinne des Fortschrittes seinem Vaterlande die Kenntniß dessen zu vermitteln suchte, was im Auslande geleistet oder gewollt wurde.

Das Wichtigste, was er nach dem Pariser-Ereignisse 1830 zunächst that, war seine Theilnahme an der Wiedereinführung ständischer Verfassung, wozu er die Schrift: „Ueber das Wesen der preußischen Provinzial-Stände" (Kopenhagen 1831) verfaßte. Nach der Einführung der Provinzialstände gründete David eine neue Zeitschrift, „das Vaterland" oder „Fädrelandet," deren Zweck die Ausbildung der innern Politik und Verbesserung der öffentlichen Zustände war. Dieß gab den Anlaß zu einer Criminalklage gegen ihn. Am 30. September 1834 wurde David von dem königl. Generalfiskal Treschow auf Befehl des Königs in Anklage versetzt. Unter Anwesenheit einer großen Menge Zuhörer vertheidigte sich David vor dem Hof- und Stadtgerichte mit so viel Glück, daß ihn das Gericht von der Anklage frey sprach; doch, „weil er sich auf eine so zweydeutige Art geäußert habe, daß seine Sätze einer näheren Erklärung bedürften, um nicht in einem allerdings strafbaren Sinne verstanden zu werden," verurtheilte es ihn in die Proceßkosten. Von allen Anwesenden wurde die Freysprechung mit rauschendem Beyfalle aufgenommen. Die Regierung appellirte an das Höchstgericht, das indessen am 30. November 1835 die Freysprechung bestätigte. Bevor aber das Urtheil des Höchstgerichtes erschien, bat sich David zu einer Reise ins Ausland Urlaub aus. Noch ehe er in die Heimath zurückkam, hatte ihn die Regierung mit gesetzmäßiger Pension quiescirt. Seitdem beschäftigt er sich mit literarischen Arbeiten.

Ernſt, Heinr. Wilh.

Dieſer weltberühmte Violin-Virtuoſe wurde 1814 zu Brünn geboren, und erhielt ſeinen erſten Unterricht in der Muſik von einem Herrn Sommer, der von Profeſſion eigentlich ein Bäcker, und dann von dem Muſiklehrer Leonhart. Seine eigentliche Bildungsſchule in der Muſik, für welche Kunſt er ſchon ſehr zeitlich Liebe und Talent bekundete, war in Wien, wohin er, aufgemuntert durch den Beifall, den er ſich ſchon damahls in ſeiner Vaterſtadt bei einem öffentlichen Concerte erworben, im Jahre 1825 kam. — Er genoß hier den Unterricht des Profeſſors Böhm. Kaum hatte der junge Schüler die Anfangsgründe der Muſik ſo recht erfaßt, ſo warf er ſich ſchon mit vollem Feuereifer in die Fußſtapfen Paganinis, deſſen Erſcheinen in Wien im J. 1828 ſehr einflußreich und vortheilhaft auf die Künſtlerlaufbahn Ernſt's wirkte. Paganini galt ihm als höchſtes Vorbild; er war ihm ſo anhänglich ergeben, und genoß deſſen Zutrauen in einem ſolchen Grade, daß er ihm, trotz der mündlichen Schweigſamkeit, die man an Paganini tadelt, theilweiſe Aufſchlüſſe ſeiner mechaniſchen Myſterien offenbarte. Mit der Anhänglichkeit an Paganini, verband Ernſt ſchon in ſeiner früheſten Jugend die lobenswerthe Eigenſchaft, daß er von jedem Meiſter im Fache ſeiner Kunſt die vortrefflichſten Seiten und Züge ſich anzueignen wußte. Mit Tact und Glück ſtrebte der Jüngling dem höchſten Ziele nach, ſo, daß er ſchon im Jahre 1829 in die Welt ziehen konnte, um theils ſeiner eigenen Vervollkommnung wegen,

theils durch sein geniales Spiel auf sein Talent aufmerksam zu machen. Sein erster Ausflug war nach München, wo aber seine Hoffnungen durch mannigfache Hindernisse scheiterten, so zwar, daß er entmuthigt die Violine aus der Hand legte, und sich durch 8 Monathe mehr mit dem Clavier beschäftigte. Von München ging er alsbald nach Paris. Auf seiner Reise gab er Concerte in Augsburg, Stuttgart und Würzburg, wo er sich wohl Beyfall, aber wenig äußern Lohn erworben. Wie konnte es auch anders seyn? Der damahls Alles zu sich hinreißende Paganini, ließ für Andere wenig Ausbeute zurück. Ernst fühlte sich aber eben über diese Vernachlässigung, die ihm widerfahren, so tief gekränkt, daß ihn eine Schwermuth überfiel und er sich 5 Tage in sein Zimmer verschloß, ohne Jemanden sehen zu wollen. Von Nürnberg ging er nach Frankfurt a. M., wo er wieder mit Paganini sich traf und trotz dem, dort mit Beyfall Concerte gab. Er trug in denselben die Paganinische Wunder-Variation (in G-dur) zum Staunen aller Anwesenden, worunter auch Paganini selbst war, vor, denn diese Variation, die wie alle Paganinis nicht im Drucke erschienen war, spielte Ernst dem Meister Nicola nur aus dem Gedächtnisse nach. Hier traf es sich, daß Ernst eines Tages Paganini besuchte und ihn, mit der Guitarre in der Hand, beym Componiren überraschte. Als ihn aber dieser erblickte, sprang er vom Sitze auf, eilte zum Bette, verbarg dort sein Manuscript und sprach: „Ich muß mich nicht nur vor Ihren Ohren, sondern auch vor Ihren Augen hüten.“

Von da nahm er seinen Weg über Mannheim und Carlsruhe nach Baden-Baden, wo ihn Geldverlegenheit und ein zartes Verhältniß zu einem sehr interessanten Wesen 9 Monathe lang gefesselt hielten; und dort verfiel er wieder in eine solche Schwermuth, daß er neuerdings die Violine aus der Hand legte, und sich mehr mit dem Pianoforte beschäftigte, welches aber von nicht langer Dauer war. Er setzte seine Reise nach Paris fort, wo er im April 1831 ankam und woselbst er gleich die erste Woche seines Aufenthalts daselbst den Zutritt in ein gräfliches Haus erhielt. Die Töchter waren musikalisch, und Ernst begleitete in Gegenwart der Gräfinn eine Tochter derselben auf seinem Instrumente, auf der Violine. Die Gräfinn, eine sehr musikalische Dame, erkannte in unserm Ernst den großen Meister, und forderte ihn auf, noch an demselben Abend in einer Gesellschaft von hohen Adeligen zu spielen, in welche sie ihn einführen wolle. Der leichtsinnige junge Mensch sagte zu, und sein Succeß war — glänzend. Darauf faßte er Muth zu seiner Kunst, und gab ein Concert im Saale der großen Oper. Bey seinem Erscheinen auf der Bühne ward er vom Publicum mit gellendem Pfeifen empfangen, und nur das Orchesterpersonale, überzeugt von der Vortrefflichkeit seines Spiels, war im Stande, das tobende Publicum zur Ruhe zu bringen. Der unerschrockene Ernst spielte, und spielte mit solcher Meisterhaftigkeit, daß sein siegreicher Erfolg um so größer war, als es dem Publicum an Vertrauen gemangelt. Ernst gab dann noch mehrere Concerte mit demselben ungetheilten Beyfall.

Von Paris ging er nach der Schweiz, und lebte dort ein volles Jahr der ſtillen Zurückgezogenheit und der Pflege ſeiner Kunſt. Der milde Himmelsſtrich dieſer Gegend ſchien am Geeignetſten, ſeinem Gemüthe jene Sanftmuth zu verleihen, mit der er in ſpätern Zeiten, durch ſein Inſtrument wiedergebend, ſo viele Herzen erheben und begeiſtern ſollte. Von da iſt auch ſein Glanzpunkt zu datiren. Seit ſeiner Rückkehr aus der Schweiz war ſein Ruhm begründet, und er reiſte nun in Deutſchland, Belgien, Frankreich und Pohlen, und erntete der Lorbeerkränze viele. Als er in Frankreich war, begab er ſich eigens nach Marſeille, wo ſich Paganini aufhielt, um ihn dort zu hören, und, wie wir oben erzählten, von dieſem Meiſter die Kunſt abzulauſchen; und um zu dieſem ſeinem hohen Zwecke zu gelangen, wendete er alle ihm zu Gebothe ſtehenden Mittel an. Er beſuchte Paganini ſo oft es ihm nur möglich war, aber jener ſpielte nicht, ſo oft Ernſt bey ihm war, und wir finden den Ausdruck gerechtfertigt, wenn wir ſagten, daß er neidiſch verſchloſſen war. Da gelang es dem Freunde Ernſts, Herrn Frank, der ſein ſteter Begleiter auf allen ſeinen Reiſen war, durch Vermittlung einer alten ihm verwandten Sergeanten-Witwe, das an Paganinis Wohnung ſtoßende Zimmer zu miethen; und Ernſt hielt ſich hier Tage und Nächte verborgen, belauſchte Paganinis Spiel, zeichnete ſo viel als möglich deſſen Compoſitionen auf, was ihm vorzüglich mit der berühmten Sonate auf der G-Saite über die Preghiera aus „Moſé“ gelang. Andererſeits fand er aber auch Mittel, ſämmtlichen Proben von Pa-

ganinis Concerten im Marseiller Theater beyzuwohnen, wodurch er seinem Zwecke immer näher kam.

Von Marseille wollte er nach Italien reisen und dort ein Jahr verweilen; allein er wurde unterwegs krank und kehrte wieder nach Paris zurück, wo er damahls auch die ehrenvolle Einladung erhielt, bey Hofe vor der königlichen Familie zu spielen.

Eine Anecdote aus seinem Leben als Jude ist so interessant und bezeichnet seinen ehrenhaften Character als solcher so kräftig, daß wir keinen Anstand nehmen, selbe zu erzählen. Ernst ist in Warschau und gibt unter dem größten Jubel des Publicums Concerte, gibt auch Concerte für die Armen ohne Unterschied der Confession (wie er denn überhaupt seine Kunst nicht für sich allein ausbeutet, sondern immer bereit ist, wo es gilt, ein frommes wohlthätiges Werk zu unterstützen) und wollte den andern Tag nach der Residenzstadt Rußlands reisen, wo die Tage und Stunden zu seinem Concerte festgesetzt waren. Da erscheint auf einmahl ein Commissär und fordert von ihm die Judentaxe, die jeder seiner Glaubensgenossen für den Aufenthalt in Warschau zahlen müsse. Beleidigt in seiner Stellung und gekränkt in seinem Gefühle, zahlt Ernst die verlangte Summe, berichtet aber augenblicklich nach Petersburg, daß er nach dem Vorgefallenen sein gegebenes Wort nicht einlösen könne. Seinen Brief bekommt der Kaiser zu Gesicht; er schickt gleich zwey eigene Bothen ab, den beleidigten Künstler zu besänftigen, aber Ernst geht nicht nach Petersburg, und geht lieber nach seiner geliebten zweyten Vaterstadt Wien,

wo er ſich an der Mutter-Bruſt Troſt für die erhaltene Beleidigung holte, und wo er ihn in vollem Maaße fand.

Er gab in Wien im Jahre 1840 in dem großen Redoutenſaale ſein erſtes Concert, und zwar zu denſelben Preiſen, wie acht Tage zuvor Liszt. Seine theilnehmenden Freunde, die ſeine Künſtlerreiſe noch nicht kannten, zagten deßhalb. Was den Erfolg dieſes Concertes betrifft, ſo wollen wir einen Zeugen erzählen laſſen:

Vollſtändig, berichtet uns derſelbe, war der errungene Sieg, und die folgenden beyden andern Concerte holten im Uebermaß das Verſäumte nach. Ernſt überraſchte mit eigenen ſchön und geſchmackvoll erfundenen und wirkſam inſtrumentirten Compoſitionen. Die drey Sätze des einleitenden Concertinos bildeten recht eigentlich eine Stufenleiter ſeiner eminenten Virtuoſität, im Allegro imponirend durch Kühnheit und geiſtigen Aufſchwung, im Andante ſanft rührend und im Rondo Valſe mit fröhlichem Scherz und tändelnder Bravour zum Entzücken hinreißend. Alles überragt jedoch die bloß mit dem Piano begleitete Elegie, ein Bild höchſter Anmuth und Zartheit, reiner, ſeelenvoller, zum Herzen dringender Geſang, deſſen tiefen Eindruck ſelbſt nicht einmahl das brillante Schlußſtück zu verlöſchen vermochte. Bey dem zweyten und dritten Concerte wurde um die Eintrittskarten gebuhlt.

Von dem weitern Verlaufe der Ernſtiſchen Concerte berichtet derſelbe, wie folgt: Ernſt, der epochemachende Violinvirtuoſe, veranſtaltete vor dem Antritte ſeiner Künſtlerreiſe nach Ungarn, ſein letztes Concert im k. k. großen

Redoutenſaale an einen Normaabend, an welchem wegen der in der Hofcapelle abzuhaltenden Exequien beyde Hofbühnen ſtets verſchloſſen bleiben. Er ſpielte das **Otello Concertino**, die Feſtvariationen über ein holländiſches Nationallied und den allbeliebten **Carneval de Venise**. Gegen 3000 Kunſtliebhaber mochten ſich wohl zuſammengepfercht haben, und da den Händen zum Applaudiren kaum Spielraum war, ſo mußten die Lungen herhalten, um den Gefeyerten in enthuſiaſtiſcher Begrüßung zu huldigen. Allgemach ſcheint man von dem Abwege der leitenden Vergleichung zurückzukehren, und der Wahrheit näher zu kommen, daß Ernſt mit ſeinen mehr oder minder berühmten Nebenbuhlern höchſtens die Porträtähnlichkeit des Tonwerkzeuges gemein haben, und ein Character parallel ebenfalls mit Ole Bull ſich beyläufig wie Süd und Nordpol verhalten müſſe. Stupende Technik, ſiegreiche Ueberwindung aller Arten von Schwierigkeit, läßt ſich ſogar ohne eminentes Talent, bloß durch raſtloſe Studien erringen, und wird mit dem Beyſatze einer erklecklichen Doſis von Galanterie, die der Myſtification ſich hingebende Menge immerdar allarmiren; die Seele aber, der Geſang des Spiels kann nicht erlernt werden, wenn der Gefühlsausdruck, welcher mit der Zeit zur vollſten Reife gelangt, im Keime zum Künſtlerthume nicht ſchon vorhanden. Ernſt erſcheint als Ausnahme im modernen Geſchmacksverfalle; ihm gilt der gediegene Vortrag als Grundbaſis, ſein Ton iſt Syrenenſang, gleichwie der Menſchenkehle entſtrömend; aber dieſe rührend ächzenden Klagen, die in ihrer hohen Weihe an das

Daſeyn beſſerer Welten gemahnen, und nachhallend das Herz mit ſüßer Wehmuth erfüllen, ſind denn doch nur Nebenvorzüge gegen der Töne hinreißende Schönheit und Großartigkeit. Weiß er doch einen einzigen Laut ſo unbegreiflich lang zu dehnen, drückt mit dieſem einen Laut die mannigfaltigen wechſelnden Gemüthsſtimmungen in den ergreifendſten Bogenſchwingungen aus, und läßt am Ende ihn ſtill und leiſe verhauchen, damit er alsdann erſt im fühlenden Buſen des inſpirirten Herzens zu leben beginne. Alſo iſt ſein Spiel zum Entzücken und erobert dem dabey ſo anſpruchlos beſcheidenen Künſtler Aller Herzen.

Soweit über das Geſammturtheil über Ernſt. Als er von ſeiner Künſtlerreiſe zum erſten Mahle nach Wien zurückkehrte, da wurde ſein Ruhm befeſtigt, und nun zog er mit dem Segen des Vaterlandes wieder hinaus in die große Welt, und ſein Klang ertönte in Aller Herzen, und ſein Ton erweckte jedes ſchlummernde Gefühl. Mitten in ſeiner Pilgerreiſe beſuchte er immer wieder ſeine Vaterſtädte Wien und Brünn, denn es zog ihn hin mit gewaltigem Bande der Liebe und Anhänglichkeit.

Von Wien zog Ernſt damals verſchiedenen Einladungen zu Folge nach Brünn, Peſth, Preßburg, Linz, und begab ſich, indem er ſich auf ſeiner Reiſe in den Städten: Salzburg, München, Augsburg, Stuttgart, Carlsruhe und Straßburg aufhielt, wieder nach Paris, wo er bis zum Herbſte 1841 blieb und dann ſeine Reiſe nach den bedeutendſten Städten Deutſchlands, Frankreichs, Pohlens fortſetzte, auf welcher Reiſe er eine Welt von

Beyfall erwarb. Im Jahre 1842 folgte er einer beſondern Einladung an den Hof von Darmſtadt und im Februar 1843 zur Vermählungsfeyer des Kronprinzen nach Hannover. Von da ging er über Wiesbaden, Bremen und Hamburg nach Copenhagen und London, und kehrte im Auguſt desſelben Jahres nach Paris zurück, wo er im October den ſehr ſchmeichelhaften Ruf nach Hannover erhielt und unter königlichen Bedingungen als königl. Concertmeiſter mit der Erlaubniß 10 Monate des Jahres reiſen zu dürfen angeſtellt wurde. Im Jahre 1844 ging er wieder nach England, erregte dort die größte Senſation und kehrte auf's Neue ruhmbekränzt, nachdem er in London 2 Concerte für wohlthätige Zwecke gegeben, und in Anweſenheit des Kaiſer Nicolaus und des Königs von Sachſen geſpielt hatte, nach Paris zurück. Von da aus beſuchte er die Rheingegenden, Wiesbaden, Weimar, Leipzig und Prag, und begab ſich dann wieder nach Wien. Eine Anekdote aus der jüngſten Zeit ſey uns noch zu erzählen vergönnt.

Eine Familie aus Wien feyerte im Sommer 1846 die Hochzeit ihrer Kinder in einem ungariſchen Gränzſtädtchen, und Ernſt iſt ein willkommener Gaſt. Während die Geſellſchaft froh und luſtig beym Mahle ſaß, kam eine ſo eben vorbeyziehende Zigeunerbande in's Zimmer und ſpielte nach ihrer Weiſe einige Nationallieder vor. Als dieſelben vollendet, nahm der Künſtler Ernſt die Geige aus der Hand des Vorſpielers, und zum Entzücken der ganzen Geſellſchaft ſpielte er ſeinen berühmten Carneval mit der gewohnten Meiſterſchaft. Als man dem

erſtaunten Zigeuner-Anführer ſagte, daß dieß der weltberühmte Ernſt ſei, nahm er mit großer Rührung ſeine Violine und ſagte: Nun biſt du mir theuer geworden und um nichts in der Welt gebe ich dich wieder preis. Ernſt veranſtalte nun eine Sammlung, und brachte bei der fröhlichen Geſellſchaft ein hübſches Sümmchen für die Zigeuner zuſammen.

Im Herbſte 1846 gab Ernſt mit demſelben Beifall und mit derſelben Bewunderung in Wien Concerte.

Er zog ſofort nach Rußland. Schon ſein erſtes Concert brachte beyſpielloſe Wirkung hervor. Man nannte und pries ihn „den erſten Sänger“ auf ſeinem Inſtrumente. Seine Bravour übertraf alles ſeither Geleiſtete. — „Ernſt feyerte die eclatanteſten Triumphe in St. Petersburg. Seit langer Zeit iſt kein Virtuoſe daſelbſt ſo fetirt worden, wie dieſer geniale Sänger auf der Violine. Der Vieurtemps-Enthuſiasmus iſt durch Ernſt bis auf den Gefrierpunct gekommen. Wenn Ernſt Concerte gibt, gibt es Rubel und Jubel in Menge. Die St. Petersburger ſind obendrein noch ſo galant und nennen ihn gar nicht bey ſeinem Nahmen. Sie heißen ihn den deutſchen Paganini.“ So lautet es in einem neuerlichen Berichte aus St. Petersburg.

S. Deutſch.

Eſchel, Joſua ben Abraham (Auguſti).

Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung, wenn ein Jude, der eine reiche väterliche Erbſchaft zu erwarten hat, und

der ſich in einem angeſehenen Poſten befindet, wo er Ehre und Reichthum erwerben kann, ſich entſchließt, allen dieſen Vortheilen zu entſagen, und zu einer Religionsgeſellſchaft überzutreten, von der er nichts zu erwarten hat. Ein ſolches Beyſpiel verdient aufbewahrt zu werden, beſonders wenn der Held noch die abentheuerlichſten Schickſale erfahren mußte.

Joſua ben Abraham Eſchel war am 29. Juni 1691 zu Frankfurt an der Oder geboren. Sein Vater Abraham Eſchel, ein angeſehener Juwelier und Gelehrter an dieſem Orte, der aus Wien gebürtig war, und in Prag ſtudiert hatte, und ſeine Mutter Rebekka Pinto, die Tochter eines portugieſiſchen Juden zu Amſterdam, beſtrebten ſich wechſelſeitig, ihrem Sohne der die beſten und glücklichſten Anlagen verrieth, eine tüchtige Erziehung zu geben. Sein Vater übernahm ſelbſt deſſen Unterricht; allein der gute Mann ſtarb, als Joſua noch ganz jung war. Die Mutter würde es gerne geſehen haben, daß ihr Sohn, da er der einzige war, ſich der Handlung gewidmet hätte. Allein dazu hatte er keine Luſt, ſondern ſeine Neigung zog ihn zum Studieren hin. Damit verband ſich eine große Begierde, fremde Länder zu ſehen, die durch folgenden Umſtand noch mehr genährt wurde.

Die Juden in Jeruſalem ſchicken jährlich gewiſſe Abgeſandte (Meſchullach) nach Europa, um Almoſen einzuſammeln, das theils zur Loskaufung der in der Türkey gefangenen Juden, theils zur Erhaltung der heiligen Orte verwendet wird. Ein Mann, Nahmens Aron ben Jekutiel kam in dieſem Geſchäfte nach Frankfurt. Ein ſolcher

Mann wird überall, wo er hinkommt, von der Judenſchaft ſehr geehrt, weil er gewöhnlich als ein frommer gottesfürchtiger Mann gehalten wird, und durch Erfahrung auf ſeinen Reiſen ſich überall beliebt zu machen weiß. Jekutiel verband mit einer angenehmen Bildung eine ausgebreitete Kenntniß in den Sprachen und Wiſſenſchaften des Morgenlandes, und als Arzt war er durch viele glückliche Curen berühmt. Seine Erzählungen machten natürlich auf den jungen Menſchen den gewaltigſten Eindruck, und erregten noch mehr ſeinen natürlichen Trieb, fremde Länder zu ſehen.

In einigen Tagen trat Joſua in Begleitung Jekutiels, ſeines Führers, Lehrers und Freundes, die wichtige und beſchwerliche Reiſe an. Sie nahmen ihren Weg durch die Mark Pommern, Preußen, Pohlen und Litthauen nach der Tatarey. An den Gränzen der Tatarey ward Jekutiel krank, und er ſah ſich genöthigt, einige Wochen ſtill zu liegen. Nach erlangter Geſundheit änderte er ſeinen Reiſeplan, und beſchloß, den Winter über in Klow zu bleiben, weil gewiſſe Unruhen in dieſen Gegenden die Wege ziemlich unſicher machten. Er erwarb ſich an dieſem Orte durch verſchiedene glückliche Curen ein großes Anſehen. Er befreyte z. B. einen türkiſchen Kaufmann aus Kaffa von der Schwindſucht, daß dieſer aus Dankbarkeit ſich erboth, ihn nicht bloß bis Kaffa, ſondern ſogar bis nach Jeruſalem frey hinzubringen. Dieß Anerbiethen ward von Jekutiel mit Freuden angenommen, weil es mit ſehr vielen Vortheilen verbunden war. In Geſellſchaft von einigen 100 Perſonen trat er wirklich die Reiſe nach der Krimm

an. Schon war er nur noch wenige Meilen von Oczakow entfernt, als ſich mit einem Mahle eine tatariſche Räuberbande zeigte, die Jeden, der ſich widerſetzte, niederhieb. Nur Wenige retteten ſich mit der Flucht. Joſua zu Pferde, flüchtete ebenfalls, eilte in ein Gebüſch, um ſich dort verborgen zu halten; allein einer der Räuber entdeckte ihn, und ſchleppte ihn fort. In dieſer traurigen Lage, wo ihm der Bruſtknochen ganz zuſammengedrückt ward, und die Bande der Hände ihn ſchmerzten, mußte er beynahe einen ganzen Tag zubringen. Erſt nach einigen Tagen kam man an Ort und Stelle, wo ſein barbariſcher Führer ihn durch Brod, Waſſer und Honig ſtärkte und ſeine Wunden mit ſtarkem Waſſer wuſch. Seine Wohnung war nun ein Gefängniß, ein pferdehaarener Rock machte ſeine ganze Bekleidung aus, und eine Tracht Schläge war ſein Willkommen.

Hier blieb er einige Tage, um neue Mühſeligkeiten zu erdulden. Sein Geſicht wurde mit einer Kappe bedeckt, dann ſetzte man ihn zu Pferd; der rechte Arm wurde auf dem Rücken, und der linke an ein Bein feſtgebunden, und in dieſem Aufzuge wurde er mit noch mehreren Sclaven fortgeführt. Nach einigen Tagreiſen kamen ſie in eine Stadt am ſchwarzen Meere, wo er für ungefähr 3½ Thaler verkauft und auf ein Schiff gebracht wurde. Der Dolmetſch des Schiffes, ein geborner Jude, der ein Türke geworden war, erkannte Joſua gleich für einen Juden, und both ihm nicht nur Freyheit, ſondern auch die glänzendſten Ausſichten an, wenn er ein Mahomedaner werden wollte. Mit Entſchiedenheit wies Joſua alle Vor-

ſchläge ab. Das Schiff fuhr nun ab, und da der Wind ſehr ungünſtig war, ſcheiterte es nicht weit von Kaffa. Die Schiffsmannſchaft ſuchte ſich ſo gut ſie konnte zu retten. Joſua erreichte mit einigen Andern eine Klippe, wo ſie drey Tage lang mit Hunger und Kälte zu kämpfen hatten, ehe man ihnen zu Hülfe eilen konnte.

Einige Wochen blieben ſie zu Kaffa, dann wurden ſie auf ein anderes Schiff gebracht, das nach einer 14tägigen Fahrt in einer angenehmen Gegend landete. Die Sclaven wurden hier zum Verkauf ausgebothen, alle gut verhandelt, Joſua und einige Wenige allein ausgenommen, die wegen ihres ſchlechten und kränklichen Anſehens keine Liebhaber fanden. Endlich wurden ſie von einigen Kaufleuten, die nach Smyrna handelten, um einen ſehr geringen Preis gekauft. Dieſe Kaufleute hatten einige 20 Kamehle bey ſich, worauf die matten Sclaven in geflochtenen Körben geſetzt wurden. Die Kaufleute vertheilten bald nachher die Sclaven unter ſich durch das Loos. Joſua bekam einen Herrn, der etwas menſchlicher mit ihm umging. Sobald es ihm ſeine Kräfte geſtatteten, brauchte ihn ſein Herr zum Kamehltreiber.

Als ſie einmahl in einer Stadt ſtille lagen, um ihr Gebeth zu verrichten, hörte Joſua einen Mann Nahmens Iſmael Bathmay, der von Geburt ein Jude war, allein ſich äußerlich zum türkiſchen Glauben bekannte, ganz leiſe das gewöhnliche Sabbathslied ſingen. Er war davon ganz bezaubert, endeckte ſich dem Fremden, der ihn dann, obgleich ſein Herr ihn ſchätzte, für zwei Stücke Kühtai (eine Art ſeidenes mit Baumwolle durchwebtes Zeug) an ſich

brachte. Von dieſem neuen Herrn wurde er noch beſſer gehalten. Sein Herr reiſte mit ihm nach Smyrna, in der Vorausſetzung, daß die dortige Judenſchaft ihn loskaufen würde. Zu dem Ende hing er ihm einen Strick um den Hals, und ein gelbes Blech mit Figuren an die Stirne, beides Zeichen der Sclaverey, und ſtellte ihn ſo an den Eingang der Hauptſynagoge, um die Aus- und Eingehenden zum Mitleid zu bewegen. Die Juden, die ſchon oft in dieſen Fällen waren getäuſcht worden, würden dießmahl nichts zu ſeiner Loskaufung gethan haben, wenn nicht Joſua auf Anrathen ſeines Herrn, eine Bittſchrift an die Judenſchaft aufgeſetzt hätte, worin er ſeine Umſtände dringend vorſtellte, und ſich unter anderm auf Jekutiel berief; nächſtdem fügte er hinzu, daß, wenn ſie ihn jetzt nicht loskaufen würden, ſein Herr ihn an die Türken verkaufen wollte, wo ſeine Befreiung mit noch größeren Schwierigkeiten verbunden ſeyn würde. Die Judenſchaft entſchloß ſich endlich zum Kauf, vornähmlich da der Preis von 200 Ducaten auf 150 Löwenthaler heruntergeſetzt ward. Joſua war entzückt über dieſe glückliche Veränderung; den nächſten Sabbath eilte er in die Synagoge, und dankte inbrünſtig dem Gotte Iſraels und ſeinem gegenwärtigen Erretter.

Joſua blieb in Smyrna noch ein halbes Jahr, wo er ſich hinlänglich erholte. Die Vorſteher beſchloſſen nun, ihn nach Europa zu ſchicken. Eben der Kaufmann aus Podolien, der ſeine Loskaufung am meiſten betrieben, erboth ſich, ihn auf dieſer Reiſe zu begleiten. Unter dieſes Mannes Aufſicht reiſte Joſua nach Conſtantinopel und kam

durch die Bulgarey und Moldau zu Kaminiek an. Unterwegs, nicht weit von Constantinopel, wurde er von der Pest befallen, aber durch gute Pflege dem Tode entrissen. In Kaminiek bekam er Lust zu seinen Freunden nach Litthauen zu gehen, die sein Vater ihm schon längst anempfohlen hatte. Er meldete seiner Mutter diesen Entschluß, und reiste nach Brest in Cujarien, zu einem nahen Anverwandten, wo er alle Pflege und Unterstützung erhielt, die er nach so vielen trüben Tagen nöthig hatte.

Krakau, das nächst Prag damals der Hauptsitz jüdischer Gelehrsamkeit und Wissenschaften war, wurde von Josuas Freunden zu seiner Ausbildung gewählt. Hier fand er an Rabbi Baruch einen Lehrer, der ihm den „Binjan Schelomo," oder die bekannte jüdische Grammatik und Auslegekunst erklärte. Er studierte dabey auch den Talmud, lernte über jeden vorgelegten Satz disputiren und erlangte darin eine große Fertigkeit. Jetzt stellte er über die verschiedenen Gebräuche seiner Nation Betrachtungen an. Der deutsche, pohlnische und morgenländische Jude, jeder hat seine besonderen Gebräuche. Josua sah den gewaltigen Aberglauben ein, womit der unwissende Jude gefesselt ist, und wünschte, daß es möglich wäre, ihn aufzuklären.

Damahls hielt sich zu Pinczow ein sogenannter Baalschem oder Wunderthäter auf, der sich zugleich für einen Vorläufer des Messias ausgab. Alles strömte hin ihn zu sehen, und Josua befand sich auch unter der Menge. Josua entlarvte ihn ganz, und schloß von diesem Manne auf die so gepriesenen Heiligen seines Volkes.

Nachdem er 4 Jahre in Krakau studiert hatte, zog er

nach Prag. Rabbi Gabriel war hier sein vornehmster Lehrer. — Hier ließ er eine Schrift, Reschikat Mosche drucken, und vertheidigte sie öffentlich, worauf er den Titel eines Morenu oder Doctors und zugleich die Erlaubniß erhielt, Andern öffentlichen Unterricht zu ertheilen. Mit einem Mahl entstand bey ihm der Trieb, die cabbalistischen Wissenschaften zu erlernen. In Prag fehlte es an der Gelegenheit hiezu. Josua erkundigte sich und erfuhr, daß sich in Italien, Holland und England die Männer aufhalten sollten, die darin eine besondere Stärke hätten. Er faßte seinen Entschluß und reiste nach Frankfurt zu seiner Mutter, um sich mit den nöthigen Kleidungsstücken und Reisegeldern zu versehen.

Als er seiner Mutter, die ihren geliebten Sohn nach einer so langen Abwesenheit zum ersten Mahl wieder sah, sein Vorhaben entdeckte, machte sie ihm mehr Schwierigkeiten als er vermuthete. Sie wünschte ihn bey sich behalten zu können, und schlug ihm eine ansehnliche Heirath vor, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Allein all dieß änderte seinen Entschluß nicht.

In Folge seines Reiseplanes ging er durch die Mark und besuchte die Synagogen in Berlin, Dessau, Harzgerode und Halberstadt. In dem Hause des Hofjuden Wallich zu Sondershausen war er sehr gut aufgenommen; er konnte Wallichs schöne Bibliothek benützen, und erhielt von diesem würdigen Manne überdieß noch das Versprechen, ihn im Frühjahre nach Amsterdam zu begleiten. Wallich war in Geschäften abwesend und Josua allein zu Hause, als in der Nacht vom 25. November 1720 eine

Diebsbande in seine Wohnung einbrach. Plötzlich traten fünf Kerl, die sich das Gesicht geschwärzt hatten, mit Säbel und Pistolen vor sein Bette. Ein heftiger Schlag beraubte ihn seiner Sinne. An Händen und Füßen gebunden, ließen die Diebe ihn liegen, und raubten sein eigenes und seines Wirthes Vermögen, das sich auf 30,000 Thaler belief. Erst am Morgen entdeckte man den Einbruch; es eilten Aerzte und Wundärzte herbei, und boten ihre Kunst auf, den für todt gehaltenen Josua in's Leben zurück zu rufen; selbst Fürst Günther schickte seinen Leibarzt Zinkernagel hin.

Die Muße, die Josua jetzt genoß, wandte er dazu an, eine Erklärung des Propheten Jesaias zu vollenden, die er bereits in Prag angefangen hatte. Bey der Erklärung des 53sten Capitels fand er unglaublich viele Schwierigkeiten, die er schlechterdings nicht zu heben wußte. Er wendete sich nun an den Hofprediger Reinhard, einen sehr fertigen Hebräer, der zugleich mit der jüdischen Gelehrsamkeit befreundet war. Zu diesem ging er jetzt, und fragte ihn um seine Meinung. Reinhard entwickelte den Sinn der Stelle nach den Erklärungen der christlichen und jüdischen Lehren, und überließ ihm die Wahl. Rabbi Josua konnte sich nicht überzeugen. Er wollte die ganze Sache vergessen, aber sie machte ihm nur desto mehr Unruhe. Mit Bedacht las er die Schriften Moses und der Propheten durch, um darüber Auskunft zu erhalten und am Ende glaubte er, daß Jesus von Nazareth doch wohl der rechte Messias seyn möchte. Er ging zu Reinhard, stellte ihm seine Unruhe vor, und bath ihn, ihn auf

den rechten Weg zu bringen. Der Hofprediger hielt dieſen Schritt für Uebereilung und verhehlte ihm die Folgen nicht, die er haben könne; — aber Joſua erwiederte: „wäre es mir um zeitliche Vortheile zu thun, ſo müßte ich allerdings bey den Meinigen bleiben; aber nicht mein anſehnliches Erbtheil, nicht meine Mutter, die ich ſehr liebe, nicht die Zuneigung meines Volkes, nichts in der Welt ſoll mich abhalten, Jeſum von Nazareth zu ſuchen, den ich für den einzigen Heiland der Welt halte."

Als er nach Hauſe gekommen war, überlegte er noch einmahl den Schritt, den er thun wollte, allein nichts konnte ihn auf andere Gedanken bringen. Er nahm das nächſte Mahl, begleitet von Reinhard und dem Hofrathe Janus, feyerlich in der Synagoge von ſeinen Glaubensgenoſſen Abſchied. Er ſagte den Anweſenden mit vieler Freymüthigkeit, daß ſie jetzt vergeblich auf den Meſſias warteten, da er bereits erſchienen ſey, daher er ihn jetzt mit völliger Ueberzeugung öffentlich bekenne. Er bath, ſie möchten ſich nicht ferner täuſchen laſſen, ſondern den Gott Iſraels bitten, daß er ihnen die Erkenntniß und Ueberzeugung ſchicken möchte, die er erlangt und die er gegen alle Reichthümer der Erde nicht vertauſchen würde. Mit zärtlicher Wehmuth dankte er ihnen für alle Liebe, die er unter ihnen genoſſen und Thränen ſagten zuletzt mehr als Worte.

Reinhard nahm hierauf das Wort, und bezeugte öffentlich, daß es noch Zeit wäre, bey ſeinem Volke zu bleiben und deſſen Liebe zu genießen. Die Juden ſtürzten auf ihn los, bathen ihn, ſie nicht zu verlaſſen, und woll-

ten ihn nicht früher freygeben, als bis er ihre Bitte erfüllte; allein er riß ſich von ihnen los, nahm Reinhard bey der Hand und ging heiter aus der Synagoge.

Es iſt gewiß ſehr merkwürdig, daß ein Mann, der von ſeiner Mutter ein Vermögen von 20,000 Thalern zu erwarten hat, der bey ſeinem Volk in Anſehen ſteht, der auf die größten Ehrenſtellen Rechnung machen kann, der ſogar Hoffnung hat, den gewaltigen Aberglauben, womit ſeine Nation gefeſſelt iſt, nach und nach wegzuſchaffen, und ſich dadurch ein unendliches Verdienſt zu erwerben, kurz, der alle Glückſeligkeit dieſes Lebens in einem hohen Grade genießen konnte, daß dieſer Mann ſich entſchließt, all dieß zu entbehren, ſeine Mutter, Verwandten und Freunde zu verlaſſen und zu verläugnen, bloß um eine Religion öffentlich zu bekennen, von deren Wahrheiten er ſich überzeugt, und bey welcher er aber nichts weniger als äußerliche Vortheile zu erwarten hatte. Joſua mußte nach dem Auftritt in der Synagoge noch einen ſcharfen Kampf aushalten. Die Judenſchaft der umliegenden Gegend forderte ihn zu einer Unterredung nach Deſſau auf, mit der Erklärung, ihm ſeine irrigen Meinungen zu benehmen und ihn wieder auf den rechten Weg zu bringen. Er nahm dieß Anerbiethen an, und war bereit, öffentlich die Gründe anzugeben, warum er das Judenthum verlaſſen und die chriſtliche Religion annehmen wolle. Auf Befehl des Fürſten begleitete ihn, außer einer militäriſchen Bedeckung, der Hofrath Janus mit einem Secretär, und ein Empfehlungsſchreiben an den Fürſten von Deſſau, verſchafften ihm hinlängliche Sicherheit.

An dem zur Unterredung bestimmten Tage war die Synagoge außerordentlich stark besucht. Der Proselyt war begleitet von dem Hofrath Janns, von dem Secretär, von einem hessauischen Rath, und der Geistlichkeit der Stadt. Die jüdischen Lehrer entwickelten ihm die unendlichen Vorzüge ihrer Religion vor einer jeden andern, sie stellten ihm den Fluch vor, den sie und alle Rabbiner über ihn, als über einen Abtrünnigen aussprechen müßten. Der Proselyt sagte, daß dieser Fluch ihm nichts schaden könne. Die Ankunft des Messias wäre längst vorüber, welches sie selbst einsehen würden, wenn sie sich die Mühe geben wollten, die Schriften der Propheten genau zu erforschen. Die Juden nahmen noch andere Ausflüchte, womit sie aber nicht durchkamen. Der Proselyt erklärte ihnen, daß er sich völlig von der Wahrheit der christlichen Religion überzeugt habe, und daß weder Uebereilung noch Hoffnung irdischer Vortheile einigen Antheil an dieser Entschließung habe. Der Hofrath Janus fragte darauf die Anwesenden: Ob sie ihm sonst irgend Vorwürfe machen, oder seine Aufführung tadeln könnten? Und alle gaben ihm das beste Zeugniß. Dann wandte er sich an den Proselyten mit der Frage: ob er noch jetzt zurückkehren und seine Brüder erfreuen wolle? Josua blieb standhaft und äußerte bloß den Wunsch, daß alle gegenwärtigen Juden ihren Irrthum einsehen, und seinem Beyspiele folgen möchten! Es nahmen auch wirklich zwey Juden aus dieser Versammlung bald nachher die christliche Religion an.

Drey Viertel Jahre lang ertheilten Reinhard und

einige andere Geiſtliche in Sondershauſen dem Proſelyten Unterricht, und der Erſtere gab ihm zugleich Tiſch und Aufenthalt. Endlich wurde er am zweyten Weihnachtsfeyertage 1722 öffentlich getauft. Die regierende Fürſtinn zu Schwarzenburg-Sondershauſen Eliſabeth Albertine, ihre Schweſter Caroline Sophie und ihr Gemahl Auguſt zu Ebeleben, die regierenden Herzoge von Sachſen-Gotha und Braunſchweig und Caroline Chriſtine, Pfalzgräfinn am Rhein, waren Taufzeugen. Nach der Taufhandlung, welche Reinhard verrichtete, hielt der Proſelyt eine rührende Rede, worin er Gott für die empfangenen Wohlthaten dankte. Er bekam die Nahmen Friedrich Albert Auguſti.

Ein Jahr lang verweilte Auguſti noch in Sondershauſen, genoß fortdauernd den Unterricht ſeiner Lehrer und begab ſich dann auf das Gymnaſium nach Gotha, um ſich hier zum Beſuch der Akademie vorzubereiten, denn er war entſchloſſen die Theologie zu ſtudieren. Vier Jahre lang ſaß er, der ſelbſt ſchon Lehrer geweſen war, unter den Schülern des gothaiſchen Gymnaſiums und ging dann nach Jena, bald darauf aber nach Leipzig, wo er mit Eifer die wiſſenſchaftliche Laufbahn verfolgte, ob er gleich nicht ſelten mit bitterer Armuth zu kämpfen hatte, da die Unterſtützung, die ihm Fürſt Günther zuſicherte, zu ſeinem Fortkommen nicht hinreichte. Um ſich den Weg zu einer akademiſchen Beförderung zu bahnen, reiſte er zum Examen nach Dresden. Auguſti wurde nun unter die churfürſtlichen Stipendiaten aufgenommen, diſputirte in Leipzig öffentlich und fing dann an über Danzens Gram-

matik und einige Bücher des alten Teſtaments öffentliche Vorleſungen zu halten. Er that dieß und erntete vollen Beyfall. Als Miſſionär nach Malabar zu gehen, welches Franke in Halle vorſchlug, konnte er ſich nicht entſchließen. Dagegen war er ſehr geneigt, einem Ruf, als Profeſſor der orientaliſchen Sprachen an dem Gymnaſium zu Bremen zu folgen, allein die Wünſche ſeiner Freunde feſſelten ihn in Gotha, wo er mehrere Jahre öffentlich und Privatunterricht ertheilte, bis er endlich 1734 Pfarrer zu Eſchenberga im Fürſtenthume Gotha wurde. Schon 5 Jahre zuvor war er dem daſigen Pfarrer Braun, einem 80jährigen Greiſe adjungirt worden, und hatte alle Predigergeſchäfte verrichtet.

Auguſti war ein ſehr thätiger Mann, der jede Stunde, die ihm ſeine Amtsgeſchäfte übrig ließen, dem Studium, literariſchen Arbeiten, dem Briefwechſel mit gelehrten Männern und der Erziehung ſeiner Kinder widmete. Von ſeinen Kenntniſſen zeugen mehrere exegetiſche, antiquariſche und hiſtoriſche Schriften, die zu ihrer Zeit nicht ohne Beyfall blieben. Die Univerſität Göttingen ertheilte ihm die Würde eines Doctors der Weltweisheit und die Akademie nützlicher Wiſſenſchaften zu Erfurt nahm ihn unter ihre Mitglieder auf. Seit dem Jahre 1764 hatte er an ſeinem zweyten Sohne einen Gehülfen bey ſeinen Amtsverrichtungen; er predigte aber auch in den folgenden Jahren noch zum öftern, und 1779 erlebte er das ſeltene Glück, daß er ſein Amtsjubiläum feyern konnte. Der Jubilant ging, von ſeinen Kindern, Enkeln und vielen Amtsbrüdern begleitet, in die Kirche zu der Gemeinde, die

größtentheils bey ihm aufgewachsen war, und predigte mit vieler Rührung über die Worte: Herr ich bin zu gering aller Barmherzigkeit u. ſ. w. Er verlebte noch einige glückliche Jahre und verließ endlich die Welt ohne irgend eine ſchmerzliche Empfindung. Sein Tod ſchien ein bloßes Einſchlummern zu ſeyn, als er den 13. May 1782 ſanft verſchied, nachdem er beynahe 91 Jahre vollendet hatte.

* —

Frankl, Ludwig Auguſt.

Wer die Geſchichte der Stadt Wien auch nur einiger Maßen kennt, der weiß, daß die Leopoldſtadt früher „Judenſtadt" geheißen, weil ſie der Wohnſitz der in Wien lebenden Juden geweſen. Doch nicht Jedem wird bekannt ſeyn, daß die Häuſer Nr. 28, 29, 38, 39, 48, 50 vor dem Jahre 1670 einer jüdiſchen Familie angehörten, die den Nahmen Frankl geführt, und noch weniger, daß unter dieſer Familie, die Ahnen unſeres gefeyerten Dichters geweſen. Dieſe Familie gehörte zu den wohlhabenderen der damahligen Wiener Judengemeinde, und ſie zeichnete ſich noch außerdem durch frommen Sinn und Eifer für ihren Glauben aus, Eigenſchaften, welche ſie, wie unſer Dichter in einem Beytrage zur Geſchichte Wiens: „Der alte Judenfreythof" berichtet, in einer verhängnißvollen Stunde auf eine ſchöne Weiſe an den Tag legte. Im Jahre 1671 nähmlich, wo ſämmtliche Juden aus der Stadt Wien vertrieben wurden, kaufte die Familie Frankl den jüdiſchen

Leichenhof in der Roßau von dem Magiſtrate, und zwar um 4000 Silbergulden, damit er, wie es die Pietät jüdiſcher Glaubensgenoſſen will, unangetaſtet verbleibe für ewige Zeiten, auf daß die Ruhe ihrer hingegeſchiedenen Aeltern und Freunde nicht geſtört werde. Der Leichenhof beſteht heute noch, und der große Kaiſer Joſeph, der aus Sanitätsrückſichten allen Leichenhöfen außerhalb der Linie ihren Platz anwies, achtete den zwiſchen der Familie Frankl und dem Wiener Magiſtrate beſtehenden Vertrag.

Dieſe Familie zog damahls nach Fürth, wo ſie friedlich lebte, bis ſie durch Verhältniſſe beſtimmt, nach Böhmen überſiedelte, wo unſer Dichter in Chraſt, einem Markt des Chrudimerkreiſes, am 3. Februar 1810 geboren wurde. Sein Vater Leopold war k. k. Tabak-Diſtriktsverleger und war der Sohn von der Schweſter des k. k. n. ö. Regierungsrathes Israel Hönig Edlen von Hönigsberg, welcher der erſte Jude in Oeſterreich, ſeiner Verdienſte wegen um das Tabakregale, den erbländiſchen Adel erhielt. Er heirathete die Tochter einer würdigen in Mähren anſäſſigen Familie, Thereſia Hermann. Dieß die Aeltern unſeres Dichters; ſie verwendeten die ihnen zu Gebothe ſtehenden Mittel auf die Erziehung ihres erſtgebornen Sohnes. Während ein Hauslehrer ihn Bibel und die Propheten in der Urſprache verſtehen lehrte, leitete in der öffentlichen Schule, in welcher die Pikardiſten früher ihre Zuſammenkünfte hielten, ein tüchtiger Schulmann und Schriftſteller, Filczik, ſeinen Unterricht in der böhmiſchen Sprache und in Muſik, in letzterer jedoch ohne allen Erfolg.

Chraſt iſt die Sommerreſidenz des Biſchofs von Königgrätz, damahls ein Graf Aolois Kollowrat Krakowski, der einen förmlichen geiſtlichen Hofſtaat zu unterhalten pflegte; während ſein jugendlicher Neffe, ein Enkel des bewährten Feldmarſchalls Grafen Hadik, und deſſen ſchöne Gattinn, einen glänzenden Kreis von weltlichen Gäſten um ſich verſammelten, und in mannigfacher geſelliger Berührung mit dem Vater des Dichters ſtanden, der ſich in der Jugend in Wien ſeine Bildung erworben hatte, und in dem kleinen Städtchen zu den Wenigen zählte, der in einem höher gebildeten Kreiſe ſich zu bewegen verſtand. So ſah und lernte der Knabe ſeine Weltſitte, die ihm in ſeinem ſpätern Lebensgange ſehr zu Statten kam, neben frommer, ſtreng jüdiſcher Lebensweiſe ſeines älterlichen Hauſes, während die Kunden des Morgenlandes, die bilderreiche Sprache der Propheten frühzeitig ſeine lebhafte Phantaſie weckten und nährten. Ein katholiſcher Prieſter übernahm ſeinen Vorunterricht in der deutſchen Sprache, in welcher er ſich in Leitomiſchl, wohin er als zehnjähriger Knabe der Schulen wegen geſchickt wurde, im Piariſtencollegium vervollkommte. Nach einem Jahre kehrte er in ſeinen Geburtsort zurück, wo er wieder bey einem katholiſchen Prieſter Joſeph Dworczak, die drey erſten Claſſen des Gymnaſiums privatim durchmachte, und zur Prüfung jedesmahl nach Leitomiſchl gebracht wurde, ohne übrigens den Unterricht in der Bibel zu vernachläſſigen.

Im Jahre 1824 wurde Frankl nach Prag gebracht, wo er die letzten drey Claſſen des Gymnaſiums abſol-

virte, und wo der jetzige Professor der hebräischen Literatur an der k. Universität Prag, Dr. Wolfgang Wessely und der Oberrabbiner in Dresden, Dr. Zacharias Frankl, seinen Unterricht im Griechischen, Lateinischen und Hebräischen privatim leiteten. Hier versuchte er sich zuerst, vorzüglich durch Hölty, Salis, Matthisson angeregt, im lyrischen Gedichte, und durch Uhland und Fouqué begeistert, in der Romanze. Der plötzliche Tod seines Vaters brachte einen herben Glückswechsel in der Familie hervor; der kostspielige Aufenthalt in Prag mußte aufgegeben werden, und nur dadurch, daß ein Verwandter ihn in seinem Hause aufnahm, konnte er in Leitomischl die beyden Jahrgänge der Philosophie absolviren.

Die theatralischen Vorstellungen im Residenzschlosse des Bischofs hatten schon in frühester Jugend den Knaben mächtig angezogen, und die früh erhaltenen Eindrücke tauchten in dem, damahls von Holbein trefflich geleiteten Theater in Prag, und nun durch eine wandernde Truppe, die in Leitomischl Vorstellungen gab, wieder lebendig auf. Die begeisterte Lectüre der Dramen Schillers, Zacharias Werners, Adolph Müllners, Körners u. s. f. wirkten nicht wenig mit auf seine lebhafte Phantasie, und er schrieb in dieser Zeit ein historisches Schauspiel, dessen Stoff den Hussitenkämpfen entnommen war, unter dem Titel: „Agnes von Sezyma;“ ein historisches Trauerspiel „Wenzel der Heilige“ und ein dem Stoffe nach erfundenes „die Brautnacht;“ dann zwey Schauspiele, wovon das eine den Genossen Johannes Paricides beym Morde Kaiser Albrechts von der Wart zum Helden, und das

zweyte ein Mädchen „Manna Zeka“ zur Heldinn hat; und endlich ein Luſtſpiel „Scherz und Ernſt.“ All dieſe Arbeiten, wenn auch nach Frankls eigener Anſicht, von keinem tieferen poetiſchen Werthe, daher er ſie nie der Oeffentlichkeit übergab, enthalten effectvolle Situationen, conſequent gezeichnete Charactere, und trugen viel dazu bey, ihm die Sprache in die Gewalt zu geben, zu hiſtoriſchen Studien anzuregen, und hier zog ihn die Geſchichte ſeines Vaterlandes zumeiſt an.

Die philoſophiſchen Studien waren mit glänzendem Erfolge — das Studium der Mathematik ausgenommen — vollendet, mit einem Gedichte, das erſte, das von Frankl gedruckt erſchien, von ſeinen Mitſchülern Abſchied genommen, und es galt, ſich für ein Brodſtudium zu entſchließen, und ſich einer Hauptſtadt zuzuwenden. Am liebſten und mit dem größten Eifer hätte er ſich den hiſtoriſchen Studien zugewendet, denn eine beſondere Neigung machte ihm dieſe Wiſſenſchaft werth; da ihm aber als Juden jeder Weg zu einer Profeſſur verſchloſſen, und nur der eine der Medicin offen war, ging er ohne jede Unterſtützung im Jahre 1828 9 nach Wien, um ſich dieſer Wiſſenſchaft zu widmen, und ſie zu ſeinem Brodſtudium zu machen. Hier kämpfte er alle harten Kämpfe eines Jünglings durch, der mit widerſtrebender Phantaſie ſich einem Verſtandesſtudium mit ſelbſt gebothenem Fleiße widmet, und dabey kümmerlich von Tag auf Tag durch Unterrichtgeben, ſich ſein Brod erwerben muß. Es blieb ihm keine Entbehrung fremd, keine Sorge erſpart. Als ein Lichtblick in dieſe für ihn trübe Zeit fiel mit einem

ihm anvertrauten jugendlichen Schüler eine Ferienreiſe in das Salzkammergut. Die großartige Gebirgswelt mit ihren Gletſchern und Seen wirkte mächtig auf ihn, und weckte vollends das in ihm ſchlummernde Talent. Schon früher mit einer hiſtoriſchen Romanze von Hormayr, in deſſen Archive in die Oeffentlichkeit eingeführt, erſchien er jetzt öfter mit lyriſchen und kleineren epiſchen Arbeiten in Zeitſchriften und Taſchenbüchern. Im Jahre 1832 trat er zuerſt mit einer Sammlung Balladen, deren Stoff aus der öſterreichiſchen Geſchichte geſchöpft war, in einem größeren Werke „das Habsburglied“ (Wien 1832) auf, welcher Titel auf ein tendenziöſes Werk hinzudeuten ſchien, während das Ganze doch nur die Schilderung einzelner poetiſcher, für die Ballade geeigneter Momente ſeyn ſollte und war. Der Beruf des Dichters ſchimmerte überall durch, und es lenkte dieß Buch raſch die Aufmerkſamkeit auf den jugendlich Strebenden. Im Jahre 1833 gab er einen Band „lyriſcher und epiſcher Dichtungen“ heraus, deren Widmung an Hammer-Purgſtall, dieſer durch die ſeiner „Duftkörner“ erwiderte, und ſo das Talent, wie den perſönlichen Character des Dichters, durch edle Freundſchaft des Greiſes zum Jünglinge, würdigte. Im Jahre 1834 unternahm Frankl eine Reiſe nach Böhmen, durch die ſächſiſche Schweiz nach Dresden und Leipzig, um hier ſeine „Sagen aus dem Morgenlande,“ zugleich eine Ueberſetzung von Byrons „Pariſina,“ und Moores „Paradies und die Peri“ (Leipzig 1834) herauszugeben. In Dresden war es vorzüglich Ludwig Tieck, dem er durch Caroline Pichler empfohlen war, der ſein poetiſches Talent anerkannte, in dem er ihm Proben ſeines

erſt ſpäter im Jahre 1836 (Stuttgart) edirten Gedichtes „Chriſtoforo Colombo“ vorlas.

Anfangs des Jahres 1837 wurde Frankl zum Doctor der Medicin graduirt, und genoß die Auszeichnung, daß Se. Majeſtät, der Kaiſer von Oeſterreich, aus ſeiner Privatſchatulle für ihn die Taxen erlegen ließ. Seine, in lateiniſcher Sprache abgefaßte Inaugural-Diſſertation handelte: „De influxu Phantasiae.“ Eine Reiſe durch Italien brachte nun den mächtigſten und einflußreichſten Eindruck auf das Gemüth und den Geiſt des Dichters hervor. Das elegiſch-hiſtoriſche Rom, das dithyrambiſche Neapel, Kunſtwunder und Naturſchönheit vereinigten ſich, um ihn das, nach ſeinem eigenen Ausſpruche, glücklichſte Jahr ſeines Lebens feyern zu laſſen. Hier trat er, wie er überhaupt in dieſer Beziehung ſtets begünſtigt wurde, mit den bedeutendſten Perſönlichkeiten, Thorwaldſen, Mezzofanti, Luzzato, Cantu, mit den Dichtern Leopardi und Niccolini in Beziehung.

Nach Wien zurückgekehrt, begann er ſeine mediciniſche Praxis, die er im Jahre 1838 mit dem ihm angebothenen Syndicat der israelitiſchen Gemeinde in Wien vertauſchte und zugleich das „öſterreichiſche Morgenblatt,“ aber nur kurze Zeit, redigirte. Im Jahre 1839 erwarb er ſich durch Herausgabe der nachgelaſſenen Poeſien und bis jetzt noch nicht übertroffenen Ueberſetzungen Byrons, von Joſeph Emanuel Hilſcher, einem als gemeinen Soldaten verſtorbenen Manne, ein wahres Verdienſt um die vaterländiſche Literatur (Peſth 1813). Im Jahre 1840 (Leipzig) gab er eine neue Sammlung lyriſcher und epiſcher Dichtungen

heraus, und begründete im Jahre 1842 die von ihm noch geführte Wochenschrift „die Sonntagsblätter," mit welcher er ein „Kunstblatt," das einzige in der k. k. Monarchie vereinigte. Die durch Gesinnung und Talent edelsten Kräfte des Vaterlandes, sind Mitarbeiter dieser Wochenschrift, die einen mehr als ehpemeren Werth hat. In demselben Jahre erschien auch ein neues biblisch romantisches Gedicht „Rahel" (Wien 1842), der französischen Schauspielerinn Rachel gewidmet, und von M. E. Stern in's Hebräische übersetzt, von ihm.

Eine lebhafte dichterische Phantasie, ein bewegtes Gemüth, können nicht unempfindlich für weiblichen Reitz, für Frauenschönheit seyn; und unser Dichter, durch seine äußerliche Persönlichkeit unterstützt, soll manches, sogar an's Abentheuer gränzende Celebniß erfahren haben. Vielleicht schreibt er Memoiren.

Frankl lebt seit seiner Reise nach Italien fortgesetzt in Wien, und unterbrach seinen Aufenthalt nur einmahl, im Jahre 1845 mit einer Reise nach Deutschland, wo er im Norden und Süden die edelsten deutschen Schriftsteller begrüßte, und freundlichst von ihnen aufgenommen wurde.

Im Jahre 1846 erschien (Leipzig) sein Heldenlied „Don Juan d'Austria" seinem Freunde Anastasius Grün gewidmet, und erfreute sich einer vielfach anerkennenden Aufnahme. Frankl befindet sich in jugendlichem Mannesalter, in frischester Fülle eines bewegten, mannigfach gebildeten Geistes, und schon in nächster Zukunft soll uns ein neues poetisches Werk erfreuen. Eine Characteristik seines noch

in fortwährender Entwickelung begriffenen Talentes kann hier noch nicht an der Stelle seyn, und bleibt einer späteren Zeit, einem eigentlich critischen, nicht bloß biographischen Werke vorbehalten.

S. D.

Friedenthal, Marcus Beer,

Banquier in Breslau, wurde zu Groß-Glogau im Juni 1781 geboren. Seine mäßig wohlhabenden Aeltern ließen ihn, so wie seine übrigen Geschwister mit besonderer Sorgfalt unterrichten, überdieß wurden sie durch die Verbindung des Vaters mit den Buchhändlern Glogaus frühzeitig mit der neuesten Literatur vertraut. Zum Rabbinats-Candidaten bestimmt, besuchte F. auch verschiedene Pensions-Anstalten, in denen jedoch seinem Geiste eine noch jetzt vorwaltende mystische Richtung gegeben ward. Besondere Aufmerksamkeit widmete ihm der berühmte Rabbiner Samoscz, der ein Jahrzehend hindurch sein Lehrer war und ihm dereinst in einer der größten Städte Deutschlands als Rabbiner wieder zu sehen hoffte. Dem damaligen Gebrauche gemäß veranlaßten seine Aeltern schon in seinem 15. Jahre seine Verheirathung, wobey sie ihr Augenmerk dahin gerichtet hatten, daß er in die Handlung seines Schwiegervaters als Compagnon eintrete und seine Studien fortsetze, um zum Rabbiner heranreifen zu können. Widrige Umstände verhinderten die Compagnieschaft, weßhalb die Aeltern, zur Förderung seiner Studien ihm

wöchentliche Geldunterſtützungen gewährten. Dieſe blieben jedoch, nach dem drey Jahre darauf erfolgten Tode ſeiner Mutter aus, da dem Vater noch die Erziehung zweyer Söhne oblag. So dem Schickſale Preis gegeben, mit äußerſt geringen Geldmitteln verſehen, und ohne die geringſte Einſicht im Handelsgeſchäfte, übernahm er eine Unter-Collecte in der preußiſchen Lotterie.

Zugleich trat er damahls zu dem Conſiſtorialrathe Bail in nähere wiſſenſchaftliche Beziehung, in deren Folge er viele Zeit ſeinen Studien zu opfern pflegte. Bald darauf traten auch günſtige Erfolge in ſeinen Geſchäften ein, welche während des unglücklichen Krieges einen nicht minder glücklichen Fortgang hatten, indem er zu dieſer Zeit Geldwechsler, Producten- und Spezereyhändler war. Nach dem Ableben ſeiner, in Folge der Kriegsdrangſale ſchon längere Zeit, kranken Frau (1812) flüchtete er mit ſeinen drey kleinen Kindern unter mancherley Mühſeligkeiten nach Breslau. Die iſolirte Stellung in dieſer verhängnißvollen Zeit, die Anſtrengungen in ſeinen Geſchäften und Studien brachten damahls neben körperlicher Abſpannung eine melancholiſche Verſtimmung in ihm hervor, welche er durch Verfolgung mancher Communalzwecke zu mildern ſuchte. Ein Theil der Glogauer Judengemeinde, deren Vorſteher er 1811 geworden, war ebenfalls nach Breslau geflüchtet; mit ihr der verſtorbene Ober-Landes-Rabbiner Abraham Tiktin und viele der dortigen israelitiſchen Armen. Deßhalb bildete F. zu Breslau, in Verbindung mit J. D. Meier und Beer Guhrauer, eine Commiſſion zur Unterſtützung derſelben und ſpäter, als der Aufruf des Königs

zu den Waffen erfolgte, begründete er mit B. A. Fränkl einen Verein, um die aus Glogau geflüchteten jungen Israeliten als Freiwillige zu bekleiden und zu armiren, wozu er aus eigenen Mitteln große Summen beysteuerte. Obgleich seit langer Zeit kränklich, hatte er doch niemahls seine wissenschaftlichen Bestrebungen unterbrochen. Er ließ damahls (1816) zwey Sendschreiben an die israelitischen Theologen ergehen, in deren einem er die mosaische Religion als eine Uroffenbarung der Menschheit betrachtete und die Theokratie als eine Anstalt zur Erhaltung der reinen Idee des einigen Gottes und des Glaubens an eine juridisch-moralische Weltordnung, um jeden Porticularismus daraus zu verbannen. In dem zweyten machte er darauf aufmerksam, wie der Mosaismus jede Leibeigenschaft und Sclaverey verbanne und die Würde der Könige als Repräsentanten der Staaten und Communitäten anerkenne. Hierdurch, so wie durch anderweitig ausgesprochene Ideen, wurde eben so sehr die Vater-, Bruder- und Mitbruder-Liebe unter den Juden von ihm anzuregen versucht, als er überhaupt die universelle Tendenz des Judenthums allgemeiner zu verbreiten strebte. Im Jahre 1816 reiste er mit seinem frühern Compagnon nach Berlin und machte dort die Bekanntschaft des trefflichen Jacobsohn, des Philosophen ben David und des Schöngeistes David Friedländer, so wie später des Dichters Büschenthal. Dieselben wurden ihm werthe Freunde, deren Briefe er als theure Andenken aufbewahrt, wie er auch Jacobsohn den 1. Theil seines Werkes Ikare Emune widmete, an welchem ben David nur die darin vorkommenden neuen Kantischen Ausdrücke

tadelte, in der Meinung, das größere Publicum würde das Buch unverstanden hinlegen müssen. Nach Wiederherstellung seiner, längere Zeit unterbrochenen Gesundheit (1820) unternahm er es, dem Winke Laz. ben Davids folgend, die Dogmen der israelitischen Religion von neuem aus einem universellen Gesichtspunct darzustellen, und gab das Werk: Jessod Hadath heraus, welches jeden Particularismus verscheuchte, den Mosaismus und dessen Theocratie als Vorbild und seine Lehre als Institutionen der Menschheit betrachtete. In dem nächsten Jahre folgte die Fortsetzung, und nach Vollendung des 7. Bandes beschloß dasselbe ein Theil mit Thesen. Seine schriftstellerische Laufbahn fand demzufolge bey seinen Glaubensgenossen in Italien, Frankreich, Holland, Deutschland, Pohlen und in der Türkey Anerkennung, und von christlichen Gelehrten ist sie ihm nahmentlich von Dereser und Scheibel zu Theil geworden. In anderer Weise war er von 1823 bis 1833 als einer der Vorsteher der Breslauer israelitischen Gemeinde thätig, welche ihm, und nahmentlich Laz. Kroh, die Ordnung eines Familien-Verbandes verdankt. Nach seinem, durch einen Zwiespalt herbeygeführten Ausscheiden, brachte er, 2 Jahre darauf wieder eingetreten, die Errichtung einer Elementarschule, besonders für religiösen Unterricht der Jugend in Anregung, in Folge dessen er einen Aufruf an seine Mitcollegen in 25 Exemplaren drucken ließ. Der Unterricht kam zu Stande, doch zog er sich bald darauf nach neuen Zerwürfnissen aus dem Obervorsteher-Collegium für immer zurück. Ferner war er seit 1823 beinahe ein Jahrzehend Mitglied des Repräsentan-

ten-Vorſtandes der Breslauer israelitiſchen Waiſenanſtalt, von 1825 an durch 9 Jahre Caſſier der Geſellſchaft der Brüder, deren Tendenz ſtets dahin ging, durch tüchtige Mitglieder Verbeſſerungen im israel. Gemeinweſen zu bewirken. Er war der Erſte, der bey dieſer die von Ober-Landesrabbiner Tiktin und Abraham Heinersdorf angeregte Idee zur Erbauung eines geeigneten Gotteshauſes (deſſen Decorirung zur Zeit der Pfingſten er ſpäter einführte) angemeſſen beleuchtete und unterſtützte, welche dann durch L. Kroh's Thätigkeit und ſeine Bemühungen in Ausführung kam. Ueberdieß nahm er ſich des der Auflöſung nahen Vereins zur Unterſtützung der Leidtragenden kräftig an, und ſuchte mit deſſen bisherigem Zwecke auch die Bekleidung der Armen zu verbinden. Neben dieſem Vereine, der ſpäter den Nahmen „Henſelſche Stiftung" annahm und gegenwärtig an 400 Mitglieder zählt, errichtete er auch einen bereits aus faſt 100 Mitgliedern beſtehenden Verein zur Speiſung armer Breslauer und fremder Israeliten an Sonnabenden und Feſttagen, deſſen Statuten unter ſeiner Leitung von Samoje angefertigt wurden, indeß er ſelbſt an den Statuten zur Verheirathung armer Bräute Mitarbeiter war. Bey allen dieſen Vereinen ſuchte er, wie dieß auch ſeine deutſchen Schriften darthun, ſtets eine Verſtändigung in den Anſichten des Zeitgeiſtes zu vermitteln, berückſichtigend, wie nur das, was dem Vorſtande zugänglich, im Gemüthe Eingang finde.

Schriften: Dogmen des Glaubens: Ikare Emuna. Breslau bey Sulzbach. 1818. 3 Bde. 8. (Mit dem Motto: „Jeder Menſch hat ſein Idol; jedes Volk ſeinen Götzen;

die Menschheit hat nur Einen Gott.“) Die Basis des Glaubens: Jessod Hadath. Breslau bey Sulzbach. Band 1—4. 1821. Bd. 5—6. 1822. Bd. 7. 1823. 4. — Rede und Berichterstattung, gehalten am 1. Februar 1829 zur Zeit der Generalversammlung der Mitglieder der Gesellschaft der Brüder, nebst einigen Auszügen aus einigen frühern Reden, gehalten im Jänner 1827 ꝛc. Breslau. 8 S. gr. 4. — Gebeth und Rede zur Jubelfeyer des Brüderbundes, den 27. December 1829. Breslau 1829. 20 S. 4. — Dr. Henschelsche Stiftung. An die Mitglieder des Vereines zur Bekleidung armer Israeliten in Breslau. 1836. 7 S. gr. 4. — Worte an die Mitglieder des Vereines zur Bekleidung armer Israeliten. (Dr. Henschelsche Stiftung) in Breslau. 1838. 4 S. gr. 4.

Ferner war M. B. Fr. Mitarbeiter an: Statuten für die israelitische Gemeinde zu Breslau. Breslau 1826. 32 S. 4. (Der Nachtrag dazu vom 21. Sept. 1826. 4 S. ist fast ganz von ihm.) — Statuten der israelitischen Waisen-Verpflegs-Anstalt zu Breslau. 2. verb. und verm. Auflage. Breslau 1828. 30 S. 4. (Die Einleitung bis S. 8 ist von ihm allein.) Synagoge-Ordnung der Gesellschaft der Brüder zu Breslau. Daselbst 1829. 37 S. 8. (Die Anmerkungen sind von ihm.) — Statuten des zu Breslau im Jahre 1829 gestifteten Vereins zur Ausstattung hiesiger unbemittelter Israeliten-Mädchen. Breslau 1830. 20 S. 4. — Statuten für die Verwaltung des Vereins für Beköstigung der hiesigen und fremden armen Israeliten an Sonnabend und Festtagen. Breslau 1837. (Darin ist auch die Anrede an die Mitglieder.

S. 4—6. Anmerkungen von ihm.) Ebenso ist er Verfasser des Anhangs zu den Statuten für die Gesellschaft der Brüder zu Breslau, gestiftet im Jahre 1780. Breslau 1827. 8. (S. 69—84, sowie des Mottos vor diesem und den Statuten der israelitischen Kranken-Verpflegsanstalt und Beerdigungs-Gesellschaft zu Breslau. (2. Aufl. Breslau 1835. 4.) — Die hebräisch und deutschen: „Dank- und Lobgesänge zu der am 18. Juny 1826 Statt findenden hundertjährigen Stiftungs-Jubelfeyer der Kranken-Verpflegs- und Beerdigungs-Gesellschaft der israelitischen Gemeinde zu Breslau." (Breslau 1826. 41 S. 8.) sind größtentheils auch von ihm.

Vorreden schrieb Friedenthal zu: Testament des Michael Salomon Freyhan (dessen Nachlaßsache er verwaltete. (Breslau 1827. 4. — Statuten der Gesellschaft zur Unterstützung armer Leidtragender und zur Armenbekleidung. Breslau 1833. 8. Die Legitimität nach dem alten Testamente. Breslau 1839.

Uebersetzungen seiner hebräischen Schriften erschienen: Gebeth zum hundertjährigen Stiftungsfeste von M. B. F. aus dem Hebräischen frey übersetzt von F. N. Friedenthal. Breslau 1826. 10 und 8 S. 8.) Der Titel auch hebräisch.) — Das Geheimniß der Erwählung. Eine Abhandlung über Beruf und Legitimität, mit Anmerkungen. In's Deutsche übertragen unter Aufsicht des Verfassers von B. S. und S. W. F. Breslau 1827. 49 S. 8. — (Die Vorrede ist von Scheibel). — Die Männer Gottes, oder biblische Characteristik. Aus dem hebräischen Werke Jessod Hadath des Herrn M. B. Fr. In's Deutsche über-

tragen von R. J. Fürſtenthal, und zum Druck befördert durch M. Heinemann. Berlin, 1835. 27 S. 8.) früher ſchon mit hebräiſchen Lettern, Breslau in 4.) — Apologie der Männer Gottes, und die Würde der Frauen. Zwey Abhandlungen in's Deutſche übertragen aus dem Werke des M. B. Fr. Breslau 1836. 59 S. 8. (Abhandlungen ins Deutſche übertragen, aus dem Werke des M. B. Fr. Breslau 1836. 59 S. 8. (Abhandlung 1. überſetzt von R. J. Fürſtenthal, Abhandlung 2. S. 39—56, von Miro). — Deduction des Eigenthumrechtes. Anthropolog. Unterſuchung nach bibliſchen Anſichten. Ueberſetzt von B. Schleſinger (aus Collin 1838). — Berlin 1838. 80 S. 8. (In Folge der polemiſchen Artikel gegen dieſe Schrift in der Breslauer und ſchleſiſchen Zeitung und im 107. Bande der ſchleſiſchen Provinz-Blätter (März 1838) erſchien von Fr. eine Erwiederung ebendaſelbſt (Mayheft). Eine neue Ueberſetzung dieſer Schrift, nach deren Inhalt F., während des Mitbeſitzes von 9 Gütern zu handeln ſtrebte, erſcheint nächſtens. Außerdem ſchrieb er in der Zeitſchrift Sulamith, eine Widerlegung der von L. ben David herausgegebenen Schrift: Ueber chronologiſche Widerſprüche a. d. A. Teſtament." 1820. Jeſſod Hadaß, überſetzt von Friedenthal. 6 Bände. 1846. Die Uroffenbarung, eine Inſtitution der Menſchheit in Fortſetzungen. Breslau 1846.

Friedländer, Michael,

Doctor der Arzneykunde.

Er ward 1769 geboren, der älteste Sohn des Waarenhändlers Meier Friedländer zu Königsberg und der Enkel des Joachim Moses Friedländer, eines ausgezeichneten Mannes, der Kaufmann und Banquier, mit Recht als Zierde seiner Religions- und Zunftgenossen galt. — Unser Michael erhielt in seinem väterlichen Hause eine liberale Erziehung unter Leitung des Isaak Euchel, bekannt als Gelehrter und Mitherausgeber des ersten hebräischen Journals Hameasseph *), wozu der wißbegierige Schüler die erste Veranlassung gab, und wahrscheinlich auch Beyträge geliefert hat.

Neigung und Talent führten ihn den Wissenschaften zu. Nachdem er sich in seiner Vaterstadt unter Kant, Krause,

---

*) oder „der Sammler." Diese Zeitschrift enthielt rein hebräische und deutsche Aufsätze, mit besonderer Hinsicht auf die israelitischen Genossen. In jener Epoche machte sie Aufsehen und erhielt Anerkennung. Der berühmte Eichhorn erwähnt ihrer in seinen, der morgenländischen Literatur gewidmeten Journalen mit entschiedenem Beyfall, und ermunterte zu ihrer Fortsetzung. — Außer J. Euchel waren die Professoren Joel Löwe und A. Wolfssohn in Breslau Mitherausgeber. Beyde sind als Gelehrte, practische Schulmänner und als Uebersetzer rühmlichst bekannt; Ersterer zeichnete sich noch besonders als gründlicher deutscher Sprachlehrer aus. „Der Sammler" erschien zuerst in Königsberg 1784, und nach einiger Jahre Unterbrechung in Breslau, wo das Journal 7 Bände stark, 1797 seine Endschaft erreichte.

Hager, Schulze und andern Männern vorbereitet hatte, ging er 1787 nach Berlin, Göttingen und Halle und widmete ſich der Arzneywiſſenſchaft mit einem unermüdlichen Fleiß. In letzterer Univerſität erhielt er 1791 die Doctorwürde. Auf einer dann angetretenen 3jährigen Reiſe beſuchte er Holland, England und Schottland (wo er viele Monate in Edinburg blieb), Deutſchland, Italien und die Schweiz; die Spitäler waren vorzügliche Gegenſtände ſeines Studiums.

Auf dieſen Reiſen knüpfte er gelehrte Verbindungen mit Männern ſeines Faches an, und theilte in mehreren Journalen die geſammelten wiſſenſchaftlichen Nachrichten mit. Auch die andern Fächer der Wiſſenſchaften, die nicht in unmittelbarer Verbindung mit ſeinem Berufe ſtanden, blieben von ſeinen Studien nicht ausgeſchloſſen; ja ſelbſt den bildenden Künſten huldigte er in ſeinen Mußeſtunden. Im Jahre 1799 war er einer der Erſten, welcher nach Berlin den Schutzpocken-Impfſtoff verpflanzte.

Die Unruhen in Deutſchland nahmen überhand; die Umwälzungen unterbrachen alle Verbindungen mit Frankreich, und dieſes befeſtigte in ihm einen ſchon früher gefaßten Vorſatz (1800), ſich in Paris häuslich niederzulaſſen; denn nicht allein war er da als Menſch und Gelehrter liebevoll aufgenommen worden, ſondern das Vertrauen zum Arzt ſteigerte ſich mit jedem Tage, daß er als ſolcher, ſelbſt in den vornehmſten Häuſern, wohlthätig wirken konnte. So war er, um Mehrerer nicht zu erwähnen, der Arzt der berühmten Frau von Staël in ihren letzten Lebensjahren. Dazu kam, daß ihm, ſeiner Religion

wegen, jede Aussicht zu einer öffentlichen Stelle in seinem Vaterlande versperrt war. Indessen gab er als Schriftsteller seine Verbindung mit Deutschland nicht auf, wie das Journal beweist, das er gemeinschaftlich mit dem Professor Pfaff unter dem Titel: Französische Annalen für die allgemeine Naturgeschichte, Physik, Chemie ꝛc. (Hamburg und Leipzig 1803) veranstaltete. Deutsche und Franzosen wurden durch dasselbe gegenseitig auf ihre ihnen eigenthümlichen Schätze aufmerksamer, und die Berichte über öffentliche Erziehung, Pariser Armenanstalten u. s. w. trugen gedeihliche Früchte. — Hufelands und andere medicinische Journale versah er mit wichtigen Nachrichten; so wie die französischen Zeitschriften durch ihn mit den vorzüglichsten Männern und Werken Deutschlands bekannt wurden. Er lieferte Beyträge zu dem **Journal de l'Education par Guizot**, zu dem **Dictionnaire des sciences médicales**, wo besonders die Artikel **Mortalité**, **Ivresse**, **Statistique médicale**, von ihm mit vorzüglicher Sorgfalt ausgearbeitet sind, und war Mitarbeiter an der **Biographie universelle** und der **Révue encyclopédique**. Endlich gab er 1815 ein selbstständiges Werk, unter dem Titel: **de l'Education physique de l'homme** (Paris) heraus, das in Deutschland an F. E. Oehler einen sachkundigen Uebersetzer gefunden hat. (Leipzig 1819). Die Welt hatte von diesem unermüdlich fleißigen Manne mehrere Schriften zu erwarten, an deren Ausführung ihn ein schneller unerwarteter Tod verhinderte. Die ehrenvolle Aufnahme in mehrere französische und deutsche gelehrte Gesellschaften, gibt hinlängliche Beweise, daß seine Verdienste

im In- und Auslande gerechte Anerkennung fanden. Auch das königlich preußiſche Miniſterium der geiſtlichen Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten beehrte ihn mit gelehrten Aufträgen, und gab ihm ſeine Zufriedenheit mit ihrer Ausführung wohlwollend zu erkennen.

Seinen gelehrten Eigenſchaften entſprachen ſeine moraliſchen im hohen Grade. Alle unterrichteten Männer ſeines Vaterlandes fanden bey ihm die freundſchaftlichſte und uneigennützigſte Aufnahme, Nachweiſung und Unterſtützung, die ſie bey ihrer Zurückkunft von Reiſen nicht genug preiſen konnten, ſo ausgezeichnet war ſeine liebevolle Dienſtfertigkeit.

Er lag nur zwey Tage krank, und ſeine Freunde vernahmen ſeinen Tod, ehe ſie etwas von ſeiner Krankheit erfahren hatten. Auf des humanen Banquiers Deleſſarts Anſuchen hatte er in der letzten Zeit eine Schrift über die deutſchen Armenverpflegungs-Anſtalten und Gefängniſſe, nebſt einer Literatur derſelben aufgeſetzt; ſie iſt zwar bey weitem nicht vollſtändig; dieß konnte auch von einem in Paris lebenden Gelehrten nicht gefordert werden.

Er ſtarb 1824 im April an einem Halsübel, und ward auf dem Friedhofe der Israeliten zu Paris, nach ſeiner ſchriftlich hinterlaſſenen Verordnung, begraben, die als nicht unmerkwürdig hier wörtlich angeführt zu werden verdient. Man ſollte, heißt es darin, bey ſeinem Leichnam die Phylacterien, die Gebethödecke und andere dergleichen Stücke legen, pour servir à mes co-réligionnaires comme Symbole de la religion, dans laquelle la providence m'a fait nàitre, et qui m'a paru être aussi favo-

rable, que toute autre, au perfectionnement moral et des plus favorables à la liberté de la pensée.

Guſikow, Joſeph.

Wie der Jude ſchleppt die alten
Buntgeſtickten Trödelwaaren;
Romas Kind die Gypsgeſtalten
Schaukelt auf den ſchwarzen Haaren,
Wie ſein Murmelthierchen führend,
Der verwaiſte Savoyarde:
Zieht hin mit der Fidel rührend
Durch die Welt der braune Barde.

Carl Beck.

Wer erinnert ſich nicht noch mit Wehmuth der ſeelenvollen Töne, der zauberiſchen Klänge die vor ungefähr 12 Jahren, Joſeph Guſikow einem Gefüge von Holz und Stroh, einem Holz- und Strohinſtrumente zu entlocken wußte? Wer war nicht tief ergriffen, als er jenes paganiniſch-bleiche Antlitz mit dem großen Barte in den Concertſaal treten ſah, um auf dem Büschen Stroh, das man ihm gebracht und das er mit Hölzern verbunden, zu muſiciren? Wer war nicht erſchüttert, als Guſikow auf ſeinem Holzinſtrumente den ſanften Schmerz, die ſtille Duldung, die edle Reſignation ſeines Volkes erzählte! Gern verweilen wir alſo bey ihm, als bey einer eigenthümlichen Erſcheinung, die dieß auch in Bezug auf ſein Inſtrument ſelbſt iſt.

Guſikow wurde im Jahre 1809 in Slow, einem Städtchen in Ruſſiſch-Pohlen geboren. Sein Vater, der ein

armer Flötenſpieler war, und ſich ſeinen kümmerlichen Unterhalt, ſeine dürftige Nahrung durch ſein Inſtrument verdienen mußte, indem er auf Hochzeiten und ſonſtigen Freudenmahlen ſich producirte, gab ihm eine Erziehung, wie ſie damahls in dieſer Gegend üblich war. Das ganze Daſeyn in dieſer Gegend iſt ein wahres Stillleben zu nennen, und Guſikows einzige Beſchäftigung ſchon in zarter Kindheit, beſtand darin, mit ſeinem ältern Bruder täglich Früh und Abends in die Synagoge zu gehen und den übrigen Tag die heilige Schrift nebſt ihren zahlloſen hebräiſchen Commentaren zu ſtudieren. In dem Alter von 8 bis 9 Jahren fing er an, dem Studium des Talmud obzuliegen. Er wurde zu demſelben mit außerordentlichem Eifer angehalten, ſo, daß ihm zu andern Beſchäftigungen wenig Muße übrig blieb, obwohl er vor der Hand die Zeit zu nichts Beſſerem verwenden konnte, denn, wenn auch das Talmudſtudium nicht zu ſeinem Brodſtudium beſtimmt war, ſo gehörte es doch zu der Erziehungsmethode, daß jeder jüdiſche Knabe ſo viel als möglich eine Beleſenheit in den talmudiſchen Schriften erlange. Oeffentliche Schulen zu dieſem Studium aber exiſtiren nicht; und da nicht jeder Privatmann im Stande iſt, ſeinem Kinde einen beſondern Lehrer zu halten, ſo muß eine Menge Kinder zuſammengepfercht in einer finſteren nicht ſelten feuchten Stube, Cheder genannt, 10 bis 12 Stunden täglich dieſem Studium obliegen. In der Mitte einer ſolchen verwahrloſten Geſellſchaft verlebte nun Guſikow ſeine zarteſten Jugendjahre. Aber er ſollte bald einer Sphäre entriſſen werden, für welche er von der Natur nicht beſtimmt war. Sein

Vater bemerkte, daß ſich bei dem jungen Joſeph eine außerordentliche, ja unbezähmbare Neigung zur Muſik äußerte; und da er ohnedieß geſonnen war, ſein Geſchäft als Spielmann auf den Sohn zu vererben, und zwar nach der in den ſlaviſchen Ländern obwaltenden Sitte, ſo lehrte er ihn die Flöte. Joſeph machte in kurzer Zeit ſo erſtaunliche Fortſchritte, daß er der Lieblingsflötiſt ſeiner Vaterſtadt ward. Die Mädchen hüpften und jauchzten vor Freude, wenn ſie vernahmen, daß er auf einer Hochzeit oder am Purim (ein Feſttag der Juden) ſpielen werde. Joſeph brachte es bald ſo weit, daß er ſeinen Vater vertreten konnte; und bey den wichtigſten Anläſſen, ſo wie bey den verſchiedenſten Gelegenheits-Concerten allein deſſen Rollen ſpielte und zwar mit dem glänzendſten Erfolge.

So konnte man ihn oft in einem Winkelchen einer finſtern Stube in Rußland, einer zahlreichen Menge Weiber Nationallieder vorflöten hören, während jene beſchäftigt waren, den Kopfputz einer Braut zu ordnen; und ein anderes Mahl galoppirte er vor einem Hochzeitszuge her, der beſchäftigt war, dem in der Synagoge harrenden Bräutigam, die geliebte Braut zuzuführen. So wechſelte ſein Dienſt immer ab. Von Noten hatte er aber wahrſcheinlich keinen Begriff, und ſeine ganze Kenntniß der Muſik hatte er von bloßem Anhören; wie ihm ſein Vater vorſpielte, flötete er nach, und ſein Muſikrepertoir beſtand in nichts als einigen hebräiſch-pohlniſch- und ruſſiſchen Nationalmelodien, welche alle das Eigenthümliche haben, daß ſie ſich in Moll ergehen, und welche in ihrer elegiſch wehmüthigen Lebendigkeit einen ſo ſonderbar ergreifenden Ein-

druck auf unſer Gemüth hervorbringen, daß wir hingeriſſen und ſeelenvoll ergriffen werden. — Nimmt man hinzu, daß die pohlniſchen und ruſſiſchen Originalmelodien faſt denſelben Character an ſich tragen, ſo wird man verleitet zu glauben, daß die orientaliſche Abſtammung, welche allein dreyen Völkern gemeinſchaftlich zugeſchrieben wird, die Urſache dieſer Aehnlichkeit begründen müſſe.

Guſikows Ruf, der größte Muſikant der Gegend zu ſeyn, war bald befeſtigt. Er begleitete ſeinen Vater oft bis nach Moskau, der gewohnt war, dahin zu ziehen, um Quartetten zu ſpielen, und half ihm ſein kümmerliches Brod verdienen.

Unter dieſen Umſtänden erreichte er ſein dreyzehntes Jahr, zu welcher Zeit ſeine Liebe zur Muſik einen ſolchen Höhepunkt erreicht, daß es ihm ſehr ſchwer fiel ſein Inſtrument, die geliebte Flöte, auf die 24 Stunden, welche der Sabbath dauerte, und an dem der Jude nicht ſpielen darf, weglegen zu müſſen; und ſehr oft geſchah es, daß ſeine Nachbarn, die die Ruhe, die ihnen nöthig war, liebten, und ſich daher zeitlich derſelben überließen um deſto früher an's Tagewerk gehen zu können, über den Störer klagten, der bis noch ſpät in der Nacht ſeinen Hang und ſeinen Phantaſien nachhing. Schon in derſelben Zeit machte er Aufſehen; ſein größerer Bruder begleitete ihn auf der Violine; er wurde mit Aufträgen überhäuft; dort übte er die pikanten ruſſiſchen Melodien ein, als: „Geht das Mädchen über den Steg" u. ſ. w., welche man ſpäter ſo gerne von ihm gehört hatte, und die er ſo effectvoll zu varieren wußte.

Nach dem National-Gebrauch verheirathete ſich Guſikow ſchon frühe in einem Alter von 17 Jahren; er ernährte ſeine und ſeines Vaters Familie mit ſeinem Flötenſpiel. Die Familien leben in dieſer Gegend nicht ſo getrennt wie bey uns zu Lande, ſondern wer in einer ganzen Familie von Mutter, Vater, Brüdern, Schweſtern, Schwägersleuten ꝛc. im Stande iſt, durch irgend ein Geſchäft ſeine Verwandten zu ernähren, der ergreift die ihm ſich biethende Gelegenheit, und ſchafft den Seinen Brod und Nahrung. — So verlebte auch unſer Guſikow in der Sorge für die Seinen mehrere Jahre, während welcher Zeit die Geburt zweyer Kinder einen freundlichen Abſchnitt in ſeinem einförmigen Leben eintreten ließ. Er zog von Ort zu Ort mit ſeiner Flöte und in Begleitung ſeiner Brüder, und ſuchte ſein kümmerliches Brod zu erwerben.

Da befiel ihn im Jahre 1831 eine ſchwere Bruſtkrankheit, von welcher er langſam, aber nie vollkommen genas. Es blieb ihm nähmlich eine beſondere Reizbarkeit der Lunge zurück, und mit ſeinem Flötenſpiel hatte es ein Ende.

Nun ſtand er da, der arme Mann, Familienvater, in der Blüthe ſeiner Jahre ſich ſelbſt überlaſſen, jedes Unterhalts beraubt, und von den traurigſten Ausſichten auf troſtloſe Zukunft niedergedrückt und verzweifelnd; — aber dieſe ſo unglücklich ſcheinenden Umſtände waren gerade die Veranlaſſung, die ihn aus der Dunkelheit ſeines Treibens hervorriß, und für ſein ganzes Daſeyn, für ſeinen Ruf, wie für ſeine pecuniären Verhältniſſe eine ehrenvolle Zukunft bereitete.

Schon ſeit undenklichen Zeiten findet ſich unter Ruſſen, Koſaken, Tataren, Pohlen, Litthauern, insbeſondere aber unter den Gebirgsbewohnern gegen die Carpathen und dem Ural hin, ein rohes einfaches Inſtrument, welches in den dortigen Gegenden den Nahmen „Jerova i Salamo“ führt. — Dieſes Inſtrument vertritt die Stelle des Dudelſackes in andern Ländern, und ſeine wenigen rohen Töne befriedigen vollkommen den Sinn des genügſamen Landvolkes, welches ſich bey dieſem Klange eben ſo raſch und munter bewegt, als nur jemahls die Luſtigen anderer Länder bey dem Anhören ihrer Nationalklänge. An Feyer- und ſonſtigen Ruhetagen verſammelt ſich das junge Volk auf einem freyen Platze, um die reitzende, echt dramatiſche Mazurka zu tanzen, während die Aeltern behaglich ſchmauchend zuſehen, und das Wotgaglas nicht ſelten zum Munde nehmen. Mehrere dieſer Holzinſtrumente wechſeln unter einander ab, oder klingen auch zuſammen, damit die an ſich ſchwächern Töne verſtärkt werden, um durch das Geräuſch zu dringen. Schon früher hatte Guſikow, dem allgemeinen Willen ſich fügend, die Handhabung dieſes Inſtrumentes erlernt, und dasſelbe bey vielen Gelegenheiten mit großem Beyfall geſpielt. Guſikow hatte Anfangs dieſes ſogenannte Holzinſtrument größtentheils nur am Purim geſpielt, wenn er verlarvt, nach alter Sitte der Juden, von einem Hauſe in's andere zog und ſich unter dem fröhlichen bunten Schwarm von Faſtnachtrittern dieſer Art miſchte; und hier klimperte er, des Schalkes wegen, auf den Hölzern herum, ohne ſich dabey um Melodien und Diſſonanzen viel zu bekümmern.

Nun aber, als jenes bittere Mißgeſchick ihn getroffen, übte er ſich mit mächtigem Ernſt und der ihm eigenen Beharrlichkeit Tag und Nacht, um ſich auf dieſem Inſtrumente zu vervollkommnen, und ſich eine außergewöhnliche Gewandtheit darauf eigen zu machen. Er begriff aber ſogleich, daß, wenn dieſes Inſtrument in ſeiner gewöhnlichen Geſtalt bliebe, er ſeine Wünſche nicht verwirklichen könne. Er ſtrengte deßhalb alle ſeine Geiſteskräfte an, um dieſes Inſtrument zu vervollkommnen, und ſo vermehrte er zuerſt die Zahl der Hölzer, ſchärfte ſie an beyden Enden mehr zu, und brachte ſie in geregelte Harmonie und ſcalagemäße Ordnung. Dann verband er ſie mit einander, und ſo erhielt es nach und nach jene Geſtalt und Beſchaffenheit, in welcher die höchſte Einfachheit mit ſinnreicher Erfindung ſich vereinigt.

Bald brachte es nun Guſikow zu einer immer größern Bravour, und er fing an, in ſeinem Kreiſe wahrhaftes Aufſehen zu erregen, zuerſt unter den Bauern der Umgegend, die haufenweiſe zuſammenliefen, ſo oft es hieß Guſikow werde ſpielen, und die mit ihren Kopeken dann nicht ſparten. So verbreitete ſich ſein Ruf raſch und drang bis nach Moskau, woſelbſt er ſich einer lebhaften allgemeinen Theilnahme der Bevölkerung erfreute. Zu dieſer Zeit, es war im Jahre 1834, verheirathete er ſich zum zweyten Mahle, denn ſein erſtes Weib war geſtorben. Er faßte nun, trotz ſeiner Schüchternheit den Entſchluß, eine Kunſtreiſe nach Kiew zu unternehmen. Er machte ſich auf den nie betretenen Weg mit Hoffnungen, die gewiß die glänzendſten waren, denn ſeine Gemüths-

art, ſo wie das Gefühl ſeiner bis dahin ſo beengten Sphäre, machten ihn ſo befangen, daß er ſich gewiß mit dem bloßen Erwerb des Nothwendigen begnügt hätte. Er kam nach Kiew, wo gerade der berühmte pohlniſche Violinſpieler Lipinsky ſich befand und Concerte gab. Nun pochte dem ſchüchternen Pohlen das Herz, nach einem ſolchen anerkannten Meiſter ſich hören zu laſſen, und dem Urtheile der Oeffentlichkeit ſich preiszugeben. Aber als ihn Lipinsky hörte, klopfte er ihn auf die Schulter und ermuthigte ihn mit den Worten: „Wahrhaftig Guſikow — ich bewundere Euch! Ihr ſeyd ein größerer Künſtler als ich; ich benützte nur die Mittel, welche mir zu Gebothe ſtanden, Ihr verſchafft Euch neue.“ — Durch ſolche Aeußerungen ermuntert, gab Guſikow ſein erſtes Concert, und der Erfolg krönte ſeine Erwartung, denn ſchon ſeine erſte Production wurde von einem großen Publicum mit ſtürmiſchen, enthuſiaſtiſchen Applaus aufgenommen. Jetzt erſt begann er zu ahnen, welch hohen Lohn ihm die Zukunft aufbewahre. Ihn um ſo mehr zu verdienen, arbeitete er Tag und Nacht unaufhörlich an der Verbeſſerung ſeines Inſtrumentes, und er ſtrebte mit aller möglichen Kraft, eine eigenthümliche Virtuoſität auf demſelben zu erlangen. Er zog nun nach Odeſſa. Hier gab er unter großem Zulaufe des Volkes im italieniſchen Theater Concerte, und das Staunen und der ſtürmiſche Beyfall des Publicums waren beyſpiellos. In Odeſſa fand Guſikow einen warmen Gönner an dem kunſtſinnigen Grafen Woranzow, welcher das Genie des Künſtlers erkannte und ihn zu ſich auf ſein Schloß lud.

Bey diesem edelmüthigen Grafen brachte er einige Monathe zu, während welcher Zeit er sich oft vor dem berühmten, damahls auf Reisen begriffenen Lamartine und Michaud producirte. Auch befand sich dort eine sehr romantische Lady, die, so oft Gusikow spielte, in Ohnmacht fiel, und daher von ihrem phlegmatischen Landsleuten nur den Nahmen „Holz- und Strohenthusiastinn" erhielt. Nachdem er nun mehrere Monathe in Odessa verlebt, und er sowohl für die Vervollkommnung seiner Kunst, als für den ungeschmälerten Zustand seiner sehr bedeutenden Cassa Sorge getragen hatte, erhielt er eine Einladung nach Mickalaczew, um vor dem berühmten englischen Admiral Grey, dem damahligen Commandanten der englischen Flotte im schwarzen Meere, sich hören zu lassen. Grey zollte ihm Beyfall und forderte ihn auf, nach London zu gehen, wo er seinem Talente reiche Ernte versprach. Gusikow sagte zu, doch nicht ohne seinen Entschluß geäußert zu haben, früher Wien zu besuchen.

Er spielte von dieser Zeit an in mehreren kleinen Städten, und war im Jänner 1835 in Lemberg, wo er 5 Concerte mit ungetheiltem Beyfall gab. Im May desselben Jahres spielte er mit demselben Beyfall in Krakau, wo er sich nur kurze Zeit aufhielt und unmittelbar nach Wien reiste, wohin es ihn, wie er sagte, mit einer unerklärbaren und wahrhaft unwiderstehlichen Macht zog.

Nach Wien war ihm ein nur schwacher Ruf vorangegangen, der kaum geeignet schien, auch nur die Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken. Und es war in der That um so weniger ein günstiger Erfolg zu erwarten, als er

auch einen ſchlechten Zeitpunct (es war in den Sommermonathen) gewählt. Seine erſten Concerte im Saale der Muſikfreunde waren ſo gut als unbeſucht. Zur ſelben Zeit trat auch Guſikows Bruſtübel mit erneuerter Kraft hervor, und er lag ſchwer krank darnieder. Während dieſer Zeit las man in der Theaterzeitung einen Aufſatz von dem geiſtvollen Saphir, in welchem jedes Wort ein Blitz von unberechenbarer Wirkung war, ein Meiſterſtück der Wahrheit und edler menſchenfreundlicher Theilnahme. Man weiß, welche Gewalt Saphir auf die Herzen der Menge zu üben verſteht, und — der Effect war ungeheuer. Die erſte Akademie nach des Künſtlers Wiedergeneſung war gedrückt voll, die Erwartung im höchſten Grade geſpannt.

Nun erſchien der pohlniſche Jude mit ſeinem bleichen wehmüthigen Angeſicht, mit den ernſten Zügen voll Kummers, wie zu der Zeit, wo mit Saphirs Worten ſeine Vorfahren die Harfen an die Trauerweiden Babylons hingen, eine fremde Geſtalt, umgeben von vier ihm Gleichenden. Man brachte einige Bündchen Stroh, viele Stücke und Stückchen Tannenholz, das Publicum ſchaut und lächelt. — Aber nun fängt er an; die ſchwachen metallloſen Töne ſchlagen fremdartig an's Ohr; man ſieht ſich verwundert und unbefriedigt an. Noch einige Minuten, und man hört wunderbare Töne, man folgt dem Begeiſterten, man wird unwiderſtehlich hingeriſſen, man hält ſich nicht mehr. Der Beyfall war ſtürmiſch, zügellos, der Saal erdröhnt von Fuoro-Rufen; man ſtrampfte mit den Füßen, man ſchrie, man machte ſich mit allen erdenklichen

Zeichen der Begeisterung Luft. Seit dieser Zeit war Gusikows Ruf entschieden.

Auf hohes Verlangen spielte er noch in Hietzing, zweymahl im Curorte Baden und 12 Mahle im Theater in der Josephstadt.

Von den höchsten und hohen Personen wurden ihm Auszeichnungen zu Theil. In einer Soirée bey dem russischen Bothschafter von Tatitschef hörte ihn der Staatskanzler Fürst Metternich, und dieser Beschützer der Kunst würdigte ihn seiner hohen Protection. Auch genoß er das Glück, sich vor den beyden Majestäten und dem a. h. Hofe privatim produciren zu dürfen, und es ward ihm die allerhöchste Zufriedenheit zu Theil. So erreichte er Alles, was sein Ehrgeiz zu erstreben vermochte, und noch vor seiner Abreise von Wien erhielt er von dem erlauchten Staatsmanne ein eigenhändig geschriebenes Zeugniß.

Gusikow lebte nur noch bis zum Jahre 1837, wo er mit seinem Instrumente in der Hand in Aachen verschied. Seine Wünsche waren erfüllt und er kehrte friedlich heim. S. D.

Halévy, Jacques Fromental.

Der begabte, fruchtbare Componist, dessen Bruder sich mit Beruf der Poesie gewidmet, ist geboren zu Paris den 27. März 1799. In der Unterrichtanstalt Cazot zeigte er schon als zarter Knabe ungewöhnliches Talent zur Musik, verbunden mit reger Liebe, sich ihr zu weihen.

Seine Aeltern brachten ihn, da er 10 Jahre alt war, in das Conservatorium, vor der Hand als Sänger. Doch bald bewährte er sein entschiedenes Geschick in der Instrumentalclasse, wo Charles Lambert ihm Unterricht auf dem Piano ertheilte. Noch vor Ablauf eines Jahres hatte er solche Fortschritte gemacht, daß man sein Streben, die Kunst der Composition zu erlernen, billigen konnte, und der wackere Berton ward sein Lehrer. Halévy zeichnete sich bald dergestalt aus, daß er als **Repétiteur d'une classe de Solfiége** angestellt wurde, obschon er noch nicht einmahl 13 Jahre alt war. Sich weiterhin auszubilden, kam er nun unter die Leitung des ersten Lehrers des Instituts: Cherubini.

Schon im zweyten Jahre dieses Curses wurde er geeignet befunden, um den großen Preis der königl. Akademie der Künste zu concurriren, nachdem ihm 1814 schon der Preis der Fuge zu Theil geworden war. Der Sieg entging ihm zwar; dagegen errang er 1819, nachdem er einen fünfjährigen Curs durchgemacht, und aus dem Conservatorium entlassen worden, den ersten Compositionspreis durch eine Cantate: Herminia. Diese Leistung fand so hohe Anerkennung, daß die Regierung ihn auf ihre eigenen Kosten für 2 Jahre nach Italien schickte. Daselbst, nahmentlich in Rom, setzte er seine Studien mit Eifer fort, da besonders der classische Meister Baini ihn leitete, um in den Geist der ältern italienischen Musikwerke einzudringen. Halévy besuchte dann Wien, wo er sich die Achtung des großen Beethoven erwarb.

Im September 1822 traf er wieder in Paris ein.

Ausgerüſtet mit den edelſten Kräften und gediegenſten Kenntniſſen, voll Einbildungskraft, Gewandtheit und Gediegenheit zugleich, erkannte er nun, daß er, um in der Manifeſtirung ſeines Genius durchzugreifen, und ſich einen feſten Ruf zu gründen, den Weg der dramatiſchen Compoſition einſchlagen müſſe. Mit einer Oper: **Les Bohémiennes**, welche er ſchon vor ſeiner italieniſchen Reiſe geſchrieben hatte, war er nicht glücklich, das heißt, er machte die Erfahrung, daß die ſchwerſte Aufgabe eines Dichters darin beſtehe, ſein Product auf die Breter zu bringen. Den Tauſend Bemänglungen, die man ſeinem Werke machte, den Tauſend Hinderniſſen, welche man ihm entgegen ſtellte, mußte er weichen. Dasſelbe Schickſal hatten zwey andere Arbeiten, die er alsbald nach ſeiner Wiederankunft in Paris geſchaffen, nähmlich: die große Oper **Pygmalion**, und die Operette **Les deux papillons**. Der geniale Künſtler ſah nun ein, daß nichts übrig bleibe, als die Welt der Ideale aufzugeben, und ſich mehr oder weniger den proſaiſchen Anforderungen practiſcher Zwecke anzupaſſen. Er ſchrieb alſo 1826 die Oper **L'artisan**; und das nächſte Jahr wurde ſie aufgeführt, und zwar im Theater Feydeau. Sein Gelegenheitsſtück: **Le Roi et le batelier** (eine Carl X. gebrachte Huldigung) machte, daß es ihm 1829 gelang, ſeine Oper **Clari** auf dem Theater der großen Oper zur Aufführung zu bringen. Es folgten nun hierauf unter Andern: **Yella**; **La langue musicale**; **Les souvenirs de Lafleur**, und Balletmuſiken; ſpäter **Ludovico**, **La juive** ꝛc. und andere, welche auch auf deutſchen Bühnen gegeben wurden. Halévys Genie

erntete Triumphe; seine poetische Eigenthümlichkeit war durchgedrungen, und schon wird sein Nahme den Tonsetzern ersten Ranges beygesellt, wenn er auch, was sich von selbst versteht, gar manche Gegner hat. Man darf aber nicht vergessen, daß Halévy zugleich gründlicher, ja gelehrter Theoretiker sey.

Seine bürgerliche Stellung ist auch begründet. 1826 schon ward er Lehrer der Harmonie am Conservatorium und Accompagnist bey der italienischen Oper. 1829 wurde ihm nach dem Tode Herolds, die Stelle des Gesangdirectors bey der großen Oper; 1833 statt Fetis jene des Contrapunctlehrers am Conservatorium. 1835 erhielt er das Kreuz der Ehrenlegion; 1836 wurde er Mitglied der Akademie der schönen Künste des königl. Instituts; 1838 Professor der Composition am Conversatorium; 1839 Ehrenmitglied des deutschen Nationalvereins; 1840 Musikdirector der Herzoginn von Orleans.

Halévys Ruf fährt fort zu steigen. Seine Schöpfungen, französischen Geist und Styl athmend, haben Originalität, ohne deßhalb classisch genannt zu werden.

F—r.

Heine, Salomon.

Eine sowohl durch ihre finanzielle, wie durch ihre Herzens- und Charactergröße hervorragende Celebrität auf dem eigentlichen Marktplatze des Lebens, war er seiner Zeit nicht nur der erste und reichste Banquier Hamburgs und der einflußreichste Mann der dortigen Börse, sondern auch

der freygebigste Wohlthäter und edelste Menschenfreund. Es ist das Leben dieses merkwürdigen Mannes zu inhaltsschwer und thatenreich, als daß es nicht eines detaillirtern Ueberblickes gewürdigt werden sollte.

Zu Hannover im Jahre 1767 von sehr armen Aeltern geboren, verließ Heine schon frühzeitig seine Heimath und trat in seinem 17. Lebensjahre mit einer Barschaft von 16 Groschen versehen, und mit nur äußerst spärlichen und dürftigen Kenntnissen ausgerüstet, so auf's Gerathewohl seine Pilgerschaft nach Hamburg an. Ohne daselbst der Mäcenatschaft eines andern, als des oben, überm Sternenzelte, zu genießen, war er natürlich Anfangs auf sich ganz allein, auf seine eigene Kraft und Thätigkeit angewiesen, bis es ihm endlich bey seinem kühnen, Alles überflügelnden Muthe, der ihm auch später bey allen seinen Unternehmungen so günstig zur Seite gestanden; bey seinem Alles durchdringenden überwiegenden Menschenverstand und der Schärfe und Elasticität seines Speculationsgeistes gelang, aus dem dunklen traurigen Labyrinthe seiner bisherigen Verhältnisse in das zu jener Zeit bedeutende Kopertsche Banquier-Geschäft zu kommen. Hier machte er den Anfang zu seiner dereinstigen so großartigen Carriere, die er als Stern erster Größe am Horizont der mercantilischen Welt noch zu durchlaufen hatte. Nachdem er, nach nicht langem Verweilen daselbst, dieses Haus verlassen, setzte er sich mit einem Wechselmäkler in Verbindung, dessen Sohn, der verdienstvolle Präses des Hamburger Wechselgerichts Dr. Halle, Heines einzige noch lebende Tochter zur Gattinn hat. Später trat er dann

ſelbſtſtändig in einem Geſchäfte auf, und er brachte es ſowohl durch ſeine unerſchütterliche Unverdroſſenheit und ſtaunenswerthe Rührigkeit, als auch durch ſeine ſtrenge redliche Handlungsweiſe, bald zu einer bedeutenden Höhe, und erwarb ſich ſo das allgemeine Vertrauen, ſo wie die Liebe und Achtung ſeiner Umgebung.

Im Jahre 1797 legte Heine den eigentlichen Grundſtein zu ſeiner ſpätern finanziellen Größe, ſo, daß er, als im J. 1818 die Aſſociation aufgelöſt wurde, mit einem Vermögen von mehr als einer Million Thaler, als alleiniger Chef an der Spitze eines Banquiers-Hauſes ſtand; und nun begann erſt die eigentliche Entwicklungsperiode und Blüthezeit ſeiner höchſt ſeltenen merkwürdigen Eigenſchaften, die ihn vor ſo vielen ſeiner Zeit- und Stammesgenoſſen auszeichnen, und die nicht nur in den anmuthigen Strauß ſeines Lebens den grünenden Lorbeer der Anerkennung und die duftende Palme des Friedens und der Liebe ſeiner Mitwelt geſchlungen, ſondern auch auf ſeinen Grabeshügel den Imortellenkranz der Erinnerung gepflanzt. Er war unerſchöpflich in großartigen Unternehmungen, wie das Krüglein jener Witwe an Oehl, aber eben ſo glücklich in ſeinen Erfolgen. Sein Anſehen florirte in einem ſteigenden Verhältniſſe, ſo, daß die Firma Salomon Heine bald einen europäiſchen Ruf erlangte, und was Credit und Achtung betrifft, an keinem Handelsplatze der Welt den Rothſchild, Barings, Aquador, Eskeles, Sina und ähnlichen nachſtand. Ja es war ſeine Stellung eine ſo impoſante und feſtgegründete, daß nicht einmahl jenes verhängnißvolle finanzielle Erdbeben des

Jahres 1825, welches von London ausgehend, ſich wie eine graſſirende Seuche über ganz Deutſchland verbreitete, und die größten Häuſer niederwarf, dieſelbe zu erſchüttern vermochte. „Is was paſſirt?“ fragte Heine in ſeiner ſentimentalen Sprechweiſe, indem er einen Augenblick verwundert von ſeinem Schreibpulte aufblickte. Sodann griff er in die Taſche, und was er hervorzog war hinreichend, um verſchiedene Hamburger Häuſer vor ihrer Hinfälligkeit und ihrem Sturze zu bewahren, und andern die herben Schickſalsſchläge dieſer furchtbaren Kataſtrophe minder fühlbar zu machen.

In Heine concentrirte ſich die Macht eines erſten europäiſchen Banquierhauſes und die einflußreichſte Autorität der Hamburger Börſe, alſo Macht, Anſehen und Reichthum in einer Perſon; allein er ſtand über der Macht, über dem Reichthum, über dem Anſehen, er war nicht auf, ſondern über den Beſitz geſtellt; er konnte freudig und großartig dem Beſitze entſagen, und das macht ihn groß. Auch gehörte er, wenn er gleich nicht ohne die Gunſt des Glückes zu einer Höhe gelangte, zu jenen neidenswerthen Sterblichen, die von ſich ſagen dürfen, mit eigener Hand die Barke gezimmert zu haben, worin ſie mit vollem Stolze über den Strom des Lebens ſchiffen, und erkannte wohl, wie jener griechiſche Weiſe mit Recht von ſich ſagte: „Omnia mea mecum porto“ (ich trage all das Meinige mit mir). Freylich war auch er nicht makellos, und wie alle Charactere dieſer Art nicht ohne Schroffheiten, nicht ohne Ecken und Kanten. Wenn man jedoch bedenkt, daß jede Würde ihre Bürde hat, und

dabey die Beläſtigungen und Zudringlichkeiten, denen die Stellung eines ſolchen Mannes Tag für Tag ausgeſetzt iſt, näher in's Auge faßt, ſo dürfte man ihm, dem Starken, manche Schwäche verzeihen. Er hatte ein weites offenes Herz, einen ſchlichten biedern Sinn, einen tiefen forſchenden Blick und ſtets eine weite offene Hand; in ſeinem Herzen thronte die Menſchenliebe, in ſeinem Blicke offenbarte ſich Geiſt und Sanftmuth, und ſeine Hand ſpendete die unbegränzteſte Milothätigkeit, und dieſes herrliche Trifolium machte den Grundzug ſeines Characters aus. Es wäre nun wohl hier die geeignetſte Stelle, das ganze groſſe Buch ſeiner edelſten und hochherzigen Handlungen aufzurollen; doch wollen wir uns gröſtentheils auf die Aufzählung jener beſchränken, die als die hervorragendſten nicht nur den Dank ſeiner Zeitgenoſſen, ſondern auch den Segen und die Verehrung der Nachwelt verdienen, und ohne Zweifel auch finden werden.

So ſtiftete Heine zum Andenken ſeines in der Blüthe des Lebens dahingeſchiedenen Sohnes „Hermann Heine“ eine Vorſchußcaſſe zum Beſten israelitiſcher Handwerker und Gewerbsleute, beſtimmt, auch den unbemittelten unter ihnen eine feſte ſichere Lebensſtellung möglich zu machen. Hunderttauſend Mark Banko und die Zinſen einer ruſſiſchen Staats-Obligation von 40,000 Mark Rubel ſetzte der treffliche Mann zu dieſem Zwecke aus. Das Inſtitut iſt in den Bedingungen ſeiner Wirkſamkeit ſo ſcharfſinnig, ſo zweckmäßig organiſirt, daß ſein urſprünglicher Fond in demſelben Verhältniſſe ſich mehrt, wie die Zahl der Vorſchüſſe ſteigt, welche geleiſtet werden. Letztere wurden im

Minimum auf 2000 M. B., im Maximum auf 5000 M. B. festgesetzt. Der Vorschußbedürftige stellt sichere zuverlässige Bürgen und zahlt 2 Procent Zinsen. Diese werden zum Grundcapital der Cassa geschlagen, und so sieht sich dieselbe in den Stand gesetzt, in ihren Hülfsleistungen allmählig die ursprüngliche Zahl der Vorschüsse zu überschreiten. Dieses berühmte Institut, welches die Hermann Heine'sche Stiftung heißt, sollte bis zur völligen Emancipation der Hamburger Juden ausschließlich zu Gunsten dieser seyn, nach dieser Zeit aber bey dessen Benützung kein Unterschied der Religion mehr Statt finden. Daß übrigens Salomon Heine keiner von denen war, der beym Wohlthun nur die Glaubensfreunde berücksichtigte (was den Juden im Allgemeinen nicht vorgehalten werden kann), sondern, daß er stets nur den Menschen, den hülfsbedürftigen Bruder dabey im Auge hatte: davon mag uns nachstehender Zug aus seinem Leben den Beweis liefern, der zugleich ein heller Farbenstrich mehr in dem glänzenden Characterbilde dieses Mannes bleibt. Als nähmlich vor mehreren Jahren die Ottenser eine Schule errichten wollten, und zu diesem Behufe eine Collecte veranstalteten, wandten sie sich zuerst an Heine mit der Bitte, die Subscriptionsliste zu eröffnen. Als ihnen aber Heine bemerkte, daß es sich sonderbar ausnehmen würde, wenn er als Jude an der Spitze stünde, und sie ersuchte, sich zuerst an einige der begütertsten Einwohner Hamburgs zu wenden, mit der Zusage, daß er ihnen den fehlenden Rest dann geben wolle, wanderte die Liste sofort zu einem Nachbar Heines, der von der vorhergegangenen Unterredung unterrichtet, sogleich

die Hälfte der im Ganzen nöthigen Summe zeichnete und zwar mit der Gloſſe: „aus chriſtlicher Liebe.“ — Nun kam der Sammelbogen wieder in Heines Hände, und er unterzeichnete die zweyte Hälfte des Baucapitals mit dem Bemerken: „aus jüdiſcher Liebe.“ —

Man erzählt ſich von Heines Art und Weiſe zu Sammlungen beyzutragen, zahlloſe Beyſpiele. Zwey wollen wir unſern Leſern mittheilen, wie ſie uns aus treuer Quelle zugekommen ſind. In Hamburg ſollte ein neuer israeliti-ſcher Tempel gebaut werden, und Heine hatte ſchon Be-deutendes dazu beygetragen; als er ſich aber den Bauplan vorlegen läßt, findet er zwey kleine Seitenthürme geſtrichen. Er fragte nach der Urſache. Sie würden wenigſtens 2000 M. B. koſten, erhielt er zur Antwort, und dieſe Summe iſt nicht wohl zu entbehren. Auch ſind dieſe Thürme über-flüſſig. „Ueberflüſſig? Mag ſeyn; aber mir gefallen ſie“ antwortete Heine „und ſie ſollen gebaut werden,“ und er zahlte die 2000 M. B.

Eine Schule ſollte gebaut werden, und es fehlten Geldmittel; man wandte ſich deßhalb an einen chriſtlichen Millionär, der aber äußerte, man ſolle zuerſt zu Heine ge-hen, ſo viel dieſer, wolle auch er zeichnen. Man geht zu Heine, erzählt ihm das Vorgefallene, und er ſagt: „Wenn dem ſo iſt, wird ihnen bald geholfen ſeyn, meine Herren! Wie viel brauchen Sie zu dem Baue?“ Es ward eine bedeu-tende Summe genannt. „Gut, ich gebe die Hälfte, die andere Hälfte laſſet Euch bey Herrn N. auszahlen.“ Und ſo wurde die Schule bloß durch den Beyſtand dieſer zwey Edlen erbaut.

Eben so wohlthätig wirkte Heine auf alle öffentlichen Bildungs- und Erziehungsanstalten; besonders aber hatten sich die israel. Freyschulen Hamburgs seiner freundlichen Förderung und edelmüthigsten Unterstützung zu erfreuen. Auch hatte die Kunst und Wissenschaft, die er sehr hoch schätzte, einen würdigen Mäcen an ihm, und mancher Künstler und Gelehrte fand an Heine einen kräftigen Freund und Gönner. So soll er seinen Neffen, den berühmten Dichter Heinrich Heine, nicht nur bey seinem Leben mächtig unterstützt, sondern auch mit einem Legate (das aber im Testamente nicht vorkommt) von 25,000 M. B. bedacht haben. Bey des Dichters letztem Besuche in Hamburg, vor dem Tode seines Oheims, soll er in einer großen Gesellschaft Letztern gefragt haben: „Sagen Sie mahl Onkel, wie reich sind Sie denn wohl?" Das weiß ich nicht, war die Antwort, aber so viel weiß ich, daß ich reicher wäre als ich bin, wenn ich Dich nicht zum Neffen hätte.

Werfen wir einen Blick auf den so verheerenden Brand zu Hamburg im J. 1842, so finden wir Heine wieder als hohen Wohlthäter wirken. Von den 32 Millionen M. B. deren Hamburg damahls bedurfte, übernahm er allein 8 Millionen. Für die Hülfsbedürftigen unterzeichnete er 110,000 Mark Courant, und eine große Zahl der Obdachlosen empfing auf seine Veranstaltung für längere Zeit warme Speisen und sonstige Bedürfnisse. Heine selbst gehörte am zweyten Tage der Feuersbrunst zu den Abgebrannten.

Die neueste Stiftung Heines, welche, wie einer der Vorsteher der israelitischen Einwohner Herr W. D. Herz, in

ſeiner Einweihungsrede eben ſo ſchön als wahr bemerkt: „Ein Monument iſt ſtrahlender als Erz und Marmor, begründet in den Herzen dankbarer Nachkommen," iſt nachfolgende: Im Jahre 1840 erwies ſich das Bedürfniß eines neuen Kranken- und Armenhauſes. Der Bau war feſtgeſtellt und eine Commiſſion ernannt, die berathen ſollte, wie die zum Baue nöthigen 80,000 M. B. herbeygeſchafft werden ſollen. Auch Salomon Heine war bey der Verſammlung gegenwärtig, und zum allgemeinen freudigen Erſtaunen erklärte er ſich bereit, die Geſammtſumme zu bezahlen, falls das neue Hoſpital zu Ehren ſeiner im J. 1837 verſtorbenen Gattinn genannt werden würde, und man ihm ſelbſt einen Stand in der Synagoge, wenn eine ſolche mit dem Hauſe verbunden werde, gewähren wolle. Als der Gemeindevorſtand das dankbare Zeugniß und die Annahme dieſer Bedingungen ausſtellte, wurden 40,000 Thaler ausgefolgt und noch 16,500 hinzugefügt. Am 10. Juli 1841 wurde in Gegenwart der höchſten Autoritäten der Grundſtein zu dieſem großen Bau gelegt, und es wurde eine von der Gemeinde zu Ehren Heines geſchlagene Medaille verkauft. Sie zeigt auf dem Avers ſein Bruſtbild mit der Aufſchrift: „Salomon Heine. Menſchenliebe iſt die Krone aller Tugend," und auf dem Revers die vordere Facade des Krankenhauſes mit der Inſchrift, welche ſie jetzt nach ihrer Vollendung trägt: „Krankenhaus der deutſch-israel. Gemeinde, der ſel. Frau Betty Heine zum Andenken erbaut von ihrem Gatten Salomon Heine. Hamburg im J. 1841."

Die Krone ſetzt Heine nach ſo vielen wohlthätigen Handlungen ſein Teſtament auf, welches wir hier rück-

sichtlich seiner Großartigkeit wollen folgen lassen; dabey wollen wir aber übergehen, was er für seine Bestattung bestimmte, die auf die allereinfachste und ruhigste Weise vor sich gehen sollte.

Innerhalb 8 Tagen nach meinem Leben sollen 10,500 M. Ct. unter die Armen vertheilt werden, nähmlich:

Unter christliche in Hamburg . . .	M. Ct.	3000
„ jüdische „ . . .	„	3000
„ portugiesische „ . . .	„	400
In Altona unter jüdische der deutschen Gemeinde	„	1500
In Altona unter portugiesische . . .	„	300
In Ottensen unter die dortigen Armen .	„	800
Das Beerdigungspersonal erhält . . .	„	1500

Das Testament vermacht ferner:

1. Dem Hamburger allg. Krankenhause	„	10,000
2. Der Taubstummen-Anstalt . . .	„	3000
3. Der Blinden-Anstalt von 1830 . .	„	3000
4. Der Wolf-Jüdischen Blinden-Anstalt	„	1000
5. Den Warteschulen	„	4000
6. Dem Rettungshause für verwahrloste Kinder im rauhen Hause zu Horn	„	4000
7. Dem weiblichen Verein für Armen- und Krankenpflege	„	3000
8. Der niederländischen Armencasse . .	„	2000
9. Den beyden Freymaurer-Kranken-häusern	„	2000
10. Dem Vereine zur Fürsorge für entlassene Sträflinge	„	1000

11.	Dem neuen israel. Tempelvereine .	M. Ct.	8000
12.	Der israel. Freyschule	"	9000
13.	Dem Frauenvereine zur Bekleidung der dieſe Schule beſuchenden Freyſchüler	"	2000
14.	Der Talmud Tora Armenſchule . .	"	6000
15.	Dem Bekleidungsvereine " . .	"	2000
16.	Der Mädchenſchule	"	2000
17.	Der Armen-Mädchenſchule . . .	"	2000
18.	Dem Mädchen-Bekleidungsinſtitute .	"	2000
19.	Dem Waiſeninſtitute	"	3000
20.	Dem Gewerbsvereine	"	8000
21.	Dem Stipendienvereine	"	3000
22.	Der Geſellſchaft zur Betheilung von Feuerung	"	2000
23.	Dem Vereine für Brod- und Suppenvertheilung	"	3000
24.	Dem Frauenvereine zur Unterſtützung armer Wöchnerinnen	"	2000
25.	Zur Unterſtützung armer Greiſe .	"	3000
26.	Zur Krankenpflege	"	2000
27.	Dem Miethvereine	"	4000
28.	Für arme Witwen	"	? ?
29.	Zur Unterſtützung betagter Jungfrauen	"	1500
30.	Dem Schulhauſe zu Ottenſen . .	"	1000
31.	Dem Altonaer Waiſenhauſe . . .	"	1000
32.	Dem Altonaer Frauenvereine. . .	"	1000
33.	Den in Hamburg beſtehenden Vorſchußanſtalten ſchenkt er Alles, was ſie ihm		

	schuldig, und vermacht jeder christlichen 1000, sind	M. Ct.	2000
	den israelitischen	"	3000
34.	Dem Fonde zum Wiederaufbau der Nicolai-	"	4000
	und der Peterskirche.	"	4000
36.	Der deutsch-israel. Gemeinde zum Wiederaufbau einer Synagoge, wenn selber binnen fünf Jahren beschlossen	"	5000
37.	Der Altonaer deutsch-israel. Gemeinde	"	5000
38.	Der israel. Gemeinde der Stadt Hannover vermacht der Erblasser dem Vorstand das Capital zuzustellen, welches sie belegen und die Zinsen zum Besten der Gemeinde verwenden sollen	"	5000
	Dem Betty Heine'schen Krankenhause	"	30,000

Dieß ist die Summe, die Heine für Wohlthätigkeitsanstalten hinterließ, ohne was er seinen Domestiken und dem Geschäftspersonale vermachte, und wir können Füglicheres nichts thun, als die Feder niederlegen, denn seine Thaten selbst verkünden seinen Ruhm. Gestorben ist Heine den 23. December 1844; aber

„So lange Geister denken können,
Für Gott und Tugend, Herzen brennen,
Und Wahrheit bleibt des Weisen höchste Lust,
Wird uns dein Nahme heilig bleiben,
Und tief wird ihn Siona schreiben
In deines Volkes dankerglühte Brust."

H. D.

Jacobſon, Israel.

Jacobſon erblickte das Licht der Welt zu Halberſtadt, im Jahre 1768. Seine Erziehung war nicht verſchieden von der aller andern jüdiſchen Knaben. Er ward angehalten, fleißig Bibel und Talmud zu ſtudieren; und weil ſeine würdigen und angeſehenen Aeltern auch noch mit äußern Mitteln geſegnet waren, ſo verwendeten ſie auf ſeine Erziehung mehr Sorgfalt, als es in damahliger Zeit zu geſchehen pflegte, obwohl, wie geſagt, ſeine Erziehung im Ganzen keine andere Richtung erhalten konnte, als die aller andern jüdiſchen Kinder; denn das Beſuchen der öffentlichen Erziehungsanſtalten und Lehrhäuſer war den Juden damahls noch nicht geſtattet. Nichtsdeſtoweniger hatte ſich aber Jacobſon ſehr zeitlich die Kenntniſſe der Mutterſprache eigen gemacht, was ſchon zu den ſeltenſten Fällen damahliger Zeit gehörte; und wahrſcheinlich war dieß der Funke, der ſein Herz entflammte, für die ſo großartigen Gedanken und Unternehmungen, die ihn unſterblich machten. Dieß behaupten wir um ſo mehr, als es nicht bekannt iſt, wie er ſonſt den freyen klaren Standpunct in religiöſen, wie in politiſchen Dingen ſich erworben.

Jacobſon verheirathete ſich in ſeinem neunzehnten Jahre mit der Tochter des herzoglich-braunſchweigiſchen Kammeragenten Herz Samſon, deſſen Amt er nach ſeinem Tode erhielt, und dem er mit aller Liebe und Treue, und mit allem Eifer ergeben war. Sein Berufsgeſchäft ſetzte ihn in die Nothwendigkeit, oft große Reiſen zu unter-

nehmen; und hier, wo er die Gelegenheit hatte, die Lage seiner Glaubensgenossen von allen Seiten zu betrachten, fand er wie mißlich, wie verfallen, wie traurig diese sowohl in politischer, als in sittlicher Hinsicht beschaffen sey. Da wurzelte in ihm der Gedanke, daß abgeholfen werden müsse. Vor Allem richtete nun Jacobson sein Augenmerk auf den Verfall des sittlichen Zustandes seiner Glaubensgenossen, den er dadurch zu heben und zu veredeln suchte, daß er mit all ihm zu Gebothe stehenden reichen Mitteln seinen Einfluß auf die Erziehung seines Volkes nach allen Richtungen hin geltend zu machen trachtete. Er besaß ein großes Vermögen und ein noch größeres Herz. Die Pläne, die er entworfen, führte er auch alsogleich mit der ausgedehntesten Freygebigkeit aus. Er benützte seinen Reichthum zu gottgefälligen, frommen, menschenfreundlichen Werken. Er unterstützte milde, wohlthätige Anstalten, christliche wie jüdische, denn er liebte alle Menschen, als Menschen, als Brüder. Durch seinen allbekannten Wohlthätigkeitssinn erwarb er sich den Dank seiner Zeitgenossen, und wurde Vertreter der Juden seiner Heimath. Auch der damahls regierende Herzog von Braunschweig, Anton, der sein eifervolles unermüdliches Streben zur Beförderung und Erhebung des Gemeinnützigen erkannte, schenkte ihm sein volles Vertrauen, und bediente sich, nachdem er ihn schon früher zum geheimen Finanzrathe ernannt hatte, seiner Erfahrung und seines Rathes, sowohl bey allgemeinen als bey speciellen Angelegenheiten der Juden.

Durch den Einfluß auf die zweckmäßige Erziehung

der Jugend beabsichtigte Jacobson einerseits die Juden durch eine allgemeine deutsche Bildung zum Eintritte in den Bürgerverein fähig zu machen, andererseits seinem Vaterlande die moralische Einsicht zu verschaffen, selbe in den Bürgerverein aufzunehmen. Diesen Zweck zu erreichen, verwendete er große Summen, sowohl zur Gründung als zur ferneren, ewigen Erhaltung einer Schule zu Seefeld, einem Flecken zwischen Braunschweig und Gittingen, die zur unentgeldlichen Erziehung armer Juden und Christen bestimmt war. Seinen Plan, die Juden zu wahren Bürgern heranzubilden, noch mehr zu verwirklichen, hatte er seiner Schule ein beträchtliches Ackerland als Versuchsfeld beygegeben. Jeder eintretende Zögling erhielt ein kleines Stück Feldes, das er selber zu bebauen hatte, und dessen Ertrag ihm, dem Bebauer zu Nutzen kam. „Da arbeiteten nun jüdische und christliche Knaben, emsig den Spaten führend und vertraulich einander unterstützend, ein Miniaturbild dessen, was in der größtmöglichen Ausdehnung als frommer Wunsch seinem menschenfreundlichen Geiste vorschwebte.“ Die Theilnahme, die an dem Gedeihen und Emporkommen dieser Schule in seinem Herzen lebte, war so großartig, daß er sich nicht mit dem bloßen Unterstützen und Forthelfen mit äußern Mitteln der Erhaltung derselben begnügte, sondern er benützte seinen angebornen Tact, so wie seine pädagogischen Kenntnisse, um auf die innere Erhebung, auf den geistigen Fortschritt der Schüler einzuwirken. Er prüfte persönlich die Schüler, überzeugte sich also von den immer gemachten Fortschritten, belohnte die

Beſſern, ermahnte und ermunterte Andere, und ſorgte auch für das Fortkommen derſelben, nachdem ſie die Schule verlaſſen. Dieß war die eine Seite, die Jacobſon an ſeinem matten hinfälligen Zeitalter ſtärken wollte, und dieß gelang ihm. Um aber dieſer Erziehung auf das ganze Leben ſeiner Brüder eine nachhältige Kraft zu verleihen, richtete er ſein Augenmerk beſonders auf das religiöſe Gefühl; und er faßte nun die Idee, einen würdigeren Gottesdienſt einzurichten. Zu dieſem Zwecke ließ er vor der Hand beſſere deutſche Jugend- und Erbauungsſchriften für Israeliten und Israelitinnen bearbeiten.

In Folge ſeiner menſchenfreundlichen Richtung ſuchte Jacobſon nun gegen den Judenleibzoll zu wirken. Jacobſon ſuchte ſeinen ganzen Einfluß bey mehreren deutſchen Fürſten geltend zu machen, und both ſogar bedeutende Geldſummen als Entſchädigung an. Seine Bemühungen blieben nicht erfolglos. Die Fürſten erkannten die moraliſchen Gründe, und die endliche Aufhebung des Leibzolles erfolgte, ohne daß hiefür irgend eine Entſchädigung angenommen wurde. Dem Anwalte ſelbſt verſchaffte ſein Streben die Achtung der Fürſten und die Bekanntſchaft und den näheren Umgang vieler Staatsmänner.

Der König Hieronymus Napoleon, der Jacobſon ſehr hoch achtete, verſchaffte demſelben in Weſtphalen großen Einfluß auf die Angelegenheiten ſeiner Glaubensgenoſſen, und durch ſein Decret vom 27. Jänner 1808 ſtellte der König die Juden ſeines Reiches allen andern Unterthanen gleich, hob alle beſondern Judenabgaben auf, gab ihnen überall das Niederlaſſungsrecht,

und erlaubte ihnen, ſich den Künſten, Gewerben, Wiſſenſchaften u. ſ. w. zu widmen. Am 8. Februar 1808 wurde eine Deputation aller Juden des Landes, die vom Miniſter Siméon einberufen worden, und an deren Spitze Jacobſon geſtanden, vom König in Huld empfangen. Der Verſammlungsort der Deputation war Caſſel. Nachdem ſie der König gnädig entlaſſen, bildete dieſe Deputation eine Verſammlung, die ſich über die Mittel der Veredlung ihrer jüdiſchen Mitbürger berathſchlagte, und mit einigen gelehrten Deputirten Frankreichs ſich in Correſpondenz ſetzte. Dieſe Deputation ſah ſchon durch ein zweytes Decret (vom 31. März 1808) ihre Bemühungen gekrönt. Das Decret verordnete nähmlich die Errichtung eines jüdiſchen Conſiſtoriums, das aus einem Präſidenten, zwey Rabbinern, zwey weltlichen Gelehrten und einem Secretär beſtehen, und die von den Israeliten gewählt und vom Könige beſtätigt werden ſollten. Jacobſon wurde zum Präſidenten ernannt, und unterſtützt durch David Fränkl aus Deſſau, David Friedländer aus Berlin, und Profeſſor Wolffſon aus Breslau, die alle in Caſſel anweſend waren, bildete er das Conſiſtorium aus den ausgezeichnetſten Männern, wie Calker, Steinbeer (Rabbiner), den genannten David Fränkl und Jeremias Heinemann aus Braunſchweig ꝛc. Secretär war der Advocat Merkel. Dasſelbe wurde nun am 16. September 1808 dem Könige vorgeſtellt, und am 19. desſelben Monaths feyerlich eröffnet, bey welcher Gelegenheit Jacobſon eine tiefgefühlte eindringliche Rede hielt.

Durch dieſes ſo bedeutungsvolle Amt war Jacobſons

Thätigkeit in vollen Anſpruch genommen. Von nun an war all ſeine Muße, ſein ganzes großes Vermögen, all ſeine Kraft und Zeit der innern Reform der Juden gewidmet. Um auf dieſe Seite hin eine Veredlung des jüdiſchen Gottesdienſtes und Schulweſens zu erzielen, ſuchte er Rath bey naheſtehenden Beförderern der Bildung, ſetzte ſich in Briefwechſel mit Entfernten, belohnte fürſtlich jeden Beyſtand, und ſuchte jedes Hemmniß aus dem Wege zu räumen.

So entſtand durch ſeine thätige Veranlaſſung im Jahre 1809 in Caſſel eine Elementarſchule (mit der ſich ſpäter ein Schullehrer-Seminar verband) in der ein faßlicher Religionsunterricht ertheilt wurde. Die Schule hatte einen eigenen Bethſaal, in dem jeden Sabbath einer der Conſiſtorialräthe eine deutſche Rede hielt, die aber meiſtens der Präſident ſelbſt mit begeiſternder Beredſamkeit vortrug. Beſonders muſterhaft war die Auswahl der Gebethe; ſowohl an den gewöhnlichen Bethtagen, als bey außerordentlichen Fällen, wie bey Confirmationen und Trauungen ꝛc. Dabey iſt noch hervorzuheben, daß bey der ganzen Einrichtung keine einzige religiöſe Vorſchrift verletzt, und nicht im Mindeſten zu dem Ungeiſt der Secten Anlaß gegeben wurde. Fanden nun auch dieſe Einrichtungen, beſonders bey den minder unterrichteten Rabbinern Tadel, ſo fanden ſie dennoch bey vielen Gemeinden Nachahmung, und die trefflich eingerichteten Schulen zu Wolfenbüttel und Deſſau waren angeregt durch dieſe Vorgänge entſtanden.

Aber ſeinem weiter und höher ſtrebendem Geiſte genügte der Gottesdienſt in Caſſel nicht. Er entſchloß ſich

daher, in ſeiner eigenen Schule zu Seefeld einen Gottesdienſt einzurichten, nach ſeiner eigenen, innerſten Idee.

So erbaute er auf eigene Koſten einen an Pracht reichen Tempel zu Seefeld, und weihte denſelben am 17. July 1810, unter dem Nahmen „Jacobstempel," mit großer Feyerlichkeit ein. Bey dieſer ſolennen Feyer war in dem kleinen Orte eine zahlloſe Menge von Neugierigen und Theilnehmern verſammelt, und unter ihnen ſah man die angeſehendſten Gelehrten von Braunſchweig, Caſſel, Halberſtadt, Göttingen, die ſich hier Alle in brüderlicher Liebe vereint hatten, um das Feſt verherrlichen zu helfen, welches das erſte ſeiner Art war. Hier tönte zuerſt die Orgel in der Synagoge. Unbeſchreiblich iſt der Eindruck, den der geordnete Geſang, der eingeübte Chor, die Feyer des Gebethes, die hinreißende Kraft der deutſchen Rede, die der Begründer gehalten, auf das verſammelte Publicum hervorbrachten. Die chriſtlichen Gelehrten, die dieſer Feyer beywohnten, waren hingeriſſen von den großartigen Fortſchritten ihrer jüdiſchen Brüder, und ſie beſangen dieſelben, ſo wie den Begründer, in deutſchen, lateiniſchen und hebräiſchen Gedichten.

Dieſes edelmüthige, uneigennützige Streben verſchaffte Jacobſon die Achtung und Verehrung ſeiner Zeitgenoſſen, und trug gewiß das Seine dazu bey, den edlen Sinn derſelben zu wecken, und für das Gemeinnützige empfänglich zu machen. So hatte Jacobſon ſein Werk begonnen. Mit allen Gaben des Geſchicks war er verſehen, um ſeine tiefgefühlten Wünſche in's Leben treten zu machen, und

nichts konnte ihn hindern, seinen Wohlthätigkeitssinn in unumschränkter Zaubermacht wirken zu lassen.

Nun aber erschienen die welterschütternden Jahre 1812 und 1813; das westphälische Reich wurde aufgelöst, und mit einem Mahle war die so schön begonnene Arbeit des edlen Jacobson und seiner mitwirkenden Freunde zerstört; die Ordnungen und Einrichtungen zu Verbesserungen der innern und äußern Zustände wurden aufgelöst, und Jacobson zog nach Berlin, gereitzt durch den Gedanken, in dieser reichen und gebildeten Gemeinde sein begonnenes Werk fortsetzen zu können. Er täuschte sich nicht. Die Berliner waren ernstlich mit der Idee beschäftigt, ihre religiösen Angelegenheiten mit dem bürgerlichen Leben in Einklang zu bringen, und darum hieß Alles Jacobson auf's freundlichste willkommen, und alle Bessergesinnten, Sachkundigen und Verständigen versammelten sich um ihn.

Hier errichtete er nun wieder einen Privatgottesdienst, der Jedem zugänglich war, nach dem Muster des Casselschen, und verband damit Choralgesänge und Kanzelreden. Auch wurden einige Gebethe in deutscher Sprache gehalten, so, daß wie bey dem Casseler, der jüdische Gehalt wohl beybehalten blieb; nur die äußere Form war schöner und edler. Viele, sehr viele Juden fanden hier Erbauung und Erhebung, und der Gottesdienst wurde sieben Jahre ununterbrochen in dieser schönen erhebenden Form abgehalten; da erschien im Jahre 1822 ein Befehl, der dem „deutschen Gottesdienst" ein Ende machte. Wohl ward Anfangs einem Gesuche, in der öffentlichen Synagoge eine An-

dachtsübung in deutſcher Sprache neben dem herkömmlichen Gottesdienſte halten zu dürfen, vom Miniſterium willfahren, aber zehn Wochen darauf wurde durch ein Reſcript des Polizey-Präſidenten dieſe Bewilligung annullirt, da der König befohlen, daß der Gottesdienſt der Juden nur in der daſigen Synagoge, und nur nach dem hergebrachten Ritus, ohne die geringſte Neuerung in der Sprache, in den Ceremonien, Gebethen und Geſängen, ganz nach dem alten Herkommen gehalten werden ſolle.

Dieſer Befehl war für Jacobſon ein Schlag, der ſeinen ganzen Muth erdrückte, ja tödtete. Er war in einem fremden Lande, verzweifelte an dem Erfolg all ſeiner zahlreichen Opfer und Bemühungen, und zog ſich nun in die Stille des Privatlebens zurück. Er lebte ſeiner Familie, ſeinen Freunden, übte Wohlthaten im Stillen, und in der Hoffnung auf eine lichtere Zukunft entſchlief er zu Berlin den 11. September 1828. — Auf die würdigſte Weiſe wurde er von ſeinen Zeitgenoſſen, die ihn wohl erkannten, durch Gedächtnißfeyer, ſo wie durch Schrift und Wort verewigt. Die Geſchichte weiſet ihm einen ehrenvollen Platz in der Reihe der höhern jüdiſchen Geiſter und Herzen an. Würdiger kann der Mann nicht geehrt und verherrlicht werden, als indem man allenthalben Anſtalten erſtehen ſieht, zu denen er die Saat gelegt. So ſpricht ſich auch unſer vortrefflicher Mannheimer kräftig in einer Rede, am Tage als er dem Wohlthäter der Menſchen eine Seelenfeyer hielt, über ihn aus, und wir gönnen unſern Leſern den Schluß derſelben: „Er ſtand auf der Höhe des Lebens,

und hat seinen Einfluß und sein viel vermögendes Ansehen verwendet zum Heile seiner Brüder.

Er trat auf als Arbeiter im Weinberge Gottes, als noch Weniges war begonnen zur Wiedergeburt Israels und noch Weniges war vollendet. — — — Er hat Schulen gegründet aus eigenen Mitteln und aus eigenem Antriebe.

Er hat Gotteshäuser erbaut in Israel und hat sie verherrlicht.

Er hat gepredigt Gottes Wort, obgleich es nicht seines Amtes war, und hat es gepredigt mit heiligem Eifer und mit siegender Kraft.

Er hat gepflegt und gehüthet den Baum der Erkenntniß in Israel.

Er hat ein Beyspiel gegeben, das erste in Israel, wie die Andacht herzustellen sey in den Gotteshäusern. Und was später in den verschiedenen Gemeinden ist unternommen worden zur Verherrlichung der Gotteshäuser, zur Begründung einer verständigen und feyerlichen, wahrhaften und erbaulichen Gottesverehrung, das ist von ihm ausgegangen, ist sein Werk.

Seine Thaten und seine Werke leben, — — und so schweige ich von dem, was er seinem Hause war, und seinen Angehörigen und Freunden So schweige ich von dem, was er so Vielen war, die ihn gekannt, geliebt und verehrt haben, um seiner Anhänglichkeit wegen an den väterlichen Bund, um seiner rastlosen Thätigkeit, um seines freundlichen und heiteren Sinnes willen, um seiner bescheidenen und wohlwollenden Gutmüthigkeit willen, die selbst auf der Höhe des Lebens zu jedem Niedern sich herabließ, und st

ein offenes Herz hatte und eine offene Hand für Jeden, der ihn anging um Hülfe in seiner Noth, für Jeden — aus jeglichem Volke, aus jeglichem Stande, ohne Unterschied des Glaubens.

Er war seinem Volke, was ihm Wenige waren — ich dürfte vielleicht sagen, was unser Keiner ist heut zu Tage. Und so sey sein Andenken geehrt und gesegnet unter uns." — — —

S. D.

Janin, Jules.

Dieser unerschöpfliche Feuilletonist, der sich zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht hinsetzen kann, um 30, 40, 60 Seiten lange Artikel zu schreiben, erhabene oder lustige, salonmäßige oder triviale, philosophische oder populäre über All und Jedes im ganzen Universum möchten wir sagen, mit der augenscheinlichsten Leichtigkeit, aber Alles mit Geist und Würze, ist 1804 zu Ampuy bey Saint-Etienne geboren. Er verlebte da seine erste Jugend bis zum Jahre 1815, wo er nach Lyon kam, das dortige Collegium zu besuchen, ausgerüstet mit guten Elementarkenntnissen, die ihm sein Vater, ein geachteter Anwalt, beygebracht hatte.

Nicht lange verweilte er in Lyon. Er begab sich nach Paris, um im „College de Louis-le-Grand" den Studien obzuliegen. Diese verließ er 1823; statt aber in seine dunkle Heimath zurückzukehren, wählte er das glänzende Paris zum ferneren Aufenthalt, obschon es ihm an äußern

Mitteln und bestimmten Aussichten gebrach. Inzwischen baute er auf sein Talent, und suchte in einem kärglichen Dachstübchen des Quartier St. Jacques hausend, seinen Unterhalt durch Privatunterricht im Griechischen und Latein zu gewinnen. Bey der Heiterkeit seiner Vorträge und bey der Art, seine Stunden zu würzen, fehlte es ihm nicht an Schülern; inzwischen war er gleichwohl genöthigt, ein sehr einfaches Leben zu führen.

Der junge Janin würde vielleicht genöthigt gewesen seyn, die langweilige, geduldaufzehrende und geisttödtende Rolle eines Sprachlehrers zu spielen, wäre nicht ein Zufall eingetreten, der seinen Beruf zum Journalisten erweckte und ihm sonach seine ruhmvolle Lauffbahn als solchen anwies. Eines Abends schlendert er vor einem Schauspielhause herum, und betrachtet mit Mißbehagen die Menge geputzter Dandys, welche gemächlich hineingingen, ihre gesicherten Plätze einzunehmen, während er selbst sich anschicken muß, seinen griechischen Schulmeisterstunden nachzugehen. Da erblickt er einen seiner ehemahligen Genossen des Pariser Collegiums, der, eine junge Schauspielerinn am Arme, dem Theater zueilt. Die beyden jungen Leute begrüßen sich, erneuern ihre Bekanntschaft. Man macht Janin den Antrag, einen Platz mit in der Loge einzunehmen, und der besinnt sich keinen Augenblick. Man tritt ein, man nimmt Platz; man plaudert und lacht. Im Verlaufe dieses Geplauders vernimmt Janin zu seinem großen Erstaunen, daß sein Freund in eben so unbemittelten Umständen seyn würde, wäre er nicht . . . Journalist. Seiner Stellung als solcher verdanke er diese schöne Bekanntschaft, diese schöne Loge

und noch gar viele andere ſchöne Sachen. Janin iſt electriſirt von dieſem Zauberwort „Journaliſt;“ er ſieht in ihm den Schlüſſel zu allen Schauſpielen und zu allen Herzen; und von dieſem Augenblicke an iſt er wirklich ſchon ſelbſt Journaliſt. Sein Beruf dazu war ihm plötzlich klar geworden.

Die ganze Nacht träumte Janin von ſeiner neuen Sphäre und ſeinen Triumphen. Kaum nahm er ſich Zeit, ſeinen ſchwarzen Anzug zu ordnen, und nun ſtürzte er fort, dem Bureau eines kleinen Theaterjournals ſeine Feder anzutragen. Der Director faßte Zutrauen zu dem lebhaften geiſtreichen Jüngling, und Janins Proben entſprachen vollkommen. Sie zeichneten ſich durch jene pikante Feinheit, Vielſeitigkeit und Gewandtheit aus, die man ſtets an ſeinen Artikeln bewundert hat. Bald ſchwang er ſich zu dem Poſten eines der Redacteurs des alten „Figaro,“ welches Blatt in den letzten Jahren der Reſtauration ſo ſehr Epoche gemacht hat.

Janin warf ſich nun auch auf den Roman. Auf dieſem Felde bewegte er ſich bey ſeiner reichen Phantaſie, der es eigen iſt, aus dem geringhältigſten Stoff ein glänzend belebtes Bild voll Effect zu ſchaffen, mit Leichtigkeit, zugleich aber auch mit einer Art von Schrankenloſigkeit, ſo, daß ſeine Romane in das Gebieth der Caricatur hinüberſtreifen, oder wohl ſich förmlich auf ſolchem Boden bewegen. Das iſt denn vorzüglich bey ſeinem erſten Roman der Fall, welcher 1829 unter dem Titel: „Lâne mort, et la femme guillotinée“ erſchien. In demſelben Jahre traten ſeine Tableaux anecdotiques de la lité-

rature française an's Licht; 1830 folgte La confession, 2 Bände; 1831 Barnave, 4 Bände; 1832 Daburreau; 1833 erſchienen Contes fantastiques, 2 Bände, und Contes nouveaux, 2 Bände; 1834 Romans, contes et nouvelles litéraires, 3 Bände; 1835 Paris depuis la revolution de 1830–32; 1836 Le chemin de traverse, 2 Bände; 1837 Un coeur pour deux amours; 1839 Voyage en Italie, letzteres Buch, von Irrthümern nichts weniger als frey, die Frucht ſeiner 1838 unternommenen Reiſe nach Italien.

So viele Mängel den Romanen und Novellen oder rein geſchichtlichen Schilderungen Janins auch ankleben mögen, genießen ſie doch mit Entſchiedenheit die Gunſt der Leſewelt, wenigſtens der franzöſiſchen. Viele derſelben ſind in fremde Sprachen überſetzt, deutſch ſo gut als alle. Janins dankbarſtes Fach aber iſt das des Feuilletoniſten. Als ſolcher glänzt er im Journal des Débats ſeit länger als 13 Jahren; und man will ihm ſogar den Vorzug vor den berühmten Critikern Hoffmann und Geoffroi einräumen, in Hinſicht gelehrter Kenntniſſe wohl gewiß ſehr unſtatthaft, entſprechend aber von Seite des Witzes und der Leichtigkeit. Inzwiſchen macht Janin, was allgemeine Bildung betrifft, eine gar ſehr rühmliche Ausnahme gegen das Heer journaliſtiſcher Scribenten, und beſonders jener Unzahl junger Leute, deren bare literariſche Ignoranz mit einem kärglichen Anflug belletriſtiſcher Floskeln und Nahmen nur nothdürftig verſchleyert wird. Janin iſt nichts weniger als eigentlicher Gelehrter, aber er hat Talent. Seine Vorleſungen über franzöſiſche Literatur im

Athenäum auf der Kanzel des hochachtenswerthen La Harpe, ſein Curſus einer Geſchichte der Journaliſtik in Frankreich, und ſein Text der hiſtoriſchen Gallerie des Verſailler-Muſeums, ſind ſprechende Belege dieſer Charakteriſtik. Janin iſt einer der Gründer des Figaro, der Revue de Paris und des Artiste.

F. G.

Joſua Rabbi (aus Krakau).

Von dem Leben und Wirken dieſes merkwürdigen Mannes haben wir ſehr wenig genaue Nachrichten. Der wüthende Kampf, den er mit Jonathan Eibeſchitzer geführt, iſt nur von dieſem ſeinem Gegner beſchrieben, und gewährt nur ein unzureichendes Bild ſeines Charakters. Unter den Rabbinern erſter Größe, welche im achzehnten Jahrhunderte blüheten, und ſich durch unermüdliche Forſchung und gründliche Gelehrſamkeit auf dem Gebiethe des Talmuds auszeichneten, und den größten Einfluß auf die damahlige Judenheit ausübten, verdient Joſua aus Krakau einen Ehrenplatz. —

Er mochte in der zweyten Hälfte des 17. Jahrhunderts geboren worden ſeyn; ſchon im Jahre 1712 war er Rabbiner zu Lemberg. So ſchreibt er in der Einleitung zu ſeinem Commentare auf die drei Tractate Ketuboth, Gittin und Kiduſchin: „Ich habe es mir zur Pflicht auferlegt, und das Gelübde auf mich genommen, in der Zeit meiner Noth, am Zorntage des Herrn. Da ſaß ich ruhig und harmlos in meiner Wohnung zu Lemberg,

umgeben von meinen Schülern und Freunden, die auf meine Stimme hörten, als ſich plötzlich Häuſer in Steinhaufen verwandelten; eine verheerende Feuersbrunſt brach aus, welche durch einige entzündete Fäſſer mit Pulver entſtand, und drang in die Häuſer, daß ſich viele feſte und bis in die Wolken dringende Wohnungen in Schutt und Aſche verwandelten, von Grund aus zerſtört wurden, und ſich mit dem Staub der Erde vermiſchten. Dieſer Unfall koſtete 36 der edelſten und angeſehenſten Perſonen das Leben, worunter ſich leider auch meine erſte Gattinn, ihre Mutter, der Vater ihrer Mutter, und unſere einzige zärtlich und über alles geliebte Tochter befanden. Ich ſelbſt ſtürzte vom obern Stock auf den unterſten Boden, das Gebälk des Hauſes ſtürzte mir nach; ich war in Gefahr in der Mitte meines Lebens dieſer Welt entriſſen zu werden, da gelobte ich, daß, wenn Gott mit mir wäre, und mich von dieſer Gefahr retten würde, ich ohne Unterlaß in ſeinem Geſetze forſchen, und meine ganze Aufmerkſamkeit und die ganze Kraft meiner geiſtigen Thätigkeit ſeiner Lehre widmen würde." —

Was den Familiennahmen R. Joſua's betrifft, ſo nannten die damahligen Juden ſich entweder nach ihrem Geburtsorte, oder mit dem Vornahmen des Vaters. So unterzeichnete ſich R. Joſua in einem Briefe nach Prag, welchen er in Betreff der derben Polemik ſchrieb, die er gegen J. Eibeſchitzer führte: „Jakob Joſua aus Krakau." Aber in der erwähnten Einleitung iſt er „Jakob Joſua, Sohn meines Herrn Vaters Zebi Hirſch," unterfertigt. Möglich, daß Zebi der Vornahme, und Hirſch der Zunahme

ſeines Vaters war, obgleich beyde identiſch ſind. Den Vornahmen „Joſua“ erbte er von ſeinem Großvater mütterlicher Seite. So ſagt er: „Mein Beſtreben iſt, den Fußſtapfen meines Muttervaters, deſſen Nahmen ich führe, zu folgen. Dieſer verfaßte ein ähnliches Werk, in welchem er ſich's zur Aufgabe gemacht, alle Fragen der Joſephot auf Raſchi zu löſen.“ — Den Nahmen Jacob erhielt unſer Joſua, als er an einer ſchweren Krankheit darnieder lag, wo es zu geſchehen pflegt, daß man dem gefährlich Kranken einen neuen Nahmen gibt. Er verheirathete ſich zum zweyten Mahle, und erzeugte einen Sohn, Nahmens Arje Löb, ſpäter Rabbiner zu Hannover, welcher eine zweyte Auflage des Commentars auf Seder Raſchim beſorgte, und einen Sohn, Nahmens Nathan, welcher zum Rabbiner in Dobermühl gewählt ward, und den dritten Theil ſeines Werkes edirte. Auch einen gelehrten Schwiegerſohn, Nahmens Veriſch ben Zebi hatte er, von welchem in dem Werke auf Seder Raſchim im Anfange einige talmudſche Discuſſionen gedruckt ſind. In ſeinem Commentar auf Gittin S. 117 b, erwähnt er noch eines Sohnes, Nahmens Veriſch; vielleicht meint er aber ſeinen Enkel, welcher dem Vater Nathan in Hannover auf den Rabbinerſitz gefolgt war.

R. Joſua war beynahe die größte talmudiſche Autorität ſeiner Zeit; er ward von allen ſeinen Collegen hochverehrt, und iſt auch von der Nachwelt mit den Zeichen ehrender Anerkennung ſeiner Verdienſte geſchmückt. In den Gemeinden, wo er Rabbiner war, befand ſich ſtets eine Hochſchule, in der er die jüdiſche Wiſſenſchaft auf

vorzügliche Weiſe pflegte. Sein Werk zeichnet ſich durch Gediegenheit, Gedankenfülle und Kraft aus. Es enthält kein bloß tändelndes Witzesſpiel, keine luftigen Gebäude und ſchwindelnden Combinationen, welche die Herren des Talmuds zu ſeiner Zeit, ſo gerne à la Falk ſchmiedeten; ihm war es nicht darum zu thun, durch Sophismen, Bravouren zu zeigen, ſondern einzig und allein, die Wahrheit zu ermitteln. Sein Werk führt den Studierenden in den innerſten Sinn der Gemara ein, löſt alle ſich darbiethenden Schwierigkeiten, verdeutlicht alles Dunkle und macht den Lernenden klar; es iſt für den gründlichen Forſcher im Talmud unentbehrlich. Er ſagt in der bemeldeten Vorrede, daß er oft Monathe lang über eine Abhandlung nachgedacht, und ſo lange geprüft, und andere zu Rathe gezogen habe, bis er von der Wahrheit des Gedachten ganz überzeugt und durchdrungen war. Sein Werk betitelt: **Pene Josua**, „die Anſichten Joſuas" beſteht aus 4 Bänden. Weil ſein Großvater ein ähnliches Werk derſelben Tendenz geſchrieben, fügte er dem Titel ſeines Werkes das Epitheton „Api sutra" geringfügige Anſichten hinzu. — Der erſte Band iſt in Frankfurt am Main, ohne Jahreszahl gedruckt; er behandelt einige Tractate von der Ordnung der Feſte, und den Tractat über die Segensſprüche. Vom Sabbath kommen jedoch nur 18 Abſchnitte vor; über die übrigen ſollte Nachträgliches im dritten Bande erſcheinen, was aber unterblieb. Der zweyte Band behandelt die Tractate, Ketuboth, Gittin und Kiduſchin; dabey befindet ſich noch eine Abhandlung über „Chadaſch," d. i. über das Verboth, von der neuen

Frucht vor dem 16. Tage in Niſſan etwas zu genießen. Dieſer zweyte Band, der gelungenſte, hat im Jahre 1765 in Fürth die zweyte Auflage erlebt; die erſte Auflage war in Amſterdam erſchienen. Der dritte Band, in welchem er die Tractate Baba Kama und Baba Mezia commentirt, erſchien ebenfalls in Fürth im Jahre 1779. Dieſem Bande beabſichtigte er wahrſcheinlich, wie aus der Ankündigung deutlich zu erſehen iſt, Agadiſches hinzuzufügen, was aber nicht erfolgte. Der 4. Band enthält endlich die Erklärungen über die Tractate Cholin, Mackoth, Schebuoth, über einen Theil der juridiſchen Halacha, und einige Analekten über Peſachim von ſeinem Enkel Veriſch, nebſt einem Anhange von ſeinem Sohne, Rabbiner in Hannover. Dieſer Band erſchien im Jahre 1780. — Joſua ſelbſt ſchrieb zuerſt über den juridiſchen Theil, nach dem Ausſpruche der Talmudiſten: „Wer klug werden will, beſchäftige ſich mit den Geſetzen über mein und dein.“ Jeden Tractat leitet er mit einem paſſenden Verſe ein; nur Cholin und Mackoth beginnt er mit keinem Verſe. In ſeiner Vorrede zu Seder Naſchim ſpricht er von einer allgemeinen Einleitung bey Seder Moed, die aber nicht gedruckt erſcheint.

Noch eine Menge nützlicher Arbeiten erwartete die Welt von ihm; denn es wurden noch eine Unzahl Reſponſen angekündigt, die er über an ihn gerichtete Fragen ertheilte; auch ſchrieb er einen Commentar des Pentateuch; ob beydes unter die Preſſe gekommen ſey, iſt dem Schreiber Dieſes unbekannt.

Er war Rabbiner zu Lemberg, Metz, Berlin und Frankfurt am Main, in welch letzterer Stadt er das Leben beschloß. Er besaß die strengste Pietät, und hegte am Ende seiner Tage den Wunsch, nach Jerusalem zu reisen, um im Schooße des heiligen Bodens beerdigt zu seyn. Er war von warmer Liebe zu seinem Volke beseelt, flößte Jedermann Hochachtung und Vertrauen ein, und sein Hintritt erweckte allgemeine Trauer. In seinen religiös-moralischen Vorträgen machte er seine Gemeinde auf Liebe und unverbrüchliche Treue zum Vaterlande und zu allen Menschen ohne Unterschied des Glaubens aufmerksam. Doch in seinem Eifer gegen J. Eibeschitzer, gegen welchen sich ein gewaltiger Partheyenkampf, von Jacob Emder ausgegangen, erhob, ging er zu weit, und verrieth mehr als Egoismus und Hochmuth. Jonathan, dieser wegen seiner Gelehrsamkeit und wegen seines ungewöhnlichen Witzes und Scharfsinnes weit und breit berühmte Mann, schenkte der mystisch-kabbalistischen Lehre zu viel Aufmerksamkeit und Interesse, gab Kmeoth (Schutzblättchen) als Recepte für gewisse Krankheiten aus; er ward darob bitter getadelt, und am Ende bezichtigt, daß er ein Sabbathianer sey, und den Nahmen Sabbathai Zebi, auf eine verkappte Weise in einer Kmeah angebracht habe. Den Nahmen dieses betrügerischen Messias, gegen welchen sich Josua auf's Feyerlichste von der Kanzel herab, in Hamburg, wo er Rabbiner war, erklärte, deutelten seine Ankläger vermittelst einer eigenen Subsistution des Alphabets, At Basch, aus dieser Kmeah heraus. Josua schrieb Interdicte wider Jonathan, feuerte Briefe nach allen Ge-

meinden, „deſſen Worte Dolchſtiche waren voller Zank und Aufruhr,“ und behauptete, dieſe Deutung der Kneah ſey ſo richtig und ſo ſonnenklar, daß ſie von jedem Kinde begriffen werden könne; auf Jonathans Erklärung könne und dürfe man ſich nicht verlaſſen, dieſe ſey ruchlos und habe den Bund Gottes verlaſſen. Er, Joſua, habe bisher geſchwiegen, weil er immer erwartet, der heftige Streit würde beygelegt werden, da dieß aber noch nicht geſchehen, ſo könne er nicht mehr an ſich halten, und fordere Jonathan auf, daß er ſich bekenne, und ſein Geſtändniß nicht länger vorenthalte, oder, wenn er dieß nicht wolle, ſich 3 Rabbiner zu Schiedsrichtern wähle. Wenn es wahr iſt, was Jonathan berichtet, daß Joſua dieſen Antrag, begleitet von Zetergeſchrey, in alle Gemeinden geſchickt habe, ohne ſich zuvörderſt an ihn zu wenden, daß er erſt an Jonathan dieſe Aufforderung ergehen ließ, nachdem ſie bereits 14 Tage circulirt; daß Joſua abſichtlich kein Datum beygeſetzt habe, damit die Liſt nicht an den Tag komme, und man nicht im Stande ſey, ihn zu überführen; daß der Ueberbringer des Briefes, Henoch Halle, ein bewährter Mann war, dem die Schuld nicht beygemeſſen werden konnte: ſo war unſers Joſua's Benehmen allenfalls verfehlt und übereilt, und wäre ihm mehr Paſtoralklugheit und friedliche Geſinnung anzurathen geweſen. Selbſt die Vornehmſten zu Frankfurt, wo er Rabbiner war, tadelten ihn darüber, daß er ſich in Dinge miſche, die nicht ſeines Berufes ſeyen, und verwahrten ſich gegen irgend eine Theilnahme an ihres Rabbiners Verfahren. — Wer wollte nicht, daß man aus dem Gemählde

Josua's diesen Zug wegstreichen könne? Der Streit gelangte bis zur dänischen Regierung, wo man der Meinung war, es handle sich um Principien der jüdischen Lehre; Carl Anton, ein getaufter Jude und Professor zu Helmstädt, wollte sogar glauben machen, Jonathan sey ein Christ. Auch hätte sich Josua sammt seinen Consorten nicht zum Schiedsrichter, den Rabbinern zu Metz und Amsterdam aufwerfen und unpartheyische Richter entscheiden lassen sollen. Das Triumvirat sprach das Anathema über Jonathan und erklärte ihn für einen Abtrünnigen, der Viele irre geleitet und berückt habe. Das Obergericht zu Prag gerieth in Hitze darüber, stellte Josua über sein Benehmen zu Rede, und warf ihm vor, der Flamme der Zwietracht noch mehr Nahrung zugeführt zu haben; er rechtfertigte sich, aber — wie aus Luchoth Hardath zu ersehen ist — nicht genügend. Wie Jonathan versichert, trug er darauf an, eine ruhige Discussion einzuleiten, eine friedliche Lösung herbeyzuführen, indem man sich durch ruhige Prüfung Selbstüberzeugung von seiner Kmeoth verschaffe; denn wie darf man einen Menschen gegen dessen Frömmigkeit Niemand etwas einzuwenden wußte, so geradezu verdächtigen und verurtheilen, ohne den Ausspruch mit einem Worte des Beweises zu motiviren? — allein Josua soll von all dem keine Notiz genommen haben. Wir können aber getrost die Vermuthung aussprechen, daß es Josua nicht um *diese* Kmeah, sondern um die Kmeoth überhaupt zu thun war; diese und den mystischen Cabbalismus, der damahls seinen Spuk trieb, und zu so vielen Verirrungen und Mißbräuchen

Gelegenheit gab, wollte er mit Stumpf und Stiel ausrotten; gerade auftreten durfte man nicht, darum nahm er zu dieser Fehde, Jonathan verdächtigend, seine Zuflucht. Und wirklich ließ sich's Jonathan seitdem vergehen, eine Kmeah zu liefern. Tadelnswerth bleibt Josua's Verfahren jedenfalls, denn der Zweck heiligt nicht das Mittel. Wie aber kein Gutes auf der Welt allein kommt, so auch kein Böses. Die Anhänger Sabbathai Zebis verloren den Muth; zugleich war dieser Kampf, welcher die größten Männer im Judenthume in Thätigkeit setzte, die Schule für Kämpfer ganz anderer Art, die einen Einblick gewannen in die wahren Bedürfnisse der Zeit. In dieser Zeit der Fehde erhob sich Mendelsohn, der durch die Reformation sich unsterblich gemacht hatte. — Der Haß der Nachkommen Jonathans gegen Josua und sein Werk, besteht heute noch; wo Letzteres von einem Sprößling Jonathans gewittert wird, muß es sich auf eine Translocation, vom Tische unterhalb desselben, gefaßt machen.

(Aussee, am 4. November 1846.)

Dr. M. Duschak,
Rabbiner.

Kuh, Ephraim Moses.

Kuh war im Jahre 1731 in Breslau geboren, wo sein Vater Handlung trieb. Seines guten Kopfes wegen bestimmte ihn der Vater anfangs zum Rabbiner; da er aber den großen Widerwillen seines Sohnes vor dem

Wuste der jüdischen Gelehrsamkeit bemerkte, nahm er ihn auf sein Comptoir und ließ ihn im Schönschreiben und Rechnen, im Französischen, Italienischen und Englischen unterrichten, um einen recht geschickten Kaufmann aus ihm zu ziehen. Die Erlernung der Sprachen führte den Jüngling zum Lesen poetischer Schriften, und bald gewann er diese so lieb, daß er selten ohne einen englischen oder lateinischen Dichter spazieren ging, denn auch Latein lernte er. Nach seines Vaters Tode blieb er noch eine Zeit lang in der Kuhischen Handlung und arbeitete in ihrem Comptoir, bis gegen das Ende des siebenjährigen Krieges (1763) sein Oheim Friedel Ephraim aus Berlin ihn beredete, Cassenführer bey seiner Gold- und Silberfabrik zu werden.

In Berlin erwarb sich Kuh die Freundschaft Mendelssohns, Ramlers und anderer Gelehrten, die ihm behülflich waren, seinen Geist zu bilden und seine poetischen Anlagen zu entwickeln; allein in dieser großen Stadt war es auch, wo er binnen vier Jahren, theils durch Bettler und Betrüger, die seine Gutmüthigkeit mißbrauchten, theils durch Verschwendung an Bücher, den größten Theil seines väterlichen Vermögens, das sich auf 6000 Thaler belief, verlor. Vorzüglich wußte ihn einer von seinen Mitarbeitern im Comptoir, ungeachtet aller Warnungen, an denen es Kuhs Oheim nicht fehlen ließ, so für sich einzunehmen, daß er ihm 1000 Rthlr. auf einen Wechsel lieh. Der arme Hintergangene bath, ermahnte, drohte, alles umsonst. Es blieb ihm nichts übrig, als den Weg des Rechts einzuschlagen, und diesen mißbilligte sein Oheim,

weil der Richter einzig durch persönliche Verhaftung den Schuldner zur Zahlung nöthigen konnte, und ihm dieser im Comptoir unentbehrlich war. Voll Verdruß über den Undank seines treulosen Freundes und empfindlich über das Betragen seines Oheims, forderte Kuh seinen Abschied, sammelte sorgfältig die Trümmer seines Vermögens, und verließ im Jahre 1768 Berlin.

Den Rest dessen, was er gerettet hatte, verwandte er auf eine zweyjährige Reise durch Holland, Frankreich, Italien und das deutsche Reich; und man kann sich vorstellen, daß ihm diese nichts übrig ließ, da er nicht nur die Thorheit beging, seine Bibliothek überall in drey Koffern mit sich zu nehmen, sondern auch noch überdem wegen des hie und da auf dem Juden haftenden Leibzolles manche Unannehmlichkeiten erfuhr. Zwar im Reiche, wo man ihm diesen Zoll zuerst abforderte, kam er leidlich durch. Als er aber im Jahre 1771 durch die sächsischen Länder reiste, kostete es ihn beynahe seine ganze noch übrige Barschaft.

Zu Fuße, dürftig und abgerissen kehrte er nun nach Breslau zurück. Es war mit ihm so weit gekommen, daß er von Neumarkt in Schlesien an seine Freunde in Breslau schreiben mußte, ihn mit Geld und Kleidungsstücken zu unterstützen. Dieß geschah denn auch; sie kamen denn auch, sie kamen ihm bis Lissa entgegen und gaben ihm Alles, was er brauchte. In Breslau legten seine Brüder ein Capital von 700 Thalern für ihn in die Handlung, wovon er jährlich die Interessen zog. Er widmete jetzt seine ganze Zeit dem Studieren und besonders

ſeiner Lieblingsneigung, der Poeſie, mit einem ſo anhaltenden Eifer, daß die Schwermuth (eine Folge ſeiner erlebten Widerwärtigkeiten) in Wahnſinn ausartete, der endlich zur fürchterlichſten Raſerey wurde. Schon vorher hatte er von intoleranten und heuchleriſchen Glaubensgenoſſen viel zu leiden gehabt, und eine Abneigung gegen Umgang und Geſellſchaft bekommen. Ein bekannter Breslauer Gelehrter verfolgte den armen Dichter mit ſeinem Bekehrungseifer. Da alle mündlichen Ermahnungen fruchtlos blieben, ſo ſchrieb er folgende Reime, die bald allgemein bekannt wurden, und großes Aufſehen erregten:

„Liebſter, beſter Kuh
Warum bleibeſt Du
Nur allein beym Vater ſteh'n,
Willſt nicht zu dem Sohne geh'n?"

Dieſe öffentliche Aufforderung war dem jüdiſchen Gelehrten deſto ſchmerzhafter, je weniger er Luſt hatte, ſich mit ſeinem Feinde in einen förmlichen und öffentlichen Streit einzulaſſen. Sechs Jahre brachte er in dem fürchterlichen Zuſtande der Geiſtesabweſenheit zu. Endlich ward er in ſo fern wieder geheilt, daß nur ſelten ein unbeträchtliches, nicht lange dauerndes Recidiv erſchien. Und in dieſem Mittelzuſtande, zwiſchen Wahnſinn und Vernunft, ſchrieb er ſeine beſten Gedichte. Wenn er auch ganz außer Stande war, vernünftig und zuſammenhängend zu ſprechen, ſo konnte er doch vernünftig denken und ſchreiben. Nach dieſer Krankheit floß Kuhs Leben ziemlich ruhig hin. Er arbeitete weniger, und gewann

wieder einigen Geſchmack an Welt und Menſchen. Den größten Theil ſeiner Gedichte arbeitete er von dieſem Zeitpuncte an, bis in's Jahr 1786 aus. In dieſem Jahre rührte ihn der Schlag und lähmte ihm die ganze rechte Seite nebſt den Sprachorganen. Er ward nie vollkommen wieder hergeſtellt und konnte ſich nur ſelten mit der Sprache verſtändlich machen. Aus dieſem traurigen Zuſtande ward er den 3. April 1790 durch einen ſanften Tod erlöſt.

Kuh beſaß viele philoſophiſche Kenntniſſe und eine Beleſenheit, die ihn im Umgange angenehm machte. Seine Freygebigkeit erſtreckte ſich ſo weit, daß er ſogar den größten Theil ſeiner ſehr geringen Einkünfte den Armen zufließen ließ. Er übte zwar nicht ſtrenge das Ceremonialgeſetz ſeiner väterlichen Religion, dafür aber alle jene empfehlungswerthen Tugenden, welche in jeder Religion empfohlen, und an jedem, der ſie beſitzt, bewundert werden. Eine Auswahl ſeiner Gedichte von Ramler verbeſſert, iſt 1792 in Zürich in zwey Bändchen erſchienen. Die erſte Stelle nehmen die Sinngedichte ein, die ſie auch durch innern Gehalt verdienen. In keiner andern Gattung hat Kuh ſo viel, und ſo viel gute Stücke gedichtet. Nicht alle ſind Epigramme im neuern Sinne des Wortes. Manche Stücke ſind mehr Madrigale, andere mehr Lieder, noch andere mehr Sentenzen und Reflexionen in poetiſchem Gewande, als eigentliche Sinngedichte. Man findet darunter eine Menge, wenngleich nicht ganz vortrefflicher, doch ſehr guter, witziger, ſinnreicher und niedlicher Gedichtchen.

Lämmel, Simon Edler von.

Ein Mann, deſſen thatkräftiges Leben und Wirken ſtets dem Guten und Edlen, inſonderheit aber dem Dienſte des Vaterlandes zugewendet war.

Lämmel war geboren den 28. Auguſt 1766 in einem Städtchen bey Pilſen, Tuſchkau. Seine wohlhabenden und allgemein geachteten Aeltern gaben ihm und ſeinen zehn Geſchwiſtern eine der damahligen Zeit angemeſſene Erziehung. — Sein Schickſal trug das Seinige bey, ihn ſehr zeitlich in Thätigkeit zu verſetzen, denn noch in ſeiner frühen Jugend verlor er ſeinen Vater. Seine zahlreiche Familie befand ſich nun unter der Vormundſchaft des Oberamtmannes Hufnagel zu Chotieſchau und des Oberamtmannes Reyl zu Merklin, mit denen er eng befreundet war. An den noch ſehr jungen Lämmel war nun ſehr früh die Reihe gekommen, für den Bedarf ſeiner Mutter und Geſchwiſter, unter denen er der älteſte Sohn war, zu ſorgen und zu arbeiten. Er entwickelte bald ſeinen frühgereiften, unternehmenden kaufmänniſchen Sinn, verbunden mit jenem Geiſte der Ordnung, Thätigkeit und Rechtlichkeit, welche wie ſpäter, ſo auch damahls die Grundzüge ſeines Charakters waren, ſo, daß ſeine Vormünder ihn ſchon ihm Jahre 1787, alſo nach kaum zurückgelegtem 21ſten Lebensjahre für ſelbſtſtändig erklärten. Noch in eben dieſem Jahre verheirathete er ſich, und zog von ſeiner Vaterſtadt nach Prag, wo er ein Großhandlungsgeſchäft errichtete, welches noch jetzt von ſeinem Sohne Leopold fortgeführt wird.

Er beſaß ſo viel kluge Vorſicht in Geſchäftsunternehmungen, daß er in kurzer Zeit ſeine Firma zu einer der geachtetſten und bekannteſten der Monarchie zu erheben wußte. Dabey entfaltete er, jemehr der Kreis ſeiner Geſchäftsthätigkeit an Umfang und Credit gewann, das gemeinſinnige Beſtreben: ſeine Wirkſamkeit zu einer dem ganzen Lande nützlichen zu geſtalten. So gab er, da das Schafwollgeſchäft der Hauptzweig ſeiner Thätigkeit war, zugleich den erſten wirkſamen Impuls zur Wollveredlung und Hebung der Schafzucht in Böhmen, wie ihm dieſes die größten Heerdenbeſitzer des Landes, als die Fürſten Clary, Salm, Trautmannsdorf, die Grafen Wrbna, Wrtby, Rottenhann, Bucquoy, Desfours, ſo wie auch die k. k. Staatsgüteradminiſtration, durch rühmende Zeugniſſe zu erkennen gegeben, nachdem ſelbe durch Befolgung ſeiner Rathſchläge die nützlichſten Folgen ernteten. Wie die Cultur dieſes für Böhmens Induſtrie und Handel ſo wichtigen Rohproductes, war auch die Erweiterung und verbeſſerte techniſche Anwendung desſelben in der Induſtrie des Landes ein Gegenſtand ſeiner eifrigen Obſorge, und im Jahre 1800 wurde er durch ämtliche Documentirung von dem Magiſtrate zu Reichenberg (ſchon damahls der Hauptſitz der böhmiſchen Manufactur) als „der höchſten Aufmerkſamkeit und Aufmunterung würdig empfohlen, weil er beſonders die ärmere Claſſe der Tuchmacher ſehr wirkſam unterſtützte, mit Beachtung der größten Schuldner, um ſie aufrecht, erwerbſam und nahrungsfähig zu erhalten.“ — Nicht minder

wurde er wegen seiner außerordentlichen Verdienste um die Wollveredlung Böhmens, und seiner dabey an den Tag gelegten kaufmännischen Bestrebungen im Jahre 1804 sehr belobt. Wir lassen von nun an einen treuen Biographen Lämmels sprechen, der, wie aus der Zusammenstellung der Daten ersichtlich ist, in näherer Verbindung mit ihm stand.

Eine ungleich wichtigere Sphäre seines großartigen staatsbürgerlichen Wirkens bothen Lämmel die langen sturmbewegten Kriegsjahre Oesterreichs gegen Napoleon, wo er bey zahlreichen Gelegenheiten das ganze großartige Maß seiner seltenen Umsicht, Gästesgegenwart und rastlosen Geschäftsthätigkeit, verbunden mit einer Anhänglichkeit an den Staat entfaltete, die es am besten bewiesen, daß jene, die in ihrem Herzen das heilige Feuer der Vaterlandsliebe pflegen, demselben im Kriege, auch ohne gerade den Degen oder die Feder zu führen, Dienste von Wichtigkeit und Aufopferung zu leisten vermögen. Er bewahrte sehr oft den Staat von grosem Verluste durch Wiedereinlösung des ärarischen Eigenthums aus Feindeshand. — So löste er im Jahre 1801 für den Betrag von mehreren Millionen verschiedene Vorräthe des Armeebedarfs ab, die nicht ein Drittel des wahren Werthes derselben betrugen. — In demselben Jahre hatte er in Linz vor der dortigen Invasion des Feindes in sehr umfangreiches Depot ärarischer Donauschiffe durch simulirten Kauf bey sich gesichert, und obschon dieses sin Eigenthum vom Feinde bestritten; und ihm sowohl, wie seinen Leuten, die Annäherung zu diesen Schiffen unter Androhung des

Erſchießens verbothen wurde, wußte er doch durch muthvolles Benehmen, ſein auf dieſe Schiffe erworbenes Anrecht geltend zu machen, worauf er das ganze Depot wieder in die Hände des Aerars brachte.

Auf ſolche Weiſe wußte er im Jahre 1809 alles zu Kloſterneuburg vorräthige ärariſche Pontons- und Fuhrweſensholz, das damahls von ungewöhnlichem Werthe war, an ſich zu bringen und gleichzeitig 9000 Centner Zwieback, das außer dem hohen Preiſe auch aus Verpflegsrückſichten von hoher Wichtigkeit war. Die durch ſeine Klugheit erworbenen Objecte übergab er ſofort dem Aerar, ohne Gewinn, ohne Proviſion oder ſonſtigen Anſpruch für die gehabte Mühewaltung. Da man in der Perſon unſeres Lämmel ein nützliches und treues Glied des Vaterlandes erkannte, benützte man ihn nun bey vorkommenden Gelegenheiten, und es hatte es Keiner bereut, der ſich ſeiner in wichtigen Angelegenheiten bediente. So wurde er im Jahre 1805 von dem damahligen Finanzchef, Grafen Zichy nach Linz geſchickt, die vom Feinde in Beſchlag genommenen ärariſchen Vorräthe an Salz und Tabak zurückzukaufen, und er führte ſeine Miſſion derart aus, daß dem Staate durch dieß Gelingen dieſer Operation ein Vortheil von 700,000 fl. erwuchs. Nachdem er von dieſer glücklich ausgeführten Sendung nach Wien zurückgekommen, beauftragte ihn der Principal-Hofcommiſſär Graf Wrbna mit dem außerordentlich wichtigen Geſchäft, die in Feindeshänden befindlichen Artilleriegegenſtände zurückzukaufen. Bedenkt und berückſichtigt man, welch hohen, ja außerordentlich hohen Werth die franzöſiſchen Macht-

haber darauf legten, Artilleriegeschütz und überhaupt Waffen als Trophäen nach Paris zu führen, so wird man die Schwierigkeit einer solchen Unternehmung leicht einsehen. Aber Lämmel führte das Geschäft ungeachtet der vielen Gefahren, Mühseligkeiten, ja selbst Mißhandlungen, die er vom Feinde erfahren mußte, eifrig durch und mit so glücklichem Erfolge, daß ihm von dem Grafen. die belobende Anerkennung zu Theil wurde: „Seine unverdrossene Mühe, Verwendung, Uneigennützigkeit und Rechtlichkeit, die er hierbey abermahls zum Vortheile des Aerars auszeichnend bewiesen, haben die k. k. Artillerie-Direction, die Hofkammer, die Finanzhofstelle, so wie den landesfürstlichen Hofcommissär zur allerhöchsten Kenntniß zu bringen sich verpflichtet erachtet.“ Die Artillerie-Direction bezeugte ihm, daß er allein bey einer einzigen im Jahre 1805 bewirkten Artillerie-Effecten-Einlösung vom Feinde, dem Staate 2,141,127 fl. 29 kr. durch seine Betriebsamkeit und geschickte Einleitung verschafft habe; „daß er Gefahren, Mühen und bedeutenden Kostenaufwand erfahren habe, um so ein augenscheinlich günstiges Resultat für den Dienst Sr. Majestät zu erringen, daß er aus patriotischer Gesinnung jeder Provision und jeden billig gebührenden Geldnutzen entsagt, sich daher um den a. h. Dienst Sr. Majestät die wesentlichsten Verdienste erworben, und der Merkmahle der a. h. Huld

und Zufriedenheit im vorzüglichsten Maße würdig gemacht hat.“ — Bey einem andern Rückkauf, der vom Feinde in Beschlag genommenen Artillerie-Effecten, die er im Jahre 1809 im Auftrage des damahligen Landescommissärs, Oberstburggrafen von Böhmen, Grafen von Wallis besorgte, verschaffte er dem Staate einen Nutzen von mehreren Millionen, und die ihm darüber ausgestellte Belobung vom Feldmarschall-lieutenant Unterberger spricht sich dahin aus: „daß er durch seine rastlose Mühe, Geschicklichkeit und Eifer diese Artikel des Artilleriebedarfs unter dem halben Werthe des Ankaufs viele selbst unter ¼ des Werths erkauft und dadurch dem Aerar einen sehr nahmhaften Nutzen zugewendet habe.“

Für seine bey so vielen Geschäften an den Tag gelegte Uneigennützigkeit, und aufopfernde Anhänglichkeit an Kaiser und Vaterland, zeigt am augenscheinlichsten und hervorstechendsten, daß er mehrmahlige Gratificationen, dann Gewicht und Maßbonificationen, die ihm im Betrage mehrerer tausend Francs zu Guten verrechnet wurden, immer dem Aerarium verrechnete, und — übergab, so wie er andererseits immer bey der Uebernahme der Einlösungsaufträge erböthig war, alle Gegenstände, die er vom Feinde erkaufte, für seine Rechnung zu behalten, wenn der eine oder der andere Gegenstand nicht als nützlich, brauchbar oder preiswürdig befunden werden sollte, und dem Aerarium eine Aufbesserung von 20% über den Einkaufspreis davon zu geben.

Es ist leicht begreiflich, daß diese oft vorgekommenen Einlösungsgeschäfte sein Vermögen, seine Thätigkeit und bey den damit verbundenen raschen und schnellen Reisen seine Gesundheit sehr oft in Anspruch nahmen, und daß auch häufig seine persönliche Sicherheit, so wie selbst sein Leben in Gefahr waren. Hiervon nur ein Beyspiel. Als er nähmlich im Jahre 1805 von dem General, nachherigen Marschall Mortier, durch 4 Tage in Brünn unter Bewachung von 6 Gensdarmen festgehalten, wurde er mit dem Erschießen bedroht, wenn er hiervon Nachricht nach Wien zu geben versuchen wollte; denn Mortier wollte seine durch den Grafen Wrbna angeordnete Reise nach Holitsch zum Kaiser Franz, um wegen der Einlösung eines Artillerieeffecten-Rückkaufes die nöthige Weisung einzuholen, verhindern. Aber seine Geistesgegenwart half ihm, seinen Vorgesetzten von der gewaltsamen Gefangennahme in Kenntniß zu setzen, und Mortier war genöthigt, den Befehl seiner Freylassung zu geben. Ueber derartige große Verdienste wurde ihm von den hohen und den höchsten Landesbehörden die ruhmvollste Anerkennung, und selbst der Held jener Zeit, der Generalissimus Erzherzog Carl bezeugte ihm seine volle Zufriedenheit und seinen Beyfall in einem besondern Schreiben. Wir wollen nur den Erlaß des Principalcommissärs Grafen von Wrbna hier wörtlich mittheilen, in dem sich derselbe ausspricht: „Daß er (Lämmel) bey der französischen Invasion, die ihm aufgetragenen Geschäfte mit dem größten Eifer besorgt, dem höchsten Aerar dadurch die wichtigsten Dienste gelei-

ſtet und hierüber die ſprechendſten Beweiſe ſeiner Redlichkeit, Uneigennützigkeit, unerſchütterlichen Treue gegen ſeinen Monarchen, mit perſönlicher Aufopferung als auch Hintanſetzung ſeiner ausgebreiteten Handelsgeſchäfte an Tag gelegt, und ſich dadurch der allgemeinen Achtung im vollſten Maße würdig gemacht habe."

Lämmels ſtets willfähriger thatgerüſteter Patriotismus bewährte ſich aber nicht nur in derartigen zahlloſen Geſchäftsnegociationen im Intereſſe des Aerars, während der ſo bedrängnißvollen Kriegsepoche von 1801 bis 1809; ſondern der Mann war auch immer bereit, dem Staate mit bedeutenden Vorſchüſſen zu dienen. So im Jahre 1809 bey den großen Contributionszahlungen an das franzöſiſche Gouvernement den Abzug der feindlichen Truppen aus Wien zu beſchleunigen, und ferner in demſelben Jahre, wo zu Ende des unglücklichen Krieges das k. k. Prager Münzamt zur Deckung einer beträchtlichen Staatsanweiſung in Conv. Münze verlegen war, da Niemand auf dem Platz die Mittel ſchaffte, und Lämmel den erforderlichen, bey der damahligen Geldnoth doppelt wichtigen nahmhaften Betrag aus Eigenem vorſchoß, ohne Entgeld oder Proviſion.

Er hatte es ſich zur Aufgabe gemacht, dem Drange ſeines für's Vaterland glühenden Herzens Folge zu leiſten, und demſelben mit allen ihm zu Gebothe ſtehenden Mitteln zu dienen; und dieſe Loyalität im Dienſte ſeines Monarchen und Vaterlandes zeigte er wieder bey der

Errichtung der böhmiſchen Legion und Landwehr im J. 1809. Er war Vater von 7 Kindern und Chef und Führer eines großen Handlungshauſes, das gewiß in der damahligen ſo drangvollen, alle Verhältniſſe erſchütternden Periode, die unausgeſetzteſte Aufmerkſamkeit erheiſchte; und dennoch war er der Erſte unter ſeinen Glaubensgenoſſen, der ſich zum bürgerlichen Militärsdienſte freywillig anboth, und durch dieſes große Beyſpiel und ſeine eigene Aufforderung angeeifert, traten noch mehrere ſeiner Glaubensgenoſſen unter die Fahne des Bürgermilitärs. Im Jahre 1813 ernannte ihn der Feldmarſchall Fürſt Schwarzenberg zum Armeecommiſſär mit noch mehreren Berechtigungen, wie z. B. Befreyung von der Einquartirung, als Auszeichnung ſeiner auch bey dieſer Befreyungsepoche thätigen Verwendung bey der Armee und im Hauptquartiere.

Dieß in Kurzem die Verdienſte, die Lämmel ſich um den Staat, den Monarchen und um das Vaterland erworben. — Obwohl Lämmel ſich auf ſein Verdienſt nie etwas zu Gute gethan, und nie einen Anſpruch auf Belohnung machte, weil er eben aus reinſtem Herzenstrieb und Anhänglichkeit an ſein Vaterland gehandelt, ſo konnten ſolche ununterbrochene Verdienſte nicht unbelohnt bleiben, und er erhielt im Jahre 1811 die ämtliche Mittheilung vom Prager Magiſtrate, daß Se. Majeſtät der Kaiſer geſonnen: „ſeine anerkannten vielſeitigen Verdienſte auf eine den in Böhmen beſtehenden Geſetzen und der Landesverfaſſung nicht entgegenlaufende Art zu belohnen“ — und

bald darauf wurde ihm die damahls überhaupt und beſonders für Israeliten in Oeſterreich ſehr ſeltene Auszeichnung der Erhebung in den erblichen Adelsſtand des Kaiſerſtaates, ſo wie der immerwährenden Toleranz für ſich und ſeine Kinder rückſichtlich des Aufenthalts in Wien, deßgleichen der Ertheilung des dortigen Großhandlungsbefugniſſes.

Außer dieſer Gnade des Monarchen, der ihm noch bey verſchiedenen Gelegenheiten ungewöhnliche Beweiſe ſeiner kaiſerlichen Huld und der wohlwollendſten perſönlichen Werthſchätzung durch ein eigenes Handbillet zu erkennen gab, erfreute Lämmel ſich der Anerkennung und des Wohlwollens anderer Fürſten. So gab ihm der König von Sachſen während ſeines Aufenthaltes in Prag 1813/14 ſein Wohlwollen wegen ſeiner anerkannten Dienſte, ſowohl durch ſchmeichelhafte eigene Handbillets, als auch ſpäter durch einen koſtbaren Brillantring zu erkennen; und deſſen Nachfolger Anton gab ihm in vielen eigenhändigen Briefen die Verſicherung ſeines wärmſten Wohlwollens, und 1814 ward ihm von Seiten des dortigen Gouvernements und der k. Kriegsverwaltungskammer ämtlich bezeugt, daß er, nach hierzu erhaltener Erlaubniß der öſterreichiſchen Regierung dem ſächſiſchen Staate weſentliche Dienſte geleiſtet.

So war der würdige Mann würdig belohnt für ſeine vielen Dienſte. Werfen wir nun einen Blick auf ſein Verhältniß zu ſeinen gedrückten Glaubensgenoſſen damahliger Zeit, ſo finden wir ihn eben ſo edelmüthig, eben ſo groß, eben ſo herzvoll und eben ſo theilnehmend.

Aber die ihm zugekommenen Belohnungen, Auszeichnungen und Erhebungen trugen nur dazu bey, den Adel seiner Seele zu vervollkommnen, und wie in allen seinen Verhältnissen zeigte sich seine unausgesetzte Theilnahme an dem Loos seiner Glaubensbrüder. Er war thätigst bemüht, ihre Lage, die damahls noch so traurig und herzerschütternd war, nach Kräften zu lindern, und theils ist es ihm gelungen. — Er bereitete manche frohe Stunde seinen Genossen, und wo er nicht helfen konnte, trug er mit an der Last, die auf den Schultern seiner Brüder lastete. So möge hier unter den weniger allgemein bekannten wichtigen Leistungen erwähnt werden, daß er jahrelang bey der österreichischen Regierung sich bemüht, daß durch ihre Verwendung der Leibzoll in Sachsen aufgehoben werde, und seine Bemühungen waren nicht vergebens.

Bey solchen Gelegenheiten, wo Vorsicht und Beharrlichkeit die Hauptbedingnisse waren, war jedes Hemmniß für seinen strebenden wirkenden Geist ein neuer Sporn. Seinem unausgesetzten Eifer und erlangten vielseitigen Einflusse, gelang es im Jahre 1817 durch die Gnade des Kaisers, einen Nachlaß der böhmischen Judensteuer per 72,000 fl. C. M. bewirken zu helfen, und die fernere Zusicherung des Kaiser Franz, daß diese Steuer mit der Zeit gänzlich aufhören soll. (Dieses Versprechen hat nun unser glorreicher Monarch, Kaiser Ferdinand der Gütige zur Ehre Oesterreichs und zum Ruhme seines erlauchten Vaters eingelöst.) — Daß Lämmel hier aber nur im Interesse und zum Wohle der Gesammtheit dachte, empfand

und handelte, dürfte am Beſten und Sicherſten durch die Thatſache charakteriſirt werden, daß er, obwohl durch 26 Jahre in Wien wohnhaft, und 34 Jahre im Beſitze des dortigen Großhandlungsbefugniſſes, er allein unter allen dahin überſiedelten Israeliten, der böhmiſchen Judenſteuer ſich nicht entzog, und zwar ungleich ſtärker als mehrere der Reichſten dazu contribuirte — im Laufe der Jahre über 180,000 fl. C. M. Er zollte die Opfer für ſein Religionsbekenntniß nur in der Abſicht, damit dieſe von ihm gezahlte Summe nicht auf ſeine übrigen Glaubensgenoſſen falle. Ferner bewirkte er durch ſeine Bemühungen, im Jahre 1817 die Aufhebung der Beſchränkung des Getreidehandels; auch war er ſehr bemüht, die Aufhebung des mittelalterlichen Eides herbeyzuführen, gegen welchen er nicht lange vor ſeinem Tode eingeſchritten.

Nicht minder ſtrebte und wirkte er eifrigſt, bey ſeinen Glaubensgenoſſen den Geiſt für die Verbeſſerung von Innen, die eigene ſittliche Erhebung derſelben beleben und fördern zu helfen, wie er das Seine zu der Einführung des reorganiſirten Gottesdienſtes bey der Wiener Gemeinde beygetragen hat. Ueberhaupt war ſeine religiöſe Sinnesweiſe bey aller Wärme an den Glauben ſeiner Väter, doch weit entfernt von orthodoxen Vorurtheilen, und das Gebeth der Liebe, ſeinem milden Charakter ſo ſehr zuſagend, flößte ihm die ſchonendſte Duldſamkeit auch gegen Andersdenkende ein.

In der kaufmänniſchen Welt war er ſowohl durch eine Rechtlichkeit und gewiſſenhafte Erfüllung aller ge-

gebenen Verſprechungen als auch durch ſein bereitwilliges Eingehen auf jede billige und gerechte Zumuthung, ebenſo wie durch ſeinen hervorragenden Unternehmungsgeiſt ausgezeichnet, was alles zuſammen bewirkt, daß ſeine Firma auch in den entfernteſten Handlungsorten bekannt und überall hochgeachtet wurde. Allbekannt iſt, wie heilig ihm die Erfüllung eines gegebenen Verſprechens war. Am Augenſcheinlichſten zeigte ſich dieß bey den Tuch- und Getreidelieferungen im Jahre 1826, die er mit dem Staate contrahirt hatte, wobey er große Summen verloren; er reſtirte nach dieſem, ſein Vermögen ſchwer treffenden Schlag gleichwohl keine einzige Verbindlichkeit in der Geſchäftswelt, und ſuchte von Oben um keine Entſchädigung nach, wozu er durch die wichtigen Dienſte, die er dem Staate geleiſtet und die großen Opfer, die er demſelben gebracht, wohl allerdings berechtigt geweſen wäre.

So war dieſes Mannes Leben, ein ſehr thatenreiches und zugleich erfolgreiches; ein Leben, das ihm ſelbſt, ſeiner Familie und ſeinem Vaterlande zur Ehre gereicht.

Wie im öffentlichen ſo war er auch im Privatleben; theilnehmend gegen jedes Leid, unterſtützte er den Bedürftigen; auch war er den Künſten und Wiſſenſchaften ein treuer Beſchützer, ſo wie die ſeinem Stamme angeborne Gaſtfreundſchaft ſich in ihm auf eine auffallende Weiſe vererbte. Sein Haus war der Sammelplatz und der Zufluchtsort ausgezeichneter Perſonen aller Stände, Länder und Glaubensgenoſſen. Er ſchied von hinnen, um auszuruhen von ſeinen Mühen, den 18. April 1845.

D.

Letteris, Max Mëir.

M. Letteris wurde 1804 zu Lemberg geboren. Sein Vater Gerſon*), k. k. priv. orientaliſcher Buchdrucker, ein Mann von orthodoxen religiöſen Geſinnungen, und ſtolz auf den Ruhm talmudiſcher Gelehrſamkeit, die ſeit Jahrhunderten in ſeiner Familie heimiſch war, gab ſeinem Sohne eine, ſeinen Grundſätzen entſprechende Erziehung. Talmudiſches Wiſſen einzig und allein beſchäftigte ſeit der zarteſten Jugend anhaltend den geiſtvollen Knaben, ſo, daß er ſchon in ſeinem 13. Lebensjahre, in Gegenwart berühmter Rabbiner, öffentliche Disputationen mit vielem Scharfſinn und gewandter Dialektik halten konnte, was dem jungen Letteris frühzeitig einen Nahmen machte.

Bald aber wurde beym Jünglinge eine Wißbegierde rege, die eine unbegränzte Verehrung für Maimonides — den Polarſtern aller ſtrebſamen, geiſtreichen israelitiſchen Jünglinge, welcher talmudſche Weisheit mit profaner Gelehrſamkeit, wie Wenige zu vereinen wußte — noch geſteigert; — dieſe Wißbegierde trieb den jungen Mann mächtig an, ſich den Sprachſtudien und den Wiſſenſchaften

*) Er ſtammte von der berühmten Typographen-Familie Halewi zu Amſterdam, von welcher einige Mitglieder von Sobjeski, König von Pohlen, Befreyer Wiens, nach Zolkiew berufen wurden, um dort unter ſeiner Protection eine orientaliſche Buchdruckerey zu errichten, wie aus einem lateiniſchen Privilegium erſichtlich iſt, welches die Familie L. noch bis jetzt aufbewahrt.

mit Eifer zu widmen, was aber nur geheim und mit großer Vorsicht geschehen konnte, aus Furcht vor den sogenannten „Zionswächtern," denen, wie bekannt, alles nicht talmudische Wissen höchst verpönt ist. — Philosophie, Philologie und Geschichte, alles, was den Geist erhebt, vorzüglich aber das biblische Studium, nach allen Richtungen, nicht bloß nach der einseitigen trivialen Methode der talmudischen Gelehrten, waren ihm von nun an seine Lieblingsbeschäftigungen. Bald zeigte sich auch die Frucht seiner ausgezeichneten Anlagen und seines unausgesetzten Eifers, so, daß die Koryphäen der hebräischen Literatur, wie des Judenthums überhaupt, die eine zweckmäßigere, reifere Weltanschauung sich angeeignet, mit dem jungen, eifrigen Letteris in geistigen Verkehr traten. Vorzüglich war es der alte ehrwürdige Nestor der gebildeten Israeliten, David Friedländer aus Berlin (Schüler und Freund Mosis Mendelssohn's), der eine gelehrte Correspondenz mit Letteris durch viele Jahre unterhielt, und den großen, fördernden Einfluß auf die Richtung seines Geistes und seiner schriftstellerischen Leistungen ausübte. Gleich am Anfange seines Briefwechsels (1823) schrieb Friedländer an Letteris: „Mir war es eine angenehme, beynahe wunderbare Erscheinung, einen Jüngling so tief in Pohlen zu erblicken, der, mit vielseitigen Kenntnissen ausgerüstet, das lobenswerthe Bestreben verbindet, seinen Zeitgenossen mit Liebe und Eifer, mit Vorsicht und Bescheidenheit nützlich zu werden." (Aurora 1834, 1. J.). Auch der berühmte Salomon Rappaport (Oberrabbiner zu Prag), der später eine liebliche Vorrede zu Atballe von Letteris

ſchrieb, trat damahls mit dem viel jüngern Letteris in innige Verbindung, die noch jetzt fortdauert.

Die Erſtlingsverſuche, die Letteris ſeinen Religionsgenoſſen gedruckt vorlegte, waren religiös-moraliſche Reden, in einem anmuthig bezaubernden Hebräiſch geſchrieben. Dieſe Reden und ein Band hebräiſcher Gedichte, betitelt: **Dibre Schir***), machten eine ungewöhnliche Senſation, nahmentlich bey den wißbegierigen jungen Leuten in den Slavenländern, und dienten als heilſame Anregung zum geläuterten Studium der heiligen Schrift, welches ſeit jener Zeit allgemeiner zu werden anfing, und wovon Letteris literariſches Wirken als Haupttriebfeder zu betrachten iſt, was auch einſtimmig anerkannt wurde.

Im Jahre 1823 trat Letteris an die Spitze eines Vereins ausgezeichneter jüdiſcher Gelehrten, zur Herausgabe einer theologiſch-philoſophiſchen Zeitſchrift mit Nahmen: Hazphiro. Letteris leitete die Redaction mit vieler Umſicht, nur beſaß er noch nicht die nöthige Erfahrung, um manche Klippe klug und gewandt zu umſchiffen; und ſo fand dieſes Unternehmen, durch die Neuheit und Schärfe der darin ausgeſprochenen freymüthigen Geſinnungen, viele Gegner und Bekämpfer. Nahmentlich war es Herr L. Miſes, ein freymüthiger Denker, der in ſeinen ſcharfen Beyträgen für ſein Publicum zu weit ging, und Viele zum Widerſpruch reizte. Bey ſo be-

*) Dieſe Gedichte erſchienen zum dritten Mahl (Minsk 1836); die erſte Ausgabe veranſtaltete der Vater des Verfaſſers in ſeiner eigenen Buchdruckerey. (Zolkiew 1823).

wandten Umständen mußte diese Zeitschrift nach kurzer Zeit eingehen. Mises gab unmittelbar darauf ein größeres theologisch-philosophisches Werk: Eifer für Wahrheit heraus, und lieferte gründliche Beyträge zur israelitischen Geschichte von Dr. J. M. Jost. Letteris aber, der sich inzwischen dem Universitätsleben zugewendet, gab eine gelehrte Correspondenz in hebräischer Sprache, die als Grundlage zum **Kherem Chemed** zu betrachten ist (auch sind in diesem 1. Theil mehrere Beyträge aus Letteris Correspondenz nachgedruckt); — einen neuen Band hebräischer Poesien*), und ein Bändchen Originalgedichte in deutscher Sprache heraus, welches letztere ihm auch im größern deutschen Publicum Theilnahme erwarb.

Im Jahre 1829 ging Letteris nach Wien, wo er mit den ausgezeichnetsten Gelehrten und Künstlern in freundschaftliche Verbindung trat, und vielfache literarische Leistungen unternahm, so wie er für die bessern deutschen Journale gediegene Beyträge lieferte. Es schien als wenn er für seine orientalischen Studien erkaltete, was von seinen israelitischen Freunden sehr bedauert wurde, als er auf einmahl, im Jahre 1834, seine alte Laufbahn mit neuer Energie wieder betrat. Letteris fand nähmlich zu dieser Zeit einen neuen Wirkungskreis, der mit seiner Neigung und seinen seltenen Verdiensten sehr überein-

*) Theils Originalgedichte, theils Uebersetzungen, aus lateinischen, französischen, deutschen und englischen Dichtern enthaltend, betitelt: **Ajeleth ha-Schachar.**

ſtimmte, indem er ſeine Wirkſamkeit als Literat und Corrector, der Edlen v. Schmid'ſchen orientaliſchen Buchdruckerey und Buchhandlung zuwendete. Dieſes rühmlichſt bekannte Inſtitut beſchäftigte ſeit einem halben Jahrhundert ſehr lichtvolle Köpfe bey ſeinen großartigen Unternehmungen. Wir nennen nur die Nahmen: Obernik, Löwiſohn, Ben-Seew, Zeitteles, Sal. Jacob Cohen, M. J. Landau und Büſchenthal, um die umſichtige Wahl des thätigen Unternehmers, Anton Edlen v. Schmid bemeſſen zu können. Er ſcheute daher keine Mühe und kein Opfer, bis er auch Letteris geniale Feder für ſeine Typographie gewonnen. Die Reſultate dieſes Engagements ſind für die orientaliſche, nahmentlich für die hebräiſche Literatur ſehr bedeutend. Wir beſchränken uns hier auf die Nahmhaftmachung einiger größerer Unternehmungen. 1) Eine unter Letteris und Zeitteles Leitung erſchienene deutſche Ueberſetzung und ein hebräiſcher Commentar zum alten Teſtament (wovon gegenwärtig, nach Zeitteles Tod, eine zweyte verbeſſerte Auflage erſcheint). 2) Ein von Letteris mit vieler Sachkenntniß und Geſchmack bearbeitetes großes hebräiſch-deutſches und deutſch-hebräiſches Wörterbuch 3 Bände*). 3) **Gesa Jischa (Athalie, par Jean Racine)**, dieſes poetiſche, antike Meiſterwerk, welches der geiſtreiche Bearbeiter (wie ein Urtheil in der Augsburger allgemeinen Zeitung, 1837, lautet) durch die darin ausgeſprochene bibliſche Denk- und Gefühlsweiſe, wie über-

*) Darunter iſt die vermehrte und verbeſſerte Ausgabe des Ozar ha-Schoroschim zu verſtehen. 3. Ausg. Wien 1839—1840. 2 Thle.

haupt durch eine echt classische Färbung zum Original erhoben, erlebte bereits eine zweyte Auflage. Sal. Jacob und R. J. Rappaport haben schöne Einleitungen zu dieser Cohen Dichtung geschrieben, worin sie Letteris Verdienste um die biblische Literatur nach Verdienst würdigen. — Eine zweyte biblische Tragödie **Sch'lom Esther***), die Letteris im Geschmacke der Italiener schrieb, liegt zum Drucke bereit. 4) **Chikre lev**, ein im biblischen Styl abgefaßtes Sendschreiben über das höhere Studium der heiligen Schrift. (Preßburg, Schmid 1839.)

Außer den erwähnten Leistungen nahm Letteris noch lebhaften Antheil an der Redaction der bekannten Zeitschrift „Erstlingsfrüchte," wovon bis jetzt 12 Jahrgänge erschienen sind, so wie die neue Prachtausgabe des Talmud (Wien, v. Schmid und Busch), unter seiner Leitung 1840, mit vieler Umsicht und Sachkenntniß ins Leben getreten ist**).

Letteris genießt als Gelehrter, Dichter und Mensch eine seltene Achtung bey seinen Zeitgenossen, und wo sein Nahme genannt wird, geschieht es immer mit einer besondern Auszeichnung. Als Beweis besonderer Anerkennung von Seiten der berühmtesten Gelehrten, verdient er-

*) Nach Racines Esther, erschien bereits Prag 1843: eine 2. Ausgabe wird eben verbreitet.

**) In Verbindung mit Dr. Delitzsch und Professor S. D. Luzzatto gab Letteris im Jahre 1838 zum ersten Mahl aus einer seltenen Handschrift der Migdal-Os von M. Vita Luzzatto heraus, commentirt v. S. D. Luzzatto und Letteris, und mit gelehrten Einleitungen in lateinischer und hebräischer Sprache versehen, von letzteren und Dr. Delitzsch.

wähnt zu werden, daß ihm das **Collegium Rabbinicum** zu Padua ein Ehrendiplom, worin ſeine rabbiniſche Gelehrſamkeit gerühmt wird, zugeſendet hat. Auch dürfte folgendes Einführungsſchreiben, welches der weltberühmte Orientaliſt und k. k. Hofrath Hammer-Purgſtall an Herrn Eugéne Burnouf, **secrétaire de la société asiatique** in Paris, bey Gelegenheit der Ueberſendung ſeines Lexicons an die erwähnte Geſellſchaft, geſchrieben, hier an ſeinem Platze ſeyn. Der Inhalt des offenen Schreibens in franzöſiſcher Sprache, iſt folgender:

„**Monsieur!**

Je me rends au désir de Mr. Letteris, un des hommes de lettres les plus distingués de l'Autriche, en lui donnant cette lettre de recommandation pour la société asiatique, quoique assurément il n' en a nullement besoin, puisque ses ouvrages qu' il compte transmettre par Votre canal à la société, seront la meilleure recommandation auprés d' elle. Son dictionnaire hébreu-allemand etc. est à la troisième édition, et sa traduction de l' Athalie par Racine, en vers rimés est un litre de plus qui doit le recommander particuliérement aux orientalistes français. Agréez l' expression des sentimens le plus distingués d'estime et de consideration avec lesquels j'ai l' honneur d' être

Monsieur

votre tres-obéissant Serviteur

Hammer-Purgstall m. p.

Vienne le 30. Mars 1840."

Noch wäre allenfalls zu erwähnen, daß Letteris im Jahre 1844 zum Doctor der Philosophie promovirt und im Jahre 1846 als ordentliches Mitglied der asiatischen Gesellschaft in Paris, und der deutsch-morgenländischen Gesellschaft zu Leipzig und Halle mit Genehmigung der k. k. vereinigten Hofkanzley, mittelst Diplome ernannt wurde. Bey Haase Söhne in Prag erschienen von ihm 3 Ausgaben des Machsor mit hebräischem Commentar und deutscher Uebersetzung, in 9, 5 und 2 Theilen, stereotypirt; 1847 erscheint bey Macklot in Carlsruhe: „Sagen aus dem Oriente," nach den Quellen bearbeitet in metrischer Form von Letteris.

Seinen hebräischen Schriften wurde die Auszeichnung zu Theil, der Privatbibliothek Sr. Majestät des Kaisers einverleibt zu werden.

Mandel (Mandelli) David.

(Der Diogenes unserer Zeit.)

David Mandel wurde zu Preßburg von angesehenen und wohlhabenden Aeltern geboren. Sein Vater, der ein frommer, talmudisch-gelehrter Mann war, gab ihm, der unter 6 Kindern das Aelteste, eine Erziehung, wie sie damahls üblich war. Ein fleißiges Studieren des Talmuds füllte die ganze Zeit seiner Lehrstunden aus, die schon in seiner frühesten Kindheit begonnen, und er verwendete sich mit solchem Eifer und Fleiße, daß sein Vater sich veranlaßt sah, den 12jährigen David ohne besondere Aufsicht nach Rackendorff (ein Dorf einige Stun-

den von Preßburg) zu ſchicken, damit er bey dem dortigen Rabbi ſeine talmudiſchen Studien fortſetze. Von Natur war David ſowohl mit einer ſtarken Faſſungskraft, als mit einem guten Gedächtniſſe begabt, und er machte in der neuen Sphäre bedeutende Fortſchritte. Er blieb aber nur ein Jahr in Rackendorff, und kehrte auf den Wunſch ſeiner Aeltern nach Preßburg zurück, wo er jedoch nicht lange verweilte, denn es bemächtigte ſich ſeiner ein Drang nach Kenntniſſen und Bildung, ſo, daß er, ohne Vorwiſſen ſeiner Aeltern, ſeine Heimath verließ. Sein erſter Ausflug war nach Trieſch in Mähren. Aus einem Brief in hebräiſcher Sprache geſchrieben (1798), der große ſtyliſtiſche Meiſterſchaft verräth, iſt ſchon ein heftiges Sehnen etwas Großes zu leiſten, unverkennbar, ſo wie wir ebenfalls darin die Anzeige an ſeine Aeltern leſen, daß er geſonnen ſey, nach Prag zu gehen, wo damahls der Hauptſitz hebräiſcher Bildung war, und wo wir ihn wirklich ſchon 1799 treffen. Aus einem Briefe, den er aus dieſer Stadt ſchrieb, und der voll von talmudiſcher Sophiſtik iſt, erſieht man ſeine phantaſtiſchen Pläne, unter denen die Erwerbung von Wiſſenſchaften die Hauptrolle ſpielte. Ueber dieſe vergaß er Alles, ſogar ſich ſelbſt. In dieſem Briefe lag ein Zettelchen an ſeinen Vater, in welchem er ihn um etwas Geld bittet. Wir geben daſſelbe hier in einer Ueberſetzung, weil es zur Charakteriſtik ſeines damahligen Treibens beyträgt. Es lautet: „Nicht Geld zu ſammeln verließ ich das Haus, ſondern aus Durſt, meine lechzende Seele zu ſtillen. Gott ſey gelobt, viel Wiſſenſchaft habe ich mir zugeeignet, wenn auch

noch nicht genug, aber es iſt noch nicht aller Tage Ende.“ Aber in Prag blieb er nicht lange, denn ſchon 1800 finden wir ihn in Tirſchtuzel in Südpreußen, wo er einen Landsmann fand. In einem Briefe, den er von da aus ſchrieb, ſagt er ſelbſt, daß ihn die Luſt, fremde Länder zu ſehen, unaufhörlich antreibe, obwohl er damahls noch keine beſtimmte Richtung hatte. In einem andern Brief an ſeine Aeltern, ſpricht Mandelli, nachdem er ſie über ſein, ihnen zwecklos ſcheinendes Treiben zu beruhigen ſucht, und zugleich etwas Geld von ihnen erbittet, folgende merkwürdige, ſein ganzes Weſen bezeichnende Worte aus: „Ich habe Grundſätze, nach denen ich handle . . . nur einen Fehler verſpüre ich in mir, der ſich ſchon als Trieb in meine Jugend eingeſchlichen hat, dieſer Fehler heißt Ruhmſucht. Schon als Kind fühlte ich ein mächtiges Verlangen, mich vor meinen Mitſchülern hervorzuthun, ich lechze nach Ruhm, ich dürſte nach Auszeichnung!“ Hier reifte der Entſchluß in ihm, nach dem von ſeinem Aufenthaltsorte nicht ſehr entfernten großen Berlin zu gehen, um dort ſeinen Plan zu verfolgen. In demſelben Briefe ſchreibt er an ſeinen jüngern Bruder: „Jetzt haſt Du noch Gelegenheit mich zu ſprechen, weiter nicht; — arbeite ich meinen Plan durch, ſo darfſt Du mich nicht hindern; geſchieht das Gegentheil, ſo kannſt Du mich nicht wieder ſprechen; ich fliehe in einen entfernten Welttheil, und Du ſiehſt Deinen Bruder nie wieder. Ich kann Dir nie mehr ſchreiben.“ Die möglichſt genaue Benützung der Zeit, die ſich ſpäter bis zur abgöttiſchen Verehrung ſteigerte, ſpricht ſich hier ſchon aus.

„Ich grüße Euch Alle“ — das sind seine eigenen Worte — „meine Freunde, ich sage die Wahrheit, ich möchte Jedem besonders Ehre bezeugen, aber die kostbarste Zeit!“ — Von seinem Treiben und Streben in Berlin wissen wir wenig zu erzählen, nur daß er in einem Brief von 1803 voll warmer kindlicher Liebe seinen Vater über die damahligen schlimmen Familienverhältnisse, sehr liebevoll tröstet, und das von Zeit zu Zeit aus seinem Schreiben eine rührende Reue auftaucht, daß er das väterliche Haus heimlich verlassen. Aus einem Briefe aus Berlin vom Jahre 1804, der uns wohl auch wenig Aufschluß über seine Verhältnisse gibt, ersehen wir, daß er noch immer beharrlich mit allem Eifer seinen Studien obliegt, und daß er selbst bey körperlicher Krankheit, wo er im Zeitraume der Wiedergenesung von allen Menschen geschieden ist, nur mit Büchern umgeht. Jedenfalls scheint er in Berlin, wo er sich mehrere Jahre aufhielt, den Hauptgrund zu seiner spätern großartigen Ausbildung gelegt zu haben. Ein Landsmann, der sich zu seiner Zeit in Berlin aufhielt, erzählte, daß er sich damahls besonders mit Sprachstudien befaßte, und daß sich seiner Bizarrerie bemächtigte, daß er sich einmahl die Augenbrauen wegrasirte. Seine Lebensart war damahls schon (wie dieser Landsmann erzählte) sehr streng. Als er ihn das erste Mahl in Berlin besuchte, fand er ihn in einem ganz kleinen Zimmer voll Bücher; unter dem Bette lag eine Quantität Kartoffeln, welche damahls seine einzige tägliche Nahrung waren. Im Jahre 1805 befand er sich in Offenbach, wo er im Begriffe war, eine Hofmeister-

ſtelle anzunehmen. Sehr ſchwer fiel es ihm, wie er ſelbſt ſchreibt, ſich von ſeinen geliebten Büchern zu trennen, aber die Hofmeiſterſtelle ſollte ihm ein Mittel verſchaffen, ſpäter auf der großen Univerſität, die er nicht nennt, welche aber ohne Zweifel Paris iſt — unabhängig leben zu können.

Von nun an blieben ſeine Briefe allmählig aus, und ſein Nahme verſcholl, ſo, daß ſeine Aeltern ihn todt glaubten. Als vor ungefähr 30 Jahren ein hebräiſcher Gelehrter aus Ungarn ſich in Paris aufhielt, erfuhr er von Frau v. Schlegel, geb. Mendelsſohn, daß ein gelehrter Landsmann von ihm anweſend ſey, der ihr Haus oft beſuche. Er ſuchte ihn auf und fand in demſelben unſern David Mandel, der ſchon damahls auf den gefährlichſten Gletſchern theoretiſcher Speculation ſtand. — Mandel ſagte ſeinem Landsmanne mit kurzen Worten: „Wenn Sie nach Preßburg kommen, grüßen Sie mir meine Aeltern.“ Sonſt war er verſchloſſen. So trat er aus der Welt heraus, aus ſich ſelbſt, riß aus ſeinem Herzen alles, was der Menſchenbruſt werth und theuer iſt, um Etwas zu verfolgen, was uns unbekannt iſt und bleibt. — — —

Am 22. December 1836 ſtarb Mandelli, fünfzig und einige Jahre alt, in Paris durch einen Unglücksfall. Er ging, wie gewöhnlich mit 2 Krügen, an die Seine, um ſie für ſeinen Trinkbedarf mit Waſſer zu füllen, ſtützte ſich dabey an einen nicht befeſtigten Kahn, der vom Ufer wich und den Unglücklichen mit in die Wogen riß. Die Pariſer nannten ihn gewöhnlich den ungariſchen

Diogenes, und der Pariſer Pöbel „der Wilde vom Zeughaus;“ denn er wohnte lange Zeit in dem alten Zeughaus. Dort wohnte auch mit ihm, der rühmlichſt bekannte franzöſiſche Schriftſteller Charles Nodier, der ihm durch eine biographiſche Skizze, ein kleines Monument ſetzte.

Mandelli war einer der erſten Linguiſten unſerer Zeit; er wußte die meiſten lebenden und todten Sprachen der Welt, und war übrigens noch ein ſehr bewandter Hiſtoriker, Medicíner, Juriſt, Theolog u. ſ. w. In der Philoſophie war Plato ſein Orakel; dieſen wußte er beynahe auswendig, und citirte ihn oft in ſeinen gelehrten Geſprächen. Im practiſchen Leben nahm er ſich aber, wie wir geſehen, den Cyniker Diogenes zum Muſter. Seine Garderobe beſtand aus einem alten Soldatenkittel und einem Paar alter Ueberſchuhe. Er nährte ſich faſt ausſchließlich von Commißbrod, welchem er manchmahl einige rohe Kräuter oder Wurzeln beyfügte; gekochte Speiſen aß er in Paris nie. Er heizte ſich nie ein. Sein Hausgeräth beſtand aus einem hölzernen Armſtuhl, aus einem Schämel, einem Tiſch von Zimmermannsarbeit, einem kleinen Schranke, worin er ſeine Bücher und Schriften aufbewahrte; aus einem Bret mit einem Strohſack, einem Tintenfaß, einem Scherben, der ſtatt einer Lampe diente, zwey Waſſerkrügen und einer Schiefertafel, auf welche er vorzüglich mathematiſche Berechnungen anſtellte, um an Papier zu ſparen. Er unterrichtete wöchentlich in der griechiſchen Sprache eine Stunde, die er ſich mit 2½ Franken bezahlen ließ, und das reichte zu ſeinem Unter-

halte hin. Im Umgange war er freundlich und gutmüthig, doch nicht ohne einen gewissen Stolz, den man unter seinen Lumpen nicht gesucht hätte.

Mandel ließ nichts drucken; seine hinterlassenen Manuscripte sind schwer zu entziffern, da in denselben die Idiome der heterogensten Sprachen divergiren. Ein solches Leben hat übrigens etwas Rührendes. Mandellis Fehler waren von einer Art, die wenig Nachfolger finden wird, und seine guten Eigenschaften bildeten einen schneidenden Contrast mit dem, was man in einer habsüchtigen und marktschreyerischen Zeit nur allzuoft in der literarischen Welt vorfindet.

Der Familiennahme Mandellis war eigentlich Mandel, weil aber in Preßburg mehrere diesen Nahmen führten, so nahm Mandellis Vater den Nahmen Duckes an. Mandel in jeder Hinsicht originell und bizarr, legte sich hinwieder den Nahmen Mandel mit der Veränderung in Mandelli bey.

David Mandels gleichsam wildromantische Erscheinung, ein großartiges ariostisches Wissenschaftsabenteuer nun vom Winde und Sturm fast sonder Spur verweht; ein ungeheures Naturphänomen, einem nichts als Asche zurücklassenden endlosen Waldbrand ähnlich, dünkt uns so außerordentlich und aufbewahrenswerth, daß wir nicht umhin können, zum Schlusse den Bericht eines Engländers im **Monthly Magazine** anzuführen. Die **Revue britannique**, May 1827, gab diesen Bericht „über die Existenz eines gelehrten Sonderlings aus Ungarn in Paris." der Hauptsache nach folgender Weise wieder:

„Franz v. Teſſedik, ſuchte den Sonderling mit großer Mühe in Paris auf, und fand ihn im Arſenalgebäude in einem, unter den Treppen angebrachten engen, höchſt armſeligen Stübchen. Sein Aeußeres war im hohen Grade vernachläſſigt; was Teſſedik von ihm herausbringen konnte, beſteht darin, daß er Ignaz oder richtiger David Mandel heiße, daß er etwa zwey Jahre lang in Preßburg gewohnt, und in Berlin zwey Jahre lang in die Schule gegangen. Er gab vor, ſeines Geburtsortes nur dunkel ſich erinnern zu können, eben ſo auch ſeines Zunahmens; man heiße ihn aber in Paris: Mandel. Er habe ſein Vaterland verlaſſen, um die Welt zu beſehen. Franzöſiſch, deutſch, lateiniſch ſprach er gut. Ungariſch konnte er nicht reden, er verſtand aber den Sprechenden. Des Perſiſchen und Arabiſchen rühmte er ſich ungleich beſſer kundig zu ſeyn, als des Deutſchen, ja ſogar mit der Sanscritſprache ſoll er ſich viel beſchäftigt haben. Auch das Ruſſiſche war ihm bekannt; er ſprach und ſchrieb es. Mit der Sternkunde befaßte er ſich am liebſten, und rechnete viel. In früheren Jahren verdiente er ſich einiges Geld durch Unterricht, den er im Arabiſchen gab; davon zog er 200 Franken Intereſſe aus dem Landesärarium, und lebte davon; ſagte aber, kaum 100 Franken jährlich verzehren zu können. Teſſedik hält ihn für einen Juden aus Preßburg.“

D.

Mendizabal, Juan Alvarez von; Miniſter.

Seiner eigenen Behauptung nach iſt er in Cadiz geboren; man nimmt aber daſelbſt an, er ſey von Gibraltar gebürtig. Sein Vater führte den Familiennahmen Mendez, der Sohn verwandelte ihn in Mendizabal, und rühmte ſich ſeiner hebräiſchen Herkunft. Als er ſich 1835 in Madrid niederließ, weigerte er ſich, dem Pfarrer des Kirchſpiels, in dem er wohnte, ſein Taufzeugniß vorzuzeigen.

Es herrſcht in Spanien allgemein der Glaube, daß er dem Bekenntniſſe ſeiner Väter zugethan geblieben ſey, obgleich er in den Corteoverſammlungen häufig einen chriſtlichen Eid abgelegt hat. Früh entwickelte ſich in Mendizabal, der von ſeinem Vater auf ihn übergegangene ſpeculative Geiſt; die Trödelbude ward ihm bald zu eng; er machte den Unterhändler in größern Geſchäften, und in dem Kriege von 1808 gegen die franzöſiſchen Eindringlinge nahm er, wenn auch nicht mit den Waffen, doch mit als Lieferant Theil. Nach Beendigung des Krieges fand er auf dem Comptoir des Don Vicente Beltran de Lis eine Anſtellung, die ihm aber des geringen Gehaltes wegen bald nicht mehr genügte. Er überwarf ſich mit ſeinem Chef, und trat aus. Im Jahre 1819 nahm er in Cadiz Theil an der Verſchwörung des Galiano und Iſturiz, die die Einführung der Conſtitution von 1812 zum Zweck hatte, und leiſtete bey dieſer Gelegenheit wichtige Dienſte, indem er vertrauliche Sendungen an die

unſern Cadiz cantonirenden, nach Amerika beſtimmten Expeditionstruppen übernahm, und mit Geſchick vollzog. Auch am Zuge Riegos nahm er Theil, und wußte, wie früher, für die Bedürfniſſe der Truppen, für die Betreibung von Geldern auf ſummariſchem Wege und deren Verwendung ſich verdient zu machen.

Nach Wiederherſtellung der Conſtitution erkannte der Finanzminiſter Canga-Arguelles in Mendizabal den Mann, der ihm bey ſeinen Anleihen, bey der Aufhebung der Klöſter und Veräußerung der Nationalgüter, weſentliche Dienſte leiſten könnte. Auch dem Toreno kam dadurch Mendizabal in Berührung. Wohl ſah Mendizabal das Ende der conſtitutionellen Sache voraus, doch ſeine Anhänglichkeit an die Staatscaſſe und die ſeiner Freunde, war ſo groß, daß er erſt, nachdem alle Hülfsquellen erſchöpft waren, ſein Vaterland verließ, und ſich nach England einſchiffte. Hier wurde er in das Gefängniß geworfen, indem die durch ihn betrogenen engliſchen Capitaliſten ſich an ſeine Perſon hielten. Bald jedoch ſahen ſie ein, daß aus ihm nichts zu erpreſſen war, und ließen ihn in Freyheit. Jetzt ſchloß ſich Mendizabal an ſeinen alten Bekannten Zulueta an, entlehnte von ihm 2000 Pf. St., kaufte damit Porzellan und kurze Waaren ein, und begab ſich 1827 nach Liſſabon. Er ſchloß in Dom Pedros Nahmen in London eine Anleihe ab, und wußte ſie zu einer ſolcher Höhe zu treiben, das ſein Nahme berühmt wurde, und er ſelbſt ſich nicht allein das perſönliche Vertrauen des Kaiſers und ſeiner Rathgeber, ſondern auch ein anſehnliches Vermögen erwarb, womit

seine Handelsunternehmungen unter der Firma des Hauses Ramon y Ramon Carbonell und Comp. sich immer weiter ausdehnten.

In dieser Zeit zog er die Aufmerksamkeit des Generals Alava, spanischen Gesandten in London auf sich, der ihm mehrere Lieferungen für die Bedürfnisse der Truppen der Königinn von Spanien übertrug. Gegen Ende des Jahres 1835 hielt das spanische Ministerium um eine bewaffnete Intervention Frankreichs an. Mendizabal erfuhr dieß, und da dieß seine Speculationen zu beeinträchtigen drohte, überredete er den Grafen Alava, als Gegner dieser Intervention aufzutreten und dagegen die Erlaubniß zur Ausrüstung einer Hülfslegion von 10,000 Mann Engländern auszuwirken, welche er selbst anzuwerben, und unter billigen Bedingungen auszurüsten versprach. Alava ging in diesen Vorschlag ein und empfahl den Machthabern in Madrid, Mendizabal als den fähigsten Mann, um ihn zur Ausführung zu bringen. Frankreich hatte inzwischen selbst die Intervention verweigert, und Torено beschloß, sich zu seiner eigenen Erhaltung ganz in Englands Arme zu werfen, und ernannte Mendizabal am 13. Juny 1835 zum Finanzminister. Er zögerte nicht, die Stelle anzunehmen, erbath sich aber noch einige Zeit, um seine eigenen Geschäfte in England zu ordnen und die Ausrüstung der Hülfslegion eifrig zu betreiben. Scheinbar trat er aus dem Handelshause Carbonell aus, und übertrug ihm die vortheilhaftesten Lieferungen für die Legion. Er ermahnte währenddem Torено, auf seinem System zu beharren, und schloß am 4.

August 1835 mit dem Hause Ricardo (Ardoin), einen Vertrag ab, wodurch er 327,762 Pf. St. bar, und 836,655 Pf. St. in (werthlosen) Papieren der aufgeschobenen Schuld erhielt und dagegen 1,156,170 Pf. St. in Papieren der activen Schuld an Zahlungsstatt gab. Darauf ging er über Paris, wo ihn der König der Franzosen zur Tafel zog, nach Bordeaux und schiffte sich nach Santander ein.

Am 20. August hörte er hier von dem Aufstande der Bürgergarde in Madrid, schrieb aber demungeachtet Toreno, er solle dem Volke nicht nachgeben. Von Santander reiste er zur See nach Lissabon, um einige ihn persönlich betreffende Angelegenheiten mit der portugiesischen Regierung in Ordnung zu bringen, und erfuhr hier, daß die Provinzialjunten, die sich überall in Spanien gebildet hatten, sich von der Hauptstadt für unabhängig erklärt hätten. Als er in Badajoz den spanischen Boden betrat, war die Verwirrung auf's Höchste gestiegen, man suchte einen Retter, und glaubte ihn in Mendizabal zu finden. Mit Jubel ward er überall auf seiner Reise nach Madrid empfangen. Mendizabal ward zum Ministerpräsidenten ernannt, und übernahm die Portefeuilles der auswärtigen Angelegenheiten und der Marine neben dem Finanzministerium. Die auf den 16. November 1835 einberufenen Cortes, obgleich unter dem Einflusse Martinez de la Rosas erwählt, ließen sich willig von ihm lenken; sie gestatteten ihm die Aushebung von 100,000 Mann und die damit verknüpften Geldopfer, und bewilligten ihm fast einstimmig mit Entsagung aller

Garantien am 16. Jänner 1836 das ſo berühmt gewordene Vertrauensvotum. Dieſes ermächtigte ihn, ſich alle Hülfsmittel zu verſchaffen, die er für nöthig fände, um dem Kriege ein Ende zu machen, doch ohne neue Anleihen zu erheben, und die zur Deckung der Staatsgläubiger dienenden Nationalgüter anzugreifen. Die Art, wie er dieſes Wunder ausführen wollte, nannte er ſein Geheimniß. Er hob alle in Spanien noch beſtehenden Mönchsklöſter auf, vertrieb die Nonnen aus ihren Klöſtern, ohne ihnen ihre Ausſteuer wiederzugeben, verſchleuderte die Staatspapiere durch ſeine Finanzoperationen mit Ardoin in London, und erhöhte die Laſten des Staates durch die Conſolidirung eines großen Theils der unverzinslichen Schuld auf eine unerträgliche Weiſe. Die ihm ſo zugethanen Cortes hatte er am 27. Jänner 1836 wegen eines unbedeutenden Artikels in dem von Alcala Galiano ausgearbeiteten Wahlgeſetze, mit dem ſie nicht einverſtanden waren, aufgelöſt; den franzöſiſchen Geſandten, Grafen Rayneval, durch ſeinen Uebermuth zu ſeinem Feinde gemacht, und als die Friſt, die er ſelbſt zur Beendigung des Krieges geſetzt, verſtrich, ohne daß dieſer aufhören wollte, als von allen ſeinen großartigen Verſprechungen keine in Erfüllung ging, begann das Vertrauen des Volkes auf ihn zu wanken. Seine Intrigue gegen Iſturiz mit dem er Anfangs ein neues Miniſterium bilden wollte, wozu dieſer ſich aber nicht hergab, und deſſen Wahl als Cortespräſidenten er hintertrieb, vollendete ſeinen Sturz. Er zog es vor, ſeine Entlaſſung ſelbſt zu verlangen, und am 15. May 1836 wurde ſie von der

Königinn-Regentinn angenommen. Doch seine Maaßregeln hatten die Finanzen des Staates in eine so unheilvolle Verwirrung gestürzt, und Arguelles, dem er seinen vollen Gehalt ausgezahlt hatte, welchen dieser als Staatsrath während der zehn Jahre seiner Auswanderung in Anspruch nahm, empfahl ihn so dringend, als den einzigen Mann, der die Verwirrung lösen könnte, daß er am 11. September desselben Jahres wieder zum Finanzminister ernannt wurde. Aber seine politische Bedeutung war verschwunden, wie sehr auch die politischen Blätter sein Lob posaunten, das Mißtrauen, das das Volk gegen ihn beseelte, konnten sie nicht heben. Vergeblich verlangte die Opposition in den Cortes von ihm Rechenschaft von dem ihm gewährten Vertrauensvotum. Mit dem Ministerium Calatrava fiel auch er am 10. August 1837. Am 21. October suchte er in einer Denkschrift an die Cortes Rechenschaft über den Gebrauch des Vertrauensvotums abzulegen, die aber Niemand befriedigte, und seit der Zeit, bis zum Sturze Espartero's erschien er nur noch als Deputirter der Provinz Madrid in den Cortes. Als solcher gehörte er stets zu der heftigsten Opposition, und suchte nahmentlich allen Finanzoperationen der Regierung Hindernisse entgegenzustellen.

1841 übernahm er unter dem Regenten Espartero wieder das Finanzministerium; bey Espartero's Sturz im Jahre 1843 jedoch, verschwand auch Mendizabal wieder vom politischen Schauplatze. Er begab sich zuerst nach England, dann nach Frankreich.

Mendizabal hat eine riesenhafte Gestalt, so, daß man

ihn gewöhnlich **Don Juan y medio** (Don Juan der Anderthalbe) nennt, ein verzerrtes, todtenbleiches Geſicht, einen ungeordneten Haarwuchs; als Redner hatte er in den Cortes häufig Gelächter erregt, denn ſein Mangel an eigentlicher Erziehung zeigt ſich bey ſolchen Gelegenheiten am deutlichſten. Während des franzöſiſchen Krieges verheirathete er ſich mit der Tochter einer anſtändigen Familie zu Barrar in der Provinz Albacete, der jungen Tereſa Alfaro; als er 1823 nach England ging, ließ er ſie in Spanien zurück.

Meyer, David Amſel.

(Däniſcher Hofrath und Finanzdirector.)

David Amſel Meyer ward in Copenhagen den 18. Jänner 1753 geboren. Sein Vater war Amſel Jakob Meyer, ein einſichtsvoller und betriebſamer Kaufmann; ſeine Mutter ſtarb in ſeiner früheſten Jugend. Schon als Kind ließ er ahnen, was aus ihm werden dürfte. Man erzählt: das Haupt der Familie, der alte Jakob Meyer aus Altona, ein Mann von Scharfſinn und Menſchenkenntniß, habe bereits während ſeines Aufenthaltes in Kopenhagen vor ungefähr 80 Jahren unſern Meyer — damahls nur 11 Jahre alt — als ein Wunder betrachtet, und ſich etwas Außerordentliches von ihm verſprochen. Die Natur hatte ihn mit einer ſchnellen Faſſungskraft, einem hellen Verſtande begabt, allein der Zeitgeiſt verſagte ihm eine regelmäßige ordentliche Erziehung. Nach damahliger Sitte, oder richtiger geſprochen, Unſitte, wurde

die männliche Jugend unwiſſenden, rohen Schulmeiſtern übergeben, die ſich begnügten, ſie in der Bibel und im Talmud leſen zu laſſen. Hingegen erreichte er eine bewunderungswürdige Fertigkeit im Berechnen und Calculiren.

Unter ſeinen vielen Geſchwiſtern, liebte Meyer vorzüglich ſeine Schweſter Cäcilie, und den Bruder Moſes. Letzterer vereinigte mit einem eingeſchränkten Kopfe eine unbegränzte Wohlthätigkeit und eine religiöſe Schwärmerey. Früh wurde er unſers Meyers Handelsgenoſſe. Beyde Brüder wußten ſich einige Schillinge und Credit zu verſchaffen. Sie kauften Seide, Knöpfe u. dgl., welches ſie an Schneider wieder verkauften, und ſammelten ſich dadurch einige Hundert Reichsthaler ohne große Schwierigkeit, da ſie in dem väterlichen Hauſe Alles frey hatten. Nun eröffnete ihnen die Stiefmutter auch einen kleinen Credit bey ihrem Vater, der Chef eines Handelshauſes in Altona war, wodurch ſie in Stand geſetzt wurden, alles ſo gut, wie aus der erſten Hand zu kaufen; ſie konnten nun zu geringern Preiſen verkaufen und ſich dadurch mehr Abſatz verſchaffen. Aber unſer Meyer war nicht zum Kleinhandel geboren. Sein Verſtand und ſeine Betriebſamkeit bezeichneten ihm bald eine andere Bahn. Kaum 17 Jahre alt, reiſte er zur Leipziger Meſſe, machte dort ſeinen Einkauf und wußte ſich die Waaren aus der erſten Hand zu verſchaffen, während man ſie in Kopenhagen, faſt allgemein durch ſogenannte Probereiter verſchrieb. Hieraus folgte wieder, daß er die Waaren wohlfeiler liefern konnte, und die Copenhagner Krämer nahmen um ſo lieber bey

ihm, da er ihnen den Credit nicht verſagte. Der größte Gewinn ſolcher Reiſen für ihn in öconomiſcher Hinſicht war indeſſen, daß er und ſein Bruder, jeder eine Tochter der beyden Brüder heiratheten, die das Handelshaus Jakob Meyer und Sohn in Altona ausmachten, und zufolge dieſer Verſchwägerung bey demſelben einen faſt uneingeſchränkten Credit erhielten. Wie groß der von Meyer & Sohn gegebene Credit ſey, ſieht man daraus, daß er ſchon im Jahre 1776 dieſem Hauſe 25,000 Specien ſchuldig war. Es ſcheint, daß Meyers glücklichſte Handelsperiode in die Jahre 1777, 78 und 79 fiel, denn in dieſem Zeitpuncte brachte er ſein Vermögen auf das Vierfache. Sein Credit ſtand im Auslande ſo hoch, daß er im letztgenannten Jahre nicht weniger als 120,000 Specien ſchuldig war.

So viel ſich aus Meyers Büchern erſehen ließ, umfaßte ſein Handel bis 1780 nur Ellenwaaren, die er an die Krämer abſetzte. Im Anfange des Jahres 1780 wurde er Großhändler, welches durchzuſetzen, er viele Schwierigkeiten fand, da er ſich nicht zur herrſchenden Religion des Landes bekannte.

Ob nun Verluſte oder andere Gründe ihn beſtimmt hatten, ſich aus dem bisher geführten Handel herauszuziehen, iſt ungewiß. Genug, vom Jahre 1785 an, legte er ſich auf den oſtindiſchen Handel, doch ohne ſelbſt Expeditionen dahin zu machen. Er verſchaffte ſich Commiſſionen auf oſtindiſche Waaren, beſonders Cattune, und er hatte viele Verbindungen in Deutſchland und Schweden. Er unterhielt ſelbſt Niederlagen von ſeinen oſtindi-

ſchen Waaren und chineſiſchen Seidenzeugen. Noch einen bedeutenden Handelszweig trieb er, nähmlich mit Bernſtein, welchen er auf Bodmerey nach China mitgab; man kann annehmen, daß jedes Schiff für 15,000 Specien mitnahm.

Bis 1789 befaßte er ſich nicht mit Wechſelgeſchäften. In dieſem Jahre aber fing er an, auch Commiſſionen in dieſem Fache auszuführen, doch nicht im Großen; und unternahm auch hierin nichts für eigene Rechnung. Sein Handel ging im Ganzen unveränderlich ſeinen Gang bis 1797.

Er war betriebſam, genau, pünctlich, redlich; daher war es eine Luſt, mit ihm zu arbeiten, und aus dieſem Grunde erhob er ſich zu einer bedeutenden Höhe. Man fing an, auf ihn zu achten. Mehrere erkannten ſchon ſeinen ſeltenen Werth.

1789 übernahm er das Amt des Caſſierers bey der Gemeinde; 1791 wurde er auch Vorſteher, und durch ſeinen betriebſamen Kopf, ſeinen ſchnellen Blick, ſeine übertäubende Stimme, wurde er bald der Wortführer bey allen Angelegenheiten.

Eine perſönliche Erweiterung bekam ſein Haus, als er im Jahre 1793 ſich mit dem Großirer Saloman Seligmann Trier vereinigte, der zehn Jahre hindurch ſein Handelsbedienter geweſen war, und kurz zuvor ſeine ihm vorzüglich liebe Brudertochter geheirathet hatte.

Kurz vor 1806 hatte er mit dem damahligen Bankdirector Niebuhr Bekanntſchaft gemacht, für den er in mehr als einer Hinſicht ſehr viele Achtung und Freund-

ſchaft hegte. Nach der Niederlage, die die Preußen im Jahre 1806 erlitten, ſuchten ſie einen Theil ihres Geldes dadurch zu retten, daß ſie es einſchifften. Die Communication mit Hamburg und Rußland war geſperrt; alle Handelsverbindungen mußten zum Theil über Copenhagen geſchehen.

Niebuhr, der ſich damahls in Memel oder Riga aufhielt, empfahl Meyer dem preußiſchen Finanzminiſter, um höchſtwichtige Geldgeſchäfte auszuführen, welche die preußiſche Regierung indirecte machen mußte. Das Geld kam in Copenhagen an. Meyer that damahls den Vorſchlag, man ſolle dieſe bedeutenden Summen klingender Münze im Lande behalten, wie auch diejenigen, die in der preußiſchen Periode hieher gebracht waren. Er hatte immer eingeſehen, daß Dänemark einen nur zu großen Mangel an klingender Münze habe, welches bey eintreffender Criſis fühlbar werden müſſe; er meinte, man ſolle Summen zur Bildung eines **Depôt secret**, hinlegen, und daß auf dieſe Art viele Millionen zuſammengebracht werden könnten.

Vor dem Ausbruche des Krieges hatte Meyer ſchon eingeſehen, daß der Krieg das däniſche Geldweſen vernichten müſſe. — Er hatte, wie geſagt, den Mangel an klingender Münze entdeckt, und wußte aus Erfahrung, welchen bedeutenden Einfluß dieß, in Falle eines Krieges, auf das Ganze haben mußte. — Bey ſeinem großen Umſatz in Geldgeſchäften, war er am Beſten im Stande geweſen, dieß zu bemerken; das Glück des Vaterlandes lag ihm am Herzen; einen Beweis davon wird

der hier mitgetheilte Hauptinhalt eines Vorſchlages geben, den er am Schluſſe des Jahres 1806 ſchrieb, ſo viel ſich vermuthen läßt, bey Veranlaſſung eines Entwurfes zu einer neuen Bank vom Agenten Dunzfeld.

Die Ueberſchrift des Vorſchlages lautet alſo: „Vorſchlag, unfundirtes Papiergeld zu vernichten, und ſtatt deſſen ein Geldweſen einzuführen, das ſich auf Realitäten gründet.“

Nach einer kurzen Einleitung fährt Meyer fort: „Ich habe daher geſucht, meine Gedanken auf folgende fünf Hauptpuncte zu concentriren:

1. Veranlaſſung zu unfundirtem Papiergelde.
2. Die Schädlichkeit desſelben.
3. Die Vortheile des Gegentheiles.
4. Die Art, wie fundirtes Papiergeld eingeführt werden kann.
5. Die Art, wie unfundirtes vernichtet werden muß.“

Meyer hatte nur ein Ziel, nach ſeiner Meinung das einzige Mittel, das Land im Puncte des Geldweſens zu retten — klingende Münze. — Dieſe mußte herbeygeſchafft werden, es mochte ſeyn, woher es wollte. Dieſe Idee gab er nicht auf, und dieſe trug vermuthlich vorzüglich dazu bey, daß man nicht ſchon 1808 vieles ſich zutragen ſah, was nachher eintraf. Denn wäre der Curs gleich im Anfange des Krieges gefallen, ſo wäre in dem Augenblicke alles verloren geweſen; weil dann beym Ausbruche des Krieges Credit und Zutrauen verſchwunden wären. In ſolchen außerordentlichen Fällen beſteht die Kunſt darin, die vorkommenden Forderungen gleich

befriedigen, und der Menge ihre unvortheilhafte Meinung von der Lage benehmen zu können. Diese Kunst verstand Meyer aus dem Grunde. Aber — weiter! Die Convention vom 7. September 1807 wurde geschlossen. Welche Maßregeln wählte nun Meyer? Er wußte wohl, daß die Staatscasse kein geheimes Depot hatte; er sah ein, daß alle Communicationen, folglich auch der Handel, schwierig wurden, und doch ließ er sich nicht irre machen. Der Aufenthalt der Engländer in Dänemark setzte eine beträchtliche Menge Gold und Silber in Umlauf. Aus der sogenannten preußischen Periode waren auch noch ziemlich bedeutende Ueberreste. Meyer sammelte alles, dessen er habhaft werden konnte, und bekam so eine ansehnliche Summe baren Geldes in die Hände, aber in Wahrheit nicht, um es zu vergraben, oder es nach Jerusalem zu schicken — nein! Mit der erstern sichern Gelegenheit nach Holstein, both er durch den damahligen Finanzminister der Regierung den größten Theil davon an, und zwar unter höchst vortheilhaften Bedingungen, zu einem Curs von 149. Der Minister, hiermit natürlicher Weise überaus zufrieden, dankte Meyer in einem sehr verbindlichen Schreiben; und das Bankcomptoir empfing zu der Zeit eine Million Mk. Hb. Bco. in Gold und Silber zu einem niedrigen Curse und nicht einmahl gegen Contanten, sondern gegen Verschreibungen desselben auf 6 und 9 Monathe.

Er sah sich wieder im Stande, Wechsel auf Hamburg verkaufen zu können, und vom 22. Jänner 1808 bis zur Mitte des Februars kam er auf diese Weise der

Börſe mit 650,000 fl. Mark Hamburger Banko zur Hülfe. Die zweyte Börſe-Cataſtrophe hatte Statt den 7. März 1808. Zu dieſer Zeit gab er der Regierung den Rath, Waaren zu kaufen, und nahmentlich den Vorrath, den die aſiatiſche Compagnie beſaß.

Es ſcheint, als ob es der Compagnie recht am Herzen gelegen, ihren Waarenbehalt zu verkaufen. Denn ſchon in den erſten 6 Monathen nach Ausbruch des Krieges verkaufte ſie davon für 2,200,000 Rthlr. an Alle und Jeden, die nur kaufen wollten, und daß es ihr Vorſatz war, ſofort auch das Uebrige zu verkaufen, erſieht man daraus, daß zum September 1808 eine Auction angeſetzt ward. Der König kaufte nun den Reſt des Waarenbehaltes im Auguſt; und bezahlte die Waaren zu der von der Compagnie ſogenannten beſtimmten Tare, mit 10 oder 20 per Ct. Avance, wofür ſie die Verſicherung erhielt, daß die Hälfte der bey der Verhandlung im Auslande herauskommenden Avance, an die Caſſe der Compagnie erlegt werden ſollte. Dieſe hatte ſolchergeſtalt die Avance von 362,000 Rthlr. D. C. empfangen.

Im Jahre 1808 machte Meyer Bekanntſchaft mit dem geheimen Cabinetsſecretär, Etatsrath Jeſſen, einem Manne, den er bald vor allen Andern ſchätzte. Freylich gab es außer dem Etatsrath Jeſſen noch Einige, die den König auf Meyer aufmerkſam machten. Vermuthlich gehörte der damahlige Finanzminiſter zu ihnen. Vorzüglich aber war es wohl der Etatsrath Smith, der dem Könige unſern Meyer im rechten Lichte darſtellte. Meyer ward

zum Könige berufen. Sein ungekünſteltes, aufrichtiges, herzliches Weſen mußte den Monarchen gewinnen.

Vor allen Dingen mußte — hiervon ging Meyer aus — den Hamburgern die Gelegenheit benommen werden, den däniſchen Bancozetteln einen Curs ſetzen zu können. Zu dieſem Ende meinte er, man müſſe die Ausfuhr und Einfuhr der Bancozettel dergeſtalt verbiethen, daß ſie durchaus kein Gegenſtand an der Hamburger Börſe werden könnten. So viel iſt gewiß, daß einiges daraus gleich, anderes nach Verlauf einiger Jahre, zur Richtſchnur genommen wurde. Bey den Handelnden wurde zwar eine Anleihe aufgenommen, wozu Meyer ſelbſt 250,000 M. B. beytrug. Auch kaufte man den Waarenbehalt der Compagnie.

Bey all dieſen und ähnlichen Operationen zeigte ſich Meyer überaus eingreifend, aber in den Jahren 1809 und 1810 vollführte er faſt keine Geſchäfte, ſondern verhielt ſich ſo gut wie ein bloßer Zuſchauer.

Gegen das Ende des Jahres 1810 trat er wieder in Geſchäfte ein, doch mit dem feſten Vorſatze, ſich in jedem Falle ein Jahr ſpäter zurückzuziehen. Alle Wechſel auf Hamburg, die er nicht verkaufte, überließ er nun dem Bankcomptoir, welches jeden Poſttag dadurch bald 20, bald 50, bald 80,000 Mark erhielt. Er erweiterte ſeine Ideen in Hinſicht auf die Hemmung des herrſchenden Uebels. Endlich ward die Richtigkeit dieſer Ideen einleuchtend. Die Operationen wurden Meyern übertragen.

Doch bald mußte Meyers Haus von den Operationen entledigt zu werden wünſchen, denn es konnte keine

Fonds für dasjenige erhalten, was es auf der Börse zu verkaufen fortfuhr. Das Haus ersah, daß es die Operation durchaus nicht fortsetzen könne. Der König von der einen, der Staatsminister von der andern, Meyer von der dritten Seite, ermunterten es, wenn auch mit Einschränkung fortzufahren; es verlor aber nicht nur beträchtlich dabey, sondern es würde sogar in Gefahr gerathen seyn, hätte es nicht den bestimmten Entschluß gefaßt, zu einer gewissen anberaumten Zeit, wenn sich die Aussicht nicht aufklärte, von einer Operation abzustehen, die es nur dem Nahmen nach, nicht aber in der That war. Auf des Hauses Erklärung erfolgte nachstehendes königliche Rescript:

„Da das Handelshaus, den eingetroffenen Umständen zufolge, sich genöthigt gesehen hat, allerunterthänigst einzuberichten, daß es die Cursoperationen aufgeben müsse, die es bisher, nach unserm Wunsch und Willen, mit ebenso lobenswerther Anstrengung als unverkennbarer Aufopferung ausgeführt hat, so finden Wir Uns dazu bewogen, beym Aufhören dieser Operationen, dem Handelshause zu erkennen zu geben, daß Wir mit Allerhöchstem Wohlgefallen das unverdrossene Wohlwollen anerkennen, mit welchem dasselbe immer, sowohl unter der Ausführung dieser Geschäfte, als bey andern und mehreren Gelegenheiten sich's hat angelegen seyn lassen, so viel möglich Unsere Allerhöchsten Absichten zu unterstützen. Um dem Handelshause einen öffentlichen Beweis dieser Unserer Zufriedenheit zu geben, haben Wir den ältern Mitdirector desselben D. A. Meyer allergnädigst zu Un-

ſerm Hofrath ernannt, und ihm den Rang mit wirklichen Juſtizräthen ertheilt, worauf der Beſtallungsbrief ihm durch Unſere Rentekammer wird ausgefertigt werden. Uebrigens wollen Wir, im allergnädigſten Vertrauen auf den fortdauernden Eifer für Unſer Beſtes und Ergebenheit für Uns, dem Hauſe mehrere verſchiedene Geſchäfte für Uns unmittelbar, wovon Wir demſelben das Weitere allergnädigſt werden näher zu erkennen geben.

Euch Gott befehlend.

Gegeben auf Unſerem Schloſſe Friedrichsberg, den 18. September 1812.

Frederik R.

An das
Handelshaus Meyer et Trier."

Nachdem das Haus von den Operationen abgeſtanden war, ließ man acht groſſe Handelshäuſer in Copenhagen, Banco zu höherem Curſe auf drey Monathe abgeben, ein Beweis, daß man das Syſtem noch nicht aufgegeben hatte.

Kaum war Meyer aus dem Handel getreten, als ihn die Luſt anwandelte, einen Theil ſeines Vermögens zu Fabriksanlagen zu verwenden. Auch Andere ermunterte er dazu. Ferner wandte Meyer eine gewiſſe Summe daran, jungen Landsleuten gegen ein Disconto von 6 Procent, fortzuhelfen. Unvermögende Handwerksleute und Andere, fanden bey ihm nicht weniger Unterſtützung. Alles dieß war jetzt ſeine Beſchäftigung. Uebrigens konnte er ſich immer noch nicht vom Comptoir losreißen, ſondern fand ſich

dort jeden Morgen zu ſeiner gewöhnlichen Zeit ein, um Eins und das Andere zu hören.

Da es ein Hauptzug ſeines Charakters war, im Stillen wohl zu thun, ſo machte es ihm gar keine Freude, öffentlich zur Schau geſtellt, oder gelobt, oder auf andere Weiſe geehrt zu werden. Als er daher von dem Könige zum Hofrathe ernannt ward, rief er bleich vor Schrecken aus: „Das koſtet mein Leben! Die königliche Gnade wird die Zahl meiner Neider und Feinde verzehnfachen!“ Und beynahe hätte er ſie ſich verbethen.

Von dem Inhalte der Reichsbank-Verordnung hatte er keine Kenntniß, ehe ſie öffentlich bekannt gemacht wurde. Allein, entſprach ſie auch nicht völlig ſeinen Ideen, beſonders inſofern man nicht gleich auf der Stelle Silber erforderte, ſo beobachtete er doch ein ſtrenges Stillſchweigen. Erſt als der Curs auf 550 kam, rief er mit Thränen in den Augen: „Was ſoll aus uns werden?“ Dieſe Lage der Dinge nagte ſehr an ſeiner Geſundheit.

Schon im Anfange des Jahres 1813 kränkelte er. Er ſtarb am Morgen des 30. Auguſt 1813. Dänemark verlor an ihm einen redlichen, betriebſamen, aufgeklärten Bürger; der König einen ergebenen, treuen Unterthan. Er ſtarb, von Vielen im Stillen beweint, vor den Augen der Welt von Wenigen beklagt.

Gleich nach ſeinem Tode lief folgendes Schreiben von dem geheimen Cabinets-Comptoir an Herrn Trier und Herrn M. L. Nathanſon ein:

„Die Nachricht von dem Tode des Hofraths Meyer, der für mich, als seinen wahren Freund persönlich schmerzhaft ist, habe ich Sr. Majestät allerunterthänigst überbracht. — Allerhöchstdieselben haben den Verstorbenen gekannt, geachtet und geliebt, als einen Mann von hellem Kopfe, von kenntnißreicher Erfahrung und seltener Rechtschaffenheit, der zu jeder Zeit die unverkennbarsten Beweise thätiger Vaterlandsliebe und unerschütterlicher Ergebenheit für den König gegeben hat. — Die Nachricht, einen solchen Mann unter seinen treuen Unterthanen verloren zu haben, hat das für alle edle Gefühle offene Herz unsers Königs betrübt. Ihre Majestät haben es mir allergnädigst auferlegt, Ihnen, meine Herren, A. H. derselben Theilnahme an dem Kummer über ihren Verlust zu erkennen zu geben.

Mir ist es persönliches Bedürfniß, Ihnen zu bezeugen, daß mein Kummer über das, was der König und das Land an dem Verstorbenen verloren hat, groß seyn würde, wenn er auch nicht, wie es der Fall ist, dadurch vergrößert würde, daß ich zugleich den Verlust eines Mannes zu beklagen habe, dessen Freundschaft mir von vorzüglichem Werthe gewesen ist. Nur darin kann ich einigen Trost finden, daß der wahrhafte edle Charakter, und die seltenen Eigenschaften des Mannes nun sicherer werden erkannt und werthgeschätzt werden, da der Staub, der seinen entseelten Leichnam bedecken soll, die Mißgunst, den Neid und Kleinheitsgeist ersticken wird, womit die armselige Welt die thätigen Verdienste der Lebenden heimsucht.

Empfangen Sie, meine Herren, die Verſicherung der u. ſ. w. u. ſ. w.

J. Jeſſen.

Friedrichsberg Schloß, den 30. Auguſt 1813.

An

die Herren Trier et Nathanſon."

Rachel (Schauſpielerinn).

Dieſe berühmte Künſtlerinn, von den Franzoſen die „claſſiſche" genannt, iſt den 24. März 1820 zu Munf im Canton Aargau geboren. Der Nahme ihrer Mutter iſt Eſther Haya; der ihres Vaters Felix; er iſt zu Metz geboren, und von dieſer Seite her iſt Rachel eine Franzöſinn, worauf man ſich in Frankreich ſehr viel zu Guten thut. Er war in ſehr unbemittelten Umſtänden, und das, was man bey uns einen Hauſirer nennt. Mit ſeiner zahlreichen Familie ließ er ſich Anfangs zu Lyon nieder, ſpäter in Paris, wo er auf dem Greveplatz wohnte.

Rachel zeichnete ſich in den erſten Jahren durch nichts aus, als durch declamatoriſches Talent; ihre Schweſter, ein Leyermädchen ſang ſehr gut, und ſo producirten ſich Beyde in den Pariſer Caffeh- und Gaſthäuſern, kärglichen Gewinn erntend. Rachels Kunſt des Vortrags entfaltete ſich bald zu einem außerordentlichen Grad der Vorzüglichkeit; ſie fing an, Aufſehen zu machen; hie und da begann man ſchon, von ihr zu ſprechen. In dem Hauſe ihres Vaters bildete ſich ein kleiner Cirkel von Neugierigen und Kunſtfreunden; Jedermann bewunderte den

Ausdruck, die Gewandtheit, das Seelenvolle ihres Vortrags; und wenn ſie die Legende vom ewigen Juden declamirte, ſteigerte ſich der Beyfall zu ſtürmiſcher Begeiſterung.

Als Rachel eilf Jahre alt war, fügte es ſich, daß Choron der berühmte Lehrer Duprez's ſie hörte. Er war entzückt von ihrer herrlichen Naturanlage, nahm ſich ihrer an, und ertheilte ihr Unterricht im Geſange. Aber kurz darauf ſtarb dieſer wohlwollende Meiſter, und die junge Künſtlerinn, welche außerordentliche Fortſchritte gemacht hatte, zog wieder auf den Boulevards umher. Eines Tages fiel ihr ein einzelner Band der Werke Racines, welcher die Andromache enthielt, in die Hände. Dieß war für ſie das Signal ihrer künſtleriſchen Beſtimmung; ſie entſchied ſich für das recitirende Drama und nahm nun förmlichen Unterricht in der Declamation. Nach einigen Monathen aber gab ſie dieſen Lehrer auf, weil ſie ſeinen Liebesanträgen kein Gehör ſchenken wollte, und wendete ſich an St. Aulnire der Comédie français.

Vierzehn Jahre alt, gab ſie die Rolle Cryphilens in der Iphigenie in Aulis. Dann debutirte ſie im Saale Moliere als Eſter, und ſpielte bald darauf im Theater St. Martin die Andromache. Den 29. Oct. 1836 trat ſie im Conſervatoire auf. Begeiſterter Jubel ward ihr überall zu Theil; mit Triumph ward ſie überſchüttet. Allein ſie ſelbſt wie das Publikum fühlte, daß ſie eines edlern, höhern Wirkungskreiſes würdig ſey. Manval nahm ſie nun im Theater gymnaſe auf; dieſer wackere Regiſſeur aber, erkennend, daß ihr hohes Talent hier nicht die entſprechende

Entwicklung und Geltendmachung finden könne, munterte ſie auf, ſich dem Theater français völlig zu widmen. Um ſo entſchiedener wendete ſich Rachel an dieſes, als ihr die Vaudeville-Rollen, welche ſie auf dem gymnaſe zu geben gehabt, ihrem ernſten, gediegenen Geiſte nichts weniger als zugeſagt hatten.

Im Theater français trat ſie zum erſten Mahle den 12. Juny 1838 auf, und zwar als Camilla in den Horaziern. Das Entzücken des Publicums und der Kunſtkenner war ſo beyſpiellos und ſelbſtklar zugleich, daß es ſich in ihrer zweyten Rolle als Emilie in Cinna kaum zu ſteigern vermochte. Rachel war und blieb von nun an die angeſtaunte, rauſchend gefeyerte, ja vergötterte Königinn der claſſiſchen Tragödie. Daß ſie einen reichen Gehalt bezog, iſt begreiflich; ihre Einnahme von 12. Juny 1838 bis 1. Nov. 1842 betrug 1,300,000 Franken. Die Franzoſen haben die Anſicht, daß Rachel nicht nur der Stolz, ſondern auch die Stütze, die unerläßliche Lebensbedingung des Theater français ſey; und in dieſem Anbetracht machten die ungeheuern Engagements-Anträge aus London und St. Petersburg bangenden Eindruck.

Scharfe Critiker tadeln an dieſer berühmten Künſtlerinn den Mangel an Gefühl und Seele, während ſie ihr ſonſt alle großen Eigenſchaften des Erhabenen einräumen. Im Privatleben ſoll ſie ſanft, anſpruchslos und liebenswürdig ſeyn. Durch eine ſchwächliche Körperbeſchaffenheit iſt ſie häufigen Unpäßlichkeiten ausgeſetzt.

Im Frühling 1847 trat ſie eine Reiſe nach Lüttich an, um ſich von da über Amſterdam nach Deutſchand auf

Gastrollen zu begeben. Dieß war eine durchaus unglückliche Idee. Weder in Cöln noch in Frankfurt machte ihre Erscheinung den gehofften Eindruck, und die Künstlerinn brach dann nach London auf, um bald wieder nach Paris zurück zu kehren.

B.

Nahel, Antonie Friederike.

Diese ausgezeichnet geistreiche, originelle Frau war im Juny 1771 zu Berlin geboren, die Tochter eines welt- und geschäftserfahrnen Mannes Levi Marcus, der unter Anderm durch seinen caustischen Witz und sein satyrisches Talent Aufsehen erregte, und sich dadurch begreiflicher Weise manchen Feind zuzog. Schon des Kindes Eintritt in das irdische Daseyn war von eigenthümlichen Umständen begleitet. Das außerordentlich kleine und schwächliche Geschöpf erlaubte kaum die Hoffnung einer längern Lebensdauer; sorglich hüllte man es in Baumwolle, versäumte kein Mittel es zu erhalten, und bediente sich als Bettchen einer Schachtel. Allein in diesem fast unsichtbaren Wesen wohnte und wirkte eine wunderbare Kraft; es erholte und entwickelte sich zwar allmählig nur, aber energisch, wie wenn ein mächtiger Fond geistiger Elemente den Abgang des physischen nicht nur ersetzt, sondern weit überwogen und selbstständig beherrschend vertreten hätte.

Diese seltene Fülle geistiger Vitalität sprach sich schon in den ersten Jahren so überraschend, staunener-

regend und fruchtbar aus, daß das Kind für ein Phänomen galt. Die Aeußerungen des reichen Seelen- und Denkvermögens der kleinen Rahel, ihre Fragen, ihre Antworten, ihre Bemerkungen, ihre allen logiſchen Kettenfolgerungen weit vorauseilenden Schlüſſe, ihre unwillkührlich hingeworfenen Sätze, Witzworte und Einfälle überhaupt, athmeten, wenn man ſo ſagen darf, neue Wahrheiten, mächtig ergreifend, ſo zwar, daß ihre Ausſprüche von Mund zu Mund gingen, und in Geſellſchaften citirt wurden, wie die Stellen der Claſſiker. Das Kind Rahel galt für eine Gattung Orakel.

Nach dem Tode des Vaters, der ſie zärtlich geliebt, und die Abſicht gehabt hatte, ihrem Geiſte eine beſtimmte Richtung zu geben, befand ſie ſich unter der Aufſicht der Mutter in der Lage, ihr Genie ungehemmt zu entwickeln. Bey dem hohen Grade ihrer Eigenthümlichkeit und ihres bereits conſolidirten Selbſtgefühls mußte ſich bald herausſtellen, daß die Formen und der Gang des gewöhnlichen Unterrichts ihr durchaus fremdartig, ja widerſtrebend erſchienen, und dem Lehrer daher nichts erübrigte, als ſeine Methode dem Character der Schülerinn anzupaſſen. Die Männer und Meiſter des Unterrichts hatten eigentlich nichts zu thun, als dem ingenioſen Zöglinge die trockenen Stoffe und materiellen Daten beyzubringen, und zu erſtaunen, in welch originell belebter Geſtaltung ſich dieſe Dinge im nächſten Augenblick reproducirt hatten. Alle dieſe Maſſen ſchmolz Rahel ſich zu einer eigenen Welt an Bedeutung und Färbung um, daher es denn nicht auffallen konnte, daß ihr Umgang geſucht

ward, daß ſich ein eigener Kreis um ſie bildete von Perſonen, die zu den edelſten Berühmtheiten gehörten. In Rahels beſcheidenem Salönchen ſah man Männer des höchſten geiſtigen Ranges; die beyden Humboldt, die beyden Tieck, Friedr. Schlegel, Bernſtorff, Gentz, Brinkmann; Staatsmänner, Gelehrte, Dichter, Künſtler, hohe Würdenträger; die Blüthe der intellectuellen, der geiſtigen und der Mammonswelt. Berühmte Reiſende fanden ſich bey den kleinen Aſſembleen der jungen Rahel ein, von ihr Neues, noch nicht da Geweſenes zu hören, Frappantes zu vernehmen, den ſeltenſten Genuß pſychiſcher Anregung zu koſten, und ſo, wenn auch abſichtslos, in dieſem Ideenaustauſch und geiſtigen Wechſelſpiele impulſirend wieder auf die Königinn zu wirken.

Eine ſolche Erſcheinung mußte mehr als jede andere geeignet ſeyn, Bewerbungen hervorzurufen. Im Jahre 1791 gelang es einem jungen Manne von vielen Vorzügen, Erwiederung zu finden; doch als die Angelegenheit entſchieden werden ſollte, traten von Seite ſeiner Aeltern und Verwandten in ſo ferne Bedenklichkeiten ein, als er der Sohn eines Staatsminiſters, der Abkömmling eines Adelsgeſchlechts war. Der Bewerber begann in ſeinem Entſchluſſe zu ſchwanken; Rahel nahm dieß wahr. Nur eine Sylbe vielleicht hätte ſie nöthig gehabt, ihn feſt für die Verbindung zu ſtimmen; allein ihr edler Stolz verſchmähte es; ſiegreich kämpfte ſie ihre entſchiedene Neigung nieder, und erklärte für immer den Rücktritt. Dieſer Vorfall verleidete ihr den Aufenthalt in Berlin, wenigſtens für einige Zeit. Sie reiſete mit ihrer Freun-

dinn, der Gräfinn Schlabrendorf nach Paris, und kehrte erst nach einem Jahre durch die Niederlande wieder nach ihrer Vaterstadt zurück. Von einer schweren Krankheit nun sollte sie sich nur allmählig erholen, um neuem, bittern, niederschmetterndem Leid entgegen zu reifen.

Das verhängnißvolle Jahr 1806 zerstörte unbarmherzig alle ihre Lebensblüthen. Vaterland und Freund, der geistes- und seelenverwandte Freund Prinz Ludwig bey Saalfeld gefallen; alle geselligen und freundschaftlichen Berührungspuncte verweht in dem unheilvollen Gewirr; in Folge dieses tragischen Umschwungs durch zerrüttete Vermögensumstände beengt; so in allen Grundbedingungen erschüttert: fürwahr in solcher Lage nicht unterzugehen, ist wohl nur einer Seele möglich, die stark und geschmeidig zugleich, unerschöpfliche Hülfsquellen in sich selber birgt. Und in der That, mitten aus diesen vernichtenden Trübsalen und über diese jammervollen Wehen und Prüfungen erhob sich dieses junge Weib mit sieggekrönter Heldenkraft; und eine neue frische Lebendigkeit durchströmte ihr ganzes Wesen, eine Selbstwiedergeburt mit erhöhten fruchtbaren Elementen, mit neuen Blüthen und Früchten, wie sie nur außerordentlichen Charakteren möglich ist, nur einer Rahel möglich; eine zweyte Aera gleichsam in wunderbar vervielfältigter gesteigerter Potenz.

Zwey Jahre nach jener fürchterlichen Catastrophe, 1808, fügte es sich, daß Varnhagen von Ense, ein Mann, den sie seiner gediegenen Vorzüge wegen längst schon hoch geachtet, sie näher kennen lernte. Der Bund für

das Leben ward geschlossen, doch mangelte dem würdig Erkornen noch eine genügsamere bürgerliche Stellung. Deren Gewinnung aber erheischte, sich zu trennen, und in einem ununterbrochenen Briefwechsel möglichsten Ersatz zu finden.

Im Jahre 1813, als Rahels Vaterland sich so mannhaft gegen die fremde Zwingherrschaft erhob, wirkte sie mit Umsicht, Energie und Unermüdlichkeit mit an dem Werke dieses welthistorischen begeisterten Aufschwungs, selbst durch Krankenpflege und gemeinste Dienstleistung; eben so während des Waffenstillstandes in Prag, wo sie sich pflegend und unterstützend, den dorthin versprengten Preußen widmete. Im September des Jahres hierauf nach Berlin zurück gekehrt, vermählte sie sich mit Varnhagen von Ense. Sie zog dann mit ihrem Gatten nach Wien, und verweilte daselbst während der Congreßzeit, eine bewunderte Zierde der erlesensten Cirkel, bis zum July 1815. Ihr Gemahl war unterdeß dem Staatskanzler, Fürsten von Hardenberg nach Paris gefolgt. In demselben Jahre, im August, traf sie mit ihm in Frankfurt a. M. zusammen, lebte dann mit ihm in den angenehmsten socialen Verhältnissen in Carlsruhe, wo er den Posten eines Ministerresidenten bekleidete, und kehrte im Sommer 1819 mit ihm nach Berlin zurück. Man kann denken, wie belebt und belebend, wie glücklich und beglückend, sie in solch neuer Sphäre waltete; nur ihre schwächliche, stets mehr oder weniger leidende Gesundheit trübte diese schönen Tage.

Während der Cholerazeit entsagte sie wieder die

ganze Macht ihrer Thätigkeit. Mehr und mehr aber siechte sie selbst dahin; den 7. März 1833 hauchte sie ihre schöne Seele aus.

Geschrieben hat Rahel viel, doch nie für den Zweck des Druckes. Ihr Gatte, welcher jetzt als geheimer Legationsrath zu Berlin lebt, hat einen Theil ihres sehr ausgebreiteten Briefwechsels herausgegeben, und ihre Characteristik musterhaft gezeichnet in dem Werke: „Rahel," Berlin 1834, 3 Bände, zu denen man fügen muß: seine „Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgange," Leipzig 1836, 2 Bände; und wenn man will auch die Schrift: „Ueber Rahels Religiosität," Leipzig 1836. Bruchstücke von ihr erschienen im Morgenblatt 1812; im Schweizerischen Museum 1816; im Gesellschafter 1821 ꝛc.

Ihre Handschrift bildete zu der calligraphischen und eleganten ihres Gemahls einen auffallenden Gegensatz durch schwer leserliche Enge und Feinheit. Viele ihrer Briefe an Gentz gehören zu den noch ungedruckten.

Der Dichter Ludwig Robert ist einer ihrer drey Brüder.

Auf eine ausführliche lebensvolle Characterschilderung dieser originellen, ewig denkwürdigen Frau können wir bey dem beschränkenden Zweck unseres Werkes nicht eingehen, und verweisen daher auf das gediegene Buch Varnhagens von Ense. Funcks Schrift: „Rahel, Geistes- und Charactergemählde dieser grosen Frau," Bamberg 1825, ist ein Auszug aus: „Rahel."

Gfrr.

Rappaport, Jacob,

Doctor der Medicin und correſpondirendes Mitglied der Geſellſchaft der Aerzte in Wien, ein Mann, auf den ſeine Nation mit gerechtem Stolze blickt, und den die Bekenner jedweden Glaubens und die Glieder jedweden Standes im In- und Auslande als Menſchenfreund und Wohlthäter lieben, und als Arzt und Gelehrten hochachten, erblickte im Jahre 1775 in Umain, in der Ukraine, wo ſein Vater als ausgezeichneter Rabbiner berühmt war, das Licht der Welt. In einer cabaliſtiſch-talmudiſchen Schule bis zu ſeinem 15. Jahre erzogen, wandte ſich ſein genialer Geiſt ſchon frühzeitig auf die tiefſinnigen Forſchungen der hebräiſchen Gelehrſamkeit, in welcher er ſo große Fortſchritte machte, daß ſein Wiſſen in dieſem Gebiethe bey allen ſeinen Zeitgenoſſen Bewunderung erregte. Von den ſcharfſinnigen Schriften des unſterblichen Moſ. Maimonides angeregt, wurde ſein unaufhaltſam vorwärtsſtrebender, nach Wahrheit ringender Geiſt auf die Erlernung reeller und nützlicher Kenntniſſe mit ſolcher Gewalt getrieben, daß er ſich entſchloß, in ſeinem 15. Jahre die deutſche, pohlniſche und lateiniſche Sprache zu erlernen; und er machte auch in ſeinem Unternehmen ſo große Fortſchritte, daß er in dem Zeitraume von zwey Jahren die beſten Schriftſteller in den erwähnten 3 Sprachen leſen und verſtehen konnte.

Das Schickſal fügte es, daß er ſich mit ſeinen Aeltern beym Ausbruche des ruſſiſch-pohlniſchen Krieges, nach Galizien flüchten mußte, und ſo Gelegenheit fand,

ſich in den genannten Sprachen, ſo wie in den Vorbereitungswiſſenſchaften zu den höhern Studien zu vervollkommnen.

In ſeinem 17. Jahre heirathete er die Tochter eines aufgeklärten und achtbaren Mannes, die ihm noch jetzt als treue und liebevolle Gattinn zur Seite ſteht. Bald darauf entſchloß er ſich, die philoſophiſchen Studien öffentlich durchzumachen, und verwirklichte auch ſeinen Entſchluß auf ſo ausgezeichnete Weiſe, daß er die Philoſophie mit den glücklichſten Erfolgen abſolvirte, und ein Liebling ſeiner Lehrer wurde. Ausgerüſtet mit Allem, was den Gelehrten in das Reich tieferer Forſchungen ſicher geleiten kann, und bey ſeinem Hange zu Naturwiſſenſchaften und ſeinem Streben ſich den Menſchen nützlich zu machen, wählte er die Medicin nicht bloß zu ſeinem Berufsſtudium, ſondern zu ſeinem Lebenszwecke. Mit großem Eifer und durchdrungen von ſeiner Wiſſenſchaft, widmete er ſich mit Liebe und Auszeichnung der Medicin, und erlangte im Jahre 1804 die Doctorswürde.

Von allen ſeinen Lehrern, nahmentlich von Prof. Valentin v. Hildenbrand, der ſchon den Schüler ſeiner Freundſchaft würdigte, und mit dem er bis zu deſſen Tod in freundſchaftlichem und geiſtigem Verkehre ſtand, geliebt, geachtet und der Welt beſtens empfohlen, bekam er gleich bey ſeinem erſten Auftreten als Arzt, einen ſo ausgezeichneten Ruf, daß er bald von ſeinen eigenen Lehrern zu ärztlichen Berathungen zugezogen wurde. Sein verdientes Renommée als Arzt, ſteigerte ſich dann immer mehr und mehr, und verbreitete ſich dergeſtalt durch alle

Stände, durch ganz Galizien und dessen Nachbarländer, daß Tausende von Kranken aus der weitesten Ferne herströmten, um sich seiner Kunst anzuvertrauen, und daß kein wichtiger Krankheitsfall in Lemberg vorkam, über dessen Heilung nicht sein ärztlicher Rath in Anspruch genommen wurde. So viel aber auch übrigens die Anempfehlung seiner Lehrer zu der beyspiellos raschen Verbreitung seines ärztlichen Nahmens beygetragen haben, so verdankt er dennoch sowohl den glänzenden Anfang seines ärztlichen Wirkens, als auch die Steigerung und Erhaltung seines Rufes, mehr seiner Humanität und Uneigennützigkeit, seiner Bescheidenheit und Gelehrsamkeit in seinem Fache, ohne anmaßend zu seyn, seiner Klugheit, ohne falsch zu seyn, seinem gefühlvollen Herzen, ohne sich von Schwäche hinreißen zu lassen, und endlich seiner Gottesfürchtigkeit, ohne dem Aberglauben das Wort zu sprechen? Bey all dieser glänzenden Carriere, und bey seiner weit verbreiteten Praxis entzog er sich doch nie, zum allgemeinen Wohle das Seinige stets beyzutragen, nahmentlich wenn verheerende Epidemien seinen ärztlichen Beystand in den Hospitälern erheischten. So übernahm er im Jahre 1806 bey dem damahls geherrschten, ansteckenden bösartigen Typhus freywillig und unentgeltlich ein Militärspital, so wie die Behandlung aller im ³/₄ der Stadt Lemberg erkrankten Armen, schlug alle von Seiten der hohen Landesstelle angebothenen Diäten aus, und erhielt unmittelbar von Sr. Majestät ein ehrenhaftes Belohnungrdecret für seine geleisteten Dienste.

Die Verdienste, die er sich um seine Glaubensge-

noſſen erworben hat, beſtehen, ſein ärztliches Wirken abgerechnet, darin, daß er ihnen durch ſein Beyſpiel zuerſt den ſo ſegensreichen und ſo fruchtbringenden Impuls zur Erlernung nützlicher Kenntniſſe und Wiſſenſchaften gab; daß er durch ſeine auf eigene Koſten herausgegebene, in hebräiſcher und deutſcher Sprache verfaßte Aufforderungsſchrift, die Vaccination betreffend, die Vorurtheile ſeiner Nation bekämpfte, welche ſich der wohlthätigen Einführung der Schutzpockenimpfung entgegenſtellten; daß er auf die Verbeſſerung ihrer phyſiſchen Erziehung allen ſeinen Einfluß verwandte, und endlich, daß er durch ſeinen Einfluß und ſein Anſehen das Anſehen ſeiner ganzen Nation bey der übrigen Bevölkerung Galiziens erhob, und die Vorurtheile, die über ihren Charakter, ihre Moralität und Fähigkeiten herrſchten, zu bekämpfen ſtrebte.

Mit welcher Liebe er an Oeſterreich, ſein zweytes Vaterland, hing und noch hängt, bewies er nicht nur durch ſeinen bey jeder Gelegenheit an den Tag gelegten aufrichtigen Patriotismus, und durch Darbringung ſo vieler Opfer, bey jeder herrſchenden allgemeinen Calamität, ſondern auch dadurch, daß er die ehrenhafteſten und lucrativſten Aufforderungen, im Auslande öffentliche und Privatdienſte zu nehmen, zurückwies. So ſchlug er erſt in der jüngſten Zeit den glänzenden Antrag, Leibarzt Sr. Durchlaucht des regierenden Fürſten der Moldau und Protomedicus ſeines Landes zu werden, aus.

Daß er nur wenig von ſeinen reichen, ärztlichen Erfahrungen veröffentlicht hat, und nicht als Schriftſteller

auftrat, obschon er die Fähigkeiten dazu im hohen Grade besitzt, kann ihm nicht zum Vorwurfe gereichen, wenn man bedenkt, daß er seinen Lebenszweck bloß auf die Heilung seiner Kranken richtete, daß er bey seiner ausgebreiteten Praxis und seiner ausgedehnten Correspondenz mit den berühmtesten Aerzten Deutschlands, Polens und Rußlands die wenigen Erholungsstunden, die ihm blieben, auf das Lesen der Werke aus dem Gebiethe der Medicin, Philosophie und schöngeistiger Literatur verwenden mußte, um mit dem Geiste der Zeit vorwärts zu schreiten. Indessen finden sich dennoch ärztliche Notizen von ihm in verschiedenen medicinischen Zeitschriften zerstreut vor, und nahmentlich ist ein größerer Aufsatz unter dem Titel: „Ueber die Cholera und ihre Behandlung" in Horn's Archiv, Jahrgang 1831, September und October abgedruckt.

Aber auch noch gegenwärtig in seinem hohen Alter ist er in seinem wissenschaftlichen und humanen Streben noch unermüdet, und seine ärztliche Thätigkeit, so wie sein Ruhm nehmen noch täglich zu.

M.

Rothschild, Meyer Anselm.
(Der Vater.)

Der Stifter des so reichen mächtigen Hauses gleichen Nahmens, wurde zu Frankfurt am Main in der Judengasse, in einem Hause, das zum rothen Schild genannt wurde, geboren, und verlebte daselbst seine früheste

Jugend. Seine Aeltern, die an dem Knaben Spuren besonderer Fähigkeiten gewahrten, verwendeten so viel in ihren Kräften lag, auf dessen Erziehung. Er verlor aber seine Aeltern schon in seinem eilften Jahre, und er wurde zuerst zum Handwerk, später aber zum Lehrfach, zum Rabbiner bestimmt. Zu diesem Zwecke kam er nach Fürth, um bey dem dortigen Rabbiner seine Studien zu machen. Er verweilte auch einige Zeit daselbst, und nachdem er sich dann noch auf den Schulen zu Mainz, Preßburg, Prag, Lemberg, Warschau ꝛc. vielfach umgesehen, kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück. Ohne aber seinem vorgesteckten Ziele zu leben, fing er vielmehr an, seine Aufmerksamkeit der Geschäftswelt zuzuwenden. Er erwarb sich tüchtige Comptoirkenntnisse, und warf sich mit besonderem Eifer, nach dem Geschmacke damahliger reicher Leute, auf die Kenntniß alter Münzen. Von seiner Vaterstadt zog er nach Hannover, wo er die Geschäfte eines reichen Wechselhauses leitete, wo er genaue Kunde des europäischen Geldsystems erlangte. Er hatte sich in Hannover durch Fleiß und Sparsamkeit ein kleines Vermögen erworben; mit diesem zog er nach Frankfurt. Hier verheirathete er sich mit Gudula, geborne Schnapper, nachdem er sich ein kleines Waarengeschäft errichtet hatte. Durch Fleiß und hohe Rechtlichkeit vermehrte sich sein Vermögen zusehends, und er erwarb sich die Achtung und das Vertrauen aller derer, die mit ihm in Geschäftsverbindung standen.

Der damahlige Landgraf von Hessen beschäftigte sich sehr mit alten Münzen, und da er zu diesem Behufe einen zuverlässigen, ehrlichen, verständigen Menschen

brauchte, so benützte er unsern Rothschild, der nebst einer außerordentlichen Kenntniß von Münzen, jene Eigenschaften besaß, auch zu mehreren anderweitigen Geschäften, wobey Rothschild sich immer als sehr brauchbar und verläßlich erwies, so, daß er sich die vollkommenste Zufriedenheit des Landgrafen erwarb, und im Jahre 1811 zu seinem Hofagenten ernannt wurde.

Seitdem begann der Ruf seines Hauses sich mehr und mehr zu verbreiten, und er fing an, manch andern Fürsten aus Verlegenheiten zu ziehen. Im Jahre 1802, 1803, 1804 schloß er das erste Staatsanlehen mit dem dänischen Hofe im Betrage von 10 Millionen Gulden ab. Im Jahre 1806 fand Rothschild Gelegenheit, sich ein großes Verdienst um seinen hohen Gönner zu erwerben, und dieser Act ist von besonderem Gewicht. Es verhält sich damit, einem verläßlichen Gewährsmann zu Folge, nachstehender Weise: „Der Landgraf von Hessen mußte in diesem Jahre vor den heranrückenden Franzosen aus seinem Lande fliehen. Fast wäre sein ganzes unermeßliches Privatvermögen eine Beute Napoleons geworden; er übergab es daher Mayer Anselm, und dieser rettete es durch Muth und Klugheit, wahrte es selbst mit Gefahr seines Lebens, und stellte es dem rückkehrenden Landgrafen wieder vollständig zu. Durch solche Handlungen befestigte er sich immer mehr die erworbene Achtung, die ihm Dalberg am Auffallendsten bewiesen, indem er ihn zum Mitgliede des Wahlcollegiums machte, eine Auszeichnung, wodurch dieser Fürst besonders die zahlreichen Unterstützungen, die Rothschild in der Zeit der Noth und

des Dranges seinen Mitbürgern angedeihen ließ, belohnen wollte. In dieser wurde auch den Israeliten der volle Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte verliehen, wenn auch später wieder genommen, was er aber nicht mehr erlebte. Rothschild hatte sich eine Stellung erworben, wie sie nur Wenigen wurde, und die nur auf dem einfachen Wege, den jeder gehen kann, und der jedem offen; er hatte Wohlthaten geübt gegen die Gesammtheit, wie gegen Einzelne, gegen Glaubensgenossen wie gegen Fremde, trocknete manche Thräne und gründete manches Familienglück."

Er starb den 19. September 1812. Er hinterließ seinen zehn Kindern sein sehr ansehnliches Vermögen und das Beyspiel seines rechtschaffenen Wandels, und schärfte ihnen noch kurz vor seinem Hintritte ein, an der Religion der Väter fest zu halten. Bemerkenswerth ist der Zug, daß die Kinder bey jedem großen Ereigniß oder Unternehmen noch heut zu Tage gleichsam den Schatten des Vaters zu Rathe ziehen, und sich noch seine weisen Erfahrungssätze wiederholen, wenn es gilt, ein großes Geschäft zu unternehmen.

D.

Schlegel, Dorothea von.
(Mendelssohns Tochter.)

Eine Frau, würdig den großen, ewig berühmten Philosophen zum Vater zu haben. Um 1767 zu Berlin geboren, genoß sie, wie sich leicht erachten läßt, eine sorg-

fältige Erziehung, erleichtert durch ihre schönen Geistesanlagen. In würdiger Ausbildung derselben wuchs sie heran, und es fügte sich bald, daß eine eheliche Verbindung mit dem jüdischen Handelsmanne Simon Veit für sehr angemessen galt. Veit war einer der biedersten Männer, edelmüthig und wohlthätig in so zarter Weise, daß er seine zahlreichen humanen Handlungen dem Auge der Welt möglichst zu verhüllen suchte. Er achtete seine Gattinn hoch, wie sie ihn mit vollster Aufrichtigkeit; eine eigentliche Sympathie der Herzen aber waltete nicht ob, und dieser letztere Umstand gab Veranlassung, daß die Ehe wieder aufgelöst wurde. Veit jedoch, in der Würdigkeit seines Charakters, blieb fortwährend Dorotheens theilnehmendster und innigster Freund bis zu seinem im November 1819 erfolgten Tode.

Ungefähr 10 Jahre vor seinem Hintritte verheirathete sie sich mit Friedrich v. Schlegel, dessen Schriften sie längst bewundernd angezogen, und dessen Individualität sie fesselte. Als sie sich mit ihrem Gemahl zu Paris befand, trat sie in der schwedischen Gesandtschaftscapelle zum Christenthume über, und bald darauf, wie ihr Gatte selbst in Cöln zum katholischen Glauben. 1818 und 1819 verweilte sie in Rom bey ihren beyden Söhnen erster Ehe, welche sich schon damahls als geniale Mahler auszeichneten, und folgte dann ihrem Manne nach Wien, woselbst sie sich in seine literarischen Arbeiten theilte, dergestalt, daß Manches, so unter seinem Nahmen erschienen, mehr oder weniger von ihrer Feder ist. Merkwürdig ist, daß sie ihre Handschrift nach der seinigen gestaltete,

ſo, daß zwiſchen Beyden große Aehnlichkeit Statt fand. Der Roman „Florentin“ (Leipzig 1801) iſt von ihr; eben ſo die Ueberſetzung der Staëlſchen Corinna, (wiewohl Friedrich v. Schlegel auf dem Titel genannt iſt); von ihr iſt auch die „Sammlung romantiſcher Dichtungen des Mittelalters“ (Leipzig 1804, 2 Bände). Einzelne Aufſätze und Gedichte hat ſie in das Athenäum der beyden Schlegel, in ihres Mannes Zeitſchrift „Europa,“ in den poetiſchen Almanach ꝛc. geliefert.

Sie ſtarb 1839 zu Frankfurt am Main, zehn Jahre nach ihrem Gatten.

K.

Sonnenfels, Joſeph von.

Motto: „Wer wird es unternehmen wollen, der Begeiſterung für Männer des wahren Verdienſtes, die in der Geſchichte der Staaten ſo ſelten ſind, eine Gränzmark zu ſtellen?“ Wieland.

Ehe wir die hehre Erſcheinung „Sonnenfels“ beſprechen, ſtellen wir den Leſern aus unſern Collectaneen ein kleines aber geſtalten- und farbenreiches Rundgemählde der Hauptgrundzüge auf. Wir vermuthen, daß es von einem ſehr angeſehenen Hiſtoriker herrühre; jedenfalls trägt es den Stämpel der Kenntniß der Zeit, der Perſonen und Dinge, und bildet auch in ſo ferne die glücklichſte ſummariſche Expoſition des Artikels ſelbſt.

„Dieſer ſo vielſeitig hochverdiente Mann hatte drey Menſchengeſchlechter, die an ihm vorübergingen, mit geiſt-

vollen, critiſchen Blicken beobachtet, und auf alle drey einen mannigfachen ſegenvollen Einfluß ausgeübt. Wer ihn alſo den literariſchen Neſtor nicht nur der öſterreichiſchen Erbſtaaten, ſondern Deutſchlands überhaupt nannte, ſagte keine bloße Phraſe. Sonnenfels genoß den ſeltenen Vorzug, den ungeſchwächten Gebrauch der Seelenkräfte, und das volle lohnende Bewußtſeyn deſſen, was er geweſen war, zu behalten; er recitirte noch wenige Tage vor ſeinem Entſchlummern, einen ihn beſuchenden würdigen Prälaten das integra cum mente ſeines Horaz. Es ward ihm das Glück zu Theil, daß eine liebende Gattinn, die vieljährige treue Pflegerinn ſeines Alters, ihm die Augen zudrückte; und weinten nicht Kinder und Enkel um ihn, die er nie gehabt, ſo umringten ihn doch im Bunde theilnehmendſter Freundſchaft das edle Arnſtein'ſche Haus, deſſen geiſtreiche Frauen ihm noch eine Kunde aus Italien erzählen konnten.

Sonnenfels war auf dem Standpuncte, ſich ſeit Jahrzehenden als einen Repräſentanten der öſterreichiſchen Literatur und als den Heros mit Mund und Feder anzuſehen, der unter Marien Thereſiens mütterlichpflegender, doch nicht vorurtheilsfreyer Regierung zuerſt an die Verbeſſerung des Geſchmacks in den ſprechenden und bildenden Künſten, und in dem, was von beyden die Blüthe brechen ſoll, in der Dramaturgie und Schauſpielkunſt, muthig Hand angelegt und in der Kaiſerſtadt die Fahne aufgeſteckt hatte, um die ſich dann unter Joſephs geiſtentfeſſelnder Staatsverwaltung die Blüthe der öſterreichiſchen Schriftſteller und Dichter verſammelte. Als er zu Anfang des

ſechſten Jahrzehends im 18. Jahrhunderte ſeine literariſche Laufbahn begann, erhob ſich die Unterhaltungs- und Schriftſprache nur wenig über den Volksdialect. Reineres Deutſch hieß ketzeriſch oder lutheriſch-deutſch. Den Fußſtapfen der engliſchen Literatur folgend, hatten Wochenſchriften auch im nördlichen Deutſchland die Bahn gebrochen. Sonnenfels ſtellte in ſeinen Wochenſchriften: „Der Mann ohne Vorurtheil, Thereſe und Eleonore," und „das weibliche Orakel," zuerſt Muſter im beurtheilenden und erzählenden Ton auf, und gewann vor Allem die Frauen und Mädchen durch jene Bonbons unſerer frühern Literatur, die uns freylich jetzt ſüßlich vorkommen, damahls aber vortrefflich mundeten. Iſt doch die oft wiederholte Bemerkung, daß alle Cultur-, Sprach- und Geſchmackverfeinerung in der Kaiſerſtadt von den Frauen faſt allein ausging, dadurch ſchon früh beſtätigt worden. Theater und Publicum wetteiferten damahls mit einander in ergiebiger Wechſelwirkung, ſich durch wälſche und deutſche Arlekinade und pöbelhafte Poſſen aus dem Stegreife herabzuziehen. Was Leſſing für Hamburg und Deutſchland war, das ward Sonnenfels für Oeſterreich. Er ſtürzte das Reich des Hannswurſt und der Bernardoniſchen Rohheiten. Mit edler Beharrlichkeit, mit der Sieghaftigkeit des echten Geſchmackes, drang er durch alle Hinderniſſe, wie er ſich denn überhaupt nicht abſchrecken ließ, wenn es ſich bey ſeinem reellen Bewußtſeyn um eine rechte und gute Sache handelte, im Einklang mit ſeinem Wahlſpruche: „Tu ne cede malis, sed contra audentior ito." Da ſchrieb Sonnenfels unter derſelben Maske eines reiſenden Franzoſen, die

ſpäter Risbeck ſo gut zu tragen wußte, ſeine Briefe über die wieneriſche Schaubühne in 4 Theilen, die für den damahligen Geſichts- und Kunſtkreis eine muſterhafte Theatercritik genannt werden mögen, und dem Verfaſſer, wie jedem, der bis zur heutigen Stunde die Unverbeſſerlichen beſſern zu können wähnt, ganze Horniſſennester auf den Hals zogen. Später, als ſchon der große Schröder dort aufgetreten war, und Joſeph das Theater für einen mächtigen Hebel der Volksbildung erkannt hatte, zeigte er durch ſeine Briefe an die Jaquet und an Lange, daß auch er ſtrenger und freyer in ſeinen Theatercritiken geworden ſey. Falſchen Patriotismus über die Vorurtheile eines ſtolzen Adels bekämpfte er durch ſeine mit Abbts ähnlichem Werke von Verdienſt oft paralleliſirten Schriften über die Liebe des Vaterlandes, und das Bild des Adels, welches ſchon 1770 erſchien. Jetzt gibt es keinen humanern und kunſtliebendern Adel, als den erbländiſchen.

Länger als 25 Jahre wirkte er durch öffentliche Vorleſungen, wovon einzelne ſogleich als Muſter gedruckt worden ſind, alle aber durch Inhalt und Form vielfach bildend und lehrend auf Tauſende, die nach und nach ſeine Zuhörer wurden, gewirkt haben. Unvergeſſen ſey hier das Verdienſt des berühmten Martini, einſt Profeſſors des Naturrechtes an der Wiener Univerſität, in dem Sonnenfels ſtets ſeinen aufregenden Lehrer und frühes Vorbild ehrte, und des Staatsrathes v. Borie, der ihm trotz des Geſchreyes (was aber Maria Thereſia ſelbſt nach eigener Prüfung großherzig niederſchlug) des Schlendrians, die Lehrkanzel der politiſchen Wiſſenſchaften an der Univerſität

Wien öffnete. So gab Sonnenfels auch dem Catheder-vortrag ſeine Rechte und vertrieb die Scholaſtik aus den Hörſälen. Er war einer der Erſten in Deutſchland, der dem Kanzley- und Geſchäftsſtyl zu veredeln, und ihm die bunte Jacke des herkömmlichen Formelunweſens und Sprach-gemengſels auszuziehen wagte. Seine Anſichten theilte er ſelbſt in den Grundlinien für angehende öſterreichiſche Kanzleybeamte, über den Geſchäftsſtyl, zuerſt 1784 mit, worauf bald von ſeinen Zuhörern und andern Gehülfen, Zuſätze und Erweiterungen der Sonnenfelſiſchen Grundſätze in Menge nachkamen. Seine Lehrkanzel erhielt zugleich die Nominalproſeſſur des Kanzleyſtyls.

Während er ſeine Hauptwiſſenſchaft in den bekann-ten, oft wiederaufgelegten, öfter getadelten, noch öfter ausgeſchriebenen Grundſätzen der Polizey, Handlung und Finanzwiſſenſchaft in Compendienform früh ſchon auf-ſtellte, beſchäftigten ihn ſeit Jahren die höheren Fragen über Criminalverfahren und Todesſtrafen, und er hielt es ſelbſt für einen unverwelklichen Zweig im vollen Glanze ſeines Ruhmes, daß er im furchtloſen Kampfe gegen die Constitutio criminalis Theresiana, wo alle Folterinſtrumente in beliebter Abſtufung noch abgebildet ſtehen, die Tortur beſtritt, und durch ſeine erſte im Aus-lande gedruckte, dann der Kaiſerinn ſelbſt überreichte Schrift über die Abſchaffung der Folter, einen Riemen aus der Geißel zerſchnitt, womit Jahrhunderte lang die entwürdigte Menſchheit gepeitſcht worden war. Vielfach thätig griff er in die geſetzlichen und religiöſen Reformen Joſephs II. ein, der ihm wohl einmahl bey einer An-

wandlung von Spott, die Fabel vom Icarus erzählte, aber die ſeinem aufgeklärten Eifer für Licht und Wahrheit gebührende Achtung nie verſagen konnte.

Seit 1779 referirender Rath bey der Studien- und Cenſurcommiſſion, gab er um dieſelbe Zeit einen Vortrag über den Büchernachdruck, der im Jahrgang 1785 des Journals von und für Deutſchland zuerſt abgedruckt ſtand. Später beſchäftigten ihn die Gegenſtände der Polizey und Geſetzgebung am meiſten. Lange Zeit lagen ihm die wirklichen oder auch nur ſcheinbaren Antagonismen in der Geſetzgebung ſehr am Herzen, und er bereitete ein Werk vor, das er Vereinigung und Abänderung der widerſpenſtigen Decrete betiteln wollte. Noch wenig Jahre vor ſeinem Tode beſchäftigte ihn die Entſcheidung durch Stimmenmehrheit ſehr. Seine Schrift darüber erlebte mehrere Auflagen. Die von Feuerbach für die Jenaer allgemeine Literatur ausgearbeitete Recenſion derſelben machte ihm viel Freunde. Auch beſchäftigte ihn, der um die Polizeyordnungen Wiens und des öſterreichiſchen Staates große und nicht immer anerkannte Verdienſte gehabt hat, zuletzt noch eine neue Geſindeordnung, die auf vieljährige Erfahrung gebaut, gewiß ein Muſter geworden wäre, da auch im Code Napoleon die ſogenannte Domeſticité ganz der Willkühr der Brodherren überlaſſen blieb. Schade, daß ſein Handbuch der innern Staatsverwaltung nie vollendet worden iſt. Er hatte ſeine probehaltigſten Ideen darin niedergelegt. Der Abſchnitt im öſterreichiſchen Criminalcoder über den Aufruhr iſt größtentheils aus ſeiner Feder. Die franzöſiſche Revolution, über welche er ſeine

Bekenntniſſe ſchon 1797 im deutſchen Merkur niederlegte, hatte ihn dabey auf viele neue Anſichten gebracht. Nirgends fand er eine genügende Definition des Begriffes: „Aufruhr.“ Viel beſchäftigte er ſich auch in ſeinen letzten Lebensjahren mit der Caſuiſtik des Rechts, und hatte zu dieſem Behufe treffliche Sammlungen zu berühmten Rechtsfragen und causes célèbres gemacht, der er mehrmahls äußerte, es ſey dafür geſorgt, daß dieſe berühmten Rechtsfälle mit ſeinen Anſichten und Beurtheilungen nach ſeinem Tode im Druck erſcheinen.

Zuletzt war des Greiſes öffentliche Thätigkeit faſt bloß auf die Akademie der Künſte beſchränkt, deren Secretär er viele Jahre geweſen war, deren Vicepräſident er aber nach ihrer neuen Umgeſtaltung durch des Staatskanzlers Fürſten Metternich thätige Vermittlung wurde. Unvergeßlich bleibt die nähmliche Eröffnungsrede, womit Sonnenfels die erſte feyerliche Sitzung in Gegenwart der Kaiſerinn Louiſe und eines zahlreichen Publicums vom erſten Range, weihete. Früher hatte er ſchon über Lectüre und Urbanität der Künſtler gewichtige Worte bekannt gemacht, und über das Verdienſt des Portraitmahlers, das eben ſo oft zu tief herabgewürdigt als überſchätzt wird, ein Kennerurtheil ausgeſprochen. Einen Mann, der ein halbes Jahrhundert lang durch lebendigen und ſchriftlichen Vortrag, und eine Menge höchſt wichtiger Conſultationen, die nie zur Kenntniß des größeren Publicums gekommen ſind, auf ſeine Zeitgenoſſen eingewirkt hatte, und der Lehrer der vorzüglichſten Staats- und Kanzleymänner durch die ganze öſterreichiſche Monarchie geworden war, mochte ein ſtärkeres Selbſtge-

fühl ſeines würdevollen Einfluſſes auf Mit- und Nachwelt gerne verziehen werden. So betrachtete er ſich, als er im Sommer des Jahres 1787, eine Reiſe in die Geburtsſtadt ſeines Vaters, nach Berlin machte, als den wahren öſterreichiſchen Hermes Logios, der nach Berlin geſandt ſey, um alten Eiferſüchteleyen und Neckereyen zwiſchen Wien und Berlin ein Ende zu machen, und ſein auch in der Berliner Monathſchrift jenes Jahres abgedruckter Abſchied an die Freunde des Montagklubs in Berlin, enthält von dieſer Miſſion volle Beglaubigungsworte. Oft war es aber auch, was als Beweis ſeiner Eitelkeit und Ruhmredigkeit angeführt wurde, wahre Ironie von ſeiner Seite. Durch ihn erhielt Wien ſchon im Jahre 1776 eine vollkommene Laternenbeleuchtung. Wenn nun bey einer Luſtfahrt nach Larenburg, er bey der Belobung des hellen Schimmers des Abendſternes, durch einen ſeiner Reiſegefährten, aus dem Schlummer erwacht zu ſeyn ſchien, und ausrief: „Das können ſie mir danken, ſeit ich die Beſorgung habe, ſcheint Alles viel heller:“ — ſo wird dieß Niemand, der ſich auf Scherz verſteht, für etwas Anderes, als einen ironiſchen Einfall annehmen. So würden ſich viele Aeußerungen, die noch bis zu ſeinem Tode von ſeiner Selbſt- und Ruhmſucht erzählt wurden, in ähnliche Züge ſchalkhafter Ironie auflöſen laſſen.

Oft pflegte er zu ſagen, ſein Wahlſpruch im Leben ſey das alte leniter in verbis, fortiter in re geweſen, durch deſſen Nichtbefolgung viele junge und ältere Brauſeköpfe von jeher Alles verdorben hätten. Sonnenfels ermangelte bey kluger Ausführung jener Lebensregeln nie

der erforderlichen Freymüthigkeit und Unerschrockenheit, da wo es die Rechte des Menschen und Bürgers zu vertheidigen galt. Sein Verhältniß zur Polizey- und Büchercommission gab ihm dazu hundert interessante Veranlassungen."

Obiger im Auszug und mit einigen wenigen Abänderungen gegebene Umriß läßt zu, und erheischt zum Theile, den lebensgeschichtlichen Ueberblick unsers Helden einfacher und gedrängter zu behandeln. Aus einem andern weiter unten ersichtlichen Grunde, welcher zugleich die mancherley Wiederholungen hinlänglich rechtfertigt, berühren wir auch seine Jugendgeschichte nur kurz, und verweisen zugleich in Ansehung so mancher Daten seiner spätern Periode auf de Lucas Supplirung.

Josephs v. Sonnenfels Grosvater war ein angesehener Gelehrter, von 1715 bis 1725 Stadt- und Landrabbiner zu Berlin, genannt Rabbi Michael, mit dem ehrenden Beynahmen „der Fromme." Josephs Vater Perlin Lipmann, war ein noch mehrseitig gelehrter Orientalist, ebenfalls in Preußens Hauptstadt. Er zog fort von da, begab sich Anfangs nach Eisenstadt und hierauf nach Nikolsburg. Hier trat er mit seinen beyden Söhnen zur catholischen Religion über, und legte sich den Nahmen Aloys Wienner bey; der ältere Sohn ward Joseph, der jüngere Franz getauft. Die Nikolsburger P. P. Piaristen verwendeten ihn sehr bey ihren orientalischen Studien; sie nahmen ihn in Schutz, und zeichneten ihn aus. Als er nach Wien übersiedelt war, wurde er Lehrer der Sprachen des alten Bundes an der Hochschule, hierauf

hebräiſcher Dolmetſch und mit dem Prädicate „von Sonnenfels“ in den Adelſtand erhoben.

Der nachmahls ſo berühmte Joſeph Sonnenfels, der ältere Sohn, wurde 1733 zu Nikolsburg geboren; der Tag ſeiner Geburt aber läßt ſich deßhalb nicht angeben, weil die jüdiſchen Geburtsbücher Nikolsburgs erſt 2 Jahre ſpäter beginnen. Im Hebräiſchen ſchon ziemlich feſt, und es fortwährend mit Liebe pflegend, trat er daſelbſt bey den Piariſten ſeine Studien an, von dem humanen Fürſten Carl Dietrichſtein großmüthig unterſtützt, und abſolvirte auch da die Humanioren. Auf der Wiener Hochſchule widmete er ſich der Philoſophie. Es erfolgte nun aber ein greller Abſprung, indem er, 16 Jahre alt, Soldat wurde, und zwar bey dem Regimente Deutſchmeiſter in Klagenfurt. Er blieb 5 Jahre Gemeiner, nach welcher Zeit er als Unteroffizier austrat. Während dieſer Periode hatte er ſich von ſeinen Cameraden die franzöſiſche und italieniſche Sprache eigen gemacht, wie ſpäter bey den Mädchen in Sobotka und Jungbunzlau das Böhmiſche. Nun verlegte er ſich mit dem lebhafteſten Fleiß, Eifer und dem ſchönſten Erfolge auf die Rechtswiſſenſchaften, und betrieb nebenbey die rabbiniſchen Studien; auch vervollkommnete er ſich im Hebräiſchen, was ihm um ſo leichter fiel, als er den Privatvorleſungen, die ſein Vater als Nebenerwerb gab, beywohnte. Zu deſſen **Controversiis cum Judaeis etc.** ſchrieb er einen Prodromus. Dem jüdiſchen Orientalismus huldigte er mit Wärme und wie ſein Gedicht in dieſer Gattung: „Das Gedicht des Sohnes Sela Haſchemeſch über Franz I. ꝛc.“ darthut

auch mit Glück. Bald ward er als hebräiſcher Dolmetſch ſeinem Vater adjungirt.

Zwey Jahre hatte er unter dem Hofrathe Grafen von Hartig bey der oberſten Juſtizſtelle practicirt, als er ſich von dieſer Sphäre plötzlich losſagte, und wie man denken kann, zur großen Ueberraſchung ſeiner Freunde und Gönner. Der Beweggrund war ein patriotiſcher, und zwar ein ſublim patriotiſcher. Bey ſeiner lebhaften Neigung zur Lectüre waren ihm nähmlich die damahls ſo ſehr Epoche machenden „Briefe, die neueſte Literatur betreffend“ in die Hände gefallen, und mit Entrüſtung las er in dem 12. Bande derſelben (S. 324) die ſchnöde Aeußerung: „Da ſeit 20 Jahren alle Provinzen Deutſchlands ſich bemühen, etwas zur Verbeſſerung ihrer Sprache beyzutragen, ſo hat dagegen Oeſterreich auch nicht einen erträglichen Schriftſteller aufzuweiſen.“ Dieſer empörende Angriff verwundete ſein ſtolzes und edles Vaterlandsgefühl, und ſpornte ihn an, ſelben durch die That zu widerlegen. Mit glühendem Eifer lag er nun dem Studium der deutſchen Sprache und Literatur ob, und ſo entſtand binnen unglaublich kurzer Zeit der würdige Bund zur Sprach- und Geſchmacksreform, an welcher der wackere Riegger entſcheidenden Antheil genommen. Ohne Berückſichtigung der verloren gegangenen Exiſtenzbaſis verfolgte Sonnenfels muthig und beharrlich ſein hehres Ziel; und da ſich nirgend eine Gelegenheit des Unterhaltes darbot, er auch ſeinen mittelloſen alten Vater, der ihn lange unterſtützt hatte, ſchonen wollte, ſo nahm er den eben erledigten Poſten eines Rechnungs-

führers bey der Arcieren-Leibgarde mit Vergnügen an. Sonnenfels war damahls 28 Jahre alt. Hier konnte seine distinguirte Richtung und Wirksamkeit einem Manne, wie der General Freyherr von Petrasch, Lieutenant in dieser Garde, nicht entgehen. Petrasch, der die Wissenschaften pflegte und ehrte, nahm sich des jungen Mannes an; aus einem Untergebenen ward Sonnenfels bald sein Freund, dem edlen Staatsrathe Freyherrn v. Borie empfohlen, und durch diesen empfänglichen Gönner auf jegliche Weise dergestalt ausgezeichnet, vorgezogen und gehoben, daß ihm 1763 die Professur der politischen Wissenschaften an der Wiener Hochschule zu Theil ward, ohne daß er darum angesucht hätte.

Sonnenfels befand sich nun in einem Wirkungskreise, in welchem er hinlänglich Gelegenheit fand, seine Talente und Kenntnisse zu entfalten. Die Hofstellen erkannten die außerordentlichen Eigenschaften des seltenen Mannes; die Kaiserinn lernte ihn kennen und schätzen; gar manchen Schritt durfte er gegen die herrschenden Vorurtheile wagen, und Sonnenfels ermangelte nicht es zu thun, wenn gleich unter vielen gefahrdrohenden Hemmnissen. So drang er denn auch siegreich in der Torturfrage durch, die allerdings viel früher schon durch Thomasius, Beccaria und den tyrolischen Kanzler, Jos. Freyherrn v. Hormayr (den Großvater des Historiographen) angeregt worden war. Auch manch anderer aufgeklärte Mann war in dieser Humanitätssache thätig; aber der definitive Ausschlag ist bloß der unmittelbar persönlichen Wirksamkeit unsres Sonnenfels zu verdanken. Ihm gebührt das Verdienst, der Glanz

und der Nahme, ähnlich Luthern, welchem in seinem Werke, auch schon Manche vorausgegangen waren.

Bald nachdem ihm der damahls viel bedeutsamere Titel eines k. k. Rathes verliehen worden, und zwar als großmüthige Genugthuung und Entschädigung für die Verläumdung, als sey er „ein Freygeist, ein Beleidiger der Majestät, ein Jugendverführer." Die Untersuchung zeigte ihn rein und die hochsinnige Kaiserinn wußte zu lohnen. Bald ward er zum Regierungsrath ernannt; die Professur behielt er bey. Seine mit so viel Beyfall und Nutzen gehaltenen Vorlesungen über den Geschäftsstyl setzte er fort. Die Beförderung zum Hofrath erfolgte 1779. Es läßt sich begreifen, daß solch ein Kopf und solch eine Feder alsbald auch in den Kreis der Studien- und Censur-Hofcommission so wie der Hofcommission in Gesetzsachen gezogen wurde, Sphären, in welchen es unsäglich viel Anlaß und Stoff gab, gerade für einen Mann wie Sonnenfels, zu wirken, zu schaffen, neu zu gestalten, dem todten Mechanismus Geist und Leben einzuflößen. Bey der legislativen Hofcommission wurde er zum Vicepräsidenten ernannt.

1804 erhielt er das Kleinkreuz des St. Stephansordens. Als Präses der Akademie der bildenden Künste (seit 1810) machte er sich ungemein verdient. Mehrere auswärtige sowohl künstlerische als gelehrte Gesellschaften und gemeinnützige Vereine ernannten ihn zu ihrem Mitgliede; so die Akademie der schönen Künste in Mailand, die Akademie der Wissenschaften zu Erfurt. (Mehr als diese beyden Mitgliederschaften findet man in den Schematismen nicht). Das Diplom der philosophischen Ge-

ſellſchaft zu Philadelphia traf ihn nicht mehr unter den Lebenden. (Seine Stelle nahm dann der Freyherr von Hormayr ein.) Der preußiſche rothe Adlerorden, das Commandeurkreuz des däniſchen Danebrogordens und andere Anerkennungen, z. B. von Seite des Königs von Bayern, dem unvergeßlichen Max Joſeph, bewieſen, daß auch fremde Herrſcher die großen Verdienſte dieſes ruhmwürdigen Gelehrten und Staatsmannes zu ehren gewußt. Er war ordentliches Mitglied der philoſophiſchen, ſo wie der juridiſchen Facultät zu Wien, Rector Magnificus der Letztern 1794 und 1796. Der Wiener Magiſtrat hatte ihm 1806 das Bürgerrecht verliehen.

Der große Sonnenfels ſtarb (im Schematiſmus desſelben Jahres noch als ſolcher aufgeführt, alſo nicht wie häufig angegeben wird, in den Ruheſtand verſetzt,) als wirklicher, noch activer und älteſter Hofrath, den 25. April 1817 im 85ſten Lebensjahre. Dieſe chronologiſche Angabe, von welcher die meiſten andern abweichen, iſt nach dem vor uns liegenden Todtenverzeichniſſe der k. k. priv. Wienerzeitung. Er ſtarb an Altersſchwäche zu Wien, in der Wollzeile Nr. 827, jetzt Nr. 780, von der Schwibbogengaſſe hinauf das dritte (Rachowieſches, gegenwärtig v. Mayernſches) Haus, das früher zur Birne hieß, (im erſten Stockwerk). Er ward auf dem Friedhofe zu St. Marks beerdigt; ſein Grabmahl war einfach. Dieß beſcheidene Monument iſt aber leider ſo gut als verfallen. Schon vor 5 Jahren klagte hierüber (wenn wir nicht irren in der Theaterzeitung) der edle würdige Emil (Herr J. F. E. Trimmel, Regiſtraturdirector der k. k. ver-

einigten Hofkanzley). Allein was iſt zu thun?! Sonnenfels war nur „Sonnenfels," folglich keiner jener Götzen der lockern Künſte, nähmlich: weder ein Schauſpieler oder Sänger, noch ein Tänzer oder Walzercompoſiſt, die man mit pomphafter Beſtattung und ceremoniöſen Monumenten zu feyern pflegt. Unter ſolchen Umſtänden wäre es eine Entweihung, ja eine frevelhafte Beleidigung der Manen eines Sonnenfels, wenn man ſein Grabmahl anders als höchſt einfach erneuerte; aber . . . das wenigſtens ſollte denn doch geſchehen!!! Vielleicht wenige Schritte von Sonnenfels ruht der gleichfalls ewig große Mozart, der Shakſpeare der Tonkunſt. Die Stätte ſelbſt kennt man nicht mehr! Soll das bald, recht bald auch bey Sonnenfels der Fall ſeyn??!!

Er hat kein Vermögen hinterlaſſen, weder Barſchaft noch Geldeswerth in einer Bedeutung, wie man ſie bey einem Manne ſeiner äußern Verhältniſſe, ſeiner ſtaatsbürgerlichen Stellung und ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit, ſo wie ſeiner Art ſich zu zeigen (ſein Mobiliar, z. B. äußerſt ordinär) wohl hätte vorausſetzen dürfen. Seine ganze zurückgelaſſene Habe überſtieg nicht den Betrag von drey Tauſend Gulden Wiener-Währung (nach dem jetzigen Silberwerth **1200** fl.). Er war aber ein Mann der Milde und Nächſtenliebe, gewohnt wohlthätig zu ſeyn im Stillen, worauf auch ſein Teſtament hindeutet. Dieſes vom **1.** Februar **1811** beſteht in folgendem Schreiben an ſeine Gemahlinn: „Ich beſitze kein Vermögen, das iſt bekannt: ich habe mich während meiner vieljährigen arbeitſamen Laufbahn nur beſtrebt,

meine Pflicht zu erfüllen, nicht Vermögen zu ſammeln. Meine Gemahlinn (Thereſia v. Sonnenfels, geb. v. Hay) brachte mir drey Tauſend Gulden zur Mitgift, deren Empfang ich hier noch einmahl beſtätige; ich verſprach ſelbe mit ſechs Tauſend Gulden zu widerlegen; dieſe neun Tauſend Gulden ſind eine Schuld, zu deren Bedeckung ich wünſche, daß Alles, was ich beſitze, zureiche, wobey ich zu bemerken habe, daß, was von dem vorhandenen Silber mit T. S. bezeichnet iſt, meiner Gemahlinn angehört. Soll über die Bedeckung der neun Tauſend etwas erübrigen, ſo ſey meine Gattinn hiervon die Erbinn. Das edle Weib wird, da ich ihr keine Schätze zurücklaſſe, den unbeſcholtenen Ruf ihres Mannes und die Achtung, die er ſich bey ſeinen Mitbürgern zu erwerben das Glück hatte, als einen ſchätzbaren Nachlaß beachten. Der Armuth nach Kräften beyzuſtehen, habe ich nicht bis hier verſchoben. Ich erſuche aber meine Freundinn, an das Armeninſtitut fünfzig Gulden abzuführen. Ihrem wohlthätigen Herzen überlaſſe ich, mein Dienſtvolk nach Verhältniß ihrer Dienſtjahre und der dem Hauſe bezeigten Ergebenheit zu belohnen. Und nun, theuere Gefährtinn meines Lebens, empfange die Verſicherung, daß meine innigſte Verehrung und Dankbarkeit für die Glückſeligkeit von acht und vierzig Jahren mich hinaus über das Grab begleiten wird. Ich empfehle Dir nicht, mein Andenken ſtets werth zu halten. Ich kenne Dich, und bin mir bewußt, durch mein ſtetes Beſtreben dieß um Dich verdient zu haben.

Wien, am 1. Hornung 1811. Sonnenfels."

Welche Einblicke geſtattet dieſe Urkunde nicht in des edlen Mannes Weſen und Charakter?!

Die Witwe erhielt, wie es hieß, den ganzen Betrag ſeiner Gehaltbezüge als Penſion. Sie ſtarb den 15. May 1820 (alſo drey Jahre nach ihrem Gatten) wohnhaft in der untern Bäckerſtraße Nr. 792. Ihr Nachlaß fiel in Gemäßheit ihres letzten Willens an ihre Verwandten. Selbe waren: Ihre Schweſter Eleonore, verehligte Freyinn v. Neſſzern; der Sohn ihrer verſtorbenen Schweſter Antonie, verheirathete v. Praitſchopf (Franz v. Praitſchopf war k. k. Rittmeiſter); die Kinder einer dritten Schweſter, der verſtorbenen v. Birkenſtock, und zwar: Hugo (zu Ybbs domicilirend) und Antonie, Gemahlinn des Banquiers Brentano zu Frankfurt; dann der Sohn einer verſtorbenen Schweſter, Anna, Gemahlinn Gottfrieds v. Sobeck. — Die Gemahlinn Joſephs v. Sonnenfels, Thereſia, war eine ausgezeichnete Schönheit, eine der fünf eben ſo anmuthigen Töchter des Fulnecker Oberamtmannes Franz Hay. Von den Wienern pflegte die liebreitzende Thereſe v. Sonnenfels „Aſpaſia" genannt zu werden. Ihr Bruder war der nachmahlige Königgrätzer Biſchof Johann Leopold Hay, von Vielen geprieſen als Oeſterreichs Fenelon. Eine der fünf Schweſtern Thereſiens war an einen v. Sternſtein verheirathet.

Joſeph v. Sonnenfels unterzeichnete ſich nie „Freyherr" (oder „Reichsbaron,") ließ ſich auch niemahls ſo tituliren, wiewohl er als Stephansritter es hätte thun können. Weßhalb man ihn dennoch häufig Freyherr oder Reichsfreyherr genannt lieſt, rührt von einer Verwechs-

lung mit dem Titel seines Bruders Franz (des Hofraths bey der k. k. Hofkammer) der in den Reichsfreyherrnstand erhoben worden war.

Als Siegel bediente sich Joseph v. Sonnenfels nicht immer seines Wapens. Das Wapen wird in Frankl's Sonntagsblättern 1846, Nr. 52, S. 1236 folgender Maßen beschrieben: „Das Schild ist in vier Felder getheilt; im obern rechten oder untern linken silbernen Felde ein Thurm; im obern linken und untern rechten blauen Felde eine goldene Sonne ober einem zackigen Felsen; auf dem Schilde ruht ein offener Helm mit einer Ritterkrone; der Helm hat zur linken und rechten Seite silberne Helmdecken, blau ausgeschlagen. Aus der Krone wächst eine weibliche Figur, in der Rechten ein Buch haltend, das Haupt von Sonnenstrahlen umgeben, zwischen zwey Adlerflügeln."

In Ansehung fernerer Details verweisen wir die Leser, wie schon oben angedeutet, auf die weiter unten folgenden interessanten und anecdotischen Erörterungen de Lucas, der als Zeitgenosse und zum Theil als Augenzeuge spricht. Aus diesen Gründen werden wir es vorziehen, ihn selbst sprechen zu lassen, statt uns seines so dankbaren Materials zu eigener Ausprägung zu bemächtigen.

Sonnenfels war sehr lebhaft und beweglich; er war äußerst gesprächig, und führte gern das Wort. Sein Bildniß ist mehrmahls geliefert worden; von Schleuen (als Titelkupfer des 14. Bandes der allgemeinen deutschen Bibliothek) 1770; von Jacobe; in Medaillenform

von Jac. Schmuzer. (Auf dieſem iſt der Mund wohl gar zu weit geöffnet, wenn ſchon Sonnenfels ihn ſehr offen zu halten pflegte); 1783 von Quir. Mark zu den geſammelten Schriften. Das treueſte und in jeder Hinſicht gelungenſte Porträt aber ſcheint uns das nach Graffs Gemählde von Leicher geätzte zu ſeyn, welches bey dem 1. Bande des Handbuchs der innern Staatsverwaltung befindlich iſt. Es ſpricht ſich darin die geiſtige Individualität des Mannes, nahmentlich in den großen, dunklen, ſeelenvollen Augen am Lebendigſten aus. Unwürdig iſt das widrige Machwerk bey dem 3. Theil unſerer kleinen Wiener-Memoiren, wiewohl dem Künſtler zur Copie das Graff'ſche Bild war vorgelegt worden.

Das ganze Streben und Wirken des außerordentlichen Mannes, eines Geiſtes und Herzens unvergänglichen Ruhmes ging auf das Beſte des Staates, auf das Wohl der Menſchheit, auf die Ehre der Vernunft, der Gerechtigkeit und Wiſſenſchaft aus. Sonnenfels ward Alles durch ſich ſelbſt; er war ſein eigener Schöpfer. Gemeinnützig zu ſeyn, galt ihm mehr, als ein hoher glänzender Ruf; kleine menſchliche Schwächen abgerechnet, denn eine gewiſſe Eitelkeit zum Beyſpiel, iſt oft weniger dieſe ſelbſt, als ein, mitunter unwillkührliches Ueberquellen jenes Selbſtgefühls, das dem Manne der That inwohnt. Mit Grund ſagt ein officielles Blatt: „Ohne von Vorzügen der Geburt, ohne von Glücksgütern, ohne von dem Geiſte ſeines Zeitalters und ſeiner Umgebungen begünſtigt zu ſeyn, iſt er durch angeborne Naturgaben und eifrige Verwendung Alles aus ſich ſelbſt geworden; hat

er im ſteten Kampfe mit den Vorurtheilen und der Scheelſucht der Unwiſſenheit immer Licht und Wahrheit um ſich verbreitet, und aus mannigfaltig bedrängten und umhergetriebenen Jugendjahren ſich endlich ruhmvoll zum öffentlichen Lehrer und zu den anſehnlichſten Würden und Ehren des Staates emporgeſchwungen ꝛc." Im polizeylichen, adminiſtrativen und finanziellen Fache, wie im Criminal- und Staatsrecht, in Sprache, Geſchmack und Kunſt war Sonnenfels Reformator, ſieggekrönter Umbildner.

Die hohe Bedeutſamkeit des Phänomens „Sonnenfels" aber, im Allgemeinen und Einzelnen, wird uns wohl erſt dann klarer und erſichtlicher, wenn wir uns die Geſchichte und den Charakter ſeines Zeitraums vergegenwärtigen, und inſonderheit die große Anzahl ſeiner Schriften Stück für Stück, ihren Titeln nach, mit Aufmerkſamkeit betrachten, und erwägend bey jedem einzelnen dieſer Büchertitel und deren Jahreszahl verweilen. Dieß Verfahren verſetzt uns in die jeweiligen Momente, und in die aus ihnen hervorgegangenen Anregungsgründe des Autors. (Wie bezeichnend iſt z. B. der Umſtand, daß von den 3 Bänden der Grundſätze der Polizey-, Handlungs- und Finanzwiſſenſchaft acht Auflagen erſchienen!? Wie intereſſant ſeine Mythe auf Napoleon „den Großen" 1810?) Wir liefern deßhalb hier die chronologiſche Reihenfolge ſämmtlicher Sonnenfels'ſchen Schriften, mit der vollſtändigen Angabe der Titel, nähmlich:

Die Vorrede zu ſeines Vaters Werk: **Controversiae cum Judaeis prodromi libri IV. Wien 1758.**

Ankündigung einer deutſchen Geſellſchaft in Wien, in der

ersten feyerlichen Versammlung den 2. Jänner 1761 abgelesen. Wien 1761.

Rede von der Nothwendigkeit seine Muttersprache zu bearbeiten, in der Versammlung der deutschen Gesellschaft vorgelesen. Wien 1761.

Rede auf Marien Theresien, Kaiserinn, Königinn von Hungarn und Böhmen, an ihrem Geburtstag in der feyerlichen Versammlung der deutschen Gesellschaft in Wien gehalten. Wien 1762.

Antrittsrede, gehalten im November 1763. Wien 1763.

Das Gesicht des Sohnes Sela Haschemesch, das er gesehen hat über Franzen den Ersten, römischen Kaiser. Wien 1764.

Vom Zusammenflusse, eine Abhandlung. Wien 1763.

Betrachtungen über die neuen politischen Handlungsgrundsätze der Engländer. Wien 1764.

Gedicht auf den Tod Kaisers Franz des Ersten. Wien 1765.

Gesammelte Schriften. Erster Band. Wien 1765.

Grundsätze der Polizey-, Handlungs- und Finanzwissenschaft. Drey Theile. Wien 1765—1776. Zweyte Auflage, Wien 1769. Drittte Auflage, Wien 1777. Vierte Auflage, Wien 1786. Fünfte Auflage, Wien 1787. Sechste Auflage, Wien 1798. Siebente Auflage, Wien 1804. Achte Auflage, Wien 1819—22.

Der Mann ohne Vorurtheil. Drey Theile. Wien 1765. Neue Auflage. Wien 1765.

Schreiben über die Herabsetzung der Interessen, an einen Freund in Klagenfurt. Wien 1766.

Auf den Tod des Feldmarſchalls Daun. Wien 1766.

Das weibliche Orakel. Eine Wochenſchrift. Wien 1767.

Thereſe und Eleonore. Eine Wochenſchrift. Wien 1767. Zweyte verbeſſerte Auflage. Leipzig 1769.

Briefe über die wieneriſche Schaubühne. Vier Theile. Wien 1768.

Verſuche in politiſchen und ökonomiſchen Ausarbeitungen zum Nutzen und Vergnügen. Wien 1768.

Ermunterung zur Lectüre an junge Künſtler. Eine Rede. Wien 1768.

Das Bild des Adels. Eine Rede. Wien 1768.

Abhandlung von der Theuerung in Hauptſtädten, und dem Mittel derſelben abzuhelfen. Leipzig 1769. Wien 1770.

Vorſtellung an den Hof, daß öffentliche Ergötzungen den guten Sitten nicht zuwider laufen dürfen. Wien 1769.

Von dem Verdienſte des Porträtmahlers. Eine Rede. Wien 1769.

Ueber die Vorſtellung des Brutus. Wien 1770.

Von der Urbanität des Künſtlers. Wien 1771.

Von der Liebe des Vaterlandes. Wien 1771. Neue Auflage. Wien 1785.

Von der Beſcheidenheit im Vortrage ſeiner Meinungen. Wien 1772.

Von der Verwandlung der Domainen in Bauerngüter. Wien 1773.

Ueber die Abſchaffung der Tortur. Zürich 1775. Verbeſſerte Ausgabe. Nürnberg 1782.

Politiſche Abhandlungen (herausgegeben von Ignaz de Luca). Wien 1777.

Betrachtungen über die Angelegenheiten von Europa. Erſtes Stück, über die Einrückung der preußiſchen Truppen in Böhmen. Wien 1778.

Erſte Vorleſung nach dem Tode Marien Thereſiens. Wien 1780.

Ueber die Ankunft Pius VI. in Wien. Ein Fragment, Wien 1782.

Geſammelte Schriften. Zehn Bände. Wien 1783—1786.

Was iſt vom Bürger, jungen Kaufmann und Künſtler zu halten. Wien 1783.

Ueber den Geſchäftsſtyl. Die erſten Grundlinien für angehende öſterreichiſche Kanzleybeamte. Zum Gebrauch der öffentlichen Vorleſungen, nebſt einem Anhange von Regiſtraturen. Wien 1784. Zweyte Auflage, Wien 1787. Dritte, vom Verfaſſer durchgeſehene Auflage. Wien 1802.

Neueſter Briefſteller auf alle Fälle. Wien 1786. Neue Auflage. Wien 1790.

Ueber Wucher und Wuchergeſetze. Eine Vorſtellung mit Bemerkungen. Wien 1789.

Abhandlung über die Aufhebung der Wuchergeſetze. Wien 1791.

Betrachtungen eines öſterreichiſchen Staatsbürgers an ſeinen Freund, veranlaßt durch das Schreiben des Herrn v. M** an Herrn Abbé Sabatier über die franzöſiſche Republik. Wien 1793.

Oratio, qua Rectoris Munus in Universitate Vin-

dobonensi solenniter auspicatus est — anno MDCCXCIII Vindobonae 1794.

Skizze des Hofkriegsrathspräsidenten, Feldmarschalls Grafen von Nostiz. Wien 1796.

Handbuch der innern Staatsverwaltung mit Rücksicht auf die Umstände und Begriffe der Zeit. Erster Band, enthaltend nebst der allgemeinen Einleitung einen Theil der Staatspolizey. Wien 1798. (Man sehe unten: über öffentliche Sicherheit.)

Ueber die Stimmenmehrheit bey Criminalurtheilen. Wien 1801. Zweyte sorgfältig übersehene, durch zahlreiche Erörterungen, wie auch durch Aufnahme und Beantwortung der erschienenen Beurtheilungen und Einwürfe vermehrte Auflage. Wien 1808.

Bemerkungen über die für die Hauptstadt Wien und den Umkreis derselben innerhalb der Linien erlassene neue Gesindeordnung. Wien und Triest 1810.

Mythe auf die Vermählung Louisens mit Napoleon dem Großen. Wien 1810.

Ueber die am achten September erlassenen zwey Patente. Ein Antwortschreiben über folgende Fragen: welcher Ursache ist die Verschlimmerung des Curses zuzuschreiben? wodurch kann derselben Einhalt geschehen? Wien 1810.

Ueber öffentliche Sicherheit, oder von der Sorgfalt, die Privatkräfte gegen die Kraft des Staates in einem untergeordneten Verhältnisse zu erhalten. Ein Nachlaß als Anhang zum 1. Bande des Handbuches der innern Staatsverwaltung. Wien 1817.

Ferner: Kleinere Aufſätze, Bemerkungen, Notizen u. ſ. w. in wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften; im deutſchen Muſeum 1780, Band 1 und 2; 1782. Band 2; im Wiener Journal für Freymaurer 1784—86 (Torrubia gegen das Inſtitut; nach d. ſpan. Handſchrift. — Eudoxus. — Ueber den Einfluß der Maurerey) im Journal von und für Deutſchland 1785, Stück 2; in der Berliner Monathſchrift 1787 Oct.; in der öſterreichiſchen Monathſchrift 1794; im deutſchen Mercur 1797, Stück 7; in Schmid's Anthologie, Theil 2.

Die bedeutenderen Artikel ſind in die geſammelten Schriften aufgenommen, welche überhaupt das Meiſte von dem enthalten, was der Verfaſſer bis gegen das Jahr 1783 einzeln und ſelbſtſtändig hatte erſcheinen laſſen, z. B. auch die Abhandlung über die Tortur, Band VII. Von der Wiener Realzeitung redigirte Sonnenfels nach ſeinem neuen Plane den Jahrgang 1777.

Wahrheitvoll, edel und geiſtreich hat Küttner*) in ſeinen Charakteren deutſcher Dichter und Proſaiſten, den Schriftſteller Sonnenfels aufgefaßt: „Keine Werke von großer Erfindungskraft und ſeltenen Originalſchönheiten, aber kleine reichhaltige Schriften, voll Freymüthigkeit und edler, menſchenfreundlicher Geſinnungen hat Sonnenfels geliefert. Im eigentlichſten Verſtande iſt er ein Schriftſteller der Menſchheit, der von allen ſeinen Arbeiten, die er mit ſo vieler Weltkenntniß und allgemeinem Wohlwollen voll-

*) Carl Auguſt, † 1810, nicht der Verfaſſer der Reiſen.

endete, die erſprießlichſten Folgen erlebt hat. Er hat, ſelbſt im peinlichen Rechte, in der Polizey- und in dem Finanzweſen Verbeſſerungen gelehrt und durchſetzen helfen, die die Glückſeligkeit unzähliger Geſchlechter vermehren. Er hat mit entſchloſſenem Muthe dem falſchen Geſchmacke auf der Bühne und in den Hörſälen ſich entgegengeſetzt und den guten einzuführen getrachtet. In ſeinem Vortrage, den er bald in redneriſchem Schmucke bald in geſellſchaftliche Proſa kleidet, findet man das Gedrungene und Glänzende mit Einfalt und Leichtigkeit; feinem Witz und lachende Satyre mit rührender oder ſtrafender Moral vereinigt. Unerſchrockenheit und feſte Stärke des Geiſtes, Einſicht, Erfahrung, ein lauterer Geſchmack und die thätigſte Vaterlandsliebe beſeelen Alles, was er ſchreibt, und laſſen die kleinen Unebenheiten und Flecken des Styls, die ſeinem raſchen Auge vielleicht zu gering und kleinlich ſchienen, nur wenig bemerken."

Was aber dieſer trefflichen Schilderung einen beſonderen Reiz, ein eigenes Gewicht verleiht und in dem Herzen des vaterländiſchen Leſers ein ſüßes Gefühl erwecken muß, iſt der Umſtand, daß jener Ausſpruch des würdigen Küttner nur das Echo ſo gut als aller Stimmen des Auslandes über unſern großen Autor iſt. Wahrlich, ein nicht ſehr häufiger Fall in der Geſchichte der Literatur überhaupt, inſonderheit in jener Oeſterreichs.

Mehrere Mahle hatte es geheißen, der berühmte Sonnenfels habe vor, wenn nicht eben ſeine förmliche Lebensgeſchichte, doch ſeine Denkwürdigkeiten zu ſchreiben. Das wäre nun freylich ein großer Gewinn, vorzüglich für

die Memoiriſtik geweſen. Etwas aber war an der Sache. Sonnenfels hatte wirklich begonnen, einen Umriß ſeiner Jugendbiographie zu ſchreiben. Dieſen ſendete er unterm 17. December 1775 einem ſeiner Freunde, und dieſer theilte das Manuſcript dem würdigen, ſo verdienſtvollen und vielſeitig thätigen de Luca, dem Schlözer Oeſterreichs mit, welcher dann den Entwurf fortſetzte. Dieß Actenſtück iſt von hoher Wichtigkeit für die Biographie unſeres Helden; und wir glauben Recht gethan zu haben, es nicht gleich Anfangs einzuſchalten.

Das in Rede ſtehende ſelbſtbiographiſche Schreiben des Herrn v. Sonnenfels iſt folgendes: „Die Geſchichte meines Lebens? Ja, ich habe eine Geſchichte, aber ſie kann nur mir, vielleicht meinen theilnehmenden Freunden, vielleicht könnte ſie auch der Jugend in einiger Beziehung nützlich ſeyn, aber auch unter den Händen eines Plutarch würde ſie nie für die Welt erheblich werden. Ihr Aufenthalt in Wien hat Sie in den letzten Jahren zu einem Zeugen, und ihre Freundſchaft zu einem Vertrauten in Allem gemacht, was mir widerfahren iſt. Dieſes Schreiben ſoll alſo nur ein Fragment ſeyn, etwas über meine Anſtellung als Lehrer hinaus; das Abgängige mögen Sie, wenn Sie es der Mühe werth halten, ergänzen. — Ich bin im Jahre 1733 zu Nikolsburg, einem mähriſchen Gränzſtädtchen, der Reſidenz des Fürſten von Dietrichſtein, geboren. Das fürſtliche Haus war von der Wiege an mein Wohlthäter, und ich hoffe, daß es mir noch jetzt erlaubt, mich unter ſeine Schutzbefohlenen zu zählen. Meine Kindheit war gleich der Aller andern meiner Claſſe:

ich ward in die Schule zu den dortigen Piariſten geſchickt, lernte aber wenig mehr, als was mich ein ſehr glückliches Gedächtniß im Vorbeygehen behalten ließ: und ſo hatte ich die Humanioren, wie man es nennt, vollendet, ſprach Latein wie der Hirt auf den ungariſchen Haiden, und mein Präfect kannte von den claſſiſchen Schriftſtellern mehr nicht, als die Gefangenen des Plautus, ein Paar Stellen aus dem Terenz, etliche Seiten vom bürgerlichen Kriege des Cäſars, und die beyden Reden des Cicero für den Muräna und Milo: Das ſtund ſo ungefähr in meinen Schulbüchern. Virgilen hatte ich von Jemanden zum Geſchenke bekommen, und wußte ihn ganz auswendig; aber in meinem Kopfe war es nicht Virgil: es waren abgemeſſene Zeilen: die Schönheiten des Dichters, wer hätte mir die bemerken machen ſollen? Warum nicht gar mein Profeſſor! Die Philoſophie, wie man das Schuldrechſeln damahls nannte, hörte ich in Wien, Purchotius und Gaſſendi waren die Helden, die man damahls verehrte, die man mir vorſtellte; ich war nur 13 Jahre alt, als ich die Schulphiloſophie vollendete, Niemand übertraf mich im Ergotiren über das infinitum categorematicum, syncategorematicum u. dgl., und da ich ungeachtet meiner Jugend eine ergiebige Lunge hatte, ſo hieß ich einer der beſten Studenten. — Außer dem in dieſen Jahren faſt epidemiſchen Anfalle eines Berufes zum Mönchenſtande, der, wie er kam, wieder verging, war hier bis in das 16. Jahr ein Stillſtand in meinen Studien, der zwar nicht von meiner Schuld kam, aber ſeine nachtheiligen Folgen auf mein ganzes Leben hätte verbreiten können. Ohne Zucht, ohne

Leitung, eben in dem Alter, wo ich derſelben am meiſten bedurfte, auf einem Dorfe, welches mein Vater zu ſeinem Wohnorte gewählt hat, mir ſelbſt übergeben, hatte ich beynahe die Sitten meines Gaues angenommen, und bald vergaß ich auch alles das Nichts, ſo ich ohnehin nur durch das Gedächtniß innen gehabt hatte. Häusliche Umſtände, und eine Empfindung, die mir offenherzig ſagte, daß es mir an Erziehung mangelte, warfen mich in Soldatenſtand, der Einfall war neu. Ich kam zu Klagenfurt unter das Deutſchmeiſteriſche Regiment, wo ich fünf Jahre diente, und es bis zum Unteroffiziere gebracht hatte. Das iſt eigentlich der Zeitraum meiner erſten Verwendung. Die Wohlthaten, welche mir der verſtorbene Freyherr v. Laßwitz, als Oberſter, und Freyherr v. Elvenich, damahliger Hauptmann dieſes Regiments, und nun Oberſter und Capitänlieutenant der Garde Palais erwieſen, werde ich nie vergeſſen; überhaupt iſt mir die Erinnerung dieſer 5 Jahre ſtets eine angenehme Erinnerung. Der Soldat iſt, wenn ſich die Exerzirzeit naht, das geplagteſte, zur Winterszeit aber, beſonders in kleinen Garniſonen das unbeſchäftigtſte Weſen von der Welt. Die lange Weile flüſterte mir den Einfall zu, ich könnte den leeren Raum anwenden, etwas von dem Verſäumten nachzuholen. Ich folgte dieſem Einſpruche, ich lernte von franzöſiſchen Deſerteuren, die als Recruten ankamen, franzöſiſch; von Deſerteuren, die aus Italien beym Regimente anlangten, wälſch; von den Mädchen zu Sobotka und Jungbunzlau böhmiſch. Ich las, was ich nur zu Händen kriegen konnte, und bildete mir nach dem, ſo ich las, einen Styl: ſo ſchrieb

ich franzöſiſch im Tone des Le pais; und ſchrieb eine deutſche Poeſie nach Lohenſtein und Klipphauſen, und machte Verſe, die Hofmannswaldau nicht ſchwulſtiger und metaphorenreicher hätte machen können. Ich verwahre noch einige meiner Briefe, worinnen ich Talandern und Neukirchen zu Muſtern gehabt: Denn dieſe Schriftſteller hatte ich mit großer Mühe aufgetrieben. Ein gutes Buch war damahls noch nicht ein nothwendiges Geräth des Offiziers, und in dem ganzen Kreisſtädtchen, wo meine Compagnie bequartirt war, hatte ich allein bey dem Kreishauptmann und einem Mahler einige Bücher gefunden, die aber meiſtens von der Alchymie handelten, worin es die beyden ſehr weit gebracht hatten. Indeſſen las ich wie ich es zu Händen bekommen konnte, und das mochte immer beſſer ſeyn, als womit ſonſt der junge Legionär ſeine Zeit zu vertreiben pflegt. Endlich war ich meiner Wache, meiner zehn Kreuzer Löhnung, und der Ehre, ein vortrefflicher Exerzierer zu heißen, ſatt, und kam aus Ungarn, wohin das Regiment inzwiſchen verlegt worden, nach Wien. Die Angelegenheiten meines ſeligen Vaters hatten während meiner Entfernung eine günſtigere Wendung genommen. Er konnte mich nun wenigſtens mit Koſt und Wohnung unterſtützen; alſo bewarb ich mich um meine Entlaſſung, die ich der Vermittlung der Fürſtinn von Trautſohn, und dem Oberſtſtallmeiſter Grafen von Dietrichſtein zu verdanken habe. Die fünf Jahre meines Soldatenſtandes hatten meiner Denkensart, wenn ich ſagen darf, einen Ton gegeben: ich war nunmehr einer Ueberlegung, eines Entſchluſſes, einer Beharrlichkeit fähig: ich fing an, mich mit Ernſt auf

die Jura zu verwenden, gerade im Jahre, wo die Studien, im neuen Univerſitätshauſe eingeführt wurden; ich hörte die Rede P. M... und fand ſie — nicht gut. Martini gefiel mir beſſer, und ich empfing von ihm Beweiſe, daß ich ihm als Schüler nicht mißfiel. Ich bin Martini die Gerechtigkeit zu geſtehen ſchuldig, daß ſein gedrängter überzeugender Vortrag mich zuerſt wahrhaft denken gelehrt, und wenn heute Ordnung, Klarheit und Bündigkeit in meinen Schriften und Vorleſungen, nicht ganz vermißt werden, ſo habe ich es viel dem Unterrichte dieſes Mannes zuzuſchreiben, der dem Staate ſo viele Jünglinge gebildet hat, die nun mit Ruhm anſehnliche Aemter bekleiden, und durch ihre Geſchicklichkeit ihren Lehrer ehren. Bey meiner emſigen Verwendung auf die Rechte, hatte ich eine Kanzel aus dieſem Fache zum Augenmerke. Nebenher aber wohnte ich den Vorleſungen bey, welche mein Vater über die hebräiſche Sprache in ſeinem Hauſe verſchiedenen Ordensgeiſtlichen gab. Weil mein Fortgang in dieſer Sprache ſchnell war, ſo unterrichtete er mich auch in der rabbiniſchen Sprache, und las mir über das beſte Werk des berühmten Maimonides „Jadchaſaka“ genannt; wie ich dann wirklich eine Abhandlung über die bekannte Begebenheit der Ehebrecherinn, die dem Erlöſer von den Phariſäern vorgeſtellt worden, geſchrieben habe, welche dem **Prodromus controversiae** meines ſeligen Vaters vorgedruckt iſt.

Auch war ich als Interpres der hebräiſchen Sprache bey der n. ö. Regierung meinem Vater adjungirt worden. Um den Rechtspraxin nicht zu verabſäumen, arbeitete ich

zwey Jahre bey dem geheimen Rath und Hofrath der obersten Justizstelle, Grafen von Hartig. Ein Ungefähr gab meiner Verwendung eine ganz andere Richtung. Als Soldat hatte ich wenigstens so viel zu bemerken Gelegenheit, daß die österreichische Mundart nicht die feinste ist, und ich hatte mir während der fünf Jahre eine eigene gebildet: nun wollte ich dieselbe berichtigen. Ich ward von den Dörnern der Sprachlehre nicht abgeschreckt; ich war der Meinung, — Jedermann bey uns war es damahls noch nicht — es sey ebenso Schande in seiner Muttersprache zu sagen: ich habe ihm gesehen, als es seyn würde im Latein: Vidi illi, oder im Französischen j'ai vû à lui. Nachdem ich nun diesen unangenehmen Theil überkommen hatte, wollte ich gute deutsche Muster kennen lernen: ich ging in die kaiserliche Bibliothek, um welche — aufzusuchen. Ungefähr lagen auf dem Tische die Briefe über die neueste Literatur, deren Inhalt mir, wie die Einkleidung sehr anziehend schien. Der Band, den ich durchblätterte, enthielt gerade eine Beurtheilung einer Schrift über das Theater, welche Engelschallen zum Verfasser hatte: ich las diese Worte, oder was Aehnliches. „Da seit zwanzig Jahren alle Provinzen Deutschlands sich bemühten, etwas zur Verbesserung der Sprache beyzutragen; so hätte Oesterreich auch nicht einen nur erträglichen Schriftsteller aufzuweisen.“ — Diese Nationalbeschimpfung kränkte mich; ich faßte den stolzen Vorsatz dieser Schriftsteller — und noch mehr zu werden. Ich ließ also von Stunde an, Rechte und alles Uebrige liegen, und warf mich ganz auf die deutsche Literatur. Mein

erſter Entwurf war immer im Stillen zu arbeiten, ſo lange bis ich mit etwas ganz Untadelhaftem zu überraſchen fähig ſeyn würde. Mein Vornehmen von dieſer Seite ward durch die Vereinigung der ſogenannten deutſchen Geſellſchaft geſtöret: ich ward vom Herrn v. Riegger, Regierungsrath und Profeſſor in Freyburg, der eigentlich als der Urheber davon angeſehen werden mußte, zum Beytritt eingeladen. Dieſe Geſellſchaft hätte nützlich werden können, wenn ſie Unterſtützung, und jedes Mitglied nicht die voreilige Begierde gehabt hätte, ſeine Verſuche im Drucke zu ſehen. Sie verfiel nach und nach; die Geſchichte ihres Verfalles gehört nicht hieher; aber es gehört hieher, daß meine Rede, von der Nothwendigkeit, ſeine Mutterſprache zu bearbeiten, und die Rede auf Marien Thereſien, nebſt andern kleinen Aufſätzen in dieſer Geſellſchaft abgeleſen, und ſodann gedruckt worden. Sie wiſſen, was die Berliner und Leipziger davon geſagt; ihr Urtheil machte mir Muth, der auch noch durch einen andern ſehr kräftigen Sporn in Odem erhalten wurde. Von der Natur habe ich, ſoll ich ſagen, das Unglück oder Glück zu fühlen, daß ich ein Menſch bin: ich bücke mich nicht gerne ſehr vor Geſchöpfen meiner Art; ich konnte alſo ganz wohl vorherſehen, daß, wenn ich Unterkommen ſuchen würde, mein Rücken nicht immer tief genug gekrümmt ſeyn würde, um durch das niedere Thürchen der Beförderung durchzukriechen. Auch die andern Schleichwege zu einem Amte waren nicht für mich gebahnt: ich hielt ein Glück, zu dem ich auf einer andern Straße, als der offenen Heerſtraße des Verdienſtes gelangen würde, für

kein Glück und auf dem Gibel der Ehre würde ich mir immer selbst geringschätzig gewesen seyn, wenn ich dahin gelangt wäre — wie man dahin nicht selten gelangt. Auf dieses Selbstgefühl baute ich, als auf einen Grundsatz die ganze Theorie meines künftigen Fortkommens: ich sprach bey mir selbst: weil du nicht fähig bist, selbst zu suchen, so mußt du dich so ausbilden, um gesucht zu werden, und nun sah ich rings herum, und in allen Gattungen von Wissenschaften und Kenntnissen sah ich geschickte Leute, die ich zu Mitwerbern haben würde: das Feld der Literatur allein lag vor mir öde und unbearbeitet; außer welchen wenigen Ausländern, die damahls in Wien den Ton gaben — Leute, die so viel Weltbürger waren, um ihre Heimath, wo sie als Correctoren in einer Buchdruckerey gar leicht wöchentlich 24 gute Groschen, und eben so viel mit Verfertigung einer Recension für — — verdienen konnten. Die Erkenntlichkeit des Autors, wenn er gelobt ward, ungerechnet. Die aber dennoch so viel Weltbürger waren, um die Ufer der Pleisse, Spree und Oder nebst diesen Vortheilen sämmtlich für die Ehre zu verlassen — um uns Oesterreicher, wie sie uns wohl öffentlich sagten, zu bilden. Wenigstens aber sah ich, daß ich unter meinen Landsleuten nicht häufige Mitwerber fände, wenn ich in der deutschen Literatur etwas Unterscheidendes geleistet haben würde. Nachdem ich es nun einmahl so weit gebracht hatte, um wegen meiner Versuche von den furchtbarsten Schöpenstühlen der deutschen Kritik nicht nur nicht ausgescholten, sondern über Ziel und Polz gelobt zu wer-

den, glaubte ich mich mit einiger Zuverſicht um eine Bedienung melden zu dürfen. Mein erſtes Geſuch war um eine Kanzel der deutſchen Literatur. Ich ward abgewieſen aus dem Grunde: weil ſie bereits beſetzt war. Merken Sie an: Man hieß die Kanzel der deutſchen Literatur beſetzt ſeyn, weil Prozowitſch, der den Linné beſſer als Hallern und Hagedorn kannte, die wichtige Frage: ob c ein wirklicher deutſcher Buchſtabe ſey? in 3 Vorleſungen noch nicht entſchieden hatte. Ich klopfte an andern Thüren: Das „Gott helf' Euch," womit ich abgewieſen worden, kam mir ungefähr immer auf einerley Art entgegen. Ich will alſo eine von den zehn Anecdoten, womit ich dieſe Erzählung aufſtutzen könnte, herausheben. Man rieth mir, ich ſollte mich an — — wenden, der damahls allgewaltig war: man erbot ſich die Ungeheuer, welche den Zugang bewachten, die Tyrannen der Vorzimmer, vor welchen ich eben ſo viel Abſcheu habe, als nach der gemeinen Sage der Elephant vor der Maus, zu beſänftigen; kurz ich ſah das Antlitz des . . . — Was will der Herr? — ich würgte und überkam endlich das „der Herr!" — Ich ſuche eine Anſtellung, und wenn mich meine Verwendung unterſcheiden wird, hoffe ich eine Beförderung. — Von wem iſt der Herr hergeſchickt? — Von Niemanden; ich wußte, daß ein Mann an ihrem Platze zugänglich ſeyn muß; ich war überzeugt, daß die Verwendung bey Ihnen Jedermann den Zutritt öffnet: er war roth bis hinter die Ohren, und ich, was mir hernach begegnet iſt, hatte ich durch eine ſo wiſſentliche Lüge allerdings verſchuldet. — Hat der Herr eine

Empfehlung an mich! Die nachdrücklichſte, die man haben kann, die Beweiſe meiner Fähigkeit, und hier wollte ich meine Zeugniſſe aus der Jurisprudenz vorweiſen, und ſie mit Aufſätzen in franzöſiſcher und engliſcher Sprache, mit einem Aufſatze im Deutſchen, und zuletzt mit einigen gedruckten Stücken begleiten; er ließ mir nicht Zeit, Alles hervorzulangen. — Wer verlangt denn nach allem dem! ich frage, wird der Herr von Jemanden recommandirt? ich dächte — — ich dächte, ſpottlächelnd; denn lächelnd wäre zu fein von einem Manne dieſes Zuſchnittes: ich dächte, der Herr iſt wohl gar ein Lutheraner? — Keineswegs. Wenigſtens iſt es den Herrn ſein Deutſch! und das Gedruckte da? — Es ſind Verſuche von mir! — So? ein Autor gar? — Der Herr iſt in meine Kanzley zu geſcheid. — Das war mir mehr, als ich verdauen konnte; wenigſtens, da ich keine Hoffnung vor mir ſah, wollte ich mir eine kleine Selbſtgenugthuung verſchaffen. — Um Vergebung, verſetzte ich, das wußte ich nicht, daß ihre Untergebenen keine geſcheiden Leute ſeyn dürften; auch wohl nicht vernünftig? Die Urſache läßt ſich errathen, und ſo beſcheide ich mich wohl, bin ich in ihrer Kanzley nicht tauglich. Dieſes Geſpräch iſt Wort für Wort, wie es zwiſchen mir und dieſem Mecänas gehalten worden; und wohl in zwanzig Gelegenheiten ging es mir nicht beſſer. Man verſicherte mich, daß ich die Vorſprache Fräuleins von ... verwirkt hätte, weil ich, da ich ihr meinen Beſuch abzuſtatten kam, dem Kammermädchen, die mich melden wollte, zur Antwort gab, daß ich der Magd nie vertraute, was ich mit der Frau zu

ſprechen hätte. Mit einem Worte Alles zu ſagen: in meinem 28ſten Jahre, da ich auswärts als Verfaſſer einiger nicht ohne Beyfall geleſener Aufſätze ſchon ſehr bekannt war, konnte ich mit meinen Sprachen und Kenntniſſen bey keiner Stelle als Acceſiſt, bey keinem Rathe als Practikant ankommen, und in einem Jahre darauf erhielt ich den Ruf zur Profeſſur: der Pfad, den ich einſchlug, ſchien mich anfangs nicht weniger, als zu einer ſolchen Anſtellung zu führen. Bey den ſehr gemäßigten Einkünften meines Vaters konnte ich es nicht verkennen, daß ihm der Unterhalt eines 28jährigen Sohnes ſehr zur Laſt fiel; ich entſchloß mich daher zu Allem, was ſich anbiethen würde, nur ihn dieſer Laſt zu entledigen. Ich erinnere mich ganz genau, daß ich um dieſe Zeit abermahls den Einſpruch eines religiöſen Berufes laut in meinem Innern vernahm, und ich war nahebey entſchloſſen, der Stimme des Rufenden in der Wüſte zu gehorchen: Die Fügung hat es anders gewollt.

Es ward eine Rechnungsführersſtelle unter der ehemahligen Arzierengarde offen; ich hatte freylich mich durch ſo viele Jahre mit ſo verheißendem Erfolge der deutſchen Literatur nicht in hanc spem gewidmet, aber die gebietheriſche Nothwendigkeit; ja wenn der anwendſame Mann keine Bedürfniſſe hätte. — Ungefähr 400 Gulden waren mit dieſer Bedienſtung verknüpft; das gab in meiner damahligen Lage allen andern Betrachtungen den Ausſchlag. — Hier laſſen Sie mich einen Augenblick verweilen, und meinen Blick bereuend und dankbar zur Vorſicht emporſchlagen: damahls klagte ich über Verlaſſung und Unglück; meine Unzu-

friedenheit war Läſterung. Das was der kurzſichtige Menſch Unglück heißt, iſt oft der nothwendige Ring in der Kette der Vorfälle, wodurch die allwachende Sorgfalt ihn einer beſſern Beſtimmung nähert. Wer weiß es, wäre ich ohne dieſe Anſtellung, die mir damahls alle fernere Ausſicht zu verſchließen ſchien; wer weiß es, wäre ich ohne dieſe, jemahls zu meinem jetzigen Amte gelangt. Durch ſie gewann ich den Zutritt in dem Hauſe des Generalen Freyherrn v. Petraſch, welcher bey der Garde erſter Lieutenant war. Ich war von dieſem Manne, deſſen Talente für den Staat verloren waren, nicht als ein Untergeordneter, ich war als ein Menſch von Verwendung und Fähigkeit aufgenommen, und bald von ihm und ſeiner würdigen Gemahlinn auf einen Fuß behandelt, der mich das Unangenehme des Amtes, welches mir die Noth aufgedrungen, ganz vergeſſen ließ. Ich war in dem Schooße dieſer liebenswürdigen Familie gleichſam einer der Ihrigen, ein Freund der Aeltern, ein Bruder der Kinder, den ihre Liebe ſich ſelbſt gegeben hatte: Das Geſtändniß iſt eine Pflicht, aber dieſe Pflicht zu erfüllen, iſt für mich ein Vergnügen, daß ich dieſem Hauſe, dieſem Manne größtentheils mein Glück ſchuldig bin: ſeine warme, thätige Freundſchaft bewarb ſich überall für mich, ſuchte mir überall Gönner, leitete mich in allen Vorfällen durch ſeinen Rath, bemühte ſich beſtändig die Gelegenheiten zu vervielfältigen, wodurch ich bekannt werden möchte. In dieſem Hauſe ſchrieb ich meine Rede an Marien Thereſien, in dieſem Hauſe las ich ſie einer zahlreichen Verſammlung angeſehener Männer vor, die Petraſch ſeines

Günſtlings wegen zuſammengebeten hatte. Durch Petraſch ward ich unter andern an Freiherrn v. Borie empfohlen, der damahls noch Staatsrath war, bey dem Leute von Verwendung ſich jederzeit eine leutſelige Aufnahme und Unterſtützung verheißen durften. Die Art, wie ich mich bey dieſem Staatsmanne aufführte, war meine eigene. Ich kam nicht ſelbſt, ich ſchrieb an ihn dem Inhalt nach, Folgendes: „Der öffentliche Ruf legte Ihm das Lob bey, daß die Verwendung bey Ihm Zugang und Fähigkeit, Unterſtützung und Förderung fänden. Ich nehme mir alſo die Freyheit, Ihm einige Beweiſe meines Fleißes zuzuſenden und erwartete, was Er hieraus für eine Meinung von meiner Fähigkeit ſchöpfen würde. Aber ich würde Sein Urtheil darüber zu hören, nicht eher das Glück haben, bis Er mich durch eine ausdrückliche Erlaubniß dazu berechtigte. Nach dem erhabenen Poſten, den Er begleitete, und nach demjenigen, was ich von Seiner Denkensart gehört hätte, ſey ich nicht verlegen, zu geſtehen, daß ich als ein Unbekannter, als ein Mann, der ſich durch keinen Rang oder Bedienung ankündigte, eine öftere Abweiſung der Livrée ſcheute, und daß ich meine Stunden anders zu benützen wüßte, als ſie vor der Schwelle der Großen zu verſtehen. Auch erlaubte mir meine Hochachtung gegen Ihn nicht, zu glauben, daß Er die Beweiſe meiner Ergebenheit darin ſuchen würde, wenn ich das Gedräng ſeines Vorzimmers dichter machte.“ Dieſer Brief verſchaffte mir Zutritt bey dem Manne, und mein Zutritt erfüllte ſie ohne Zweifel gegen den Mann mit wahrer Hochachtung. Wenn ich ihm dieſelbe weihe, ſo geſellet

ſich zu den Gründen, die mir mit andern gemein ſind, eine wahre Dankbarkeit: Der ganze Zuſammenhang meines Wohls iſt an ſich ſein Werk. Er gab ſich die Mühe (die ſich Männer in einem gewiſſen Standorte ſo ſelten geben, und die doch für den Staat vielleicht der wichtigſte Dienſt iſt, den ſie ihm zu leiſten vermögen), die Anlage eines jungen Menſchen auszuforſchen, und wozu er tauglich ſeyn dürfte, zu beurtheilen: er ſchlug mich zu dem politiſchen Lehramte, ſo ich bekleidete, vor. Der Umſtand iſt für mich zu rühmlich, als daß ich ihn übergehen ſollte; ich habe dieſes Lehramt nicht geſucht; ich habe den Ruf dazu erhalten, ich habe mich beſtrebt, dieſen Ruf durch eine Probearbeit zu rechtfertigen, welche mit dem Beyfalle aller Hofſtellen, bey denen ſie zur Beurtheilung umlief, beehret wurde; ich erhielt hierauf eine Belobung und das Anſtellungsdecret. — Aber um meine Beſoldung zu erhalten, ging es mir mißlich. Das politiſche Lehramt hub mit mir an; es hatte alſo nicht, gleich den übrigen Lehrämtern der Univerſität ſeinen beſtimmten Gehalt: da ich nun darum anlangte — ſollten Sie wohl vermuthen, daß in einem Lande, wo es Secretärdienſte mit 2 bis 3000 fl., wo es Kanzelliſten gibt, die auf 1000 Thaler Einkommen zählen können, daß man da einem Lehrer der politiſchen Wiſſenſchaften, der nach abgelegtem Beweiſe ſeiner Fähigkeit zu dem Amte; der mit einer Belobung angeſtellt worden, der nach der Einrichtung der hieſigen Lehrämter kein Honorar von ſeinen Zuhörern empfängt — ſollten Sie vermuthen, daß man dieſem — Rathen Sie doch, was man ihm an Gehalt

auszuwerfen anrieth? — Nun, ich ſehe wohl, Sie errathen das nimmermehr — 500 Gulden, das iſt nach dem Preiſe, wie man in Wien lebt, nach Abzug der auf das ſparſamſte berechneten Hausmiethe, Holz, Licht, und ſolcher Bedürfniſſe, täglich gerade noch auf eine geſalzene Waſſerſuppe für mich und meine Frau. Das war in der That vorgeſorgt, daß mich die Verdauung ja nicht im Studieren hindern möchte. Ich will ihn nicht nennen, den, von welchem dieſer liebvolle Vorſchlag herrührte; aber ich nenne denjenigen mit Freuden, der die Unbilligkeit desſelben der Monarchinn vorſtellte, und mir 1200 fl. wenigſtens um die Noth geſichert zu ſeyn, zuwege brachte. Es war der damahlige Staatsraths Referendarius Freyherr v. König, dem ich durch nichts anderes bekannt war, als durch meine Verwendung, an dem ich keine andere Empfehlung hatte, als die Billigkeit. Hier war ich nun auf einem Platze, der zwar meiner Neigung am meiſten entſprach, an dem ich meinem Hange, nützliche Wahrheiten nicht zu verkleiden, ganz Genüge leiſten konnte; aber an dem ich mir auch durch meine Freymüthigkeit eine Legion Widerſacher — dieſe Benennung iſt zu gelinde — Feinde iſt das wahre Wort, erwecken konnte — wirklich erweckte. Die Begebenheiten dieſes Zeitpunctes ſind Ihnen größtentheils bekannt; es ſind nicht eigentlich Begebenheiten, die dem Lehrer widerfahren, es ſind Begebenheiten des Lehramtes, die jedem Andern, der an meiner Statt da geſtanden hätte, ebenfalls aufgeſtoßen ſeyn würden: doch davon will und ſoll ich ſelbſt nicht ſprechen; ich bin eben ſowohl zu ſtolz,

mein eigener Apologiſt, als mein eigener Lobredner zu ſeyn. Vielleicht ging ich bey meinen Wochenblättern zu haſtig zu Werke, aber meine Abſicht wenigſtens war untadelhaft; ich wünſchte die Lectüre deutſcher Schriftſteller zu verbreiten: Bin ich meines Wunſches gewährt worden? Meine Feldzüge gegen die Frage und die Unſittlichkeit der Schaubühne waren langwierig; die, für welche ich kämpfte, verriethen mich oft, und gaben mich den wiederholten heftigen Anfällen meiner Widerſacher bloß. Doch ich habe in meinen Briefen über die Schaubühne ſchon geſchrieben. Wien empfindet heute das Vergnügen einer geſitteten, regelmäßigen Schaubühne: Das iſt mein unverweſendes Siegeszeichen. Vielleicht aber würden meine Bemühungen folglos geweſen ſeyn; Wien, gegen welches ſich gemiethete Schrifterlinge in ihrem ... ſo muthwillige Urtheile erlauben, weil ſeine großen Männer zu beſcheiden ſind, um zu prahlen, und weil ſeine mittelmäßigen Köpfe es nicht wagen durften, als literariſche Bralhänſe aufzutreten, Wien würde vielleicht jetzt noch Hannswurſte und Bernardone, und den ganzen Unſinn der extemporirten Stücke haben, wenn meine Vorſtellungen nicht durch den Staatsrath Freyherrn v. Gebler ſo kräftig wären unterſtützt worden. Ich würde es im Angeſichte der ganzen Welt ſagen, was ich in freundſchaftlicher Ausſchüttung meines Herzens an Sie ſchreibe: Talente finden nirgends einen leichtern Zugang als bey Geblern, er empfängt ſie mit einer Leutſeligkeit, die ſie ermuntert, er hört ſie und bemüht ſich ihnen Vorſchub zu geben. Ich kann mich ſelbſt zu einem beſtätigenden Beyſpiele anführen. Meine

Vorleſungen blieben in den erſten Jahren nicht unbemerkt. Gebler, der damahls noch Hofrath war, ſuchte mich zu kennen, und dieſe Bekanntſchaft erwarb mir ſeine Freundſchaft, ſeine Unterſtützung. Er war inzwiſchen zum Staatsrath ernannt, und er war es, der mein Beſtreben als Lehrer bey der Monarchinn geltend machte, der oft, wenn verkehrte oder vernachläſſigte Grundſätze, welche mein Beruf mich entwickeln hieß, mir Verfolgungen erwecken ſollten, mich vertrat: er hatte den größten Antheil an den Belohnungen, womit die Monarchinn mir ihren Beyfall über den erſten Theil meiner Grundſätze zu bezeugen, und mich zur Fortſetzung dieſes Werkes zu ermuntern die Gnade hatte: er war es endlich, welcher über die bekannte Schrift: über die Nothwendigkeit, das Extemporiren abzuſtellen, vor dem Throne Nachdruck gab, und mich zum Cenſor der Schaubühne zu der Zeit vorſchlug, als die Wiederkehr Bernardons, dem Geſchmack wenigſtens des großen Haufens einen gefährlichen Rückfall drohte. Aber meine Erzählung ſollte ja nicht über dieſen Zeitpunct, nicht einmahl bis zu dieſem Zeitpuncte ſollte ſie fortgeſetzt werden. Mein Herz hat mich über das bezeichnete Ziel hinaus geführt: es erinnert ſich zu gerne der empfangenen Wohlthaten, es nennt zu gerne die Nahmen ſeiner Wohlthäter, unter welchen ich dem Statthalter Grafen von Seilern einen vorzüglichen Ort zu weihen verpflichtet bin. Sie wiſſen, daß ich ſeinem Vorworte bey der beſten Kaiſerinn meinen jetzigen glücklichen Zuſtand zuzuſchreiben habe. Ich mag immer ein wenig damit groß thun, daß ich mir ſeine Gewogenheit

erworben habe. Das Zutrauen, womit er mich unterscheidet, ist in den Augen aller Rechtschaffenen ein unverwerfliches Zeugniß, nicht für den Rath nur, der unter seinem Vorsitze arbeitet; auch für den Sonnenfels, den er eines nähern Zutrittes in seinem Hause würdigt, und der die Stunden, welche er in Gesellschaft dieses liebenswürdigen Großen hinzubringen das Glück hat, unter die Vergnügtesten seines Lebens zu zählen, Ursache hat. Ich bin . . ."

De Luca supplirt nun, wie folgt*): „So weit der eigene Biograph, und nun will ich es versuchen, einige Beyträge zu einer künftigen vollständigen Biographie Sonnenfelsens zu liefern. Die Reinigkeit des Geschmackes, die Verbesserung der Sprache, eine gesittete Schaubühne, die Beförderung der Lectüre. alles dieses dankt Wien Sonnenfelsen, und macht sein Andenken für Oesterreich unsterblich. Die Rede, welche Sonnenfels im Jahre 1761 bey der deutschen Gesellschaft in Wien hielt, machte diesen Mann am ersten bekannt, das Journal etranger zu Paris schrieb am ersten von ihm, und durch dieses ward er Sachsen bekannt. Er nahm Antheil an dem Wochenblatt „die Welt," so i. J. 1764 zu Wien erschien, und diese Wochenschrift ward die erste, die in diesem Orte an's Licht trat. Hier fängt die Zeitrechnung zur Reinigung des Geschmackes und Beförderung der Lectüre

*) Aufmerksamer Lesung zu empfehlen, da auf den Inhalt großes Gewicht zu legen, weßhalb wir denn wiederholt daran erinnern.

für Wien an. Sonnenfels Rede auf Marien Thereſien, die er in der deutſchen Geſellſchaft zu Wien, i. J. 1762 hielt, und dann gedruckt ward, machte die Fremden auf dieſen Mann aufmerkſam, er ward auswärts gerühmt, man beneidete uns um Sonnenfelſen, der unter uns um dieſe Zeit noch ganz unbekannt und vielleicht noch gehindert ward, bekannt zu werden. Mit dem Jahre 1764 legte Sonnenfels ſelbſt Hand an zu einem Wochenblatte, und zwar unter dem Titel: „Der Vertraute," ſieben Stücke kamen davon zum Vorſcheine. Indeſſen war Sonnenfels politiſcher Lehrer, er beſtieg den Lehrſtuhl an der Wiener Univerſität i. J. 1763 mit einer Rede über die Unzulänglichkeit der alleinigen Erfahrung in den Geſchäften des Staates. Von dieſem Augenblicke ward Sonnenfels als ein Neuerer angeſehen. Die Lehrſätze, welche Herr v. Kees im J. 1767 an der Wiener Univerſität vertheidigte, hätten Sonnenfelſen bald um den Lehrſtuhl und um Alles gebracht. Feinde und Neider waren bereits da, man wartete nur auf eine Gelegenheit zum Ausbruche, und dieſe Sätze mußten ihn geben. Sonnenfels war der Monarchinn als ein Religionsſpötter, als ein Beleidiger der Majeſtät, und als ein Verführer der Jugend abgeſchildert. Die Sache ward unterſucht, man fand die Bosheit ſeiner Ankläger, und Sonnenfels ſtatt unterdrückt zu werden, ward in der Folge belohnt, er bekam den Titel eines k. k. Rathes. Kaum war dieſes Feuer gelöſcht, ſo ging gleich ein Neues auf, und zwar im J. 1765. Da er den „Mann ohne Vorurtheil" ſchrieb; hier fängt ſich die große Reformation an. Durch dieſe Wochenſchrift ward

die Lectüre allgemein in Wien verbreitet. Der Sonnabend, in dem in jeder Woche ein Bogen erſchien, war immer mit heißer Sehnſucht erwartet; man las, mit jeder Leſung ward gelärmt, und doch konnte man kaum die Ausgabe eines neuen Bogens wieder erwarten. Dieſe Wochenſchrift, die, einige Stücke ausgenommen, immer zu den beſten Wochenſchriften in Deutſchland gehört, brachte unſern Staaten einen zweyfachen Vortheil. Der erſte beſtand in einer allgemeinen Verbreitung der Lectüre, und in Abſchaffung des Extemporirens auf allen erbländiſchen Theatern. Engelſchall gab zwar ſchon i. J. 1760 eine Schrift zum Beſten eines regelmäßigen Theaters in Druck. Die Wochenſchrift, „die Welt," wagte auch Ausfälle auf das Theater, aber auch ohne Wirkung, der „Mann ohne Vorurtheil" hingegen erreichte ſein Ziel. Er ſuchte durch dieſe Wochenſchrift einige Gemüther zu gewinnen, da die Hannswurſte, Bernardone, Burline, und wie alle die heißen, deren Beſtimmung war, Zoten und Unſinn auf der Bühne auszuſpeyen, bald in's Lächerliche gebracht, bald die Sache ernſthaft behandelt war. Indeſſen mußte ſich Sonnenfels gefallen laſſen, für ſeine patriotiſchen Handlungen, auf der Bühne dem Geſpötte des Pöbels preisgegeben zu werden, und im J. 1767 ward er am erſten Maßle geſpielt. Prehauſer, der um dieſe Zeit Hannswurſt auf dem Wiedner Theater war, ſtellte Sonnenfelſen vor. Kleidung, Gang und Geberde, kurz die ganze Sonnenfelſiſche Perſon war nachgeahmt. Die Comödie hieß: Der auf den Parnaß verſetzte grüne Hut, und dieſes vortreffliche Schauſpiel verehrt in Herrn Kl...

den V. Auch die italieniſchen Operiſten ſpielten Sonnenfelſen zwey Mahl in einer Operette. — Alle dieſe Beſchimpfungen konnten ihm in ſeinem patriotiſchen Vorhaben keine Störung machen, er ging muthig auf der Bahn vor, und brachte es endlich 1768 dahin, daß ein eigenes allerhöchſtes Geſetz gegeben wurde, wodurch das Extemporiren auf unſern Theatern auf immer unterſagt ward, und Sonnenfels war zum Theatralcenſor ernannt. Ungeachtet dieſes beſtehenden Geſetzes ward doch im J. 1769 ein abermahliger Verſuch zum Extemporiren gewagt; die ſogenannte Badnertruppe, die in der Leopoldſtadt ſpielte, war bereits daran, ihre Poſſen auf dem Theater nächſt dem Kärnthnerthore aufführen zu laſſen, allein Sonnenfels überreichte dem Kaiſer Joſeph II. eine Vorſtellung, und die Sache unterblieb. Durch die Vorſtellung wurde das Extemporiren vom Neuen unterſagt, und noch dazu das Verboth auf alle übrigen erbländiſchen Theater ausgedehnt. Mit dem J. 1769 machte man noch einen Verſuch zum Extemporiren; der bekannte Bernardon, Kurz mit Nahmen, ward von Affligio, der damahls das Theater in Pachtung hatte, auf das Theater gebracht, er hatte mächtige Freunde; man ſuchte bey Hofe Erlaubniß an, extemporirte Stücke zu geben, allein das Anſuchen war fruchtlos. — Sonnenfelſens Vorſtellung war noch im friſchen Andenken; der verehrungswürdige Freyherr von Gebler, der jederzeit Alles anwendete, eine geſittete Bühne der Nation zu erhalten, hat es dieſem Manne einzig zu danken, daß Affligios Vorſchläge unterdrückt waren. Bernardons Freunde wagten ſich an Sonnenfelſen und wollten ſich

kühlen. Das Theater wollten oder konnten sie zum Mittel nicht wählen, also das Bildniß Sonnenfelsens so der berühmte Schmutzer im J. 1768 in Kupfer brachte, mußte den Stoff geben. Ein gewisser Kupferstecher in Wien, mit Nahmen Landerer, ward bezahlt, Bernardonen durch seine Hand zu verewigen, und Kurz Bildniß ward gleich dem Sonnenfelsischen Bildnisse gestochen, so zwar, daß diese zwey Bilder mit den Köpfen gerade gegen einander sahen. Indessen ist das Ziel Sonnenfels erreicht. Unsere Theater sind vom Unsinn und der Zote gereinigt, die Lectüre verbreitet und die Sprache verfeinert sich täglich. Mit dem Jahre 1765 erschien der erste Theil von dem Sonnenfelsischen Vorlesbuch, im J. 1768 der zweyte und im J. 1776 der dritte. Wer in der Geschichte der Staatswissenschaft nur in etwas bewandert ist, dem die ältesten und neuesten Schriften in diesem Fache bekannt sind, muß Sonnenfelsen das Geständniß geben, daß er in den politischen Wissenschaften eine der wichtigsten Epochen macht. Bis auf Sonnenfelsen vermißten wir in diesen Wissenschaften immer ein richtiges System. Doch hierüber habe ich mich näher erklärt in dem Eingange zu den politischen Lesungen für das Jahr 1778, und in der Geschichte der Staatswissenschaft, an der ich eben arbeite, werde ich umständlicher über diesen Punct handeln. Die Aufhebung der Tortur ward vielleicht von ihm veranlaßt, und er sprach eher von der Abschaffung der Tortur und Aufhebung der Todesstrafen, als das berühmte Werk von Verbrechen und Strafen an's Licht trat. Beccaria und der Bestätiger dessen, was Sonnenfels zwey Jahre

vor ihm ſagte und ſchrieb. So viele Böſewichte, die die Tortur aushielten, das Beyſpiel manchen Staates, wo die peinliche Frage verbannt wurde, alles dieſes erregte Aufmerkſamkeit auf die Tortur, man fing auch bey uns an zu unterſuchen, ob die Tortur ein billiges und zuverläßiges Mittel ſey. Im Jahre 1775 ward zu Zürch in der Schweiz, Sonnenfels Votum, ſo er bey der n. ö. Regierung wider die Tortur gab, gedruckt. In dieſem Voto wird die Tortur noch in einigen Fällen zugelaſſen. Die Monarchinn aber hob ſie durchaus auf. Und ſo dürften in der Folge mehrere Sätze Sonnenfelſens, die man für den Staat ſo ſchädlich fand, in die Ausübung gebracht werden. Die Rede auf Marien Thereſien, ſo Sonnenfels im J. 1762 in der deutſchen Geſellſchaft zu Wien ablas, die Rede von dem Bilde des Adels, von der Beſcheidenheit im Vortrage ſeiner Meinung, kurz Sonnenfelſens Reden, die bis jetzt im Drucke erſchienen ſind, geben ihm das vollgültigſte Zeugniß, daß er unter den beſten weltlichen Rednern Deutſchlands, in unſern Tagen den erſten Platz einnimmt. Der Tadler nach der Mode, abermahls ein Theaterſtück, wodurch Sonnenfels zum Gelächter auf der Bühne werden mußte. Herr St. — der V. gab im J. 1775 auf die Bühne, und der V. beſtätigte hierdurch den Satz: Wohlthaten bleiben ſelten unbelohnt. Von Sonnenfelſens redlicher Denkensart könnte ich viele Beyſpiele aufſtellen, aber es ſey genug, den N... anzuführen, der 1769 in einem Krankenhauſe zu Wien verſtarb. Man weiß, wie oft dieſer zur Beſchimpfung Sonnenfelſens die Feder anſetzte, und nun wird der Mann krank,

man bringt ihn in's Krankenhaus, er wird von Allen verlaſſen, ſelbſt von denen verlaſſen, die ihn in geſunden Tagen wider Sonnenfelſen aufhetzten, aber Sonnenfels verließ ihn nicht, er unterſtützte ihn insgeheim mit Geld, und war es ein geheimer Trieb, der dem N... ſagte, Sonnenfels iſt der Gutthäter, wie es iſt. N... ſchrieb einige Tage vor ſeinem Ende an S..., meldete ihm, daß er ſchon einige Mahle von einer unbekannten Hand Geld empfangen habe, er hätte gegründete Urſache zu glauben, daß S... dieſer Menſchenfreund wäre, daß er dem Manne, den er ſo oft beſchimpfte, dieſe Wohlthat zu danken hätte u. ſ. w. Seinen Feinden Gutes zu thun, dazu gehört unſtreitig eine große Seele."

Wir dürfen wohl annehmen, daß die obige Jugendgeſchichte unſeres Mannes, aus ſeiner eigenen Feder gefloſſen, ſo wie de Lucas Fortſetzung dem Leſer willkommen ſeyn werde; und um ſo mehr können wir nun glauben, dieß werde auch der Fall bey einem ſelbſtbiographiſchen Artikel ſeyn, welchen Sonnenfels etwa acht Jahre ſpäter geſchrieben. Hier ſchildert er ſich mit mehr Freyheit und Wärme, voll edlen dankbaren Gefühls für ſeine Wohlthäter, Gönner und Freunde. Es iſt der nachſtehende:

„Meine früheſte Kindheit ward von dem fürſtlichen Hauſe Dietrichſtein in Schutz genommen. Ich war einer von den vielen Zöglingen, die durch liebreiche Vaterſorge dieſes erhabenen Hauſes dem Staate heranwachſen. Die Vorſicht hat den gütigen Carl erhalten, daß er die Früchte ſeiner Gnade an mir zu vollem Wachsthume ge-

bracht ſehen konnte. Als ich bey meiner letzten Beförderung ſo glücklich war, ihm die milde Hand zu küſſen, die über mich und Tauſende in Geheim Gutthaten verbreitet; als ich meinen jetzigen Wohlſtand zu ſeiner Gnade, als zu der erſten Quelle zurückführte, da verſicherte mich ſein ſanfter Handdruck und ſein väterlich über mich geſprochener Segen, daß er ſeine Wohlthaten an mir für nicht verworfen hält. Reif dem Lohne eines in ſtiller Größe vollbrachten Laufes ſieht der edle fürſtliche Greis der Abrufung entſchloſſen entgegen, und läßt mit ſeinem Beyſpiele ſeine Güte auf ſeinen Nachfolger vererbt.

Die ſich verbeſſernden Umſtände meines Vaters ſchienen ihm zu erlauben, mich nachher in eigene Verſorgung zu übernehmen. Dieſer redliche Mann würde, nach ſeinen ſtrengen Begriffen an der Wohlthätigkeit einen Diebſtahl zu begehen geglaubt haben, wenn er ſeinen Sohn länger eine Stelle hätte einnehmen laſſen, die eigentlich hülfloſen Kindern beſtimmt war. Aber nur nach wenigen Jahren fand er ſich von ..., der ſein Zutrauen hinterſchlichen, um alles Vermögen gebracht und ich mich ohne Stütze, in dem Alter gerade, wo Mangel an Unterſtützung das größte Unglück iſt, weil es auf das ganze Leben einfließt.

Der Kriegsdienſt ward meine Zuflucht. In welchem Stande ſind einem Jünglinge von 17 Jahren Beſchützer unentbehrlicher, als in dieſem, wo er ſich hingeworfen ſieht, überlaſſen dem Zuge ſeiner Leidenſchaften, preisgegeben den Hinderniſſen der Beyſpiele um und neben ſich!

Ich hatte dieſe Beſchützer gefunden, gegen die meine Verehrung immer ſich erneuert, ſo oft ich mit Beben mir vorſtelle, was ich, ohne ihre mir geſchenkte Vorſorge, zur Stunde vielleicht ſeyn würde. Bey der Nachricht von dem Tode Freyherrn v. Leſchwitz, der als Oberſter den Gemeinen Sonnenfels nicht unter ſeiner Aufmerkſamkeit hielt, vergoß ich Thränen des Leides und der Dankbarkeit. Aber ich genieße noch die Freude, Freiherrn v. Elvenich, unter deſſen Compagnie ich ſtand, von Zeit zu Zeit verſichern zu können, daß ich, ſeiner Gutthaten ewig eingedenk leben werde.

Die fünf Jahre, die ich gedient, waren für meine Bildung nicht ganz verloren. Doch ich hatte den Dienſt nicht als meine Endbeſtimmung ergriffen, ſondern als einen Zwiſchenſtand, wo ich ohne Erniedrigung die Herſtellung der verfallenen Umſtände meines Vaters abwarten konnte. Nach dem Syſteme damahliger Zeiten, war die Entlaſſung eines jungen Soldaten nicht ohne Schwierigkeit. Die meinige ward mir von Johann Grafen von Dietrichſtein bewirkt. Das war der Anfang eines Schutzes, deſſen Thätigkeit ich nachher in hundert Anläſſen erfahren, und nicht ſelten auch für meine Freunde geltend zu machen, das Glück hatte. Ja! Mann, der Sie durch das vortrefflichſte, menſchenfreundlichſte Herz Ihrer Abkunft und Ihres Ranges ſo würdig ſind, ja ich darf mich Ihres Schutzes, Ihres erklärten Wohlwollens vor aller Welt berühmen; aber ich will mir dadurch auch vor aller Welt die Pflicht der ehrerbiethigſten Ergebenheit gegen Sie und gegen Ihre erlauchte Familie unverbrüchlich heiliger machen.

Nach der Wiederkehr zum bürgerlichen Stande hub meine ernstere Verwendung an. Sind Aufklärung und geläuterte Grundsätze das größte Geschenk des Lebens, so werde ich Rieggern und Martini stets als Diejenigen betrachten, die vorzüglich zu meiner Wohlfahrt beygetragen haben. Diese in den Jahrbüchern der Nationalerleuchtung merkwürdigen Männer lehrten mich zuerst denken. Auf ihren liebreichen Unterricht habe ich den Bau der Kenntnisse, wenn ich immer Kenntnisse besitze, als auf seine erste Veste gegründet. Es schmeichelte dem Jünglinge, wenn man es Festigkeit des Charakters und Selbstgefühl nannte, was andere an ihm als Ungeschmeidigkeit oder unrecht gestellten Stolz aussetzten. War es nun des Lobes oder Tadels werth, was mich verhinderte, in Dienstwerbungen zudringlich zu sein, wenigstens war mein Schicksal dadurch nicht gebessert. In Jahren, worin eine biegsamere Gattung von Menschen schon eines gegründeten Glückes genossen, war es mein höchstes, eine Bedienung, die mich kaum gegen Bedürfnisse sicherte, erhalten zu haben. Der Nahmen Amärighi, des Freundes der mir von dieser kleinen Bedienung Nachricht gab, ehe jemand davon wußte, steht in meinem Herzen erlauchten Nahmen zur Seite. Wahre Dankbarkeit kennet keine Etikette, hält keine Rangordnung. In meiner damahligen Lage war der Dienst, den die freundschaftliche Eilfertigkeit dieses Mannes mir leistete, auch nicht gering, und es war der größte, den er mir zu leisten vermochte.

Hier fand ich mich in einer Stellung, von der ich damahls glaubte, daß sie die Aussicht zu einer Verbes-

ſerung auf immer mir verſchränken würde, die ich aber heute als den eigentlichen Anfang meines Wohlſtandes betrachten muß. Ich kam in Verbindung mit Freyherrn v. Petraſch. Es war die Verbindung eines Untergeordneten mit ſeinem Vorgeſetzten. Jedoch ſeine Güte hätte mich den Abſtand, der mich von ihm in eine große Entfernung ſtellte, nicht wahrnehmen laſſen, wenn meine dadurch erhöhte Dankbarkeit mich desſelben nicht um ſo mehr erinnert hätte. Die würdigſte Gattinn, die liebreiche Familie ahmten ſein Betragen gegen mich nach: ich ſah mich mit der Vertraulichkeit eines Freundes, ich ſah mich mit der Liebe eines Sohnes, mit der Innigkeit eines Bruders behandelt: ich fand hier aufrichtende Theilnehmung, wann meine Lage mich zuweilen muthlos machte, Rath, wann Jugend und Unerfahrenheit mich irre geführt haben würden, Bildung im geſellſchaftlichen, geſitteten Umgange, der in allen Verhältniſſen des Lebens ſo wichtig iſt, und wozu dem in die Welt tretenden Jünglinge, ſoll ich ſagen, Gelegenheit oder nachahmungswürdige Vorbilder, fehlen: ich fand hier meine Verwendung, Fürſprache.

Dieſer werde ich ſtets die unterſcheidende Aufnahme des Freyherrn v. Borie zueignen, bey welchem meine kleinen Schriftſtellerverſuche gewiß einen geringen Eindruck gemacht haben würden, wenn ſie das Zeugniß, das Freyherr v. Petraſch meiner Aufführung und Denkungsart gab, nicht unterſtützt hätte. Ich kenne die unrühmlichen Mittel, deren man gebraucht hat, mir die Gewogenheit bald zu entreißen, die Freyherr v. Borie mir auf

die edelſte Art zugewendet hatte. Aber wenn der Verläumdung ihre Anlage gelungen hat, ſo hebt ſeine Gleichgültigkeit gegen mich immer meine Verbindlichkeit nicht auf, öffentlich zu bekennen, daß er es war, dem ich den Ruf zu dem politiſchen Lehramte, er, deſſen Mitwirkung ich das Lehramt ſelbſt zu verdanken habe. Freyherr v. Borie ſprach einem jungen unbekannten Mann bey Fürſt von Kaunitz das Wort, und bewog den allgemeinen Beſchützer der Talente, mir ſeine Unterſtützung gleichſam auf Abſchlag der Erwartung zu gewähren, die ich auf dem Lehrſtuhle, den ich beſteigen ſollte, zu erfüllen, über mich nehmen würde.

Ich glaube die vortheilhafte Meinung meines erhabenen Beförderers wenigſtens von Seite der Freymüthigkeit nicht hintergangen zu haben. Ich hielt es für die Pflicht meines Standortes, mit dem Aberglauben, dem Vorurtheile, mit dem Anſehen, der Geburt und dem Eigennutze nicht zu heucheln. Dafür aber waren die Prüfungen meiner Standhaftigkeit hart, mannigfaltig wiederholt.

Auch darin ward mein Herz mein großer Wohlthäter, daß es mich fähig machte, Widerwärtigkeiten zu ertragen, und die Urheber derſelben nicht zu haſſen. Ich finde die Nahmen dieſer letzteren nicht mehr in meinem Gedächtniſſe: und ſelbſt die Erinnerung der größten Gefahren, denen ich mich Preis gegeben ſah, würde ganz bey mir verloſchen ſeyn, wenn ſie nicht mit dem dankbaren Andenken gegen diejenige verbunden wäre, durch deren Schutz ich nicht unterlag.

Ich ſagte mit Grotius, mit dem übereinſtimmenden Gefühle der ganzen Menſchheit, mit der Wahrheit: „Der Unglückliche auf der Folterbank wird lügen, wenn er die Marter zu ertragen, und lügen, wann er ſie nicht zu ertragen fähig iſt*).“ Ich wünſchte, es möchte mir von uns, wie Livius von den Römern, erlaubt ſeyn zu rühmen, daß uns unter allen Nationen der Erde die gelindeſten Geſetze anſtehen**), weil die Gelindigkeit unſeres Nationalcharakters der Strenge nicht bedarf. Und ohne die eifrige Vertretung des Fürſten von Kaunitz hätte es mich meinen Stand gekoſtet, auf dem Lehrſtuhle dasjenige vorgetragen zu haben, worüber bald darauf ganz Europa Beccarien mit Ehre und Segen krönte. Doch die Folter iſt abgeſchafft; die Todesſtrafen ſind nicht mehr ſo gemein. Die Narben der Wunden, die man in Vertheidigung der guten Sache empfängt, ſind Ehrenzeichen.

Die Reinigkeit meiner Abſicht, und daß ich für die Rechte des Thrones und der bürgerlichen Geſellſchaft mit Wärme, aber auch mit nicht widerlegten Gründen das Wort führte, würde mich vor dem Untergange nicht geſchützt haben, hätte nicht der den Wiſſenſchaften ſo ſehr zur Unzeit entriſſene van Swieten, ohne vorher meine Bitte zu erwarten, ohne nach der Hand meine Dankſagung anzunehmen, aus meiner Sache gleichſam die eigene

---

*) Mentietur qui ferre potuerit et qui ferre non potuerit, mentietur.

**) Gloriari nobis licet, nulli orbis terrarum populo mitiores, quam romanis, placuisse leges.

Sache der Cenſur gemacht, unter deren Genehmigung die Sätze und Schriften, worin ich die gefährlichen Meinungen unter das Volk brachte, erſchienen.

Kaunitzen und Swieten bin ich für die Erhaltung meines Standes, Freyherrn v. Gebler, bey dem ein günſtiges Vorurtheil für meine Verwendung die Stelle der Empfehlung vertrat, bin ich großen Theil für die Verbeſſerung desſelben verpflichtet, und für meine Beförderung, die ſehr oft gerade durch die mir erregten Widerwärtigkeiten herbeygeſchleuniget wurde. Die Ausgabe der kloziſchen Briefe ſollte mich vom Lehrſtuhle, vielleicht von Wien verdrängen; ſo ungefähr war der Anſchlag. Statt deſſen ebnete ſie die Hinderniſſe, welche bis dahin den gütigeren Geſinnungen des damahligen Statthalters, Grafen von Seilern im Wege gelegen waren: ſie öffnete mir den Eintritt in die Rathsſtube.

Der edelſten Behandlung dieſes würdigen Präſidenten hatte ich mich mit allen meinen Amtsgefährten gemeinſchaftlich zu beloben, aber ich werde mit der auszeichnenden Gewogenheit und dem näheren Zutrauen, deſſen er mich in ſeinem Hauſe, in ſeinem beſondern Umgange gewürdigt, immer groß thun, als mit einem rühmlichen Zeugniſſe der Achtung von einem Manne, der ſeine Achtung zu verſchwenden nicht gewohnt iſt. Graf Seilern ſchätzte mich hoch genug, um in einem ſehr unangenehmen Vorfalle, wo der Zuſammenfluß ungünſtiger Umſtände mich in Argwohn zu bringen ſchien, mich meiner eigenen Rechtfertigung zu überlaſſen, und ſich dann zu freuen, daß

er ſich an mir nicht geirrt, daß ich zu meiner Vertheidigung ſeiner Beſchirmung entbehren konnte.

Die Nahmen Sperges, Spielmann, Greiner, Born, würden das Verzeichniß meiner Wohlthäter vergrößern und beſchließen, wenn der Edelmuth dieſer Männer mir die Verbindlichkeiten öffentlich zu geſtehen erlaubte, unter welchen ich gegen ſie lebenslang ſtehen werde. Aber, verehrungswürdige Freunde! es erhöht den Werth Eurer Wohlthaten, und veredelt ſie, daß Ihr mir dieſelben unter der beſcheidenen Benennung der Freundſchaftsdienſte erwieſen habt.

Ich blicke dahin zurück, woher ich ausgegangen bin. Ich ſehe, daß ich einen Raum hinter mir gelaſſen habe, und an einem Orte ſtehe, wohin ich mich einſt kaum durch Wünſche zu erheben die Kühnheit hatte. Jedoch nicht der Standort, an dem ich mich finde, macht mein Glück, macht meine Zufriedenheit, ſondern, daß ich mir ſagen darf: „Du biſt hierher gelangt, nicht irgend auf Krummgängen und Schleichwegen, ſondern auf der offenen Straße der Verwendung, geleitet von der Hand der Wohlthätigkeit.“

Hiermit ſchließt die zweyte ſelbſtbiographiſche Skizze des großen Sonnenfels; und wir dürfen wohl glauben, daß dieſe wie die vorausgegangene weſentlich dazu beygetragen habe, den Leſern die innere Individualität des Mannes, ſo wie den Gang ſeiner äußern Geſchicke zu verdeutlichen, ja zu vergegenwärtigen, beſonders wenn mit Recht factiſch voraus zu ſetzen iſt, daß Wahrheitsliebe und Biederkeit zu den Charakterzügen des Autors gehörten.

Die Leſer werden damit einverſtanden ſeyn, wenn wir jene beyden Selbſtbiographien nicht als umzuſchmelzendes Material für unſere eigene Darſtellung benützt, ſondern in gebührender Pietät, und als höchſt merkwürdige Reliquien des großen Autors mitgetheilt haben, wie er ſelbſt ſie geſchrieben. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit de Lucas Fortſetzung, rückſichtlich ihrer eigenthümlichen Färbung.

Sonnenfels hat kein öffentliches Monument; er iſt ſein eigenes; ſeine Schriften ſind ſein Denkmahl, oder vielmehr, ſie könnten und ſollten es in einer, auch äußerlich characteriſtiſchen Weiſe ſeyn. Es wäre nähmlich zu wünſchen, ja zu fordern, daß man ſie ſammle, ſichte, ordne, zeitgemäß geſtalte, erläutere, ein ſehr ſpecielles Regiſter dazu liefere, und ſomit gleichſam als eine Monumental-Ausgabe an das Licht treten laſſe; ein Wunſch, ein Verlangen, ſeit einigen Jahren ſchon von uns ſelbſt zärtlich gehegt, und mehr als einmahl ausgeſprochen.

Von Joſephs von Sonnenfels Vater, einem ſehr geachteten Gelehrten, der in hohem Alter ſtarb, ſind außer dem oben angeführten Werke (**Controversiae cum Judaeis etc.**) im Drucke erſchienen: **Lapis Lydius, sive institutiones hebraicae linguae methodo actiologica propositae, lat. & germ.** Wien 1756; **Judaica sanguinis nausea,** oder jüdiſcher Bluteckel. Wien 1753; Sendſchreiben an P. Dom. Fr. Sterzinger über zwey hebräiſche Wörter: **Chartumim und Bellehatabem.** Wien 1768.

Josephs von Sonnenfels zwey Jahre jüngerer Bruder, der k. k. Hofkammer-Hofrath, Franz Freyherr von Sonnenfels war in seiner Weise ebenfalls ein wirklich außerordentlicher Mann. Sein menschenfreundliches Wohlwollen, sein Sinn und Trieb im Dienste der Humanität wirksam zu seyn, besonders wenn es moralischen und gemeinnützigen Zwecken galt, stellen ihn den großmüthigsten und freygebigsten Wohlthätern aller Zeiten würdig und glänzend, und ewig unvergeßlich an die Seite. Eine einzige Ziffer möge sprechen: Zwey Mahl Hundert neun Tausend sieben Hundert vier und zwanzig Gulden (209,724 fl.). Dieß ist die Summe, welche er humanen Stiftungen in barem Gelde zugewendet, wovon übrigens 31,352 fl. von seiner Gemahlinn beygetragen worden. Um dieß hehre Ziel zu erreichen, schränkte er seinen Haushalt möglichst ein. Hier ist das Detail der Stiftungen und Anstalten Franzens von Sonnenfels: Zu Pfründen für Kinder von Staatsbeamten 60,000 fl.; für die Nikolsburger Jugend an Stipendien 36,000 fl.; zur Ausstattung unbemittelter Stadtmädchen 18,000 fl.; Stiftung des mährischen Rosenfestes „zur Ausstattung und Belohnung der tugendhaftesten und geschicktesten Landmädchen" 10,400 fl.; Stiftung für verunglückte Gewerbsmänner 12,000 fl.; deßgleichen für arme Witwen 12,000 fl. und für Soldatenwitwen 9000 fl.; für arme Kranke Nikolsburgs 7800 fl.; für bewährte alte Dienstbothen 6000 fl. zu kleinen Auslagen 472 fl.; — obiger Betrag seiner Witwe 31,252 fl.; endlich für tadellose ausgetretene Chorknaben des Nikolsburger-Seminars 6800 fl.!!

Auch dieſer, man kann ſagen faſt königliche Wohlthäter, verdankte wie ſein Vater und Bruder, Schutz, Emporkommen und Gedeihen der edelmüthigen fürſtlich Dietrichſteiniſchen Familie, nahmentlich dem hochſinnigen Fürſten Carl, dem Grundherrn Nikolsburgs. Franz wendete denn auch ſein ganzes dankempfängliches Herz, und den größten Theil ſeines Vermögens ſeinem heißgeliebten Nikolsburg zu. Mit Thränen der Rührung zeigte er zuweilen in ſeinen alten Tagen, wie ſein Bruder ſeine Soldatenmontur, zehn Silbergroſchen blank geputzt vor, den dankbaren Blick gen Himmel gerichtet, als der erſte Lohn ſeines Fleißes, aus den Händen des Fürſten Carl Dietrichſtein. Ohne dieſen edelſinnigen Gutsherrn, und ſeine eben ſo aufgeklärte als mitleidige Familie: was würde wohl aus den beyden Sonnenfels geworden ſeyn? Aber eben: was aus ihnen geworden? Wem iſt die Ausſaat zu dieſen reichen ſegenvollen Früchten zu verdanken, als jenen hochſinnigen Mäcenen!?

Der Nahme „Dietrichſtein“ knüpft ſich für ewige Zeiten an das Sternbild „Sonnenfels.“

Die Gemahlinn Franzens v. Sonnenfels, Roſalie, war die Tochter des bemittelten Apothekers Geyer zu Nikolsburg. Ihr menſchenfreundliches Gemüth ſtand ganz im Einklang mit ihres Gatten Nächſtenliebe; und nach deſſen Tode betreute ſie alle ſeine Stiftungen mit der zärtlichſten, aufopferndſten Sorgfalt. Er war den 11. July 1735 geboren, laut der Angabe der jüdiſchen Geburtsbücher Nikolsburgs, welche lautet: „Den 11. Julii gebar des Lipmann Perlin Ehweib einen Sohn, welcher den

18. hujus beſchnitten und ihm den Nahmen Schweyr gegeben.“ Die Mutter der beyden Knaben hatte ſich gegen die Taufe derſelben geſträubt; doch fügte ſie ſich, blieb aber Jüdinn, und ſtarb als Jüdinn.

Und ſomit beſchließen wir das Ergebniß unſerer kleinen Forſchung, das Leben eines hochwichtigen Mannes unvergänglicher Verdienſte betreffend, über welches ſeither nur wenige einzelne kleine Ueberſichten, Notizen, Bruchſtücke ꝛc. vorhanden geweſen. Wie wäre es auch ſonſt zu erklären, daß man ſeit den 30 Jahren ſeines Hintrittes noch keine ausgeſtattete Biographie von ihm beſeſſen?! Um ſo mehr freut es uns, hier vor der Hand wenigſtens eine nicht dürftige Maſſe von Daten aneinander gereiht, darbiethen zu können.

Die vorzüglichſten von uns aufgeſuchten und unmittelbar benützten Quellen ſind: Sonnenfels Schriften ſelbſt; de Luca gelehrtes Oeſterreich; Jördens Lexicon deutſcher Dichter ꝛc. (Vortreffliches Werk, in welchem ſchon benützt ſind: Weidlich's biographiſcher Nachtrag; Fabricius Briefe; Nicolai's Reiſe; Meuſels gelehrtes Deutſchland; [Küttners] Charactere ꝛc.); öſterreichiſche National-Encyclopädie; die allgemeinen vaterländiſchen Geſchichtwerke Reiſſers, Generſichs, Schnellers; Hormayrs hiſtoriſche Taſchenbücher. (Bey mehreren überraſchenden Angaben iſt als „actenmäßiger“ Gewährsmann der gelehrte und fromme Nikolsburgerpropſt, Gregor Norbert Korber, Ritter von Korborn (1842, 92jährig verſtorben) dankbar genannt; in des Freyherrn von Hormayr öſterreichiſchem Plutarch iſt Sonnenfels nicht enthalten); Czikanns lebende Schriftſteller Mährens (ſehr

exactes verdientes Werkchen); Zeitungen und Journale: Wiener, Preßburger ꝛc. und auswärtige; Heinſius und Kayſers Bücherlexicon; Schematismen. Einiges haben wir auch bey Behörden ermittelt, und ſonſtige einzelne Daten und Behelfe verdanken wir den Herren Czikann, Leop. Joſ. Fitzinger, Kuppitſch, J. F. E. Trimmel (Emil) ꝛc.

Franz Gräffer.

Nachwort.

Während eines Zeitraumes von vielleicht 20 Jahren hatte ich verſucht, zur Bearbeitung einer förmlichen Biographie unſeres unſterblichen Sonnenfels anzuregen, und dieß erſt neuerlich wieder in den Sonntagsblättern, Sept. 1846, Nr. 39, Artikel: „Sonnenfelſiana," in welchem ich unter Anderm anführte, daß wir von dem großen Autor bereits zwey Selbſtbiographien, ſeine Jugendzeit betreffend, beſitzen, die eine in de Lucas gelehrtem Oeſterreich, die andere in den geſammelten Schriften. Solche Quellen und anderweitiges Material würde ich wohl ſicherlich nicht verlautbart haben, wenn ich damahls ſchon die Abſicht gehabt hätte, die in Rede ſtehende Biographie ſelbſt zu bearbeiten. Der Anlaß hierzu aber trat durch die Idee eines jüdiſchen Plutarch plötzlich ein, und ſo entſtand der oben gelieferte Umriß, welchen ich den 25. Jänner der löblichen Cenſur überreichte. Als in Nr. 4 der Sonntagsblätter 1847 (24. Jänner) der Artikel: „Aus Joſeph v. Sonnenfels Leben" von Herrn Dr. Adolph Wiesner erſchienen war, beſagte eine Notiz in der Theaterzeitung Nr. 29, Seite 106, der Verfaſſer habe jene beyden Selbſtbiographien in die dritte Perſon mit

Geiſt und Gewandtheit übertragen. Aber nicht mit Geiſt und Gewandtheit allein, ſetze ich hinzu, ſondern zugleich mit Studium und kenntnißvoller Amplification. Ein zweyter ähnlicher Artikel von Herrn Dr. Wiesner folgte dann in Nr. 11 derſelben Zeitſchrift, auch als Probe einer ausführlichen Lebensgeſchichte, deren Bearbeitung Herr Wiesner vor hat. Ich wünſche ſehr und aufrichtig, daß dieſem achtungswerthen Schriftſteller auch zu den übrigen Lebenspartien ſeines Helden ſo ergiebige Quellen zu Gebothe ſtehen möchten, wie jene der Jugendperiode, habe jedoch leider guten Grund, daran zu zweifeln. Dem ſey nun, wie ihm wolle; wenn nur Jeder redlich das Seine leiſtet, ſo reſultirt ſich gleichwohl noch eine völlig entſprechende pragmatiſche Biographie des monumentalen Mannes. Einen Artikel: „Sonnenfels als Selbſtbiograph" von Realis, in Nr. 54—56 der Theaterzeitung 1847 betreffend, ſo genüge zum beſſern Verſtändniß, daß er ein Extract aus de Luca, und das Nachträgliche eine Benützung jener Fortſetzung ſey, welche de Luca dem Sonnenfels'ſchen Text hat folgen laſſen.

Der Obige.

Stern, Max Emanuel.

Stern, Max Emanuel (Pſeudonym: Ernſt, und als hebräiſcher Schriftſteller unter dem Nahmen Mendel B'ri Stern) ward zu Preßburg am 9. November 1811 geboren. Sein Vater, Iſak Stern, der auf der damahls berühmten talmudiſchen Hochſchule zu Prag ſich gebildet, tiefe Kenntniß

des Talmuds, der hebräiſchen Literatur und andere Wiſſenſchaften ſich erworben hatte, ſtrenge Religiöſität mit den erleuchteten Anſichten der damahls beginnenden Aufklärung im Judenthume verband, und ein ſehr bemittelter Kaufmann war, verwendete alle nur mögliche Sorgfalt auf die Erziehung des Knaben, indem er, theils keine Koſten ſcheute, ihm die beſten Lehrer im Talmud und andern Wiſſenſchaften zu geben, theils ſelbſt, in ſeinen Mußeſtunden, ſeinen Unterricht leitete.

Sein Hauptzweck war, Rabbiner zu werden und zeitlich ſchrieb der Knabe ſchon rabbiniſche Homilien nieder; und, ſeinen ſpätern Lehrer, den berühmten Rabbiner M. Schreiber zu Preßburg, ſich zum Vorbilde nehmend, zeichnete er ſich ſchon frühe durch eine beynahe ascetiſche Frömmigkeit aus. Noch kaum 14 Jahre alt, trat er das öffentliche mit der k. k. Normalſchule zu Preßburg vereinigte Lehramt ſeines eben erblindeten Vaters an, das ihm trotz ſeiner zarten Jugend anvertraut wurde. Während eines Zeitraumes von neun Jahren bekleidete er es ehrenvoll.

Seit früheſter Jugend galt ihm die Wahrheit über Alles, und mit faſt rabuliſtiſcher Energie trat er ſeit je gegen jede Unbill im Gebiethe jüdiſcher Literatur, wie im Judenthume auf, ſo wie keine traurige oder freudige Epoche verging, die ſeine Muſe nicht öffentlich gefeyert. Nach dem Ende 1832 erfolgten Tode ſeines Vaters, legte er zu allgemeinem Bedauern ſeine Stelle nieder, und folgte um Oſtern 1833 einem Rufe des hochverdienten A. Edlen v. Schmid, um an ſeiner orientaliſchen Buchdruckerey zu Wien die Stelle eines Literaten und Correctors zu bekleiden, von

welcher Zeit an seine gemeinnützige und literarische Thätigkeit sich fruchtbar zu entfalten begann. Kurz darauf kaufte A. v. Schmid die Snisek'sche Druckerey zu Preßburg, da er selbe für's Hebräische einrichten wollte, und Stern mußte wieder nach Preßburg; dieß führte eine Spannung und die baldige Auflösung seiner Stellung herbey, so, daß er wieder zum Lehramte greifen mußte, und im May 1835 seine Stellung als Oberlehrer an der neucreirten Schule zu Eisenstadt antrat, allwo er bis May 1837 mit dem besten Erfolge ehrenvoll fungirte. Allein innerer Zwiespalt der Gemeinde und insonders der störrige Obscurantismus des dortigen orthodoxen Rabbiners, welcher durchaus keine jüdisch-deutsche Schule dulden wollte, obwohl er ein persönlicher Verehrer Sterns war, bewogen ihn auch, diese Stelle niederlegen und diesen Ort des Kampfes zu verlassen, allwo er in seinen Mußestunden und während der Nacht sein hebräisches Epos: „Tiphereth Hatischbi," das von der Critik wie von der allgemeinen Stimme der wesselischen „Moseide" an die Seite gesetzt wird, begonnen und vollendet hatte. Ein halbes Jahr noch in Triesch als Lehrer fungirend, kehrte er im Jahre 1838 wieder nach Wien zurück, wo er in seine gegenwärtige Stellung, als Literat, bey Franz Edlen v. Schmid und J. J. Busch eintrat. Im Jahre 1843 ward ihm die hohe Ehre zu Theil, 15 Bände seiner Schriften Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich persönlich überreichen zu dürfen, die in die Privatbibliothek Sr. Majestät aufgenommen wurden; im März 1846 überreichte er 12 Bände seiner seitdem erschienenen Schriften, worauf er von Sr. Excellenz, dem Oberstkäm-

merer Grafen M. v. Dietrichſtein, ein auszeichnungsvolles Belobungsſchreiben im Nahmen Sr. Majeſtät, die Zuſicherung, daß ſeine Schriften in die Privatbibliothek Sr. Majeſtät aufgenommen, und die k. k. öſterreichiſche goldene Medaille für Wiſſenſchaft und Kunſt erhielt. Auch ward ihm im September 1846 das Diplom als Mitglied der deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft zu Halle = Leipzig zugeſendet.

Als hervorragend unter ſeinen deutſchen Arbeiten ſind ſeine „Zeitſtimmen" zu bezeichnen, die als ewig treues Zeitbild des Kampfes der jüdiſchen Gegenwart daſtehen wird und worin er, wie in ſeinem „Thurmbau zu Babilon," mit beißender Satyre die Mängel ſämmtlicher Glaubenspartheyen im Judenthume geißelt. Im Jahre 1844 ließ er einen energiſchen Aufruf ergehen, worin er zu Beyträgen zur Wiederbegründung der eingegangenen „Bikure Haitim" aufforderte, deren Tendenz die Förderung des im Judenthume ſelbſt allmählig ſinkenden hebräiſchen Sprachſtudiums ſeyn ſollte. Ein Heft erſchien auch unter dieſem Titel, doch mußte er bald den Titel ändern und ſie unter „Kochbe Jizchak" erſcheinen laſſen, und es ſind ſeitdem bereits 10 Hefte an's Licht getreten. Auch hier bewährte ſich der nur nach Gemeinnützigkeit ſtrebende Stern.

Sterns erſter hebräiſcher Aufſatz war: eine Elegie über einen frommen Greis, die er in ſeinem neunten Jahre ſchrieb, und die als eine Art Wunder des Styls ſchon herumgezeigt wurde; ſein erſtes deutſches Gedicht war: „Die Ideale der Menſchheit."

Sterns ſämmtliche Schriften ſind:

1. Dichtungen. Peſth bey Ludw. Landerer 1827.
2. Perlenblumen, metriſch-gereimte Ueberſetzungen der Sprüche Salomons. Preßburg 1832.
3. Maßlul Leſchon Eber, Handbuch der hebräiſchen Sprache. Wien bey A. Edl. v. Schmid 1832. — 2. Auflage 1844 daſelbſt.
4. König Sauls Glück und Ende, bibliſch-dramatiſches Gedicht in 4 Abtheilungen. Preßburg 1833.
5. Die Sprüche Salomons, mit wörtlich über dem Text gedruckter Ueberſetzung und hebräiſchem Commentare. Preßburg 1833.
6. Zioniden. Ueberſetzung der Trauerlieder am Zerſtörungstage Jeruſalems. Preßburg bey A. Edl. v. Schmid jun. 1837. 2. Auflage ſammt Kinoth. Wien 1845.
7. Tiphereth Hatiſchbi, hebräiſches Epos, das Leben des Propheten Elias behandelnd; in 8 Geſängen. Wien 1839. 2 Bände.
8. Hymnen an die göttliche Einheit, metriſch-gereimte Ueberſetzung der „Schire Hajujud." Wien 1840.
9. Perlen des Orients, metriſch-gereimte Ueberſetzungen des 20ſten talmudiſchen Tractates: „Aboth." Wien 1840.
10. Zeitſtimmen an die Zionswächter im Judenthume. Zeitbild in fünf Dichtungen. Leipzig 1841.
11. Klänge aus der Vorzeit, metriſche Ueberſetzungen mehrerer Lieder der Liturgie und Synagogal-Geſänge. Wien 1841.

12. Izachel, mit neuer deutſcher Ueberſetzung. Wien 1842.
13. Beth Haſſepher, gänzlich neue Bearbeitung des Ben Sew'ſchen „Meſſilath Halimud" mit Ueberſetzungsaufgaben vom Deutſchen in's Hebräiſche. Wien 1842.
14. Slichoth, vollſtändige Ueberſetzung der Bußgebethe. Wien 1842.
15. Die fromme Zionstochter, deutſches Original-Gebethbuch für Israels Frauen und Mädchen. Wien 1842. — 4. Auflage daſelbſt. 1846.
16. Dichtungsblüthen. Sammlung jugendlicher Erſtlingsverſuche in der Poeſie. Wien 1843.
17. Toldoth Israel. Geſchichte Israels ſeit der Heimkehr aus Babilon bis zur Zerſtörung des zweyten Tempels durch die Römer. Hebräiſch und deutſch für die Jugend. Wien 1843.
18. Die Weisheitsſprüche J. des Sohnes Sirach's in metriſch-gereimter Ueberſetzung. Wien 1844.
19. Machſor, neue deutſche größtentheils metriſche Ueberſetzung der ſämmtlichen Feſtgebethe der Israeliten, in 5 Bänden. Wien 1844.
20. Erſtes Heft „Bikure Haittim" zur Förderung des hebräiſchen Sprachſtudiums. Wien 1844.
21. Kochbe Izchak. Sammelſchrift, als Fortſetzung des frühern, ſind bereits zehn Hefte erſchienen. Wien 1845—1846.
22. Rachel, hebräiſche Ueberſetzung des bibliſchen Gedichtes „Rachel," von Dr. L. A. Frankl. Wien 1845.

Aſkarath Nepheſch, und mehrere Gelegenheits-Dichtungen, unter welchen inſonders „Ebel Moſche“ über den Tod des berühmten Rabbiner Moſes Schreiber zu Preßburg, Senſation erregte; wie auch „die ſtummen Zeugen,“ „des Zeitgeiſtes Preisfrage“ u. ſ. w. im israelitiſchen Jahrbuche; und poetiſche und kritiſche Beyträge in mehreren Zeitſchriften.

Im Drucke erſchien ſo eben eine metriſch-gereimte Ueberſetzung des berühmten Werkes: „Bechinoth Olam,“ „Betrachtungen über das Weltleben.“ Druckfertig liegen vor, ein Trauerſpiel in 5 Abtheilungen, betitelt: „Lüge und Rache,“ „Moßdos Emunah,“ ein jüdiſches Religionsbuch für die Jugend, catechetiſch eingerichtet, und eine Ueberſetzung des „Chochmath Schlomo“ von Hartwig Weſſely u. ſ. w.

Wertheimer, Joſeph.

Dieſer vielverdiente und ehrenwerthe, für humane Zwecke unermüdet thätige Mann ſtammt aus einer Familie, welche bereits ſeit zwey Jahrhunderten zu den achtungswürdigſten gehört. Geboren zu Wien im J. 1800 erwarb er ſich ſchon vielſeitige Kenntniſſe, und raſch entwickelte ſich bey einer ſorgfältigen Erziehung ſein Talent. Zum Handelsſtande beſtimmt, widmete er ſich demſelben mit Eifer, und hing zugleich ſeiner edlen Neigung zu gemeinnütziger und menſchenfreundlicher Wirkſamkeit mit entſchiedenem und ſegenbringendem Erfolge nach.

Die Einführung der Kleinkinderbewahranſtalten in Deutſchland, inſonderheit in dem öſterreichiſchen Kaiſerthume, hat man ihm zu danken. Wertheimer gab die erſte Anregung. Er überſetzte Wilderſpin's Werk; **On infants-schools** (London 1824) und verſah es mit gehaltvollen Zuſätzen (Wien 1826). Dieſe Arbeit genoß allgemeine Anerkennung. Den Ertrag widmete Wertheimer der erſten ſolchen in Wien zu entſtehenden Anſtalt. Das Buch fand lebhaften Eingang, wurde ſchnell aufgekauft, und veranlaßte eine zweite, ſehr ſtarke Auflage (Wien 1828). Vom königl. preußiſchen Miniſterium der geiſtlichen, Medicinal- und Unterrichtsanſtalten, wurde es öffentlich anempfohlen, ſo auch zur Anſchaffung auf Rechnung der Schulclaſſen. In Preußen, in ganz Deutſchland, in der Schweiz, in Italien und Spanien wurden nun Kinderbewahranſtalten errichtet, und zwar in Folge der augenſcheinlichen Ueberzeugung ihres wohlthätigen Einfluſſes, ja ihrer Unentbehrlichkeit, mit einer Schnelligkeit, die man außerordentlich nennen muß. Es war, als müſſe man ſo ſchnell als möglich das Längſtverſäumte nachholen. 1828 gründete ſich ein ſolches Inſtitut in Ofen und Peſth. Auf das Thätigſte griff Wertheimer nun ein, daß auch in Wien ſolch eine Anſtalt zu Stande komme, und ſo trat denn die erſte daſelbſt am Rennwege (Steingaſſe Nr. 228) den 12. Februar 1830 ins Leben. Wertheimer war und iſt noch deren Vorſteher mit dem ſchönen Bewußtſeyn des beſten Gedeihens. Viele ähnliche Inſtitute entſtanden nun in Wien und deſſen Umgebung ſowohl, als in den Provinzen, und es konnte bey deren

Gründung nicht ermangelt werden, den Mann zu Rathe zu ziehen, der ſich als Stifter und Förderer ſchon ſo preiswürdig bewährt hatte.

Wertheimer hatte ſich von jeher mit Wärme, Wirkſamkeit und den entſprechendſten Erfolgen für die Angelegenheiten ſeiner Glaubensgenoſſen verwendet; und ſo war denn nichts begreiflicher, als daß dieſer mit ſo vielen Eigenſchaften des Herzens und Geiſtes, der Einſicht und Kenntniß, der Willenskraft und Erfahrung ausgerüſtete Mann zu dem ehrenvollen Amte der öffentlichen Vertretung dieſer Gemeinde gewählt ward, welches er denn auch ſeit 1835 bekleidet. Im gemeinſamen Wirken mit ſeinen würdigen Collegen iſt auch bereits eine verbeſſerte Stellung der Gemeindeangelegenheiten nach Innen und Außen hervorgegangen, welch Letzteres im erhöhten Maße demnächſt zu gewärtigen kommt. Insbeſondere aber hat ſich Wertheimer durch Begründung einer Verſorgungsanſtalt für die Familien der israelitiſchen Geiſtlichen, eines Fonds für verſchiedene fromme Zwecke durch beſonderes Seelengedächtniß der Stifter, eines Vereins zur Ermunterung des Handwerksbetriebs unter den inländiſchen Israeliten und einer israelitiſchen Kinderbewahranſtalt verdient gemacht, welche Inſtitute ſich ſämmtlich einer kräftigen Unterſtützung innerhalb der Gemeinde, und dadurch eines blühenden Fortgangs zu erfreuen haben.

Wenn man erwägt, daß dieſer ſo complicirte Wirkungskreis einen großen Aufwand von Kraft und Zeit erheiſcht, ſo muß man es als ein wahres Opfer dank-

bar würdigen und ehren, welches der auch als Kaufmann beſchäftigte Menſchenfreund der guten Sache bringt.

Wertheimers äſthetiſche Bildung veranlaßte ihn, auch auf dem Gebiethe der Muſen thätig zu ſeyn. Sheridan-Knowles Drama: „Der Bucklige," brachte er in ſeiner gediegenen Uebertragung auf die Bühne, im Hofburgtheater zuerſt den 11. November 1833 gegeben, und ſeitdem auch auf andern deutſchen Bühnen mehrmahls mit voller Anerkennung wiederholt. Mit ſchönen Beyträgen bereicherte er das Wiener-Converſationsblatt, die Wiener-Zeitſchrift, das Archiv für Geſchichte; die Jahrbücher von Buſch, Wien 1843—47. Dramatiſche Beyträge erſchienen zu Wien 1838. Ein eigenes menſchenfreundliches Verdienſt hat er ſich durch ſein Werk: Thereſe, ein Handbuch für Mütter und Kinderwärterinnen (Wien 1832), erworben. Von manch andern bedeutſamen wiſſenſchaftlichen Literaturproducten wird Wertheimer als Verfaſſer genannt.

D. P.

Inhaltsanzeige.

	Seite
Abarbanel, Iſak. Von S. Deutſch	1
Auerbach, Berthold. Von D. P.	8
Ben Iſak Salemon (Raſchi). Von S. D.	11
David, Chriſtian Georg Nathan	21
Ernſt, Heinrich Wilhelm. Von S. D.	23
Eſchel, Joſua ben Abraham (Auguſti)	32
Frankl, Ludwig Auguſt. Von S. D.	46
Friedenthal, Marcus Beer	54
Friedländer, Michael	62
Guſtkow, Joſeph. Von S. D.	66
Halévy, Jacques Fromental. Von F—r.	76
Heine, Salomon. Von H. D.	79
Jacobſon, Iſrael. Von S. D.	91
Janin, Jules. Von F. G.	101
Joſua Rabbi (aus Krakau). Von Dr. M. Duſchak	105
Kuh, Ephraim Moſes	113
Lämmel, Simon Edler von. Von D.	118
Letteris, Mar Meir	131
Mandel (Mandelli) David. Von D.	138
Mendizabal, Juan Alvarez von (Miniſter)	146
Meyer, David Amſel (Hofrath)	152
Rachel (Schauſpielerinn). Von P.	165

Seite

Rahel, Antonie Friederike. Von Effr. 168
Rarraport, Jacob. Von M. 174
Rothſchild, Meyer Anſelm (der Vater). Von S. Deutſch . 178
Schlegel, Dorothea von (Mendelsſohns Tochter). Von K. . 181
Sonnenfels, Joſeph von. Von Franz Gräffer 183
Stern, Max Emanuel 246
Wertheimer Joſeph. Von D. P. 252

Jüdiſcher Plutarch;

oder

biographiſches Lexicon

der

markanteſten Männer und Frauen jüdiſcher Abkunft,

(aller Stände, Zeiten und Länder)

mit

beſonderer Rückſicht

auf das

öſterreichiſche Kaiſerthum.

Von mehreren jüdiſchen und nichtjüdiſchen, in- und ausländiſchen Schriftſtellern.

Zweytes Alphabeth,

oder

zweyter Band.

Mit einem Titelbilde.

Wien, 1848.

Verlag von Ulrich Klopf sen. und Alexander Eurich, Stadt, Wollzeile Nr. 782.

Gedruckt bey Ul. Kleyf sen. & Alex. Gurich.

Aben Esra, Abraham.

Dieſer unſterbliche Nahme gehört zu den glänzendſten Sternen der jüdiſchen Gelehrſamkeit, um ſo mehr, als ihm auch hohe Genialität eigen und auch ſein Character als Menſch überaus ſchätzbar war.

Ebenare oder Erenare iſt ſein Nahme bey den Scholaſtikern. Aus Toledo ſtammend, iſt die Periode ſeiner Wirkſamkeit das 13. Jahrhundert. Sein Geburtsjahr läßt ſich nicht genau angeben, indeß nimmt man 1119 an, und was ſein Todesjahr betrifft, ſo iſt man darüber auch nicht ganz einig. Seine Biographen nehmen an: Sein großer Zeitgenoſſe, der als der competenteſte Dichter über ſeine Verdienſte angeſehen werden darf, Maimonides, achtete ihn und ſeine Schriften ſo ungemein hoch, daß er in einem an ſeinen Sohn gerichteten Unterweiſungsſchreiben, dieſem allein das Studium der Schriften des Aben Esra, welche ſich, wie er hinzuſetzt, durch Eleganz, Gelehrſamkeit und richtiges Urtheil auszeichnen, vorzüglich empfiehlt. Nicht bloß Juden, auch Chriſten huldigen ſeiner ungemein ausgebreiteten Gelehrſamkeit und ſprachen nie von ihm, ohne zugleich Beweiſe der Achtung für ihn an den Tag zu legen. Schickard

zieht ihn dem gleichfalls talentvollen Raschi vor, weil er nicht nur viel verständlicher, klüger und vorsichtiger, sondern auch, weil sein Styl viel reiner und sein Vortrag nicht so mit Fabeln angefüllt ist. Rich. Simon behauptet geradezu, daß unter den Juden kein Gelehrter sei, welcher den Wortsinn der Bibel so glücklich erforscht und sie überhaupt mit so vieler Weisheit und Gründlichkeit erklärt habe. Mit Unrecht brachten ihn Reimann und andere unkritische Leser seiner und der Schriften des Spinoza, wegen seiner Aeußerungen über den Verfasser des Pentateuchs in den Verdacht eines feinern Atheismus.

In mehreren Wissenschaften war Aben Esra, im eigentlichsten Sinne des Wortes, — ganz zu Hause und verbreitete sich über die verschiedenen Zweige derselben so, daß er nie an ihrer Oberfläche stehen blieb, sondern immer tiefer, als seine Vorgänger in sie einzudringen suchte; mehrere klärte er auch wirklich durch geist- und lichtvolle Schriften noch besser auf. Seinen glücklichen Naturanlagen kam ein unermüdeter Fleiß zu Hülfe, und hierzu kamen noch glücklich ausgewählte Lehrer und unter ihnen ein sehr achtenswerther Mann, welcher sich um seine frühere Bildung vorzüglich verdient machte. Dieß war der Karäer Japhet Halleri, oder Levita. Ihm verdankt er unstreitig seine genaue Bekanntschaft mit den Schriftstellern dieser Secte, deren Werke er stark benützte und sie — doch mehr um sie zu widerlegen, als ihnen beyzupflichten — häufig anführte. Um sich noch weiter auszubilden, unternahm er öftere Reisen in verschiedene Länder. So hielt er sich z. B. im J. 1145 in Mantua; 1156 in

Rhodus, 1159 in England, 1167 in Rom auf. — Wo er auch war, ſuchte er immer den Umgang der geachteſten und gelehrteſten Männer auf. Manche dieſer Städte, in welchen er länger, als gewöhnlich Reiſende zu thun pflegen, verweilte, wie z. B. Lucca, Rhodus, Rom u. ſ. w., waren die Geburtsorte verſchiedener ſeiner Geiſtesprodukte. Er mochte übrigens hinkommen wohin er wollte, ſo war der Ruf von ſeinen Talenten immer ſchon vorausgeeilt. Daher wurde er überall mit Achtung empfangen und bey ſeinem Weggehen mit Bewunderung und Dankbarkeit entlaſſen. Mit dem Beynahmen der Weiſe, der große und bewunderswerthe Weiſe, beehrten ihn noch ſeine ſpätern Glaubensgenoſſen. Wohl mit Recht wiederholt de Roſſi die Characteriſtik, welche Bartoloccius von ihm gab: „Er war ein berühmter Bibelausleger und Theolog; er war als Arzt, Philoſoph, Mathematiker und Aſtronom, als Grammatiker, Philolog und auch als Dichter berühmt.“ Charisi, ſelbſt ein trefflicher Dichter und ihm ſtimmen mehrere Kunſtverſtändige bey — ertheilt ſeinen Dichtertalenten große Lobſprüche. Von ſeinen gründlichen Kenntniſſen der hebräiſchen, chaldäiſchen und auch arabiſchen Sprache geben ſeine Schriften die beſten Beweiſe; nahmentlich beurkundet ſeine Bearbeitung des Hiob, ſeine Recognition zu Saadias Paraphraſe u. ſ. w., ſeine arabiſche Sprachkunde. Seine grammatiſchen Arbeiten verrathen tiefes Nachdenken, waren allgemein geſchätzt, und mehrere Jahrhunderte hindurch in allen Händen. Seine mathematiſchen Schriften zeugen von vielem Scharfſinne; in der Aſtronomie gilt er für den Erfinder der Art und Weiſe,

die Himmelskugel mitten durch den Aequator in zwey gleiche Theile zu theilen; außerdem machte er in dieser Wissenschaft noch andere glückliche Entdeckungen, welche die geschicktesten Mathematiker ohne Bedenken adoptirten. Ueber seine exegetischen Arbeiten ist bemerkt worden, daß sie sich durch sorgfältige Wortforschung, durch scharfsinniges Urtheil und durch Gelehrsamkeit empfehlen. Die in ihnen nicht selten vorkommenden neuen Sentenzen und eigenthümlichen Erklärungen schreiben einige Gelehrte auf Rechnung seiner Schüler, andere aber, christliche und jüdische Gelehrte, auf seine eigene.

Seine gelehrten Arbeiten, in deren spezielle Aufzählung oder umständliche Würdigung wir nicht eingehen, sind: Commentare über die Bibel, Briefe in Versen: vom Sabbath, von der Seele; Abhandlung über den Nahmen Jehova, eine hebräische Sprachlehre; verschiedene andere grammatische Untersuchungen; Gedicht von der Seele, ein ausführliches astrologisches Werk; vom Himmel und der Welt; ein astronomisches Werk, mehrere astronomische Abhandlungen; Gedichte über das Schachspiel, Lieder, und heilge Hymnen; vermischte Gedichte, Gebethsformeln; von den Substanzen.

Acoſta, Uriel.

Die Vorfahren dieſes eigenthümlichen Märtyrers aus Porto in Portugal waren Juden; ſeine Aeltern jedoch bekannten ſich zum Chriſtenthume. Sie erzogen ihn auch, und zwar mit der größten Sorgfalt in dieſer Religion und nannten ihn Gabriel. Seine Aufführung war äußerſt fromm, er beſuchte eifrig die Kirchen, war höchſt andächtig, las und ſtudirte ohne Unterlaß die Schriften des neuen Teſtamentes und wuchs zur Freude und zum Troſt ſeiner Ältern, beſonders aber ſeines Vaters, der ihm Unterricht ertheilte, heran. Als es Zeit war, ſich einem Lebensberuf zu widmen, entſchied er ſich für die Rechtsgelehrſamkeit, und im 25. Jahre wurde ihm die Anſtellung eines Schatzmeiſters an einer Stiftskirche zu Theil.

Schon drey Jahre zuvor war ſeine Seele durch religiöſe Zweifel beunruhigt worden. Die chriſtliche Religion that ihm bald kein Genüge mehr; er ſtudierte nun eifrig das moſaiſche Geſetz und glaubte wirklich in ihm mehr Beruhigung gefunden zu haben. Er legte daher ſeine Stelle nieder, ſchiffte ſich mit ſeiner Mutter und ſeinen Brüdern nach Amſterdam ein, ließ ſich beſchneiden, änderte ſeinen Nahmen Gabriel in Uriel um und bekannte ſich jetzt öffentlich und (was ihm in ſeinem Vaterlande ſchwieriger geworden wäre) ungeſtört zum Judenthume. Bald aber wurde er mit Schrecken gewahr, daß die Gebräuche

u. ſ. w. der Juden nichts weniger als mit den Vorſchriften Moſes übereinſtimmen, daß dagegen die Einfachheit und Reinheit derſelben durch unzählige Zuſätze und grillenhafte Erfindungen der Rabbiner erſchwert und verunſtaltet ſey. Hierzu glaubte der Getäuſchte nicht ſchweigen zu dürfen. Er ſprach laut und nicht ohne Bitterkeit, wurde aber von den Rabbinen excommunicirt. Sich zu vertheidigen, ſchrieb er eine Abhandlung, in welcher er jedoch nicht blos die phariſäiſchen Traditionen ꝛc. beſtritt, ſondern auch die Lehre von einem zukünftigen Leben und der Unſterblichkeit der Seele angriff, weil — und dieß war ſein Hauptgrund — Moſes ſelbſt nichts von dieſer Lehre geſagt habe. Die Juden kamen der öffentlichen Bekanntmachung derſelben zuvor, und durch ſie aufgefordert, ſchrieb ihr Glaubensgenoſſe, der gelehrte Arzt Samuel de Silva, i. J. 1623 eine ſehr ſtrenge Widerlegung der Aeußerungen Acoſta's, und erklärte denſelben für einen Ketzer, Apoſtaten, Epicuräer und Atheiſten. Ein Jahr ſpäter erſchien nun auch Acoſta's Schrift und Vertheidigung unter dem Titel: **Examen das tradiçoens phariseas conſeridas con a Ley escrita por Uriel Jurista hebreo, com reposta a Semuel de Silva, seu falso calumniador.** Amſterdam. Die Juden denuncirten ſie der Amſterdamer Obrigkeit als ein Werk, welches den Zweck habe, die Grundpfeiler des Judenthums und Chriſtenthums zu untergraben. Der Magiſtrat ließ den Verfaſſer in's Gefängniß werfen. Nach 8 oder 10 Tagen wurde er zwar ſeines Arreſtes entlaſſen, mußte aber neben einer Geldſtrafe von 300 Fr. noch eine an-

ſehnliche Caution ſtellen, und ſich's gefallen laſſen, daß man alle noch vorgefundenen Exemplare ſeiner Schrift confiscirte. Dieſe über ihn verhängte Züchtigung bewirkte indeß nicht nur keine Aenderung ſeiner Meinung, ſondern veranlaßte ihn vielmehr noch weiter zu gehen. Er griff nunmehr wirklich ſelbſt den Stifter der moſaiſchen Religion an, läugnete die Göttlichkeit und Wahrheit des Geſetzes und characteriſirte es als eine bloß menſchliche Erfindung. Er wurde nun in den Bann gethan. Fünfzehn Jahre hatte dieſer ihn von allen ſeinen Glaubensgenoſſen abgeſondert und von Mutter und Brüdern getrennt; dieß und die ewigen Plackereien und Beſchimpfungen, denen er immerfort ausgeſetzt war, brachten ihn endlich zu dem Entſchluß, ſeine Meinungen — aber wie der Erfolg bewieſen, nur zum Schein — zu ändern, und den Inhalt ſeiner Schrift zu mißbilligen. Der Bann wurde aufgehoben, und er wieder in die Gemeinde aufgenommen. Bald kamen indeſſen neue Klagen gegen ihn und man wollte ſich überzeugt haben, daß er ſeine bisherige geſetzwidrige Lebensweiſe fortſetze; ja einer ſeiner nächſten Verwandten, den er bey ſich hatte, klagte ihn wegen des Eſſens verbothener Speiſen und wegen anderer Vergehungen öffentlich an. Nun wurde die Verfolgung weit größer als bisher. Die Rabbinen, wie die Vorſteher des Volkes, ja das Volk ſelbſt, haßten den Abtrünnigen und beſchimpften ihn überall auf's Aeußerſte. Beſonders zeigte ſich jetzt ein Vetter von ihm, der vorher ſeine Ausſöhnung auf's Lebhafteſte betrieben, ſich aber nun getäuſcht ſah, als ſein unverſöhnlichſter Feind und hintertrieb auch

eine Heirath, die Acosta einzugehen gedachte. Der allgemeine Haß gegen ihn erreichte den höchsten Grad, als er nun gar zwey Christen, welche zum Judenthume übertreten wollten, ihr Vorhaben aufzugeben bewog. Er wurde nun vor das Consilium gefordert. Die Stimmen waren wegen seiner Bestrafung getheilt; endlich wurd aber doch ein abermahliger siebenjähriger Bann über ihn ausgesprochen. Tausend Kränkungen und Schmähungen erfuhr er während dieser Zeit, er mochte sich aufhalten wo er wollte. Er versicherte nun auf's Neue, sich bessern zu wollen, und versprach, sich willig der Buße, welche ihm aufgelegt werden sollte, zu unterwerfen. Er machte sich auf eine harte Strafe gefaßt, sie war aber noch härter, als er erwartet hatte. An dem zur Buße festgesetzten Tage, und zu der bestimmten Stunde erschien nähmlich Acosta in der mit Menschen überfüllten Synagoge und war in ein Trauerkleid gehüllt. Mit einer schwarzen Fackel in der Hand bestieg er das Pult und las mit lauter Stimme ein Bekenntniß seiner Sünden und den Widerruf seiner Irrthümer und anderer grober Vergehungen ab. Hierauf mußte er sich in einen Winkel der Synagoge zurückziehen und das weiter über ihn Beschlossene abwarten. Er wurde wieder vorgeführt, bis auf den Gürtel entblößt, an eine Säule gebunden und empfing 39 Geißelhiebe. Während dieser Operation wurde ein Psalm abgesungen. Endlich mußte er sich auf die Thürschwelle legen und alle Anwesenden über sich weggehen lassen. Diese unerwartete und bis dahin ganz unerhörte öffentliche Beschimpfung brachte den Gezüchtigten außer

ſich und zu dem Entſchluſſe ſich zu rächen und hierauf einem ſchmachvollen Leben ein Ende zu machen. „Das ſchreckliche Unrecht, das ich erdulden mußte, macht mir das Leben verhaßt. Welcher Mann von Ehre könnte auch wohl ein Leben voller Schimpf und Schmach ertragen wollen," ſchreibt er in einer Art Selbſtbiographie unter dem Titel: **Exemplar vitae humanae**, welche man nach ſeinem Tode unter ſeinen Papieren fand (und welche Limborg ſeiner **Amica collatio cum erudito Judaeo de veritate religionis christianae**, Gouda 1687, 4., beydrucken ließ. Die beſchloſſene Rache ſollte ſeinen Vetter treffen, welcher ihn ſo bitter haßte und zu der ihm wiederfahrenen grauſamen Züchtigung das Meiſte beygetragen hatte. Im April des Jahres 1647 verſuchte er ihm mit einer Piſtole das Leben zu nehmen; aber ſie verſagte Wüthend über dieſes Mißlingen und weil er ſich entdeckt ſah, unvermögend den Verſuch zu wiederholen, erſchoß er ſich ſogleich ſelber.

Arnſtein, Fanny Freyinn von *).

1.

Dieſe merkwürdige Frau war den 29. Nov. 1758 in Berlin geboren. Noch ſehr jung, ward ſie nach Wien an den nachmahligen Freyherrn Nathan Adam von Arnſtein verehligt. Schönheit und Anmuth, Verſtand und Herzensgüte, Geiſt und Bildung, Lebhaftigkeit und Talent, Feinheit und Witz, Tact und Gewandtheit, Adel und Schönheitsſinn, zeichneten ſie in hohem, ſeltenen Grade aus. Solche Vorzüge, verbunden mit Reichthum und Hoſpitalität, mußten ſie und ihr Haus nothwendig zu Gegenſtänden allgemeiner Bewunderung und Huldigung erheben. So wurden denn ihre Zirkel für Wien das, was die Aſſembleen einer Geoffrin und Necamier für Paris geweſen. Joſeph II., mit ſeinem hohen Sinne für das wahrhaft Edle und Ausgezeichnete, würdigte ſie bey jeglichem Anlaſſe ſeines Grußes, ſeiner Anrede, ſeiner Hochſchätzung.

Um in ihre Salons Zutritt zu erhalten, bedurfte es nicht äußerer Vorzüge; es entſchied was man war,

---

*) Aus Beweggründen, die ſich allenfalls auch errathen laſſen, liefern wir hier von dieſer hochdiſtinguirten Perſönlichkeit ein Medaillon und ein größeres lebensvolleres Tableau; das Eine, wie es für ein vaterländiſches Centralwerk entworfen, das Andere eine Meiſterzeichnung von dem geiſtvollen und gediegenen Herrn Varnhagen von Enſe, auszugsweiſe.

nicht wer man war. Im leuchtendſten Glanze prangte ihr Haus während des Wiener Congreſſes, wo oft weit über hundert Perſonen von innerer und äußerer Bedeutſamkeit ſich in ſelbem verſammelten, darunter ein Talleyrand, Hardenberg, Wellington ꝛc. Beynahe 50 Jahre war ihr Haus der Thronſitz des guten Tons, das Palladium der edelſten und feinſten Genüſſe, der anſtändigſten Freyheit, der würzhafteſten geſelligen Unterhaltung, das ſchönſte Vorbild höherer Converſation. Das ehrenwerthe Andenken dieſer unvergleichlichen Frau wird ſtets leben. Sie entſchlief den 8. Juny 1818, bald nach ihrer Rückkehr aus Italien.

2.

Wer in dem Zeitraum von einigen und dreyßig Jahren, die theils aus dem Ablaufe des 18. Jahrhunderts und theils aus dem Beginne des neunzehnten ſich zuſammenreihen, nach Wien gekommen iſt, wer dort einige Zeit gelebt und geſellſchaftliche Verhältniſſe geknüpft hat, der wird unfehlbar den Nahmen Arnſtein unter die bedeutendſten und werthvollſten rechnen, welche der Aufenthalt in jener großen Hauptſtadt ſeinen dankbaren Erinnerungen eindrücken mochte. Die vornehmſten Fremden, regierende Herren und Prinzen, Geſandte, hohe Militärperſonen, Geiſtliche, Kaufleute, Künſtler, Gelehrte, alle Claſſen der Geſellſchaft, fanden dort gefälligen Eingang, gebildete Unterhaltung, glänzende Geſelligkeit. Nicht geringer war die Zahl derjenigen, welche, minder begünſtigt

durch ihre Stellung in der Welt, nicht ſowohl Genuß, als Schutz und Anhalt in dieſem Kreiſe ſuchten und hier mit großmüthiger Theilnahme und Freygebigkeit gefördert wurden. Wir laſſen hier den Werth und die Wirkſamkeit des großen reichen Banquierhauſes natürlich außer Betracht und ſprechen zunächſt nur von den Beziehungen, die ſich der geſelligen Erſcheinung anſchließen, und für welche die Frau vom Hauſe ſo ſehr der wahre und einzige Mittelpunct iſt, daß ohne ihre perſönliche Macht und Auszeichnung dergleichen lebensvolle Gebilde gar nicht denkbar ſind. Und in der That war dieß auch hier der Fall; die Frau des Hauſes war durch ihre ſeltenen Eigenſchaften, durch ihren Muth und ihre Beharrlichkeit die Schöpferinn einer Fülle von Leben um ſich her, die Fürſtin einer großartigen, weitgreifenden Geſelligkeit geworden, welche eben ſo wohlthätig, als reich und glänzend ſich den Zeitgenoſſen darboth.

Die Baroninn Fanny von Arſtein war in Berlin geboren. Seltſam, wie der Austauſch zwiſchen verſchiedenen Ländern oft den Talenten und Wirkſamkeiten nützlich iſt! Manche Fähigkeiten entwickeln ſich im Auslande, die in der Heimath nicht ſo gedeihen konnten, eine andere ſtillere Bahn durchſchritten ſeyn würden. So empfing Preußen ſeinen Dorfflinger und ſeinen Gneiſenau aus Oeſterreich, ſo dieſes ſeinen Gentz und Adam Müller aus Preußen. Trotz aller Verſchiedenheit von dieſen erwähnten Beyſpielen, ſey uns erlaubt, die Frau von Arnſtein im Allgemeinen dem Gewinn beyzurechnen, den in dieſer Art Wien von Berlin gezogen hat. Sie war eine Tochter des reichen und

klugen Banquiers Itzig, der die große Zahl von eilf oder zwölf Kindern in solchem Wohlstande und solcher Bildung hinterließ, daß jedes der Geschwister für reich gelten konnte, und persönlich in der Welt eine ehrenvolle und nach Umständen bedeutende Stellung einnahm. Doch der mitgebrachte Reichthum war es keineswegs, wodurch Frau von Arnstein in Wien glänzen konnte, sie fand in jedem Betracht größeren vor, sowohl in den eigenen, als in den umgebenden Verhältnissen. Allein die frühere Gewohnheit, sich in Fülle und Glanz zu bewegen, und der Nachdruck, welchen äußere Hülfsmittel jedem persönlichen Dastehn und Benehmen ertheilen, gaben ihrem Eintritt in den neuen Lebenskreis unstreitig gleich den größten Vortheil. Sie bedurfte dieses Vortheils, um größere geltend zu machen. Eine hohe schlanke Gestalt, von Schönheit und Anmuth strahlend, vornehmen Tons und Betragens, lebhaften, feurigen Ausdrucks, scharfen Verstand und Witz mit fröhlicher Laune vereinend, nicht ohne Belesenheit, und fremder Sprache, wie der eigenen mit Meisterschaft kundig, war sie in Wien eine höchst auffallende und merkwürdige Erscheinung; die Eigenschaften, welche nur wenigen Frauen der höchsten Stände anzugehören pflegen, sah man staunend in einer Jüdinn glänzen, deren unter den segensreichen Einflüssen der Regierung Friedrich des Großen gediehene Geistesfreyheit und Bildung nur um so stärker in einer Stadt wirken mußten, wo man diese letzteren Vorzüge wenig verbreitet fand, aber zu schätzen und zu begehren schon begonnen hatte. Das Wirken Kaiser Josephs des Zweyten trug in Wien schon Früchte und drang in alle Verhält-

niſſe noch immer tiefer ein. Eine günſtigere Zeit konnte ſich nicht darbiethen!

Ein angenehmes, jeden Tag zahlreichen Gäſten aus allen Claſſen offenes Haus, die geſchmackvollſte Umgebung, die reichſte Bewirthung, der Zuſammenfluß ausgezeichneter Fremden, die Verbindung adeliger Anſprüche und Sitte mit bürgerlicher, ja nicht einmahl bürgerlicher, ſondern ganz ausnahmsartiger Stellung, die unbedingte Herrſchaft einer liebenswürdigen thätigen Frau, die Alles um ſich her belebt und entzündet: Dieß Alles in einer üppigen Hauptſtadt, dem Mittelpuncte vieler Staaten und Völker, wo die höchſte Ueppigkeit, das behaglichſte Wohlleben mit ſtolzer Vornehmheit, aber auch mit lebensfriſcher Einfalt und Gutmüthigkeit vereint im Schwange gingen: man denke ſich dieſe beyden Elemente in täglicher Berührung, in unausgeſetzter Wechſelwirkung, und man wird es nicht zu viel finden, wenn wir behaupten, das Haus der Frau von Arnſtein habe die vielen Jahre hindurch wie eine Miſſionsanſtalt gewirkt und die Vorſteherinn habe das Verdienſt einer Vermittlung, die ohne ſie nicht zu Stande gekommen wäre und deren Folgen unberechenbar in den Strom des allgemeinen Lebens übergegangen ſind! Lange Zeit war das Haus der Frau von Arnſtein in Wien ſchlechthin das einzige ſeiner Art, und wenn ſpäter viele andere, jedoch ſicher kein gleiches entſtanden ſind, ſo iſt gerade das auch ein Verdienſt der ausgezeichneten Frau, durch welche dieſe Bahn erſt eröffnet und für Nachfolgende gangbar gemacht worden iſt. Die freye, geachtete, dem Zwange der Vorurtheile enthobene Stellung, deren

ſpäter und jetzt die moſaiſchen Glaubensgenoſſen in Wien ſich erfreuen, iſt ganz unläugbar erſt mit und durch das eindringend Wirken und Walten der Frau von Arnſtein gewonnen worden.

Um die Wirkungen eines ſolchen Lebens zu ſchildern das Tag für Tag und Jahr um Jahr in ununterbrochenem Leiſten und Erſcheinen beſteht, bedürfte es der Umſtändlichkeit von Memoiren und bis ins Kleinſte gehender Darſtellungen. Wir faſſen aber einen großen Theil des Lebens der Frau von Arnſtein bündig zuſammen, wenn wir ihre unbegrenzte Wohlthätigkeit rühmen, ihrer zärtlichen Liebe zu ihrer einzigen Tochter, die durch Schönheit, Geiſtesbildung und Lieblichkeit ganz einer ſolchen Mutter würdig heranwuchs, erwähnen, und wenn wir ihre für Oeſterreich leidenſchaftliche Vaterlandsliebe hervorheben, bey der gleichwohl auch die zärtlichſte Anhänglichkeit an Berlin und Preußen ſich geltend erhielt. Der Titel eines Landsmannes war ihr ſo heilig, und erwarb jede Freundlichkeit und Hülfe. Unermeßlich waren die Wohlthaten, welche ſie in die Nähe und Ferne ausſtrömte mit herzlichem Mitleid, aber auch mit kluger Einſicht und unverdroſſener Thätigkeit. Sie hat vielen Menſchen ein dauerndes Lebensglück bereitet, vielen den Weg des Reichthums aufgethan, manchen eine ſolche Summe geſchenkt, die für ein ſelbſtſtändiges Vermögen gelten konnte.

Während des Conſulats von Bonaparte machte ſie eine Reiſe nach Paris. Sie kehrte mit ſehr ungünſtigen Eindrücken aus Frankreich zurück. Die ſpäteren Kriege und feindlichen Ueberziehungen, welche Oeſterreich erlitt, erfüllten

ſie mit glühendem Haß gegen Napoleon und die Franzoſen; ſie ſprach dieſen Haß leidenſchaftlich ſelbſt in Gegenwart der Feinde aus, und man konnte ihr nicht gefälliger ſchmeicheln, als wenn man ähnliche Geſinnungen an den Tag legte.

Nach dem Kriege von 1809, deſſen Ausgang ihr wie ein perſönliches Leid auf dem Herzen laſtete, wandte ſie ihre thätigſte Mithülfe auf's Neue den Armen zu, deren Zahl durch den Krieg und ſeine Nachwehen ſehr vermehrt war. Eine Geſellſchaft adeliger Damen trat in Wien zuſammen, um Nothleidende zu unterſtützen, es waren die vornehmſten und angeſehenſten des Kaiſerſtaates, aber ſie glaubten ſich unvollſtändig und der beſten Einſicht und Thätigkeit beraubt, wenn ſie nicht Frau von Arnſtein als Mitglied zählten. Dieß war die gröſte Ehrenauszeichnung, welche der trefflichen Frau widerfahren konnte; jedes Vorurtheil ſank vor der Macht der echten Geſinnung und Thätigkeit. Sie war nicht nur die einzige ihres Glaubens unter dieſen Fürſtinnen und Gräfinnen erſten Ranges, ſondern auch die einzige Frau nicht ſo hohen Adels.

Mit ihrer Wohlthätigkeit ging ihre Gaſtfreyheit in ſchönſter Eintracht. In ganz ungewöhnlichen Maßen übte ſie dieſe herrliche Tugend. Ihr Haus in der Stadt, wie ihre beyden Landhäuſer waren zur Aufnahme zahlreicher Gäſte eingerichtet, ganze Familien wohnten dort, und genoſſen der wechſelvollen, ſtets angeregten Geſelligkeit, die ganze Welt wurde täglich aufgenommen und bewirthet.

Die Befreyungskriege in den Jahren 1813 und 1814 erfüllten ihr Herz mit Entzücken, an beyderley Vaterland,

dem angebornen und dem angelebten, an Preußen und Oeſterreich, konnte ſie dasſelbe Eine Gefühl erlaben. Sie gab unendliche Beyträge und andere Hülfsmittel für die Verwundeten und ſonſtige Kriegsbedürftige.

Der Wiener Congreß, der auf den Sturz Napoleons folgte, der Winter 1814 und 1815 war der Gipfel der Freude und des Ruhmes für Frau von Arnſtein, die reichſte Blüthenzeit ihres geſelligen Anſehens und Wirkens. Schönheit und Liebenswürdigkeit glänzten in jüngern Verwandten und Freundinnen, die ſie ihrem Hauſe ſchon früher angeeignet hatte. Alle Perſonen höchſten Ranges und ausgezeichneter Bedeutung, Frauen und Herren, Fremde und Einheimiſche fanden ſich in ihren Sälen ein. Man konnte an demſelben Abend den Herzog von Wellington, den Cardinal Conſalvi, den Fürſten von Hardenberg, die Grafen Kapodiſtria und Pozzo di Borgo, den Freyherrn von Humboldt, die Prinzen von Heſſen Homburg, die Grafen von Bernſtorf, von Münſter und von Neipperg und viele Andere ſolchen Anſehens, aus der gedrängten Menge Ausleſen. Beſonders hatten die Preußen insgeſammt hier die angenehmſte Stätte, wo ſie mit den Reitzen der Fremde alle Behaglichkeit der Heimath genießen konnten. Sie wurden um ſo leichter dort eingeführt, als der nachherige preußiſche Generalconſul und geheime Legationsrath Bartholdy, der Neffe der Frau von Arnſtein, in der Zahl der mit dem Staatskanzler Fürſten von Hardenberg nach Wien gekommenen Staatsbeamten war.

Nach dem zweyten Sturze Napoleons entſchloß ſich Frau von Arnſtein zu einer Reiſe nach dem Rhein und

darauf nach Italien. Sie kehrte kränkelnd zurück, und leider allzubald hatten die Ihrigen den Verluſt der herrlichen Frau zu betrauern, die in ihrer Art wohl immer einzig bleiben wird, inſofern die Umſtände ſchwerlich einer ſolchen Perſönlichkeit, auch wenn ſie je wiederkehrte, in demſelben Maß entſprechen können. Ihre Lebenswirkung wird bleiben, auch wenn der Nahme ſo leicht zu vergeſſen wäre; aber auch dieſer iſt Tauſenden zu dankbarer Erinnerung eingeſchrieben! Ihrer hülfreichen Geſinnung und Thätigkeit, ſo wie dem geſelligen Glanze, den ſie verbreitete, begegnet man noch immer in dem Walten einer edeln Tochter, die im Leben ihr größter Stolz war. Auch von zweyen ihrer geliebten Schweſtern, deren die eine längere Zeit ihre Hausgenoſſin war, die andere, gleich ihr in Wien verheirathet, einem nicht minder großen Lebenskreiſe mit Geſchmack und Einſicht vorſtand, wurde ſie ebenfalls in den Tugenden, welche ſie ausübte, treulich unterſtützt und beſtärkt.

Beck, Carl (der Dichter).

Dieſer talentbegabte Muſenſohn iſt 1817 zu Baja im Bacſer-Comitate Ungarns geboren. Sein Vater, ein Handelsmann, überſiedelte nach Peſth. Daſelbſt bezog Carl das Gymnaſium, und ſuchte zugleich ſich in der deutſchen Sprache zu vervollkommnen, denn noch in ſeinem neunten Jahre war ihm nur die ungariſche bekannt. Er begab ſich dann nach Wien, ſich dem Studium der Arzneywiſſenſchaft zu widmen; doch wendete er ſich bald davon ab, Willens, wie ſein Vater, Kaufmann zu werden. Ein halbes Jahr mochte er ſich auf einem Comtoir beſchäftigt befunden haben, als er dieſe Laufbahn mit Einem Mahle aufgab, nach Leipzig zog, und ſich bey der dortigen philoſophiſchen Facultät einſchreiben ließ. Von jetzt an folgte er ſeinem unwiderſtehlichen Hang zur Dichtkunſt, und daß er dazu echten Beruf beſaß, davon zeugen alle ſeine poetiſchen Leiſtungen mehr oder weniger. In die Oeffentlichkeit der Literatur wurde er von Dr. G. Kühne, Redacteur der Zeitung für die elegante Welt, eingeführt. Bald erſchienen auch in andern periodiſchen Schriften Arbeiten von Carl Beck, nach der Hand geſammelt, als: „Nächte, gepanzerte Lieder, Leipzig 1838.“ Ueber dieſe äußerte ſich Gutzkow im Jahrbuche der Literatur 1839, wie folgt: „Das kräftigſte und hoffnungsvollſte Talent unter den Jüngern iſt Carl Beck,

der alle Mittel beſitzt, ein deutſcher Byron zu werden. Er iſt, wie junger Rebenmoſt, eben in der Klärung begriffen; aber die Anzeichen ſind gut; es wird ein edles, preishaltiges Gewächs werden.“ 1838, Leipzig, erſchien dann: „Der fahrende Poet, mit 4 Geſängen“ (Ungarn, Wien, Weimar, die Wartburg); 1839, ebendaſelbſt traten auf: „Stille Lieder;“ 1841, ebenda verließ die Preſſe: „Saul,“ ein Trauerſpiel, welches das Jahr zuvor in Peſth aufgeführt worden. 1842 erſchien zu Leipzig: „Janko, der ungariſche Roßhirt,“ ein Drama in Verſen; 1844 folgten ſeine Poeſien unter dem Titel: „Geſammelte Gedichte,“ Berlin. Seine: „Lieder vom armen Manne“ erlebten 1847 (Leipzig) die dritte Auflage. — Eine neue Stimme läßt ſich über Carl Becks Dichterberu folgender Maßen vernehmen: „Beck beſitzt ein bedeutendes Talent zur Behandlung der Sprache, zur Geſtaltung des Ausdrucks und zur Verſification; ein großer Schatz von Gedanken und Bildern ſteht ſeiner glühenden Phantaſie zu Gebothe; eine gewiſſe Kühnheit und ein ſchimmernder Glanz zeichnen ſeine Poeſie aus. Dieſe Eigenſchaften werden gute Früchte tragen, und Beck wird wahre poetiſche Kunſtwerke liefern, wenn er lernt, die unbändigen Sprünge und Extravaganzen zu zügeln, die bizarren und oft abſurden Metaphern einem vernünftigen Maß zu unterwerfen, und die Bilder mit mehr Tact und Beſonnenheit zu wählen.“ — Ein Bruder Carl Becks (Billy) beſchäftigt ſich mit der Kupferſtichkunſt und Lithographie in Peſth.

P.

Beer, Michael.

Dieſes uns leider ſo früh entriſſene Dichtertalent war der Bruder des Tondichters Meyerbeer und des Aſtronomen Wilh. Beer. Der Vater, Jacob Herz Beer, ein angeſehener Banquier zu Berlin und geliebt und geſchätzt als Mann der Wohlthätigkeit, erkannte die Anlage und Neigung dieſes ſeines jüngſten Sohnes, der ihm den 19. Auguſt 1800 war geboren worden. Im Werderſchen Gymnaſium zu Berlin begann Michael ſeine Studien; hierauf lernte er unter des gediegenen Philologen Zumpt den Geiſt der alten Griechen und Römer kennen. Am Lebendigſten aber zogen ihn die dramatiſchen Claſſiker an, eine Richtung, welche in der Kunſtſphäre des väterlichen Hauſes, in welchem Elemente wie Iffland und Bethmann walteten, die edelſte Nahrung gewann.

Des Jünglings productiver Geiſt entwickelte ſich raſch. Noch kaum 18 Jahre alt, hatte er ſein Trauerſpiel: Klytemneſtra, geſchrieben. Durch Beyfall gekrönt, ließ der beſonnene junge Mann ſich gleichwohl nicht verlocken, ſich jetzt ſchon ausſchließlich dichteriſcher Thätigkeit zu weihen. Die Aufgabe ernſterer Kenntniſſe und Bildung für Beruf und Welt ſchwebte ihm klar vor; und ſomit wendete er ſich auf der Berliner Hochſchule der Philologie und Geſchichte zu, wohnte naturwiſſenſchaftlichen Vorleſungen und denen des Philoſophen Hegel bey. Seine äußern Verhältniſſe geſtatteten ihm Unabhängigkeit; deßhalb ver-

richtete er auch auf die sich ihm öffnende Laufbahn einer Staatsbedienstung, und entschied sich für immer, dem Himmelsfunken Poesie anzugehören.

1821 zog er nach Neapel, nachdem er schon vier Jahre zuvor Italien bereiset hatte, Zeuge der glänzenden Triumphe seines Bruders Giacomo. Das fünfaktige Trauerspiel: die Braut von Aragonien, vollendete er in Neapel. Es wurde aufgeführt, ohne jedoch besonders Aufsehen zu erregen. Um so rauschendere Anerkennung erntete sein: Paria, Tragödie in 1 Akte, welche er wieder im Vaterlande schuf. Hohe Wahrheit der Gefühle, der Ideen, Vollendung der Sprache und nationale Beziehung verschafften diesem Drama, welches den 22. December 1823 zum ersten Mahle gegeben wurde, entschiedenen Beyfall. Späterhin wurde der Paria von Marino ins Französische übersetzt (Straßburg 1834).

1824 befand sich Beer in Paris. Volle Würdigung ward ihm auch in dieser Weltstadt zu Theile, und mit Notabilitäten wie Delavigne, Hugo, Beranger, Janin wurde er nun näher befreundet. Doch bewahrte er überall die Selbstständigkeit seines echt deutschen Sinnes, sowohl im Leben als in seinen ästhetischen Ansichten. Die Nachricht des am 27. October 1825 eingetretenen Todes seines Vaters rief ihn in die Heimath zurück. Als er im Frühling des nächsten Jahres seine Mutter in die Bäder von Genua und Livorno begleitete, und bey diesem Anlaß München berührte, entspann sich der Freundschaftsbund mit Ed. v. Schenk. Auf der Rückkehr über Wien machte Beer die nähere Bekanntschaft Grillparzers.

Im Frühjahre 1827 lebte er theils in Bonn, theils in Düſſeldorf, im befreundeten Umgang dort mit A. W. Schlegel, Nees von Ehenbeck ꝛc. hier mit Schadow und Immermann. Mit Letzterem ſchlang ſich ein feſtes Band, fort und fort durch Correſpondenz unterhalten bis zu Beers Tode.

Das fünfaktige Trauerſpiel Struenſee, an dem er ſeit geraumer Zeit gearbeitet hatte, war nun vollendet. Im Spätherbſte 1827 begab ſich der Dichter wieder nach München, und hier wurde es den 22. März 1828 auf dem k. Theater dargeſtellt. Daß ſich der Aufführung mancherlei Hinderniſſe entgegen geſtemmt hatten, läßt ſich begreifen; allein König Ludwig, über dergleichen Bedenklichkeiten und ſubtile Rückſichten erhaben, löste die Feſſeln und nahm ſogar die Dedication des Stückes an, als es 1829 in Stuttgart gedruckt wurde. Ueber das Weſen dieſes Dramas, und in wie ferne der Dichter ſich nun einen ehrenwerthen und bleibenden Rang in der dramatiſchen Poeſie errungen: darüber ſpricht ſich Heine im Morgenblatt vom 11. April folgender Maßen aus: „Den 27. März wurde im hieſigen Nationaltheater aufgeführt: „Struenſee“ Tr. in fünf Aufzügen von Michel Beer. Sollen wir über; dieſes Stück ein beurtheilendes Wort ausſprechen, ſo muß es uns erlaubt ſein, zuvor auf Beer's frühere dramatiſche Erzeugniſſe einen kurzen Rückblick zu werfen. Nur hierdurch, indem wir einigermaßen den Verfaſſer im Zuſammenhange mit ſich ſelbſt betrachten und dann die Stelle, die er in der dramatiſchen Literatur einnimmt, beſonders bezeichnen, gewinnen wir einen feſten Maßſtab, womit Lob und Tadel zu

ermeſſen iſt und ſeine relative Bedeutung erhält. Jugendlich unreif, wie das Alter ihres Verfaſſers, war Klytemneſtra; ihre Bewunderer gehörten zu jenen Auserleſenen, die Grillparzers „Sappho“ als das höchſte Muſter dieſer griechiſchen Gattung anſtaunen; ihre Tadler gehörten theils zu ſolchen, die nur tadeln wollen, theils zu ſolchen, die wirklich Recht hatten. Es iſt nicht zu läugnen, in den Geſtalten dieſer Tragödie war nur ein äußeres Scheinleben und ihre Reden waren ebenfalls nichts als Schein. Da war kein echtes Gefühl, ſondern nur ein herkömmlich theatraliſches Aufblühen; kein begeiſtertes Wort, ſondern nur ſtelzenhafte Comödienhofſprache und bis auf einige echte Veilchen Alles nur ausgeſchnitzeltes Papierblumenwerk. Das einzige, was ſich nicht verkennen ließ, war ein dramatiſches Talent, das ſich unabweisbar kund gab, trotz aller angelernten Manier und bedauernswürdiger Mißdeutung. — Daß der Verfaſſer dergleichen ſelbſt ahnte, bewies ſein zweites Trauerſpiel: „Die Bräute von Aragonien.“ Hie und da glänzt darin ſchon eine echte Flamme, echte Leidenſchaft bricht hie und da hervor, etwas Poeſie ließ ſich nicht abweiſen, aber, obgleich ſchon die papierenen Putzmacherblumen beſeitigt ſind, und echte organiſche Blumen zum Vorſchein kommen, ſo verrathen dieſe doch immer noch ihren Boden, nähmlich: das Theater; man ſieht es ihnen an, daß ſie an keinem freyen Sonnenlicht, ſondern nur an fahlen Orcheſterlampen, gereift ſind, und Farbe und Duft ſind zweifelhaft. Dramatiſches Talent läßt ſich aber hier viel weniger verkennen. Wie erfreulich war daher das weitere Fortſchreiten des Verfaſſers. War es das Begreifen des

eigenen Irrthums, oder war es unbewußter Naturtrieb oder war es gar eine äußere überwältigende Macht, was den Verfaſſer plötzlich in die breite und richtigſte Bahn verſetzte? Sein „Paria“ erſchien. Dieſer Geſtalt hatte kein Theaterſouffleur ſeinen kümmerlichen Athem eingehaucht. Die Gluth dieſer Seele war kein gewöhnliches Colophoniumfeuer und keine auswendig gelernten Schmerzen zuckten durch dieſe Gluth. Da gab es Stichworte, die jedes Herz trafen, Flammen, die jedes Herz entzündeten. — Herr Beer wird lächeln, wenn er lieſt, daß wir der Wahl des Stoffes der Tragödie die außerordentliche Aufnahme, die ſie beim Publicum gefunden, zuſchreiben möchten. Wir wollen ihm gerne zugeſtehen, daß er in dieſem Stücke wahre unbezweifelte Poeſie hervortreten ließ, ja, daß wir eben durch dieſes Ereigniß beſtimmt wurden, ihm die echte Dichterwürde zuzuſprechen, und ihn nicht mehr zu jenen homöopathiſchen Dichtern zu zählen, die nur ein Zehntauſendtheil Poeſie in ihre Waſſertragödien ſchütten, aber wir müſſen doch den Stoff des Paria als die Haupturſache des Gelingens bezeichnen. Iſt es doch nie die Poeſie an und für ſich, was den Produkten eines Dichters Celebrität verſchafft. Ludwig Robert gab uns in der „Macht der Verhältniſſe“ ein wahrhaft bürgerliches Trauerſpiel zum Beſten, als er mit kundiger Hand die proſaiſchen kalten Umſchläge von der brennenden Herzwunde der modernen Menſchheit plötzlich abriß ... Frankreich und Deutſchland fanden ſogar dasſelbe Gewand für denſelben Schmerz, und Delavigne und Beer gaben uns beide einen Paria. Wir wollen nicht unterſuchen, welcher von den beiden Dich-

tern den beſten Lorbeer verdiente; genug, wir wiſſen, daß beider Lorbeer von den edelſten Thränen benetzt werden. — Nur ſei es uns erlaubt anzudeuten, daß die Sprache im Beer'ſchen Paria, obgleich getränkt in Poeſie, doch immer noch etwas theatermäßiges an ſich trägt, und hie und da merken läßt, daß der Paria mehr unter berliniſchen Couliſſenbäumen als unter indiſchen Banianen aufgewachſen, und in directer Linie mit der guten Klytemneſtra und den beſſern Bräuten von Aragonien verwandt iſt. — Wir haben dieſe Anſicht über M. Beers frühere Dichtungen voranſchicken müſſen, um uns deſto kürzer und faßlicher über ſein neueſtes Trauerſpiel, Struenſee, ausſprechen zu können. Zuvörderſt bekennen wir, daß der Tadel, womit wir noch eben den Paria nicht verſchonen konnten, nimmermehr den Struenſee treffen wird, deſſen Sprache rein und klar dahinfließt, und es uns als ein Muſter guter Diction gelten kann. Hier müſſen wir die Segel des Lebens mit vollem Athem anſchwellen, hier erſcheint uns M. Beer am meiſten hervorragend aus dem Troße jener ſogenannten Theaterdichter, jener Schwulſtlinge, deren bildreiche Jamben ſich wie Blumenkränze oder Bandwürmer um dumme Gedanken herumringeln. Es war uns unendlich erquickend, in jener dürren Sandwüſte, die wir deutſches Theater nennen, wieder eine reine friſche Labquelle hervorſpringen zu ſehen. . . Unſer Volksſchauſpiel, über deſſen Verfall ſo trübſelig geklagt wird, müßte ganz untergehen, ohne jene Bühnenfreiheit, die noch älter iſt als die Preßfreiheit, und die immer in vollem Maße vorhanden war, wo die dramatiſche Kunſt geblüht hat, z. B.

in Athen zur Zeit des Ariſtophanes, in England während der Regierung der Königinn Eliſabeth, die es erlaubt hatte, ſogar die Gräuelgeſchichte ihrer eigenen Familie, ſelbſt die Schreckniſſe ihrer eigenen Eltern auf der Bühne darzuſtellen. Das Hauptthema des Struenſee iſt der Kampf der Demokratie mit der Ariſtokratie. Daß dieſes Thema mit dem des Paria verwandt iſt, ſoll nicht geläugnet werden. Es mußte naturgemäß aus demſelben hervorgehen, und wir rühmen um ſo mehr die innere Entwicklung des Dichters und ſein feines Gefühl, das ihn immer auf das Prinzip der Hauptſtreitfragen unſerer Zeit hindeutet. Im Paria ſahen wir den Unterdrückten zu Tode geſtampft, unter dem eiſernen Fußtritte des übermüthigen Drängers, und die Stimme, die ſeelenzerreißend zu unſern Herzen drang, war der Nothſchrei der beleidigten Menſchheit. Im Struenſee hingegen ſehen wir den ehemals Unterdrückten im Kampfe mit ſeinen Unterdrückern, dieſe ſind ſogar im Erliegen, und was wir hören, iſt würdiger Proteſt, womit die menſchliche Geſellſchaft ihre alten Rechte vindicirt und die bürgerliche Gleichſtellung aller ihrer Mitglieder verlangt."

Großen Eindruck machte Struenſee auch in Frankreich. In der **Revue encyclopédique** liefert der als Diplomat wie als Schriftſteller gleich achtenswerthe Graf Saint-Aulaire einige Scenen überſetzt. Von Ferguſon erſchien eine vollſtändige Uebertragung. Paſſagen und critiſche Beſprechungen gaben in England die **Litterary gazette** und das **Edinburg literary Journal.**

Nachdem unſer Dichter ſtets rege und ſchaffend einen andern geſchichtlichen Stoff, zu deſſen Bearbeitung er ſchon Manches vorbereitet, nämlich Kaiſer Albrecht, wohl aus recht guten Gründen wieder beſeitigt hatte, trat er mit der haftigen Tragödie: Hand und Schwert, auf, welche zwar dargeſtellt, aber nicht wieder gegeben wurde, da ſie in der That in jeglichem Anbetrachte, eine mißlungene Leiſtung zu nennen iſt. Eines Geiſtes, wie der unſers Dichters nicht ganz unwürdig ſind auch ſeine zwey Luſtſpiele: Nenner und Zähler, und: der neue Toggenburg.

Gegen Ablauf des Jahres 1832 befand ſich Beer wieder in München. Mazarin, ein geſchichtliches Drama, und ein Luſtſpiel: Die Amazone, hatte er entworfen. Auch beſchäftigte er ſich mit der Umarbeitung einiger Scenen des Struenſee, und widmete ſich der Erlernung der neugriechiſchen Sprache, da er in Folge einer ſchmeichelhaften Einladung des Königs Otto vorhatte, eine Reiſe nach Hellas zu unternehmen. Doch mitten in dieſer friſchen Regſamkeit, in dem blühendſten Alter von 33 Jahren raffte ihn am 22. März 1833 ein eben graſſirendes Nervenfieber dahin. Er ruht auf dem jüdiſchen Friedhofe zu München.

Sein Freund Schenk hat ſeine ſämmtlichen Werke, Leipzig 1835 und ſeinen Briefwechſel ebenda 1837 herausgegeben.

Von ſeinem humanen Vater hatte Mich. Beer auch den Sinn für Milde, die Neigung zu wohlthätigen Handlungen überkommen. Des leidenden Nächſten erbarmte er ſich ſtets und oft reichlich und großmüthig, inſonderheit, wenn es galt, Individuen zu unterſtützen, die einem

edlern Ziele nachſtrebten. Sein Teſtament gibt davon Beweiſe. Zu milden Stiftungen ſind in ſelbem anſehnliche Summen beſtimmt. Ein jährlicher Betrag von 500 Thalern iſt jungen Malern und Bildhauern gewidmet, um ſie in den Stand zu ſetzen, eine Kunſtreiſe nach Italien zu unternehmen. P.

Beer, Peter.

Dieſer wackere Schulmann und ſtrebſame Schriftſteller war den 19. Februar 1764 zu Neubidſchow in Böhmen geboren. Schon in früher Jugend ward er zum Studium des Talmud angehalten; allein es lag nicht in ſeiner Geiſtesrichtung, ſich damit zu befreunden, und es zog ihn mehr zu einem practiſcheren Wirkungskreis hin, nämlich zum Erziehungs- und Schulfache. Er bereitete ſich unter Anderm auch kurze Zeit in Prag zu dieſer Beſtimmung vor, und nachdem er ſich, den entſchiedenen Beruf in ſich tragend, die hauptſächlichſten Kenntniſſe erworben hatte, erhielt er 1784 eine Anſtellung als einfacher Lehrer bei der israelitiſch-deutſchen Normalſchule zu Mattersdorf in Ungarn. Nach Verlauf eines Jahres wurde er in derſelben Cathegorie nach Neubidſchow verſetzt. In dieſer von allen Seiten beſchränkten äußern Lage, ohne entſprechende literariſche Hilfsmittel, ohne günſtige Anhaltspuncte, in dürftigen Verhältniſſen, in All und Jedem auf den Fond in ſeinem

eigenen Ich angewieſen, rang und kämpfte, ſtrebte und wirkte der von einer höhern Idee beſeelte Mann ein Vierteljahrhundert hindurch mit kräftigem Sinn und eiſerner Beharrlichkeit, von einem edlen Selbſtbewußtſeyn erhoben, für die Bildungsentwicklung ſeiner Glaubensgenoſſen. Es ward ihm die ſchöne Beruhigung, zu ſehen, daß ſein Eifer und ſeine Anſtrengungen nicht fruchtlos geblieben, und ergiebiger konnte dieß Statt finden, als ihm 1811 die Lehrſtelle der Moral, Geographie und Geſchichte an der iſraelitiſch-deutſchen Hauptſchule in Prag zu Theil wurde. 1812 ward ihm proviſoriſch der Unterricht in der Moral an die iſraelitiſchen Studirenden der 3 Prager-Gymnaſien übertragen. In all dieſen Sphären hatte ſich Beer auf das Muſterhafteſte bewährt, ſtets weit mehr geleiſtet als die trockene Pflicht erheiſcht, überall mit ſelbſtthätigem Geiſte eingegriffen und gewirkt. Seine vielen Verdienſte waren zu augenfällig, als daß ſie hätten ungewürdigt bleiben ſollen, und ſo wurde er denn 1834 mit der mittleren goldenen Ehrenmedaille belohnt, erhielt auch zugleich eine Perſonalzulage. Unermüdlich war dieſer ehrenwerthe Mann auch als Schriftſteller thätig, ſelbſt im Greiſenalter. Er ſtarb den 8. Nov. 1838. — Im Drucke ſind von ihm erſchienen: Tholedoth Iſrael; bibl. Geſchichte, hebräiſch, mit deutſcher Ueberſetzung und moral. Anmerkungen. 6 Auflagen; die 5. Prag 1796, die 6. Wien 1815. — Kelch des Heils, Prag 1802. — Geſchichte der Juden, Wien 1808. — Das Judenthum, 2 Bändchen, Prag 1810. — Die Macht der Religion, ebenda 1814. — Die moſaiſchen Schriften, eb. 1815.

Gebethbuch für gebildete Frauenzimmer mosaischer Religion, eb. 1815. 3 Aufl. Wien 1845. — Gebethe für Israeliten. Aurich 1818 (in Gemeinschaft mit Ballin). — Handbuch der mosaischen Religion. 3 Abtheilungen, eb. 1821. — Geschichte, Lehren und Meinungen aller Secten der Juden, 2 Bde., Brünn 1822—23. — Ueber Versinnlichung und Ceremonien in der rein mosaischen Religion, Prag 1826. — Handwörterbuch der deutschen Sprache, 2 Bände, Wien 1827. — Leben und Wirken des Rabbi Moses ben Maimon, Prag 1834. Der Plan war die Herausgabe einer deutschen Uebersetzung von des großen Maimonides unsterblichem Werke: **More nebuchim**, wovon ein Probebogen mitfolgte. Beer hat auch viele Gelegenheitsschriften, Reden ꝛc. verfaßt, und zahlreiche Recensionen und anderweitige Artikel in die Wiener Annalen der Literatur geliefert. D. P.

Beer, Wilhelm.

Jüngerer Bruder des berühmten Tonſetzers Meyerbeer, und älterer Bruder des bereits (1833) dahingeſchiedenen gefeyerten Dichters Michael Beer, iſt der angeſehene Aſtronom und Banquier Wilhelm Beer, geboren zu Berlin den 4. Februar 1797. Er ſtudirte auf dem Joachimthaliſchen Gymnaſium. 1813 folgte er dem Rufe des Vaterlandes und zog als Freiwilliger in den Kampf gegen Frankreich. Bis zum Dragonerlieutenant vorgerückt, unternahm er, als Paris ſich bereits in den Händen der Alliirten befand, eine Reiſe nach England. Bald darauf legte er auf den ausdrücklichen Wunſch ſeines Vaters die militäriſche Charge nieder, um ſich an die Spitze der Fabriks- und Handelsgeſchäfte desſelben zu ſtellen. In dieſer Sphäre wirkte er mit dem glänzendſten Erfolge, ſo daß die Anzahl der Fabriken ſich vergrößerte, und das Beer'ſche Banquierhaus zu einem der mächtigſten und einflußreichſten ſich hob.

Wilhelm Beer hatte eine ſorgfältige Erziehung genoſſen. Dieß, ſein Talent und Geſchmack für edlere Bildung, ſeine Neigung zu wiſſenſchaftlicher Thätigkeit, und ſein Umgang mit Gelehrten und Künſtlern im väterlichen Hauſe, waren die Grundlage ſeiner nachmaligen ausgezeichneten geiſtigen und intellectuellen Stellung. Die wenige Zeit, welche er von ſeinen Berufsarbeiten erübrigen konnte, pflegte er dem Studium der Mathematik und der

Sternkunde zu widmen. Auf einer Villa im Thiergarten bei Berlin erbaute er ſich ein aſtronomiſches Obſervatorium. Der Gegenſtand ſeiner hauptſächlichen Forſchungen war der Mond. In Verbindung mit Mädler gelang es ihm unter Anderm, die früheren Beobachtungen und Aufſtellungen eines Galiläi, Schröter, Gruithuiſen ꝛc. zu ergänzen oder zu berichtigen, und eine **Mapa selenographica** (Berlin 1384—36) zu bearbeiten. Dieſe erntete die Anerkennung der Gelehrten-Akademien. Von der franzöſiſchen wurde ſie mit dem Lalandeſchen Preiſe gekrönt, vom Könige von Dänemark mit dem Danebrogorden belohnt. 1837 erſchien von Beer und Mädler das verdienſtvolle Werk: Der Mond nach ſeinen cosmiſchen und individuellen Verhältniſſen, 2 Bde. 1830 hatten ſie ans Licht treten laſſen: Phyſiſche Beobachtungen des Mars in der Erdnähe; und 1841: Beyträge zur phyſiſchen Kenntniß der himmliſchen Körper im Sonnenſyſteme (Weimar). Dem Vernehmen nach kann die gelehrte Welt einer neuen Frucht der wiſſenſchaftlichen Thätigkeit Wilhelms von Beer entgegen ſehen. Vom König von Preußen iſt er zum Commerzienrath ernannt. D. P.

Bendavid, Lazarus.

Auch dieſer Sohn Abrahams bildete ſich aus ſich ſelber heraus; auch er pflegte den Keim des Talentes autodidactiſch zu ſchöner Frucht, ohne äußere Mittel, ſich auf ſein eigenes inneres Ich angewieſen ſehend; und ſo geſchah es, daß er ſich zum ausgezeichneten Mathematiker und notabeln Philoſophen entwickelte und conſolidirte. Erſteres war in ſolchem Grade der Fall, daß der berühmte Käſtner in Göttingen, unter welchem Bendavid die Meßkunſt ſtudirte, ihm das Zeugniß gab, er könne jede Lehrkanzel der Mathematik beſteigen, ausgenommen die ſeines Profeſſors zu Göttingen ſelbſt; und dieß ſcheinbare Epigramm war der erſte Ausſpruch der Anerkennung. Bendavids Cathegorie als Philoſoph betreffend, ſo iſt es nicht unintereſſant, daß auch er, wie ſein ehemaliger Glaubensverwandter Spinoza ſich mit Gläſerſchleifen beſchäftigte, und ebenfalls argen Verfolgungen preisgegeben war.

Lazarus Bendavid war den 14. October 1762 zu Berlin geboren. Unterricht konnte er faſt gar keinen erhalten; deſſen ungeachtet erwarb er ſich durch Anſtrengung und Ausdauer ſo viele Kenntniſſe, um geeignet zu ſeyn, die Univerſität zu Göttingen zu beziehen. Auf dieſer Bahn gelangte er durch Talent und Fleiß zu außerordentlichen Reſultaten, dergeſtalt, daß er ſich, nach ſeiner Vaterſtadt zurückgekehrt, erlauben konnte, öffentliche Vorleſungen über

die Kantſche Philoſophie zu halten. Dieſe war ihm nun das Höchſte geworden, und zwar mit ſolchem Enthuſiasmus, daß er in manche Colliſionen gerieth. Er kam nun auf den Gedanken, ſich nach Wien zu begeben, um daſelbſt öffentliche Vorleſungen über critiſche Philoſophie und über Aeſthetik zu halten; und wirklich führte er dieſe Idee aus. Dieſe Vorleſungen fanden Anfangs auf der Univerſität Statt, nachher aber, als ſie ihm eingeſtellt wurden, privatim im Hotel des Grafen v. Harrach. Unſer Philoſoph hatte bei ſeinen Vorträgen und Beſtrebungen mit vielen Hemmniſſen und Anfeindungen zu kämpfen, und entſchloß ſich endlich nach 4 Jahren, wieder in die Heimath zurückzukehren. In ſeiner Vaterſtadt ſetzte er ſeine Vorträge fort, und war als Schriftſteller ſehr thätig. Während der franzöſiſchen Occupation Deutſchlands redigirte er die Haude-Spenerſche Zeitung mit Tact. Er ward Director der jüdiſchen Freyſchule und verwendete ſich mit Energie und Aufopferung für die Hebung dieſer Anſtalt. Bis zum letzten Hauche den Principien Kants anhängend, ſtarb Bendavid den 28. März 1832. — Seine im Druck erſchienenen Schriften ſind: Aufſätze verſchiedenen Inhalts, Berlin 1800; Beiträge zur Critik des Geſchmacks, Wien 1797; Zur Berechnung und Geſchichte des jüdiſchen Kalenders, Berlin 1817; Etwas zur Charakteriſtik der Juden, Leipz. (Wien) 1793; Ueber Parallellinien, Berlin 1786; Rede über den Zweck der critiſchen Philoſophie, Wien 1796; Ueber die Religion der Ebräer vor Moſes, eb. 1812; Selbſtbiographie, ebenda 1804; Verſuch einer Geſchmackslehre, eb.

1799; Verſuch einer logiſchen Auseinanderſetzung des mathematiſchen Unendlichen, eb. 1789; 2. Aufl. eb. 1796; Verſuch einer Rechtslehre, eb. 1802; Verſuch über das Vergnügen, 2 Thle. Wien 1794; Vorleſungen über die metaphyſiſchen Anfangsgründe der Naturwiſſenſchaft, ebenda 1798; Vorleſungen über die Critik der Urtheilskraft, eb. 1796; Vorleſungen über die Critik der practiſchen Vernunft, eb. 1796; Vorleſungen über die Critik der reinen Vernunft, eb. 1796; 2. Aufl. Berl. 1802; Ueber den Urſprung unſerer Erkenntniß, eb. 1802. Letztere Arbeit iſt eine gekrönte Preisſchrift. D. P.

Bendemann, Eduard.

Berühmter Mahler der Düſſeldorfer Schule, Sohn eines Banquiers in Berlin, daſelbſt geboren den 3. December 1811, zeigte früh Talent und Neigung zu ſeiner Kunſt. Unter der Leitung des großen Meiſters Wilh. Schadow entwickelte er ſich raſch, und errang ſich in kurzer Zeit einen ausgezeichneten Ruf, beſonders durch ein größeres Bild: Boas und Ruth. Die „trauernden Juden;" aber ein großes Gemälde, das er zur Berliner Kunſtausſtellung 1832 lieferte, erweckte Begeiſterung und befeſtigte ſeinen Ruhm. Dieß Meiſterſtück iſt jetzt eine der herrlichſten Zierden des ſtädtiſchen Muſeums zu Cöln. Fort und fort ſchuf er edle Werke, worunter beſonders Jeremias auf den Trümmern von Jeruſalem, jetzt ein Eigenthum

des Königs von Preußen, zu erwähnen, und widmete ſich auch mit Erfolg der Frescomahlerei. Zerwürfniſſe mit den Düſſeldorfer Künſtlern verleideten ihm ſeinen bisherigen Aufenthalt, und beſtimmten ihn um ſo bereitwilliger, dem Rufe als Profeſſor der Kunſtakademie und Mitglied des akademiſchen Rathes in Dresden zu folgen. Bald erhielt er Beſchäftigung in der Frescomahlerei im königlichen Schloſſe, deren Stoff Scenen aus dem Leben Heinrich des Voglers ſind. D.

Bloch, Marcus Eleaſar.

Einer der verdienſtvollſten Naturforſcher. Von dürftigen Aeltern war er 1723 zu Anſpach geboren. Während bey den Juden die männliche Jugend ſchon ſehr zeitlich zu lernen und zu ſtudiren anfängt, hatte es ſich gefügt, daß Bloch erſt in einem Alter von 19 Jahren damit begann; ja er verſtand damahls ſogar noch nicht einmal deutſch, und geleſen hatte er bloß einige rabbiniſche Schriften. Allein, mit Talent und energiſchem Eifer begabt, gelang es ihm gleichwohl, bey einem Wundarzt ſeiner Nation in Hamburg als Hauslehrer unterzukommen. Bald hatte er die deutſche Sprache inne, ſo auch die lateiniſche, in welch letzterer ein böhmiſcher Catholik ſein Lehrer war. Die Gelegenheit, ſich bey dieſem Chirurgen einige anatomiſche Kenntniſſe eigen zu machen, benützte er mit außerordentlich glücklichem Erfolge. Sich wiſſenſchaftlich auszubilden,

und der Unterſtützung mehrerer Verwandter zu genießen, begab er ſich nach Berlin.

Es wird verſichert, daß es faſt unglaublich ſey, mit welchem Ernſt, mit welcher Unermüdlichkeit und mit welch ſchwunghaften Ergebniſſen der talentbegabte junge Mann dem Studium der Anatomie, der Naturgeſchichte und Arzneykunſt oblag. In dieſem Anbetrachte mag und muß er wohl Jahre in Monathen überſprungen haben, weil er nach kurzer Zeit, nähmlich zu Frankfurt an der Oder als Doctor der Medizin graduirt wurde. Als er nun nach Berlin zurückgekehrt war, zeichnete ihn der berühmte Naturforſcher Martini dadurch aus, daß er ſeine Aufnahme in die Geſellſchaft naturforſchender Freunde veranlaßte. Blochs Ruf war bald gegründet, befeſtigte und verbreitete ſich raſch, und zwar mit dem gedeihlichſten Einfluß auf ſeine Glücksumſtände, ſo, daß er alsbald daran denken konnte, einen längſt gehegten Plan zur Ausführung zu bringen.

Dieſer Plan beſtand in nichts Geringerem, als in der Bearbeitung und auf ſeine eigenen Koſten zu erfolgenden Herausgabe eines umfaſſenden, erſchöpfenden, naturgeſchichtlichen Werkes über die Fiſche, eines Werkes alſo, welches der Literatur damahls noch gebrach. Bloch hatte ſich ſtets mit vorherrſchender Neigung dem Studium der Waſſerthiere geweiht; doch nicht in der Studierſtube allein, ſondern er hatte ſich an die Orte des Fanges verfügt, die Natur der Fiſche in dem lebenden Zuſtande unterſucht, ſie phyſiologiſch und anatomiſch verfolgt, und auch Fang, Zucht und öconomiſche Behandlung auf das Ge-

neueſteſte erforſcht. Er hatte ein förmliches ichthyoligiſches Muſeum angelegt und unaufhörlich bereichert, und ſich alle Hülfsmittel an Büchern, Abbildungen und Manuſcripten verſchafft, deren er nur immer habhaft werden konnte. Er ſcheute keine Koſten, und ſo war es ihm auch gelungen, das berühmte Manuſcript Plumiers über die americaniſchen Fiſche benützen zu können. So kam denn das ungeheure, wirklich ſtaunenswerthe Werk zu Stande. Die Koſten der Auflage jedoch waren ſo bedeutend, daß des Autors pecuniären Kräfte nicht hinreichten; und da zeigte ſich bald, wie ſehr eine ſolche Leiſtung vom Publicum geehrt wurde, indem ſowohl hoch geſtellte Perſonen, Freunde der Wiſſenſchaft, des vaterländiſchen Ruhmes und begüterte Perſonen überhaupt es ſich angelegen ſeyn ließen, die Fortſetzung des ſchon berühmt gewordenen Werkes zu unterſtützen. Bei den letzten 6 Bänden ſieht man unter den Abbildungen auch die Namen jener Freunde angebracht, auf deren Koſten ſie geſtochen worden. Die franzöſiſche Ueberſetzung des großen Werkes lieferte de Lavaux. Von hohem wiſſenſchaftlichen Werthe iſt auch Blochs Abhandlung über die Eingeweidewürmer.

Dieſer hochverdiente Naturforſcher, deſſen Name nie erlöſchen wird, ſtarb den 6. Auguſt 1799.

Folgendes iſt die Ueberſicht ſeiner im Druck erſchienenen Werke: Bemerkungen über den Pyrmonter-Augenbrunnen, Berlin 1774. — Abhandlung von der Erzeugung der Eingeweidewürmer, Berl. 1782. — Deren franzöſiſche Ueberſetzung, Straßburg 1789. — Oeconomiſche

Naturgeſchichte der Fiſche, 12 Bde. Berl. 1781—85, in Quart; franzöſiſch 1781—87, in Folio. (Anfänglicher Ladenpreis 300 Rthlr.) — Die Fiſche Deutſchlands in 5 Bänden, in Octav, Berl. 1781—85. Das große franzöſiſche Werk ward neu ausgegeben, auch in 6 Bänden, in groß Octav; die Fiſche Preußens ſind im erſten Bande des größeren Werkes enthalten. Alsbald nach Blochs Tode gab J. Glo. Schneider in lateiniſcher Sprache Blochs ichthyologiſches Syſtem heraus, 1801.

G.

Chorin, Aaron.

Dieſer ruhmeswerthe, tugendreiche, im philoſophiſch-gemäßigten Geiſt reformirende Oberrabbiner war 1765 in einem mähriſchen Landſtädtchen geboren. Seine Eltern waren nicht bemittelt, weßhalb auch von dieſer Seite für die Entwicklung ſeiner edlen Geiſtesfähigkeit wenig geſchehen konnte. Zur Theologie beſtimmt, wurde er, obgleich noch mit ſehr geringen Vorkenntniſſen, nach Prag geſendet, um den höhern Studien obzuliegen. Er machte hierin ſo raſche und entſchiedene Fortſchritte, daß ihm ſchon in dem Alter von 22 Jahren ein Rabbinat zu Theil wurde. Nun erſt konnte er beginnen, ſich mit der deutſchen Sprache bekannter zu machen, und auch hier drang er binnen kurzer Zeit ſo glücklich durch, daß er ihrer nicht nur der Form, ſondern auch dem Genius nach Herr

ward, in einem Grade, der ihm die Befähigung verlieh, ſich auch in dieſer Sprache als Schriftſteller hervorzuthun.

Es lag in ſeinem Weſen, allenthalben auf humanere Cultur ſeiner Glaubensgenoſſen hinzuwirken, vor Allem aber auf Beſeitigung der vielen religioſen Mißbräuche und abergläubigen Gewohnheiten. Sehr erklärbar iſt es demnach, daß er von Seite der verkruſteten Finſterlinge und verholzten Gewohnheitsmenſchen auf zahlreiche und enge Hinderniſſe ſtieß. Als er 1804 mit ſeiner „Verſöhnungsſchrift“ auftrat, (die ſonderbar genug erſt 1837 in deutſcher Ueberſetzung erſchien) gingen die Anfeindungen ſo weit, ihn für einen „abtrünnigen Unruhſtifter in Iſrael“ zu erklären, der die Strafe verdiente, aus der Gemeinſchaft der Synagoge ausgeſtoßen zu werden. Dem auf ſolche Weiſe Verketzerten erübrigte nichts als gerichtliche Schritte zu machen. In Folge derſelben ging er als Sieger hervor, und erlangte wohl völlige Rechtfertigung und Anerkennung ſeines reinſten Willens und würdigſten Strebens; allein er ſah ſich zu verdoppelter Vorſicht aufgefordert, und dadurch in ſeinem Wirken beſchränkt. An Triumphen gebrach es ihm aber dabei nicht. Das Vertrauen zu ſeiner Einſicht, zu ſeinem Wiſſen, beſonders zu der Fülle ſeiner gediegenen Ideen war ſo begründet und ausgebreitet, daß in- und ausländiſche Judengemeinden ſich mit den wichtigſten Fragen an ihn wendeten, denen er auch mit Geiſt und Weisheit entſprach, zugleich aber auch zu Nutz und Frommen der Oeffentlichkeit, nämlich der Literatur, indem er in dieſen Fragen

und seiner Beantwortung sich mannigfach angeregt fand, seine Ansichten, Kenntnisse, Meinungen, Wünsche und Erwartungen dem Drucke zu übergeben. Früchte davon waren nachstehende Schriften: Wahrheitseifer, Dessau 1818 (Reinhaltung der Gebothe von ungebührlichen Zusätzen; Verrichtung des Gebethes nach Befund auch in der Landessprache); Ein Wort zu seiner Zeit, Wien 1820; Igereth Elassaph, Prag 1826 (Ueber Zulassung einer Reform des Judenthumes im Sinne des Talmud). Diese letztere Schrift brachte eine große Anzahl Rabbiner auf das Heftigste gegen den Verfasser auf, und hatte zur Folge, daß sie so weit gingen, ihn und alle seine Anhänger mit dem synagogischen Banne zu belegen. Ein eigenes ansprechendes Schriftchen Chorims ist: Broches Hamosen; Gebet nach dem Essen; Wien 1826. Zu wünschen wäre, daß dieses edlen Denkers und Umbildners literarische Arbeiten gesammelt, und mit Erläuterungen, auch in deutscher Uebersetzung der hebräischen Texte herausgegeben würden.

Ein anerkennender Beurtheiler Aaron Chorins faßt das Wesen der Tendenz dieses würdigen Lehrers in folgende Worte zusammen: „Chorin war vor Allem bemüht, den Gottesdienst seiner Gemeinde zu reinigen und durch Chor und Orgel auf eine würdevolle Weise zu regeln und zu verherrlichen; der Erziehung der israelitischen Jugend eine bessere Richtung zu geben, und vor Allem Handwerker, Gewerbsleute und nützliche Staatsbürger heranzubilden, ein Streben, das, je anstrengender sein Kampf war, desto inniger von den Bessern aller Glaubensbenntnisse Deutschlands anerkannt worden ist." —

Der Unvergeßliche ging im Auguſt 1844 zu den Vätern heim. Bei ſeiner Beerdigung wurden ſämmtliche Kirchenglocken der Stadt Arad geläutet; die chriſtliche Bevölkerung gab ihm auf dieſem letzten Gang gerührt das Geleite, und die P. P. Minoriten laſen Meſſe für ſein Seelenheil. Wahrlich ein ſchöner Sieg ächter Humanität, ganz im Geiſte des wahren Chriſtenthums.

Chorins lebensgroße Büſte, von Jac. Guttmann (ein geborner Arader) ausgeführt, wurde in der Wiener Kunſtausſtellung 1847 bewundert. Sie iſt Eigenthum der iſraelitiſchen Gemeinde zu Arad. F. G.

Feldmann, Leopold *).

Dieſer begabte Dichter, 1803 in München geboren, iſt der zweitälteſte Sohn unter ſechs Brüdern. Wir übergehen die erſte Kinderzeit bis zu ſeinem eilften Jahre, wobei nichts zu bemerken iſt, als daß unſer junger Leopold in einer Unterrichtsanſtalt, welche Knaben und Mädchen vereint beſuchten, ſchon ſeine Mitſchülerinnen beſang, wofür er, von ſeinem Lehrer einigemahle dabey ertappt, hart beſtraft wurde. Von ſeinen Aeltern oft befragt: „Was willſt Du werden?“ gab er ſtets zur Antwort: „Ein armer Poet.“ Aber das Schickſal des poetiſchen Knaben hatte es vor-

---

*) Im Einverſtändniß auch mit der Redaktion der Sonntagsblätter.

erſt noch ganz anders beſchloſſen, und eine große Kluft war zu überſteigen, bis Leopold die gerade Bahn ſeines Ganges betreten konnte. Ein 1815 erſchienenes Reſcript unter König Maximilian I. forderte die iſraelitiſchen Familienväter auf, ihre Söhne dem Handel zu entziehen und ſie mehr dem Handwerkerſtande zuzuwenden. Leopolds Vater, den Pflichten eines guten Bürgers ſtets nachkommend, beſchloß daher, da der älteſte Sohn bereits dem Kaufmannsſtande einverleibt war, den damahls 12jährigen Leopold für ein Handwerk zu beſtimmen. Wenige Tage darauf ſaß auch der ſich gerne fügende Junge in einer Sattlerwerkſtätte, aus welcher er aber nach wenigen Wochen wieder heimgeſchickt wurde, da die Kräfte des jungen Sattlereibefliſſenen zu einem ſolch ſchweren Handwerke nicht ausreichten. Nun wurde der gute Leopold in eine Schuſterwerkſtätte geſchickt, welche er um ſo lieber betrat, als ihm immer das Schickſal Hanns Sachs vorſchwebte, der als dichtender Schuſter ebenfalls nicht unbekannt blieb. Leopold übte über ein Jahr die Kunſt, Pfrieme und Sohle zu handhaben, als ein durch ihn ſelbſt hervorgerufenes Ereigniß ihn wieder von dieſen Banden befreyte. Ein hübſches Mädchen brachte nähmlich ein paar aufgetrennte Schuhe, welche die Schöne eigenhändig unſerm Leopold zur Wiederherſtellung übergab. Leopold, begeiſtert von der Anmuth des Mädchens, klebte mit Schuſterpech ein mit Bleiſtift geſchriebenes Lobgedicht auf die Sohle eines dieſer verhängnißvollen Schuhe und übergab ſie des andern Tages ausgebeſſert der holden Eigenthümerin. Das Mädchen im Weggehen die Aufmerkſam-

keit des poetiſchen Schuſterlehrlings bemerkend, ging mit deren Beweiſe, beleidigt, von einem Schuſterjungen beſungen worden zu ſeyn, geraden Weges zum Meiſter und beklagte ſich über die Frechheit ſeines Lehrlings. Dieſes führte eine Kataſtrophe herbei. Der Meiſter trat in die Werkſtube, den kleinen Leopold mit groben Vorwürfen wegen Vertreibung ſeiner Kundſchaften überhäufend, und erhob endlich die Knieriemen, um den angehenden Hanns Sachs zu ſchlagen. Da erwachte Leopolds ganzer Stolz und ſein beſſeres Bewußtſein in ſolchem Grade, daß er den Schuſterkneip gegen den Meiſter erhob, und ſchwur, ihm denſelben bei der erſten Berührung in den Leib zu rennen. Das Fortjagen Leopolds aus der Werkſtätte war das Ende dieſer tragikomiſchen Scene und Leopold war des Peches für immer entledigt.

In den folgenden zwey Monaten, während welcher mit einem auswärtigen Handelsherrn über Leopolds Aufnahme in deſſen Geſchäft als Lehrling unterhandelt wurde, da die Eltern ſahen, daß der Junge zum Handwerker doch verdorben ſey, beſuchte Leopold mit verdoppeltem Fleiße wieder die Schule und ſchrieb in ſeinen Mußeſtunden ein Schauſpiel: „Der falſche Eid“ betitelt, und übergab es eigenhändig dem damaligen ſogenannten Lipperl-, jetzt Schweigertheater, zur Aufführung. Der Director, den 14jährigen Jungen betrachtend, ſagte in ſeiner Art zu ſprechen: „Geh, Buberl! Du kannſt noch kein Stück ſchreiben, nimms wieder mit, 's geht mir ja kein Menſch in die Komödie, wenn is gib.“ — „O ja,“ antwortete Leopold, „alle meine Schulkameraden gehen hinein, es

ſind über hundert." — „No," ſagte der alte Schweiger, „wenn das is, ſo geb'n wir's halt über acht Tag." — Und er hielt Wort. Die ganze Breterhütte war bei der Darſtellung mit Leopolds Schul- und andern Kameraden angefüllt, alle jubelten dem unſinnigen Schauſpiele ihren Beifall zu, welches zwar Talent verrieth, aber ein wahres Chaos von Alterthum und Geiſtergeſchichten, von Stadt-Ereigniſſen und Localwitzen war. Leopold konnte ſich ſeines damaligen Dichterrufes unter der Schuljugend nur wenige Wochen erfreuen, da er nach geſchloſſener Unterhandlung mit obenerwähntem Kaufmanne nach dem Städtchen Pappenheim zur Erlernung der Handlung geſchickt wurde.

Wir übergehen hier 3 Jahre, während welcher Leopold mit ſeinem Prinzipale auf Jahrmärkte und Meſſen herumziehen mußte und in Pappenheim ſelbſt manchen Kampf zu beſtehen hatte, da er alle Kleinſtädterinnen in ſatyriſchen Bildern vorführte, und deßhalb mit Behörden und Privatperſonen in manchen Conflict gerieth, aus welchen ihm jedoch meiſtens die Frauen, deren Gunſt ſich Leopold früh zu erwerben wußte, trotzdem, daß ſie ſelbſt in deſſen ſatyriſchen Bildern oft hart mitgenommen wurden, wieder heraushalfen.

Im Jahre 1820, als Leopold ſeine Handlungslehrjahre vollendet hatte, kam er, mit den beſten Empfehlungen verſehen, in eine, damals die erſte und groſsartigſte Bijouterie- und Galanteriewaarenhandlung ſeiner Vaterſtadt München. Hier hatte es Leopold größtentheils mit der faſhionablen Welt zu thun, und er ward in Kurzem

der Liebling derer, die im Geschäfte sich ihm genähert hatten. Feldmann begann nun bald, seine Stelle als Commis fortwährend behauptend, seine ersten journalistischen Versuche in Münchner und auswärtigen Zeitschriften kund zu geben. Das Publicum wurde auf die Chiffre L. F. allmählig aufmerksam, und man suchte mit Vergnügen nach den mit den Buchstaben gezeichneten Artikeln. Besonderes Aufsehen erregten die „Spaziergänge in und um München," welche 1829 in Coremann's „Die Freyprozesse" in Nürnberg erschienen und worinnen der jugendliche Verfasser die Geißel der Satyre mit vielem Humor schwang.

Zu Ende des Jahres 1829 trat für Feldmann eine neuere Epoche ein, die ihm den Weg zu seiner künftigen rühmlichen Bahn erschloß. Saphir kam nach München, er erkannte schnell in einigen Aufsätzen, die ihm der 26jährige Handlungsdiener schüchtern überreichte, dessen hervorragendes angebornes Talent, nahm sich mit aufmunternder Freundschaft des reichbegabten Musensohnes an, beredete ihn, seine Stelle als Commis aufzugeben, und so ward nach wenigen Monaten Feldmann einer der thätigsten und beliebtesten Mitarbeiter in Saphirs verschiedenen Journalen und mit dem geistreichen Redacteur so befreundet und ein solcher unzertrennlicher Gesellschafter desselben, daß man Feldmann von nun an in München allgemein nur Saphir's Adjutanten nannte. Saphir bemühte sich nun wie Mephisto den Faust, seinen jungen Protegé vorerst in gute Gesellschaft zu bringen, stellte ihn als solchen allenthalben vor, und machte ihn besonders mit den damals sich in München aufhaltenden

renomirten Schriftstellern Lewald, Oettinger und Spindler, so wie auch später mit Gutzkow bekannt, welche alle den gutgearteten und höchst bescheidenen jungen Mann collegialisch aufnahmen. So trug Saphir auf alle mögliche Weise bei, daß Feldmanns Name bald kein unbekannter mehr war. Die Liebe zu einem sehr gebildeten, höchst unterrichteten Mädchen machte unsern witzigen Prosaiker in jener Zeit auch zum lyrischen Dichter, und Saphir's „Bazar" und „Horizont" waren mehrere Jahre mit Feldmanns poetischen Blumen und Stoßseufzern gefüllt, aus deren Hintergrunde jedoch immer eine gewiße Satyre blickte.

Inzwischen hatte sich Feldmann in der literarischen Welt seine Selbstständigkeit errungen, und ließ i. J. 1835 ein Bändchen Gedichte unter dem Titel „Höllenlieder," erscheinen, die unter der Maske der Satyre ein tiefes Weh unglücklicher Liebe bergen, und von allen Literatur-Zeitungen auf das Freundlichste besprochen wurden. Feldmann schrieb nun sein erstes Lustspiel: „Der Sohn auf Reisen," übergab es dem damaligen Intendanten Herrn von Küstner, welcher sich des jungen Dramaturgen mit vielem Interesse annahm und das Stück am 19. Mai 1835 auf dem Münchner Hoftheater in die Scene gehen ließ. Der Erfolg war ein glänzender und für Feldmanns dramatische Bahn höchst wichtig.

Trotz diesem für ihn so glücklichen Ereignisse hatte Feldmann jedoch in München keine Ruhe mehr. Seine literarischen Freunde hatten sich nach allen vier Winden zerstreut und auch er wollte die Welt sehen. Da packte

er eines Morgens ſein Ränzchen, es war der 7. Juny 1835 und verließ, nur von ſeinen Angehörigen Abſchied nehmend, ſeine Vaterſtadt, ging über Verona und Venedig nach Trieſt und ſchiffte ſich dort nach dem, damahls goldene Berge verſprechenden Griechenland ein. Schon am 1. July umarmte Leopold zwey ſeiner Brüder in Athen, machte Hella's Reſidenzſtadt zu ſeinem Hauptquartiere und durchzog volle fünf Jahre, immer wieder nach Athen zurückkehrend, Griechenland nach allen Richtungen, aus welchen Anſchauungen Feldmann jene „Reiſebilder" ſchöpfte, die in mehreren Jahrgängen von Lewalds „Europa" ihrer Zeit ſo viel Aufſehen machten, und in vielen deutſchen Zeitſchriften abgedruckt wurden. Aus allen Orten und Enden Griechenlands ſchrieb Feldmann ſeine Correſpondenz-Artikel für die Augsburger Allgemeine Zeitung, deren ſehr verläßlicher Berichterſtatter er während ſeines ganzen Aufenthaltes in Hellas war. Viele geiſtig vergnügte Abende brachte Feldmann in einem in Athen gegründeten deutſchen literariſchen Zirkel zu, in welchem beſonders der jetzt ſo bekannte lyriſche Dichter Geibel ſich auszeichnete, der damahls Hofmeiſter im Hauſe des ruſſiſchen Geſandten war. Auch der Bekanntſchaft mit dem Fürſten Pückler, bey welchem er mehrere Tage auf Sira zubrachte, ſind ſchöne Rückerinnerungen in ſeinen „Reiſebildern" gewidmet. Endlich am 20. April 1840 verließ Feldmann Athen für immer und reiſte über Smirna nach Konſtantinopel. Die Frucht ſeines dortigen ſechswöchentlichen Aufenthaltes waren ebenfalls einige Reiſebilder und Lieder, die mit dem luſtigſten Humor durchflochten ſind. Die Sehnſucht

nach der Haimath und der Drang, ſich ganz der dramatiſchen Literatur zuzuwenden, ließen unſern Reiſenden nicht mehr länger in fremden Landen. Ein öſterreichiſches Dampfſchiff brachte den nun an Welterfahrung reichen und in jeder Beziehung gereiften wandernden Dichter ſchnell durch das ſchwarze Meer an die Donaumündung nach Sulinam, und von dort ſodann aufwärts nach Wien, wo Feldmann Ende Juny 1840 ankam. Hier wieder in die Arme ſeines langjährigen Freundes Saphir eilend, verſchmähte Feldmann in ſeiner Beſcheidenheit, ſich den Wiener Celebritäten der Literatur und Kunſt vorſtellen zu laſſen, indem er ſagte, er wolle erſt etwas gethan haben, um dieſer Ehre würdig zu ſeyn.

Nach fünfjähriger Abweſenheit in ſeiner Vaterſtadt wieder angelangt, war Feldmann als dramatiſcher Dichter vergeſſen. „Der Sohn auf Reiſen," nur zweymahl gegeben, ward nach des Verfaſſers Abreiſe von München nicht wiederholt, keine andere Bühne machte einen Verſuch mit deſſen Erſtlingswerk und Feldmann rief ſchmerzlich aus: „Ich war fünf Jahre todt!" Da kam Feldmann auf den Gedanken, das Stück als Manuſcript drucken zu laſſen und es nochmahls an die Bühnen zu verſenden, welche früher das nur geſchriebene Buch zurückwieſen. Auch jetzt wollte das Durchdringen auf auswärtigen Bühnen noch immer nicht gehen, bis ſich ein Jahr ſpäter Herr v. Holbein, der Director des Wiener Burgtheaters, des ihm perſönlich unbekannten Dichters mit regem Eifer annahm und den „Sohn auf Reiſen" auf der dortigen Hofbühne in die Scene ſetzte. Nun war der Weg für Feldmanns Luſtſpiele

auf allen deutſchen Bühnen gebahnt und deſſen Stücke von den Directionen verlangt. Bald wurde Feldmann ein beliebter, aber auch viel liebender Dichter, der ſtets die Frauen für ſeine Bildungsſchule erklärte. In raſcher Reihenfolge ſchrieb er nun: „die Kirſchen," „das Porträt der Geliebten," „die freye Wahl," „der Lebensretter," „die ſchöne Athenienſerinn," „das Narrenhaus," „der Paſcha und ſein Sohn," „ein Freundſchaftsbündniß," „Urſprung des Korbgebens," „eine unglückliche Phyſiognomie," „drey Kanditaten," „der 30. November" und „ein Mädchen vom Theater," von welchen Stücken nur die zwey Poſſen: „Der Lebensretter" und „das Narrenhaus" entſchieden mißfielen, während die Luſtſpiele alle mehr oder minder Glück machten, nähmlich: „Eiſele und Beiſele," „mit Speck fängt man Mäuſe," „die drey Supplicanten;" „der Rechnungsrath und ſeine Tochter," „ein höflicher Mann." Außer dieſen ſchrieb Feldmann während der 6 Jahre ſeines dramaturgiſchen Treibens viele kleine, ſehr anſprechende Stücke für Privatbühnen, worunter ſich nahmentlich jene für das Hoftheater Sr. k. Hoheit des Herzogs Maximilian in Bayern auszeichnen, deſſen Gunſt ſich der nie aus ſeiner Beſcheidenheit tretende Dichter beſonders zu erfreuen hat. Zwey Bände von Feldmanns Luſtſpielen erſchienen bereits bey Wallishauſſer in Wien, und wir können Feldmann mit Recht einen der fruchtbarſten dramatiſchen Schriftſteller der Neuzeit nennen.

Viele Reiſen, welche Feldmann ſeit ſeiner Zurückkunft aus dem Orient in deutſchen Landen machte, brachten ihn in Verbindung mit den hervorragendſten Celebritäten der

Literatur und Kunſt, und das liebevolle Entgegenkommen, welches alle nach München kommenden Schriftſteller bey Feldmann finden, ſichert auch ihm allenthalben die freundlichſte Aufnahme.

Feldmanns Naturtalent würde bey klaſſiſcher Ausbildung ohne Zweifel Großes geleiſtet haben; freuen wir uns indeſſen der Schöpfungen, die Feldmanns natürlicher und geſunder Verſtand zu Tage fördert.

Dr. Alexander Ringler.

Fiſchhof, Joſeph

wurde im Jahre 1804 zu Butſchowitz in Mähren geboren, wo ſein Vater, ein achtbarer, ſehr unterrichteter Kaufmann, privatiſirte. Dieſer Ehrenmann hielt ſeinen vielverſprechenden Sohn ſehr frühzeitig zum Lernen an, und erntete bald ſchöne Früchte ſeiner redlichen Bemühungen. Zur wiſſenſchaftlichen Laufbahn beſtimmt, wurde Joſ. Fiſchhof im Jahre 1813 an das Gymnaſium zu Brünn geſchickt, und daſelbſt zuerſt vom Clavierlehrer Jahelka, ſpäter aber von dem verdienſtvollen Capellmeiſter Rieger in der Muſik unterrichtet. Schon damahls zeigte ſich in dem Knaben ein ſchaffendes und darſtellendes Talent von ungewöhnlicher Bedeutung. Nachdem er nun die Humaniora mit ausgezeichnetem Erfolge beendigt hatte, ſandte ihn ſein Vater nach Wien, um dort Philoſophie und Medizin zu ſtudiren. In dieſer Hauptſtadt gewann

er ſich durch ſeine glücklichen muſikaliſchen Anlagen in Conſtantin von Gyika einen Gönner, der ihn der Leitung des Clavierlehrers Anton Halm, anvertraute. Nach einem dreyjährigen Unterrichte ehrenvoll entlaſſen, wurde Joſeph dem berühmten Kapellmeiſter Ignatz Ritter v. Seyfried übergeben, unter deſſen Aegide er ſeine contrapunctiſchen Studien machte. Schon damals ließ er ſich einige Mahle mit großem Beyfalle öffentlich hören. Allein, wem die Muſe hold, dem fehlt leider ſo oft die Muße. So erging es auch ihm. Seine mediziniſchen Studien nahmen faſt alle ſeine Zeit in Anſpruch und gönnten ihm nur wenige Stunden der Erholung im Gebiethe ſeiner geliebten Kunſt. Doch bald führten theils merkantiliſche Verhältniſſe, theils auch der im Jahre 1827 plötzlich erfolgte Tod ſeines Vaters eine ſolche Wendung in ſeinem Schickſale herbey, welche den feſten Entſchluß in ihm zur Reife brachte, ſeinem inneren Rufe, ſeinem „Dämon," um mit dem Dichter zu ſprechen, jenem lebend ſich entwickelnden Weſen, das keine Zeit und keine Macht zerſtückelt, unbedingte Folge zu leiſten, und ſich ganz der Muſik zu widmen. Ein wiſſenſchaftlich und äſthetiſch durchgebildeter denkender Künſtler, wurde Fiſchhof bald den ausgezeichnetſten Clavierlehrern Wiens beygezählt, und nunmehr (1847) nimmt er ohne alle Widerrede unter dieſer Claſſe von Muſikern den bedeutungsvollſten Rang ein. Im Jahre 1833 erhielt er ſeine Ernennung als Profeſſor des hieſigen Conſervatoriums. Für die Tüchtigkeit und Gediegenheit ſeines künſtleriſch pädagogiſchen Wirkens ſpricht ſo mancher tüchtige Schüler, den er gebildet, und nahmentlich jene höchſt preiswürdige Conſequenz, mit welcher Fiſchhof

die ächt classische Richtung des Clavierspiels gegenüber dem etüdensüchtigen, phantasie- potpourri- und variationentrunkenen und besessenen Wiener musikalischen Zeitgeiste vertritt. Bemerkenswerth ist in der Beziehung auch seine auf ganz eigenthümlicher Basis ruhende Lehre von der Transposition, welche Fischhof seinem Vortrage am Wiener Conservatorium zu Grunde legte, und deren Veröffentlichung Jedem, der ihr Wesen kennt, im ächten Kunstinteresse höchst wünschenswerth erscheinen muß.

Eben so achtenswerth wie als Lehrer, ist dann Fischhof auch als ausübender Künstler, und zwar nach beyden Richtungen der musikalischen Praxis, nach der executiven und productiven. Was den zuerst angedeuteten Standpunct betrifft, so ist Fischhof unter allen am Wiener Platze wirkenden Trägern des Virtuosenthumes (im edleren Sinne) im gegenwärtigen Augenblicke wohl ganz unbedingt der einzige, seiner Aufgabe durchaus klar bewußte, denkende, daher pietätvolle, streng gewissenhafte Bach-, Beethoven-, Mendelssohn- und Chopinspieler. Diese künstlerische Tüchtigkeit hat er eben in neuester Zeit mehrere Male vor dem Forum der Oeffentlichkeit bewährt. Man erinnere sich nur an seinen Vortrag des Bach'schen **D-moll-** und Beethoven'schen **G-dur**-Concertes in den Spirituell-Conzerten, und der Clavier- und Violinsonate in **H-moll** von der Composition des zuerstgenannten Meisters in einer der Quartettsoiréen des Prof. Jansa. Was Mendelssohn und Chopin betrifft, so mag jeder unbefangene Musiker hintreten zu Fischhof, und ihn zum Vortrage eines Werkes dieser beyden Tondichter auffordern, und seine Ansprüche

werden in jeder Rückſicht befriedigt werden. Uebrigens genügt über dieſen Punkt nur zu ſagen, daß er allein es iſt, der zuerſt Bach, Mendelsſohn und Chopin der jüngereren clavierlernenden Wiener Generation vorführte. Dem Verdienſte ſeine Kronen.

Auch als muſikaliſcher Schriftſteller und Componiſt hat Fiſchhof ſchöne Reſultate ſeiner Thätigkeit hingeſtellt. In erſterer Hinſicht mag dann nahmentlich auf jenen gediegenen Aufſatz hingewieſen werden, der im neunten Hefte (102) der Cäcilia niedergelegt iſt, und den Titel führt: „Ueber die Auffaſſung von Inſtrumentalcompoſitionen in Hinſicht des Zeitmaßes, nahmentlich bey Beethoven'ſchen Werken." Auch die früheren Jahrgänge der Schumann'ſchen Zeitung bringen ſo manchen werthvollen Beytrag aus Fiſchhof's Feder. Seine Compoſitionen, meiſt lyriſcher Gattung, beurkunden nicht minder den gebildeten und geſinnungsvollen Muſiker. Auch iſt ſeine Bibliothek eine der ſehenswürdigſten und reichhaltigſten Anthologien des allſeitigſten muſikaliſchen Wiſſens. Ehrenmitglied mehrerer muſikaliſcher Vereine, wurde Fiſchhof bey Gelegenheit des Beethovenfeſtes als Deputirter des Wiener Conſervatoriums nach Bonn geſandt und daſelbſt, ſo wie auch ſpäter zu Brüſſel und Paris von allen dortigen Künſtlern mit der höchſten Auszeichnung aufgenommen; auch erhielt er ſchon früher von Sr. Majeſtät dem Kaiſer von Rußland für eine ihm überreichte Compoſition einen ſehr koſtbaren Ring zum Geſchenke.

Philekales.

Friedländer, David.

Dieſer würdige Schüler und Freund des großen Mendelsſohn, den 6. December 1750 zu Königsberg geboren, Bruder von 9 Geſchwiſtern, war der Sohn eines achtungswerthen Manufacturhändlers daſelbſt, der einſt zu den ausgezeichnetſten Zöglingen des berühmten Talmudiſten und Kabbaliſten Rabbi Eibeſchütz in Prag gehört hatte. Davids Vater beſchäftigte ſich fortwährend mit den Schriften auch neuerer Philoſophen, beſonders Leſſings und Herders, was nicht ohne Einfluß auf die geiſtige Richtung ſeines empfänglichen Sohnes blieb. Vater Friedländer wendete überhaupt Alles an, ſeinen Kindern eine gute Erziehung zu geben, wobey er denn inſonderheit auf Sittlichkeit und Humanität ſah. Deſſen ungeachtet würden die trefflichen Naturanlagen, Grundſätze, Anſichten und Geiſtesvorzüge des jungen David unmöglich ſo ſchnell und gedeihlich haben reifen können, hätte er nicht die nähere, bald zu inniger Vertrautheit übergegangene Bekanntſchaft des nachmahls ſo gefeyerten Arztes Marcus Herz gemacht. Dieſer war zu jener Zeit Lehrjunge bey einem Kleinhändler in Königsberg; die beyden Jünglinge erkannten, liebten und ehrten ſich, und wurden einander auf die entſchiedenſte Weiſe nützlich. Marcus unter Anderm wurde von David unterſtützt, ſich der Medizin widmen zu können, und dieſer hinwieder ward von jenem in die Vorhallen der Wiſſenſchaft ein-

geführt, auch mit dem großen Königsberger Philosophen bekannt.

Einem förmlichen Schulstudium aber, einem regelrechten Cursus lag David nicht ob; er war wie so viele seiner Glaubensgenossen reiner Autodidact, ein „Selbstgelehrter" im buchstäblichen Sinne, was denn nicht wenig zu einer selbstständigen, eigenthümlichen und sich um so schärfer aussprechenden Entwicklung seiner natürlichen Anlagen beytragen mußte. — Fast allein durch Lectüre und eigenes Nachdenken und Forschen erwarb er sich seine Sprach- und Sachkenntnisse; und auch hierzu war ihm die Muße sehr spärlich zugemessen, da er den größten Theil seiner Zeit dem Erwerb durch Handelsgeschäfte, späterhin auch seiner Stellung als Familienvater, Banquier und Bürger widmen mußte. Mehr als die reichste aus Büchern zu schöpfende Bildung aber wurde für sein ganzes moralisches, geistiges und intellectuelles Wesen die zärtliche Freundschaft des unsterblichen Mendelssohn. Während eines fünfzehnjährigen, fast ununterbrochenen, beynahe täglichen Umgangs mit diesem außerordentlichen Manne, nahm er gewissermaßen dessen ganzes inneres Ich in sein eigenes auf, und erhob sich auf diese Weise, wenn man so sagen darf, zu einem Mendelssohn den Zweyten an Gemüth und Geist, an Kenntnissen und Weltanschauung, an Geschmack und Bildung; und so kam es denn auch, daß die hervorragendsten Männer, ein Spalding, Teller, Engel (welch Letzterer ihm seine sämmtlichen Schriften widmete) ihm ihre Freundschaft weihten. Die Darstellung seiner geistigen Entwicklung hat Friedländer selbst

in einer höchſt merkwürdigen Schrift geliefert, die großen Eindruck hervorbrachte, und zahlreiche Gegenäußerungen zu Tage rief. Der Titel derſelben iſt: Sendſchreiben an den Propſt Teller, Berlin 1799; ſie ward wiederholt gedruckt.

Zu den vielen gediegenen Eigenſchaften und Vorzügen David Friedländers gehörten die reine Frömmigkeit des Sinnes, echte Religioſität, innige Liebe zu ſeinen Glaubensgenoſſen, reges Streben und Wirken für deren zeitgemäße Cultur, für Vaterland und Staatsbürgerthum, Sphären die er auch als Schriftſteller mit Einſicht, Gewandtheit, Kraft des Wirkens und weſentlichem Nutzen vertrat. Seine auf philoſophiſche Beobachtungen und mannigfache Studien beruhende vielſeitige, durch Erfahrungen gereifte Kenntniß öffentlicher Geſchäfte, bewährte er in den Functionen als Aſſeſſor des königl. Manufactur- und Commerzcollegiums, dann als Generaldeputirter der geſammmten Judenſchaft des Königreichs und als eigens gewählter Stadtrath zu Berlin. Ihm, ſeiner Autorität gelang es, als Aelteſter der Judenſchaft zu Berlin in den Jahren 1806—1812, ſeinen Glaubensgenoſſen das Bürgerrecht auszuwirken. Wie er auch literariſch eingriff, geht mitunter aus dem Ueberblick ſeiner Schriften hervor. Dieſe ſind: Actenſtücke, die Reform der jüdiſchen Colonien in den preußiſchen Staaten betreffend, Berlin 1793. — Beytrag zur Geſchicht der Verfolgung der Juden im 19. Jahrhundert durch Schriftſteller, Berlin 1820. — Briefe über die Moral des Handels, Berlin 1818. — Lehrbuch für jüdiſche

Kinder (anonym) Berlin 1779. — Für Liebhaber morgenländiſcher Dichtkunſt (beſonders abgedruckt aus der Zeitſchrift Jedidja, Band 6, Heft 2) Berlin 1821. — Moſe die fünf Bücher (überſetzt mit Mendelsſohn, Fränkel und Beck), Berlin 1815. — Moſes Mendelsſohn; Fragmente von ihm und über ihn, Berlin 1819. — Moſes Mendelsſohn; Sammlung von Aufſätzen ꝛc., herausgegeben von Heinemann, Berlin 1819. — Mendelsſohns Phädon, neu beſorgt, in den Ausgaben von 1814 an. Salomo der Prediger, aus dem Hebräiſchen, Berlin 1788. Reden der Erbauung, gebildeten Iſraeliten gewidmet, Berlin 1817. — Das oben berührte Sendſchreiben an Teller. — Sendſchreiben an die Juden. Berlin 1788. Ueber die durch die neue Organiſation der Judenſchule, in den preußiſchen Staaten nothwendig gewordene Umbildung ihres Gottesdienſtes in den Synagogen, Berlin 1812. — Ueber die Verbeſſerung der Iſraeliten im Königreiche Pohlen, Berlin 1829. — An die Verehrer, Freunde und Schüler Jeruſalems, Spaldings ꝛc.; herausgegeben von Krug, Leipz. 1823. — Worte der Wahrheit und des Friedens an die jüdiſche Nation: aus dem Hebräiſchen des Weſſely, Berlin 1798.

Wie David Friedländer im Leben überhaupt und in allen Kreiſen ſeines Wirkens hochgeehrt war und vielgeliebt, ſo war er auch glücklich in ſeinem Hauſe. Mit ſeiner edlen Gattinn, einer gebornen Itzig, die ihm 1814 der Tod entriß, lebte er 42 Jahre in ſchönſter Eintracht. Sie hatte ihm zwey Söhne geſchenkt. Ein

Sohn des Einen war der ſo vortheilhaft bekannte Arzt in Paris, Michael Friedländer*).

David Friedländer, der ewig unvergeßliche, ein edler Stern ſeiner Nation und der höhern Menſchheit überhaupt, entſchlief 1834, alſo in dem hohen Alter von 84 Jahren. D. P.

Frohberg, Regina,

geborne Salomo, eine gewandte, ſehr productive und beliebte Schriftſtellerinn, beſonders im Fache des Romanes, hatte ihre literariſche Laufbahn ziemlich ſpät begonnen, aber dann mit einem im Weltleben und in höheren Kreiſen bereicherten Geiſte um ſo thätiger fortgeſetzt. Geboren zu Berlin den 4. October 1783, Sproße ſehr bemittelter Eltern, trat ſie mit ihrem erſten Federprodukte 1808 auf, und zwar auf angelegentlichem Wunſch eines Freundes, ohne jedoch zuzugeben, daß ihr Nahme genannt werde. Der Titel dieſes Romans, welchen ſie jahrelang in ihrem Pulte verſchloſſen gehabt, iſt: Louiſe, oder kindlicher Gehorſam und Liebe im Streite. (Berlin.) Durch Beyfall ermuntert, ſchrieb ſie den Roman: Schmerz und Liebe, Berlin 1811, ebenfalls anonym. Auch dieſe Leiſtung fand günſtige Aufnahme, und erſchien 1815, (Wien) in zweyter Auflage. Ihr Nahme iſt zum erſten Mahle den Erzählungen beigeſetzt, welche ſie 1811 zu Dresden herausgab, und welche 1817 wiederholt gedruckt wurden. 1813 be-

*) Deſſen Lebensabriß im 2. Theil:, Seite 62.

gab ſie ſich nach Wien, woſelbſt ſie eine lange Reihe von Jahren in der vornehmen Welt, namentlich im Hauſe des Grafen Fries, eine ſehr intereſſante Erſcheinung war, und ſich ſelbſt ſehr wohl gefiel, mit warmer Neigung ſich ſtets ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit hingebend. Auch mehrere anſprechende Dramen hat ſie geliefert, geſammelt unter dem Titel: Theater, 2 Theile (Wiesbaden) 1817—18. Nicht minder hat ſie ſich als philoſophiſche Denkerinn und als lyriſches Talent bemerkbar gemacht durch ihre: Gedankenfrüchte auf dem Pfade des Lebens, Wien, 1842, und zweyte vermehrte Auflage, ebenda 1845. In alphabetiſcher Reihe laſſen wir hier ihre noch nicht angeführten Romane und Erzählungen folgen: Die Abreiſe, 2 Thle., Wien 1830; die zweyte Ausgabe 1834. Beſtimmung, ebenda 1814; Die Brautleute, ebenda 1814. Darſtellungen aus dem menſchlichen Leben, eb. 1814. Entſagung, 2 Theile, ebenda 1824; 2. Auflage eb. 1830; Erzählungen, eb. 1818. Das Gelübde, 2 Thle., eb. 1816. Herbſtblumen, eb. 1817. Der Liebe Kämpfe, 2 Thle., Leipz. 1826. Das Opfer, Amſt. 1815; 2. Auflage, Wien 1815. Kleine Romane, 2 Theile, Wiesbaden 1829. Die Rückkehr, 2 Thle. Frankf. 1824. Eigene und fremde Schuld, 2 Thle., Leipz. 1837. Guſt. Sterning; das Ungewitter, Wien 1817. Stolz und Liebe, Brünn 1820. Vergangenheit und Zukunft, 2 Thle., Gera 1840. Verrath und Treue, Berlin 1812; 2. Aufl., Wien 1816. In dem Bertuch'ſchen Modejournal (Weimar) 1815—17, und in Biedenfelds und Kuffners Feyerſtunden (Brünn) befinden ſich Beiträge von ihr.

C.

Furtado,

Präſident des Sanhedrin unter Napoleon.

Abraham Furtado war von portugieſiſcher Abkunft, 1756 zu London geboren, wohin ſich ſeine Mutter nach dem das Jahr zuvor ſtattgehabten weltbekannten Erdbeben zu Liſſabon geflüchtet hatte, bey welchem ihr Gatte das Leben eingebüßt. Noch in demſelben Jahre verließ ſie London und begab ſich Anfangs nach Bayonne, dann nach Bordeaux. Abraham erhielt eine gute Erziehung. Herangewachſen war er bey der Schiffsaſſecuranz thätig. Späterhin verließ er dieſen ihm nicht zuſagenden Wirkungskreis. Da er bemittelt war, ſo kaufte er Grundſtücke und verwendete die Zeit, welche ihm deren Verwaltung übrig ließ, zu politiſchen Studien. Er ſchrieb mehrere Werke, die auf den damahligen Zuſtand der Israeliten in Frankreich Bezug hatten, und wurde dadurch Ludwig XVI. und dem Miniſter Malesherbes auf das Vortheilhafteſte bekannt.

Bey der Commiſſion, die Malesherbes berief, um auf die Verbeſſerung des Zuſtandes der Juden hinzuwirken, wurde er und Gradis für die Südprovinzen gewählt. 1789 ward er Municipalrath von Bordeaux. Als Anhänger der Girondiſten jedoch zog er ſich Verbannung zu, und irrte ohne Mittel flüchtig umher, wie er es ſelbſt

in ſeinem **Mémoire d'un patriote proscrit** erzählt. Der 9. Thermidor gab ihm ſeine Freyheit wieder; der 18. Brumaire aber hatte für den kenntniß- und talentvollen Mann die Folge, daß ſein bereits ſo berühmter Nahme auf die Liſte derjenigen geſetzt wurde, aus denen Senatoren, Staatsräthe und Mitglieder des geſetzgebenden Corps gewählt wurden. Sonach kam er in das Wahlcollegium der Gironde. Furtado galt in ganz Frankreich als eine der würdigſten Notabilitäten; er genoß volles Anſehen und Vertrauen, ſo wie die Hochachtung und Liebe der gelehrten Welt, wie denn unter Anderm der Abbé Gregoire in ſeiner Schrift: **Des juifs, particulièrement de ceux de l'Allemagne** ihn gebührend hervorhebt.

Bey dem 1806 durch Napoleon zuſammenberufenen Sanhedrin hatte Furtado Anlaß und Gelegenheit, die ganze Fülle ſeiner glänzenden Eigenſchaften zu entfalten. Seine Berichte, ſeine Reden und Vorträge ernteten begeiſterten Beyfall. Da trat plötzlich die Aufhebung des Sanhedrin ein. Während der Kaiſer auswärts bey dem Heere war, traten für die Sache der Iſraeliten Rückſchritte ein. Nun erhoben ſich dieſe, Vorſtellungen zu machen, und wählten neuerdings Furtado zu ihrem Repräſentanten. Er entwarf ein Memoire und eilte mit ſeinem Collegen Maurice Levy zum Kaiſer in das Hauptquatier an den Niemen. Die Verhältniſſe waren aber nicht günſtig. Einiges zwar geſchah, nahmentlich auch ſpäter durch das Decret vom 17. May 1808; allein der Hauptſache nach mußten die Juden leider einſehen, daß ſie ſich in Napoleon ſehr getäuſcht hatten. Auch Furtado wandte

ſich von ihm ab. Als 1814 der Herzog von Angouleme zu Bordeaux ankam, trug Furtado kein Bedenken, die Stelle eines Mitgliedes der proviſoriſchen Adminiſtrations-Commiſſion anzunehmen, und ſchlug bey Napoleons Rückkehr von Elba jene eines Adjoint bey der Mairie aus. Ludwig XVIII. wußte dieſe Haltung zu würdigen. Er ward zu jener Stelle der Mairie berufen, und es wurde ihm die Verwaltung der Stadtfinanzen übertragen.

Leider nur ſehr kurze Zeit ſollte die ſegensreiche Wirkſamkeit dieſes vielverdienten thätigen Mannes dauern. Den 29. Jänner raffte ihn plötzlich ein Schlagfluß dahin. Furtado hinterließ unausgearbeitet mehrere Werke: Ueber die Harmonie der Staatsgewalten, 4 Bände; Verſuch über die politiſchen Spaltungen und Revolutionen, 3 Bände; das Buch Job, poetiſch überſetzt; vermiſchte moraliſche und politiſche Betrachtungen, mehrere Bände; Materialien zu einer philoſophiſchen Geſchichte der Israeliten. C.

Griſi, die Schweſtern.

(Sängerinnen.)

Als Nichten der zu ihrer Zeit ſo gefeyerten Graſſini hatten ſie ſchon in früher Jugend künſtleriſchen Anregungen Raum gegeben, und ſelbe bey unverkennbar obwaltendem Talente ſofort allmählig bis zur entſchiedenen Virtuoſität entfaltet.

*

Beyde ſind zu Mailand geboren; ihre Geburtsjahre werden ſehr verſchieden angegeben. Dieſem Umſtand zu Folge dürfte bey Giuditta das Jahr 1805 anzunehmen ſeyn, und bey Giulietta 1808. Die ältere Schweſter wurde im Conſervatorium ihrer Vaterſtadt gebildet. Sie fand bald rauſchende Anerkennung und machte mehrere mit Erfolg gekrönte Kunſtreiſen in Deutſchland. Als ſie 1826 in Wien in Roſſinis **Bianca e Faliero** auftrat, geſchah dieß mit ſolchem Beyfall, daß ſich ihr Ruf bald zu einem europäiſchen ausbreitete. Sie ſang dann auf den Bühnen zu Venedig, Florenz, Neapel ꝛc. überall ſiegreich. 1829 kehrte ſie wieder in das ihr ſo lieb gewordene Wien zurück, und ließ ſich bey der italieniſchen Operngeſellſchaft engagiren. 1833 ging ſie nach London, dann nach Paris, machte mitunter auch Ausflüge nach Deutſchland und Italien. Sie ſtarb in Rom 1839.

Giulietta zeichnete ſich nicht nur durch Körperſchönheit, ſondern auch durch eine ſehr metallreiche und wohltönende Sopranſtimme, durch ſeelenvollen und feurigen Vortrag und große Kehlfertigkeit vor ihrer Schweſter aus. Häufig ſang ſie mit dieſer zugleich, wie in: Robert der Teufel, in Norma ꝛc. Da ſie gleichzeitig waren unterrichtet und ausgebildet worden und ſo viele Productionen gemeinſchaftlich gemacht hatten, ſo entſtand in ihrem Vortrag oft eine wunderbare Harmonie von ganz eigenthümlicher Wirkung. Meiſt waren die Schweſtern auch zugleich engagirt. Giulietta verheirathete ſich im April 1836 zu London an einen reichen Franzoſen, Gérard de Melcy, Schon nach einigen Wochen kam ſie um Scheidung ein,

die jedoch nicht bewilligt wurde; eine Trennung von Tiſch und Bett aber kam 1842 zu Stande. Zwiſchen Verſailles und St. Cloud, auf der Beſitzung ihres Mannes fand ſie ihren liebſten Aufenthalt, von den Pariſern fort gefeyert und in der Kunſtwelt ihren Familiennahmen beybehaltend. Eine Zeitungsnotiz erzählte: Julie Griſi ſoll, als ſie 1847 in London vernommen hatte, daß Dlle. Lind im Begriff ſtehe, daſelbſt die Norma zu ſingen, geſagt haben: **E una Norma sola, ed io son questa.** (Es gibt nur Eine Normaſängerinn, und dieſe bin Ich.) Und in der That erntete ſie Triumphe. R.

Gunz, Simon.

Ein tüchtiger Mathematiker, und als Lehrer der Arithmetik wohl unübertroffen. Sein Vater wie ſein Großvater war Rabbiner zu Augsburg. Simon, daſelbſt 1743 geboren, ward für dieſelbe Laufbahn beſtimmt. Sofort lag er dem Studium des Talmud erſt zu Fürth, dann zu Frankfurt ob, und ſuchte ſich zugleich die deutſche Sprache eigen zu machen. Im 28. Lebensjahre erſt kam er dazu, deutſch leſen zu lernen. Sich in den Wiſſenſchaften umzuſehen und Sprachen eigen zu machen, zog er 1767 nach Berlin. Hier bildete er ſich vorzüglich in der Mathematik aus; ſie war und blieb ſeine Lieblingsbeſchäftigung. Gunz ertheilte Unterricht, kam ſpäterhin nach Prag,

und wurde daſelbſt 1782 an der iſraelitiſchen Hauptſchule als Lehrer der Mathematik und des kaufmänniſchen Rechenfaches angeſtellt. Er ſtarb auch zu Prag, nämlich: den 11. Jänner 1824. — Unter ſeinen literariſchen, im Druck erſchienenen Arbeiten ragt ſein theoretiſch-practiſches Rechenbuch für Lehrer und Lernende wie ein Rieſe hervor, allgemeine und hohe Anerkennung findend. Es erlebte 6 Auflagen, ſämmtlich zu Prag; die erſte, in 2 Bänden 1802; die zweyte 1804; die dritte wie die folgenden in 3 Bänden 1807; die vierte 1810; die fünfte 1815; die ſechſte 1832, davon der dritte Band den ſelbſtſtändigen Titel hat: „Praktiſcher Unterricht in Berechnung ausländiſcher Waaren oder Waarencalculationen.“ Seine übrigen Schriften ſind: Der fertige Arbitrageur, Prag 1818; Cours- und Wechſeltabellen, Wien 1807; Handbuch für Kaufleute, Prag 1792; Anfangsgründe der Gleichungslehre, eb. 1826; der Caſſirer, eb. 1818; dann Rolkenbrechers Taſchenbuch für Kaufleute, für Oeſterreich bearbeitet, eb. 1815; dann 1818 und und 1821; Bemerkungen zur Verbeſſerung des Lehrfaches, beſonders für Haus- und Schullehrer der jüdiſchen Jugend, ebend. 1792; Rechenſchlüſſel, eb. 1818; Tabelle für Obligationen ꝛc. eb. 1818; Verhältnißtabellen des Gewichts ꝛc. eb. 1793.

R.

Heine, Heinrich.

Phantaſie, Witz, Geiſt und Schärfe ſind Eigenſchaften dieſes Genius, die ſelbſt ſeine vielen Gegner ihm nicht ſtreitig machen können. Iſt ihm gleich mit Grund der Vorwurf des oft grellſten Mißbrauchs zu machen, ſo muß ihm anderſeits das Verdienſt eingeräumt werden, in der neuern Zeit Einer der Erſten zu ſeyn, die dazu beigetragen haben, in der ſchönen Literatur jene gewiſſe ſchwerfällige Trockenheit zu beſeitigen, und dafür eine erfriſchende epigrammatiſche Lebendigkeit eintreten zu laſſen. Heinrich Heine's Weſen und Geiſt iſt von einer talentvollen Feder mit Ruhe und Partheyloſigkeit geſchildert worden; und indem wir dieſe Beurtheilung auszugsweiſe unten beybringen, begnügen wir uns, die übrigens ſehr einfachen äußern Lebensverhältniſſe unſers Helden zu erörtern.

Heine iſt den 13. December 1799 zu Düſſeldorf geboren. Er wendete ſich bald den Studien zu, denen er zu Bonn, zu Berlin und in Göttingen oblag. Nachdem er in letzterer Stadt den juridiſchen Doctorgrad erlangt, hielt er ſich bald in Hamburg, bald in Berlin, bald in München auf, bis ihn 1830 die Cataſtrophe in Frankreichs Hauptſtadt nach Paris zog, woſelbſt er mit wenig Unterbrechung ſeitdem lebte. Seine literariſchen Erſtlinge: „Gedichte," Berlin 1821; „Tragödie nebſt einem lyriſchen Intermezzo," eb. 1823, erweckten eben keine ſonderliche

Theilnahme; deſto lebhaftere Senſation hingegen brachten ſeine 1830 begonnenen „Reiſebilder“ hervor, in lyriſcher Hinſicht aber noch größeren Eindruck machte ſein „Buch der Lieder,“ erſte Auflage, Hamburg 1827. Seine Schriften „Kahldorf über den Adel,“ eb. 1831, und „franzöſiſche Zuſtände“ eb. 1833, characteriſiren ihn als pikanten Proſaiſten, als welcher er ſich in ſeinen Pariſer Artikeln in der allgemeinen Zeitung beurkundete, deren frühere in den „Zuſtänden“ geſammelt ſind. Die philoſophiſchen Aufſätze in der **Revue des deux mondes** können weder den Franzoſen noch den Deutſchen behagen. Seit Jahren iſt er die Beute eines ſo argen Cynismus, daß viele ſeiner Verehrer wieder von ihm abfielen, wozu ſein Pasquill auf Börne (Hamburg 1840) nicht wenig beygetragen hat. Seine neueren Gedichte inſonderheit ſind voll zügelloſer Exaltationen, die nicht nur das Schönheitsgefühl, ſondern auch die Vorſtellung des Würdigſten und Höchſten beleidigen. Seine Kraft ſcheint zerriſſen; ſeine Hülle war noch kürzlich in bedenklichſtem Grade leidend.

Daß der großartige Hamburger Banquier ſein Oheim war, und der Herausgeber der Fremdenliſte in Wien, Guſtav Heine, ſein Bruder ſey, iſt bekannt.

Wir laſſen jetzt die oben berührte Charakteriſtik folgen:

Es iſt über Heine ſchon ſo viel Gediegenes und Erſchöpfendes geſagt worden, daß es ſchwer hält, noch einen neuen Geſichtspunkt für die Betrachtung zu ermitteln.

In Büchern und Zeitungen iſt ein reiches Material an Urtheilen und Kritiken niedergelegt: es würde ſich der Mühe lohnen, die ganze Maſſe einmahl zu ſichten und die Urtheile der Zeit mit den Schriften des Dichters zu vergleichen. Allerdings hat es lange gedauert, ehe ſich ein Urtheil als ein allgemeines herausſtellte, dasſelbe hat die ganze Windroſe von höchſter Bewunderung bis zur tiefſten Verachtung durchgemacht; hat ſich aber endlich ſo ſehr concentrirt und befeſtigt, daß es höchſtens noch einen Zuſatz von Seiten Heines — und der würde eine kaum mehr zu erwartende Kraftanſtrengung vorausſetzen — bekommen, keineswegs nach irgend einer Seite hin mehr abgebogen werden kann. Das Schwanken des Urtheils ſelbſt aber beweiſt ſchon, daß Heine bey ſeinem Auftreten wirklich ein neues Element in den Ideenſpiegel der Zeit hineinwarf. Man war überraſcht; man fühlte ſich durch das Neue entweder angezogen oder abgeſtoßen, gleichgültig blieb Niemand, der überhaupt nicht bloß vegetirt, nur vermochte man den Inhalt der Heine'ſchen Weltanſchauung noch nicht zu zerlegen, die Schlacken und das Gedankenhaltige zu trennen. Erſt jetzt, da der Prozeß gewonnen iſt, wundern wir uns, daß wir ſo lange zweifelhaft ſeyn, und ſtreiten konnten. Dennoch iſt der Prozeß ſelbſt von nicht geringer Bedeutung. Er iſt nicht ſo tief herabzudrücken als manche Literaturhiſtoriker thun. Er war durchzumachen. Denn ergreift ſogar über das Gebieth der Poeſie hinaus, verzweigt ſich durch die ganze Breite der Zeit und hat durch ſeine vielſeitige Beregung des Modernen, nicht allein durch ſeine Lichtblicke, ſondern ſelbſt

durch ſeine Schwächen die heutige Stellung der Poeſie zum Leben vorbereitet.

Wo das Leben in unverkümmerter Friſche emporblüht, da ſteht der Dichter ſeiner Nation, ſeinen Zeitgenoſſen gegenüber, um ihren noch nicht Wort gewordenen Ahnungen und Empfindungen Ausdruck, ihrer auf der Schwelle des Bewußtſeyns lagernden Gedanken objective Plaſtik zu geben. Der Dichter iſt der Sprecher der Nation. Schiller und Goethe waren es, jener gewiſſermaßen die auswärtigen Angelegenheiten der Menſchen beſorgend, dieſer die des Innern; jener hatte mehr das öffentliche Leben im Auge, dieſer das Haus. Soll der Dichter aber über etwas ſprechen, etwas poetiſch behandeln, ſo muß um ihn her etwas Beſprechenswerthes, ihn Anregendes, Begeiſterndes vorgehen; und verlangt die Nation, daß der Dichter, der ihre Aufmerkſamkeit fordert, unmittelbar mit ihr lebe, ihre Jugendkraft in ſich ſammle, immer den neueſten Gedanken ausführe, und will ſie in den ältern Dichtern ihren Rückhalt, in der Jugend dagegen ihre Vorkämpfer, ſo iſt das durchaus vernünftig, nur wäre zu wünſchen, daß ſie in ihren Verpflichtungen gegen den Dichter eben ſo pünktlich ſey, wie ſie in ihren Anforderungen an denſelben genau iſt. In den zwanziger Jahren war aber in Deutſchland eine entſetzliche Stille eingetreten. Es war die Zeit der geiſtigen Leere. Schiller war todt, Goethe war ein alter Mann geworden, ſelbſt Uhland ſchwieg; und die Romantiker ſaßen ſo ſtillvergnügt am warmen Heerde ihrer Mährchenwelt, daß ein junges dichteriſches Talent, das einſam und verlaſſen hinaustrat in den vielbeſagten

deutſchen Dichterwald, und überall nur verhallende Klänge hörte, unterdrückte Melodien, nirgend eine herzhafte Freude, ein kräftiges Feſthalten an der Poeſie ſelbſt wahrnahm, in innerſter Seele ungewiß werden konnte, wohin es ſich wenden, wen es ſich für Freund oder Feind halten ſollte und deshalb mit der ganzen Welt, mit ſich ſelbſt in Zwiſt gerieth.

So war es mit Heine. Unverkennbar mit einem glänzenden dichteriſchen Talente ausgerüſtet, hatte derſelbe raſchen Blickes das Terrain, auf welchem er ſtand, überflogen. Göthes ſtarke Subjectivität hatte ihm Vertrauen zu eigener Kraft eingeflößt, aber es fehlte dieſer an einem mächtigen Impuls, um aus der ſubjectiven Iſolation herauszutreten. Es fehlte Heine das großartige Object, das ihm einen Halt in der Welt der Erſcheinungen gegeben, ſein dichteriſches Denken und Schaffen zuſammengehalten, ſeinen Geiſt aus der Plattheit emporgehoben und mit ſich fort geriſſen hätte. In die Vergangenheit mochte ſich der lebensfrohe Sinn nicht verſenken, in den abſtracten Idealismus eben ſo wenig und in der Gegenwart war die Geſchichte wie Röhrenwaſſer ausgeblieben. Am deutſchen Spießbürgerleben konnte Heine natürlich keinen Geſchmack finden, deshalb zog er ſich in Reſignation und Selbſtvertrauen in ſich ſelbſt zurück. Seine Phantaſie ſollte aus den Dingen, die an ſich eitel ſeyn ſollten, für ſich ſelbſt etwas machen. Er verſuchte es, den Schiller'ſchen Satz: „Die Welt iſt eng und das Gehirn iſt weit“ zu erweiſen. Er wollte die Welt ſogar im Sinne des ſubjectiven Idealismus lediglich aus ſeinem

Gehirn emporwachſen laſſen, blieb aber, da dieß nicht glücken wollte und er doch auch nicht Luſt hatte, den Satz einfach wieder umzukehren, zwiſchen Dichterſtolz und einem proſaiſchen Gefühl der Schwäche, zwiſchen Weltverachtung und Sehnſcht nach dem objectiven Idealismus, zwiſchen der Luſt der Verneinung und dem Schauder im Leeren zu ſtehen, ſtecken. Oft geht aus dieſer Stimmung der wahre Humor hervor, welcher ſich auf der Schwinge des ewigen Gedanken im Univerſum wiegt, oft werden wir von ihm in jene ſüße Sentimentalität verſetzt, die in der Liebe zum Leben, zu den Menſchen, zum All uns unſre Gebrechen und vergeblichen Wünſche vergeſſen läßt, und ein blendender, im höchſten Farbenfeuer ſpielender Witz entrückt uns oft dem Leben auf der Scholle zur höchſten Freyheit. Aber im Ganzen werden dieſe wahrhaft poetiſchen Empfindungen durch einen hämiſchen Trotz, durch einen häßlichen Hohn darüber, daß wir unſer Gemüth dem Dichter anvertrauten, vergällt und vernichtet, und er ſelbſt ſchlägt ein widerliches Gelächter darüber auf, daß er ſich einer idealerglühten Stimmung hingegeben, daß er Gefühle zeigen und Gedanken denken konnte, die für ihn ſelbſt am Ende keinen Inhalt mehr haben. So weit deßhalb Heine Dichter iſt, darf man ihm, wie ein geiſtreicher Beurtheiler bemerkt, vor ihm ſelbſt in Schutz nehmen; wo er anfängt zu reflectiren, muß man ſtets vor ihm auf der Hut ſeyn; ſeine Geſinnung ſelbſt aber iſt, als gegen alles Völkerrecht der Vernunft gerichtet, außer allem Geſetz und als unehrlich von ihm ſelbſt gebrandmarkt. Könnten wir doch dieſe drey Ele-

mente in Heine's Büchern trennen, wir würden bey vielem Schönen einen köſtlichen Genuß haben; ſelbſt bey ſeinen Irrthümern würden wir noch Manches lernen, wenn nur ein lauterer Character ſie manifeſtirte! Aber das Unreine, Unedle taucht bey ihm auf jeder Seite ſeiner Schriften auf; nur hier, wo wir einen Totaleindruck dieſer Schriften feſthalten möchten, können wir dieſe Elemente auseinander halten.

Unſtreitig ſteht Heine in ſeinem „Buch der Lieder," das in vielen Auflagen erſchienen iſt, *) am höchſten da. Alle Nuancen ſeines Geiſteslebens treten darin ſchon hervor, noch am meiſten vom blühenden Hauche der Poeſie umwebt. In den „Reiſebildern" (4 Theile) hat er unſtreitig den Anſtoß zu der modernen Reiſeliteratur gegeben und ſein Witz ſpielt darin im lieblichſten Zauber. Der „Salon" (4 Theile), „die franzöſiſchen Zuſtände," „die romantiſche Schule," „Kahldorf, über den Adel in Briefen an den Grafen M. von Moltke," „Heinrich Heine

*) 5. Auflage 1844. — Fernere Schriften: Zur Geſchichte der neueren ſchönen Literatur in Deutſchland, 2 Thle. Paris 1833. — Shakeſpeares Mädchen und Frauen, erläutert, (Text zu 45 Porträts) Paris und Leipzig 1839. Neuere Gedichte, Hamburg 1844; Otto Troll, Hamburg 1847. — Einer Notiz zu Folge hatte Heine für eine Tänzerinn in London ein phantaſtiſches Ballet in Scene geſetzt. Dieſe ſollte darinnen die Rolle des Mephiſtopheles geben. Die Notiz ſetzt bey: „Heine behauptete nähmlich, daß Goethe ſich geirrt habe, als er aus Mephiſtopheles einen Mann machte, darum ſoll ihn jetzt eine Tänzerinn ſpielen."

über Ludwig Börne“ lassen ihn allmählig von seiner Höhe herabsteigen.

Wenden wir uns freylich zu den reformatorischen Bestrebungen Heine's — wenn man diesen Ausdruck einmahl des Zusammenfassens wegen von seinen prosaischen, raisonirenden Schriften gelten lassen will — so können wir ihn durchaus nicht mehr so hoch stellen. Da fehlt ihm vor allen Dingen eine gründliche Wissenschaftlichkeit und der Ernst, welcher hier durchaus unentbehrlich ist. Daß uns der Poet Heine einmahl wieder zum Lachen brachte, haben wir ihm gerne gedankt. Aber wo es sich um sittliche, religiöse, politische Verbesserungen handelt, da reicht wahrlich ein glänzender Styl, ein lockerer Witz und eine glückliche Beobachtung menschlicher Schwachheiten und ein lustiges Eingeständniß der eigenen nicht hin. Denn unser deutsches Leben hat bey aller Unbehilflichkeit doch einen gesunden Kern. Vieles, was einer oberflächlichen Beobachtung als zufällig erscheinen mag, hat in unserer ganzen Sinnesweise eine feste Begründung und die Wissenschaft hatte trotz ihrer Zurückgezogenheit von der Praxis doch zu Heine's Zeit schon durch eine gewissenhafte, vorurtheilsfreye Kritik, durch geharnischte Systeme einen wahrhaft geistigen und lebendigen Inhalt gewonnen. Heine's Vorurtheilslosigkeit erscheint dagegen als die Leerheit eines ausgebrannten Herzens, seine Freymüthigkeit als Lieblosigkeit und Schadenfreude. Hier ist er ganz der Schriftsteller der Frivolität, prinzip- und tendenzlos. Um ein originelles Bild anzubringen, opfert er Wahrheit und edle Sitte er verfällt in die mannigfachsten Widersprüche, und es

wird nichts dadurch wieder gut gemacht, daß ſich Heine alle Augenblicke den Unwillen, ja der Verachtung preis gibt.

Und gar auf politiſchem Gebiethe ſpielt Heine eine gar zu frivole Rolle. Seine unnöthige Flucht hat ihn dem Vaterlande zu ſehr entfremdet, als daß er unſere practiſchen Intereſſen begriffe, die ſich ſeit der Julyrevolution entwickelt haben. So bleibt auch die Freyheit abſtract und Heine trägt auch hier kein Bedenken, ſowohl ſeine Achtung vor großen Perſönlichkeiten, als vor der Idee aufzuopfern, wenn es gilt eine geniale Bemerkung zu machen. Sein Buch über Börne hat ihn hier in aller Erbärmlichkeit gezeigt, und nach einer ſolchen Thatkraft kann die Freyheit dabey nur gewinnen: wenn ihr „kleiner Tambourmajor" von der Bühne abtritt.

R.

Stöckl-Heinefetter *).

Die eigenthümliche Erſcheinung, daß ausgezeichnete Naturgaben und Talente für die Kunſt ſich in manchen Familien nicht bloß an einzelne Individuen, ſondern an ganze Geſchlechter knüpfen, zeigt ſich in beſonders auffallender Weiſe unter den Geſchwiſtern Heinefetter. Alle fünf Schweſtern: Sabine, Fatime, Kathinka, Clara und

---

*) Auszug eines Artikels des geiſtvollen, kenntnißreichen und gewandten Herrn Doctors Leone. (Theaterzeitung).

Eva (letztere ein Contrealt), ſind in der Kunſtwelt als Sängerinnen rühmlichſt bekannt.

Die gefeyerte Clara Heinefetter, im Jahre 1816 am 17. Februar zu Mainz geboren, verlebte daſelbſt ihre Jugendjahre, ohne ſich gerade für die Muſik beſonders zu intereſſiren. Erſt im Jahre 1829, als ſie ihre älteſte Schweſter Sabine nach Paris begleitete, wo dieſe für die dortige italieniſche Oper engagirt, an der Seite der Malibran und Sonntag die glänzendſten Triumphe feyerte, erwachte auch in Clara eine größere Neigung zur Kunſt. Einen unauslöſchlichen Eindruck machte damahls vorzüglich auf ſie die geniale Malibran, die als Desdemona in „Othello," als Semiramide und Donna Anna im „Don Juan" u. ſ. w. eine beyſpielloſe Begeiſterung hervorrief. Als nun Clara eines Tages im Camerino ihrer Schweſter aus der großen Arie der Donna Anna, die durch die Malibran berühmt gewordene Stelle: „Forse un giorno il Cielo" für ſich allein nachzuſingen verſuchte, war die Malibran von der Schönheit ihrer Stimme ſo überraſcht, daß ſie in ihrer geiſtreich-ſcherzenden Weiſe zur Sabine ſagte: „Deine Schweſter ſcheint als Donna Anna Nachfolgerinn, mir noch gefährlicher werden zu können, als es meine Donna Anna Vorgängerinn war." (Bekanntlich hat vor der Malibran die Sonntag als Donna Anna in der italieniſchen Oper einen ihrer ſchönſten Triumphe gefeyert.)

Clara fing nun an mit Luſt und Liebe ſingen zu lernen, blieb noch ein Jahr mit ihrer Schweſter in Paris, und als dieſe im November des Jahres 1831 von dem

damahligen Director des k. k. Hofoperntheaters, Duport zu einem Gaſtſpiele eingeladen, nach Wien kam, und nach dem überaus glänzenden Erfolge ihrer erſten Vorſtellungen ein feſtes Engagement abgeſchloſſen hatte, machte Clara ihren erſten theatraliſchen Verſuch im k. k. Hofoperntheater nächſt dem Kärthnerthore als Agathe im „Freyſchütz," während Sabine an dieſem Abende das Aennchen ſang. Das Debut fiel äußerſt glücklich aus. Die junge Sängerinn, obwohl mit einer großen Befangenheit kämpfend, erhielt rauſchenden Beyfall und machte ſchon bey dieſem erſten Auftreten die ſeltene Schönheit ihrer Stimme in ſo hohem Grade geltend, daß die Adminiſtration des k. k. Hofoperntheaters ſie ſofort auf 3 Jahre engagirte und ihre weitere Ausbildung im Geſange dem rühmlichſt bekannten Cicimara anvertraute. Die ihr mittlerweile zugetheilten Rollen als Page im „Johann von Paris" und in der „Anna Bolena," die erſte Dame in der „Zauberflöte," Irma in „Maurer und Schloſſer" u. dgl. bothen ihr eben keine beſondere Gelegenheit dar, ſich auszuzeichnen; einen um ſo ſchöneren Triumph feyerte ſie aber bald darauf als Elvira (im „Don Juan"), mit welcher ſie ihr Renommé bey dem kunſtſinnigen Publicum Wiens eigentlich begründete.

In Folge des überaus glänzenden Succeſſes bewilligte ihr die Direction des k. k. Hofoperntheaters ein Benefice, zu welchem die Heinefetter die Oper „der Blaubart" wählte. Herr Duport, der ſich ſeitdem für die weitere Entwicklung ihres ſchönen Talentes auf das Lebhafteſte intereſſirte, ſtudirte ſelbſt ſorgfältig mit ihr die

Parthie Marie ein, die ihr abermahls einen glänzenden Erfolg bereitete und ihren Beruf zum dramatiſchen Geſange in's ſchönſte Licht ſtellte. Bald darauf both ſich ihr eine neue Gelegenheit dar, ſich gefeyert zu ſehen. Ihre Schweſter Sabine, die zu jener Zeit den Romeo in „Montecchi und Capuletti" im Hofoperntheater mit dem größten Beyfall ſang, entzweyte ſich mit Duport und gaſtirte dann in derſelben Oper im Joſephſtädter Theater unter Stöger's Direction, wodurch das Hofoperntheater allerdings in nicht geringe Verlegenheit kam, da dieſe Oper, damahls ein wahrer Magnet für's Publicum, plötzlich brach liegen mußte. Aus dieſer Verlegenheit half Clara, die ſofort den Romeo einſtudirte, und ſchon nach zwey Wochen in dieſer Rolle mit unbeſchreiblichem Beyfalle auftrat. Intereſſant war es, dieſe Oper gleichzeitig in den beyden Operntheatern gegeben und die Parthie des Romeo von den Schweſtern Sabine und Clara bey gedrängt vollen Häuſern dargeſtellt zu ſehen. Die Schönheit und Macht des Organs trug auch hier den Sieg davon und erregte allgemeine Bewunderung.

Bis zum Jahre 1836 blieb Clara Heinefetter beym Hofoperntheater in Wien, und ſang abwechſelnd noch in den Opern: „Zampa," „Unbekannte," „Schreiberwieſe," „Ballnacht," und zuletzt „die Jüdinn" von Halevy mit dem glänzendſten Erfolge. In der letztgenannten Oper machte ſie vollends Senſation und es herrſchte nur eine Stimme, daß ſie als Sarah keine Rivalin habe. Im Jahre 1836 erneuerte ſie ihr Engagement mit der neu angetretenen Adminiſtration des k. k. Hofoperntheaters

nicht, sondern folgte einer schmeichelhaften und glänzenden Einladung des königlichen preußischen General-Musikdirector Ritter (jetzt Graf) Spontini zu einem Gastspiele nach Berlin. Nebst den bereits erwähnten Opern ihres Repertoirs, sang sie daselbst Gluck's „Iphigenia auf Tauris," die Spontini selbst mit ihr einstudiert hatte, und erregte den lebhaftesten Enthusiasmus. Gerade in diesem Werke — so wie in Gluck'schen, Weber'schen und Spontinischen Opern überhaupt — in welchen die kräftigste Stimme mit der Wucht einer mächtigen Orchestration oft zu kämpfen hat, machte sich ihr grandioses Organ vorzüglich geltend und imponirte, fern von allem Rouladenpomp bloß mit der majestätischen Macht und Pracht ihrer herrlichen Mittel. — Spontini, selbst einer ihrer größten Bewunderer, machte ihr in dieser Beziehung das schönste Compliment. Als sie nähmlich bey einer Probe das ganze vollstimmige fortissimo spielende Orchester, und den ganzen Chor — zusammen bey 150 Individuen zählend — mit ihrer Stimme dominirend übertönte, legte er den Tactirstock nieder, und rief aus: „Mademoiselle Clara Heinefetter! Sie sind die erste Sängerinn, die mit ihrer Stimme meiner ganzen Capelle imponirt." — Spontini, wohl einsehend, daß eine Sängerinn mit solcher Stimme nicht leicht wieder gefunden ist, machte ihr die brillantesten Anträge, er gab sich alle Mühe, um sie für Berlin zu gewinnen, und auch die dortigen Blätter sprachen allgemein diesen Wunsch öffentlich aus, allein sie lehnte es ab und folgte einer Einladung der Hoftheater-Intendanz in Mannheim zu einem Gastspiele, und später nach Pesth,

wo sie sich am 27. Juny 1837 mit dem rühmlichst bekannten ersten Mimiker Franz Stöckl (vom k. k. Hofoperntheater in Wien) vermählte. Bald darauf, von diesem Hofoperntheater wieder gewonnen und mit Jubel begrüßt, sang sie mit dem größten Beyfalle außer den bereits erwähnten Opern noch die „Norma" und Pamina in der „Zauberflöte." — Nach Beendigung der deutschen Saison ging sie abermahls nach Pesth und zur Eröffnung der Direction des Herrn Stöger nach Prag, dann nach Hamburg, wo sie überall die größte Sensation erregte, und folgte später einer Einladung an das Hoftheater zu Hannover. Auch hier rief ihre Norma, Jessonda und Valentine (in den Hugenotten) einen unbeschreiblichen Enthusiasmus hervor, und die Königinn, welche der letzteren Vorstellung beywohnte, übersandte durch ihren Kammerherrn Freyherrn v. Pusch, der gefeyerten Künstlerinn ein kostbares Armband als Erinnerung an den genußreichen Abend, den sie ihr bereitet. Abermahls nach Mannheim zu einem Gastspiele eingeladen, mußte sie nach Beendigung desselben, dem allgemeinen dringenden Verlangen nachgeben, und die Zahl der Vorstellungen verdoppeln. Das ihr gemachte glänzende Anerbiethen, einen fünfjährigen Contract abzuschließen, nahm sie jedoch nicht an, sondern begab sich zuerst nach ihrer Vaterstadt Mainz und dann nach Köln, wo sie im Vereine mit ihrer Schwester Sabine und dem Tenoristen Heinrich Kreuzer, vom Hoftheater in Darmstadt, bey dreyfach erhöhten Preisen, eine Reihe von Vorstellungen gab, zu denen die ganze Umgegend zusammenströmte und die ein, in den Theater-

annalen unerhörtes Furore erregten. Im Sommer 1840 begrüßte London zum erſten Mahl die gefeyerte deutſche Sängerinn, die in dem Jamestheater unter der Direction des Herrn Schuhmann zum erſten Mahle (den 19. Juny) als „Jeſſonda" auftrat, und in dieſer, ſo wie in den übrigen von ihr dargeſtellten Parthien eine Reihe der glänzendſten Triumphe feyerte. Die Journale bezeichneten ſie als eine Erſcheinung in der Geſangswelt, und der Eindruck, den ſie hervorbrachte, war ſo groß, daß ſie ſogleich auch für das nächſtfolgende Jahr unter den glänzendſten Bedingungen engagirt wurde. Sie ſang i. J. 1841 im Drurylanetheater an 63 Abenden, und erregte eine wo möglich noch größere Senſation. Einen nicht minder großen Enthuſiasmus erregte ſie bey ihrer dritten Anweſenheit in London (i. J. 1842), wo ſie unter der Direction des Herrn Leberecht an 31 Abenden ſang und außer den bereits erwähnten Opern auch noch in der „Norma," Gluck's „Iphigenie" und Meyerbeers „Hugenotten" glänzte.

Nachdem Mad. Stöckl-Heinefetter während dieſer Zeit (i. J. 1840 und 1841) wieder zwey Mahl einer Einladung nach Berlin gefolgt war, gaſtirte ſie mittlerweile wiederhohlt in Breslau, Brünn und Wien, wo ſie ſich jedoch nicht lange aufhalten konnte und nur binnen eilf Tagen acht Vorſtellungen gab, ferner in Dresden, Hamburg, Prag; hier gab ſie auch ein Concert für die Nothleidenden im Erzgebirge, dann in Peſth und Lemberg, überall Bewunderung und einen unauslöſchlichen Eindruck zurücklaſſend.

Im October 1843 auf einen kurzen Beſuch bey ihrer Schweſter in Wien eingetroffen, gelang es endlich der Adminiſtration des k. k. Hofoperntheaters, dieſe ausgezeichnete dramatiſche Geſangskünſtlerinn für Wien zu gewinnen und ſie auf vierthalb Jahre zu engagiren, die nun mit der gegenwärtigen deutſchen Opernſaiſon zu Ende gingen. Während dieſer Zeit machte ſie nur einige kurze Ausflüge zu Gaſtvorſtellungen nach Peſth, Gratz und München, wo ſie allenthalben die höchſte Begeiſterung hervorrief. Wahrhaftes Furore machte ſie mit der „Lucrezia," welche Oper gleich im Beginne ihres Engagements (am 24. November 1843) zum erſten Mahle in deutſcher Sprache gegeben, ihr einen um ſo ſchöneren Triumph bereitete, als die Meiſterdarſtellung unſerer berühmten Caroline Unger, die gerade in dieſer Rolle ſo groß war, bey uns in noch friſchem Andenken lebte.

Als der arme Donizetti, damahls von Paris kommend, die Mad. Stöckl-Heinefetter in dieſer Oper hörte, war er von ihrer Leiſtung ſo entzückt, daß er ſogleich erklärte, ſeinen „Dom Sebaſtian," den er in Paris für die Stolty, für Duprez, Levaſſeur, Barrhoilett und Maſſel geſchrieben hatte, nur unter der Bedingung, daß die Mad. Stöckl-Heinefetter die Parthie der Zayda ſinge, im k. k. Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthore in die Scene ſetzen zu wollen. Am 6. Februar 1845 kam dieſe neue Oper, die nun ebenfalls eine der ſchönſten Zierden unſeres Opernrepertoirs bildet, mit einer ausgezeichneten Beſetzung und einer prachtvollen Mise en scène unter Donizetti's perſönlicher Leitung auf die Bühne, und er-

regte Enthuſiasmus. Mad. Stöckl-Heinefetter als Zayda, dann die Herren: Erl (Dom Sebaſtian), Draxler (Dom Juan de Sylva), Leithner (Camoëns) und Wild (Abayaldos) ein Enſemble, wie es die Pariſer große Oper nicht aufzuweiſen im Stande war, feyerten einen Triumph, der eben ſo glänzend und ehrenvoll für ſie als für den berühmten Tonſetzer war.

Unverhohlen erkannte Donizetti der deutſchen Zayda vor der franzöſiſchen die Palme zu. Als Beweis ſeiner beſonderen Verehrung für Mad. Stöckl-Heinefetter ſchickte er ihr den Tag nach der erſten Vorſtellung eine koſtbare Vaſe, in welcher künſtlich geordnete Blumen den Namen „Zayda" bildeten und componirte eigens für ſie noch eine neue Cabaletta zur Arie im zweyten Acte. — Der außerordentliche Erfolg dieſer Oper hat ſich bis jetzt, wo ſie bereits über 40 Mahl, bey ſtets vollen Häuſern gegeben wurde, glänzend bewährt. Die Leiſtungen der Mad. Stöckl-Heinefetter als Zayda und Lucrezia, ſo wie Fidelio ſtehen aber auch in der Erinnerung aller Opernfreunde mit unvergänglichen goldenen Lettern aufgezeichnet, und manche Sängerinn wird wohl dieſe Parthien nach ihr ſingen — ſchwerlich aber ihr nachſingen.

Als Repräſentantinn des claſſiſchen deutſchen Operngeſanges ſteht ſie gegenwärtig unübertroffen da. In den großen dramatiſchen Aufgaben Gluck'ſcher Opern, erinnert ſie nur an die heroiſche Geſangscelebrität Milder-Hauptmann, und wie früher die berühmte „Armida" der Auguſte v. Faßmann, ſo iſt die „Iphigenie" der Stöckl-Heinefetter in neuerer Zeit die großartigſte Leiſtung in dieſem Genre.

— Deutſche Kraft mit italieniſcher Gluth gepaart, rauſcht ihr Geſang auf brauſenden Schwingen einher, ihre mächtigen Töne ſprühen Flammen der Begeiſterung und zünden in der Bruſt der Zuhörer.

Hertz, Henrik.

Unter den Dichtern Dänemarks einer der begabteſten, war Henr. Hertz, im Auguſt 1798 zu Kopenhagen geboren. Sein poetiſcher Genius war nicht zu vorſchnell, denn er zählte ſchon 24 Lebensjahre, als ſein Luſtſpiel: „Herr Burckhard og hans Familie“ erſchien. Das Stück fand ſehr gute Aufnahme; noch beſſer jedoch zwey Jahre darauf das Luſtſpiel: „Flyttedagen,“ deſſen Stoff die Zuſtände Kopenhagens ſind. 1832 gab Hertz unter dem Titel: „Lyſtſpil,“ die genannten zwey Dramen mit einem dritten: „Emma“ (ein Characterſtück) unter ſeinem Nahmen heraus, den er früher nicht genannt hatte. Gleichfalls anonym waren 1830 ſeine: „Gjengangerbrevene, eller poetiſke Epiſtler fra Paradiis“ herausgekommen. Sein lyriſches Luſtſpiel: „Amors Genieſtreger“ (Converſationsſtück in Verſen) erſchien 1830, ebenfalls ohne ſeinen Nahmen, welcher jedoch der deutſchen Bearbeitung, die 1840 zu Kiel an's Licht trat, beygeſetzt wurde. Es erwies ſich allenthalben, daß der Dichter im Geiſte Holbergs ſchaffe, doch mit Eigenthümlichkeit und geſteigerter, dem Standpunct eines reifern Kunſtgeſchmackes angemeſſener Ten-

denz. Letzteres gab ſich auch in ſeinem Lehrgedichte: „Naturen og Kunſten“ zu erkennen, abgedruckt in: „Anonym Nytaarsgave“ 1832, worauf 1833 „Fornars Nytaarsgave“ folgte. Von ſeinem Talent für nordiſche Romantik zeugt zuerſt ſein Trauerſpiel: „Svend Dyrings Haus“ 1837. Dieſem edlen Product ward allgemeine Anerkennung zu Theil. „Svanehammer“ 1841, befreundeter Tendenz, ſprach ebenfalls ſehr an. Ein Band Lyriſches und Dramatiſches war das Jahr zuvor erſchienen. Das uns nun auf die Breter näher gebrachte lyriſche Drama: „König Renés Tochter“ war 1845 ſchon in zweyter Auflage des Originals zu Kopenhagen herausgekommen; deutſch, im Versmaße des Originals von F. A. Leo, Leipzig 1846, und Berlin 1847, unter Mitwirkung des Verfaſſers von Fr. Bremann überſetzt. Hertz iſt nicht bloß Schöngeiſt; er iſt auch philoſophiſcher Denker und zugleich von heiterer Laune, wie ſeine 1839 gedruckte Schrift: „Stemminger og Tilſtande“ darthut.

R.

Die v. Hirſch auf Gereuth ꝛc.

Jacob v. Hirſch auf Gereuth, der Hofbankier, war vielleicht der erſte Jude, welcher in Deutſchland Patrimonialgerichtsbarkeit beſitzen durfte. Dieſer ingeniöſe Mann war 1764 zu Königshofen bey Würzburg geboren. Sein Vater war daſelbſt Kaufmann, und Jacob trat als ſel-

ber in deſſen Fußſtapfen. Durch Eifer, Fleiß und Energie brachte er die Handlung bald auf eine verhältnißmäßig außerordentliche Höhe, und gelangte durch eigene Mittel, noch mehr aber durch wohlbegründeten Credit in den Stand, ungewöhnlich große Geſchäfte auszuführen. So beſorgte er während der Kriegsjahre 1790—1800 die Armeelieferungen, was ihm ſehr anſehnlichen Gewinn brachte, und ihn veranlaßte, 1800 zu Anſpach ein Bankiergeſchäft zu gründen. Bald fand der Fürſt von Löwenſtein-Werthheim ſich bewogen, ihn zum Hoffactor zu ernennen, und der Großherzog von Würzburg, ihn zum Hofbankier zu erheben; bey Erſterem war er mit Jahrgehalt angeſtellt. Der Großherzog ſeiner Seits verlieh ihm das Recht, Realitäten zu beſitzen. Ueber reiche Mittel gebiethend, kaufte Hirſch mehrere Liegenſchaften, und die Rittergüter Trunſtedt, Gereuth und Schenkenau. Durch mehr und mehr ausgedehnte wichtige Geldgeſchäfte gelangte Hirſch 1816 zu der Auszeichnung, von Max Joſeph, König von Bayern, in den Adelſtand erhoben zu werden. Drey Jahre darauf überſiedelte er nach München, wurde bayriſcher Hofbankier, und brachte bey ſtets zugenommenem Reichthum die Güter Oberzell, Rodelmeyer, Rumling, Illernichen und Füſſen käuflich an ſich. Er ſtarb 1840. — Sein Sohn Joël Jacob Hirſch, 1789 zu Königshofen geboren, talentbegabt und werkthätig, zu des Vaters Geſchäft erzogen und gebildet, ſetzte dasſelbe gleichfalls mit ſchwunghaften Ergebniſſen fort; kam bald in den Beſitz mehrerer Rittergüter, und cultivirte ſelbe induſtriell durch Viehzucht, Ackerwirthſchaft, Bierbrauerey,

Branntweinbrennerey u. ſ. w. Anderweitige großartige Unternehmungen erweiterten den Kreis ſeiner Thätigkeit; ſo zu Bamberg eine Baumwollſpinnerey, eine Runkelrüben-Zuckerfabrik; Holzhandel auf dem Main und Rhein ꝛc. Gewerbe und Künſte auf mannigfache Weiſe unterſtützend und fördernd, war er ſtets auch ein Freund von Mahlerey und etablirte eine Gemählegallerie. Sein 1805 geborner Sohn Joſeph hatte ſich dem Geſchäfte des Vaters längſt mit Thätigkeit angeſchloſſen. G.

Homberg, Herz.

Dieſer mannigfach hervorragende Mann war Einer von denen, an welche der große Mendelsſohn freundſchaftliche Briefe geſchrieben; und dieſer Umſtand allein ſchon ſpricht Hombergs Bedeutſamkeit aus. Man findet dieſe merkwürdigen Zuſchriften zum erſten Mahle in der Wiener Geſammtausgabe von Mendelsſohns Schriften (in einem Bande, 1838) abgedruckt, zu welchem Behufe ſie dem Redacteur und Unternehmer desſelben auf deſſen Bitte von Homberg waren mitgetheilt worden.

Herz Homberg war im September 1749 in dem kleinen Dorfe Lieben bey Prag geboren. In ſeinem ſiebenten Jahre zog er mit ſeinen Eltern nach Prag, wo ſie ſich nun niederließen. Schon zeitlich wurde er zum Studium des Talmud angehalten, und er lag demſelben mit Eifer

und guten Fortſchritten ob. Jüdiſche Dogmatik und Dialectik cultivirte er dann weiter in den rabbiniſchen Schulen zu Prag, Preßburg und Großglogau. Die Erlernung der deutſchen Sprache war für ihn mit Hinderniſſen verbunden; leichter ging es mit der lateiniſchen Grammatik und den mathematiſchen Anfangsgründen, als er nach Breslau und dann nach Berlin kam. Bald darauf in Hamburg lebend, und ſich in der Literatur auch fremder Nationen umſehend, lernte er Rouſſeau's Emil kennen; und dieß Werk veranlaßte ihn, ſich dem Erziehungs- und Schulfache zu weihen.

Homberg that dieß mit dem erſprießlichſten Erfolge und vervollkommte ſich dergeſtalt, daß er, wieder nach Berlin zurückgekehrt, in Mendelsſohns Hauſe als Erzieher angeſtellt wurde. Während er nun den Sohn unterrichtete, befand er ſich zugleich in der beneidenswerthen Lage, Schüler des Vaters zu ſeyn, und was noch mehr iſt, auch die Freundſchaft des berühmten Weltweiſen zu gewinnen, die ihm dieſer zeitlebens bewahrte. Als der unvergeßliche Menſchenfreund auf dem Throne, Joſeph II., durch ſein Toleranzedict und andere das Schickſal der Iſraeliten erleichternde Maßregeln, manche ausgewanderte Glaubensgenoſſen wieder in das Vaterland zurückführte, kehrte auch Homberg heim. Seine vorzüglichen Eigenſchaften, und der ihm vorausgegangene vortheilhafte Ruf bewirkten dann auch, daß er 1784 die wichtige Stelle als k. k. Oberaufſeher ſämmtlicher deutſcher Judenſchulen Galiziens und Lodomeriens erhielt. Auch in dieſer Cathegorie that ſich Homberg hervor; beſonders bemerkte

die Regierung mit Wohlgefallen und Anerkennung des Mannes kluge Wirksamkeit für geläuterte Cultur und zeitgemäße Modificationen. Als daher Kaiser Franz die Aufstellung eines verbesserten moralisch-politischen Judensystems beschloß, wurde Homberg 1793 nach Wien berufen, dieses System auszuarbeiten, welches Elaborat denn auch 1797 erschien. Für dieses gelungene Werk erhielt der Verfasser die große goldene Ehrenmedaille zur Belohnung.

Homberg verblieb in Wien. Er wurde als Büchercensor angestellt, und fand sich auch sonst durch die schmeichelhaften Aufträge der k. k. Studien-Hofcommission zur Bearbeitung moralisch-religiöser Lehrbücher für die jüdische Nation ehrenvoll beschäftigt. 1818 wurde er zum außerordentlichen Lehrer der religiösen Moral in Prag ernannt, und zwar mit dem Titel eines k. k. Schulrathes. Er bekleidete dieses Amt bis in sein spätes Greisenalter. Homberg war der Nestor der jüdischen Gelehrten Oesterreichs; in dem ungewöhnlich hohen Alter von fast 92 Jahren, entschlief er den 24. August 1841 zu Prag.

Im Druck waren von ihm erschienen: Commentar zum fünften Buche Moses (für die Mendelssohn'sche Uebersetzung), Berlin 1783. — Vertheidigung der jüdischen Nation gegen die in den Provinzialblättern enthaltenen Angriffe, Görz 1785. — Sendschreiben an die Rabbiner ꝛc., Lemberg 1788. — Ueber die moralische und politische Verbesserung der Israeliten in Böhmen, (in Hufnagl's Journal) Frankfurt am Main 1796. — Zwölf Fragen

von dem Miniſter des Innern in Frankreich, der iſraelitiſchen Deputation vorgelegt; aus dem Franzöſiſchen, Wien 1806. — Imre Schefer, ein religiös-moraliſches Leſebuch, hebräiſch und deutſch, eb. 1808. — Ben Zion, ein religiös-moraliſches Leſebuch, eb. 1812, dann Prag 1814 und 1826. — Ben Jakir; über Glaubenswahrheiten ꝛc., eb. 1814. — Hackorem; Commentar zu den fünf Büchern Moſes, eb. 1817. — Rede bey Eröffnung der religiös-moraliſchen Vorleſungen, Prag 1818.

F.

Hornthal, Franz Ludw. von.

Wohl den meiſten unſerer Leſern auch als talentvoller unerſchrockener öffentlicher Redner noch erinnerlich?! — Geboren 1760, ſtudirte F. L. Hornthal zu Bamberg mit beſtem Erfolge. Bald wurde er als Lehrer der fürſtbiſchöflichen Pagen daſelbſt angeſtellt. Einige Zeit hierauf ſituirte er ſich als Advocat. Seine ausgezeichneten Geiſteseigenſchaften und Kenntniſſe machten, daß er 1803 bayriſcher Landescommiſſär wurde, und in ziemlich raſcher Aufeinanderfolge Landesdirectionsrath, Stadtcommiſſär und Polizeydirector, 1806 rückte er zum Regierungscommiſſär, dann zum Rath bey der oberſten Juſtizbehörde in Franken vor.

Bald darauf gelang es ihm, den Schuldenſtand der Stadt Nürnberg, 12 Millionen Gulden betragend, zu

reguliren. In Finanzangelegenheiten anderer Art reiſte er 1809 nach Wien. In den für Deutſchland ſo wichtigen Jahren 1813 und 1815 verwendete er ſich mit Umſicht, Energie und wirkungsvollſter Thätigkeit für die Ausrüſtung bayriſcher Freywilliger. Für ſo viele weſentliche Verdienſte wurde er 1815 in den Adelſtand erhoben, was aber durchaus nicht den mindeſten Einfluß auf ſeine freyſinnigen Grundſätze hatte.

Bamberg wählte ihn zum erſten Bürgermeiſter; und als ſolcher traf er die nützlichſten Einrichtungen. Für Oeffentlichkeit des Rechtsverfahrens, für Einſchränkung im Staatshaushalte, für Verminderung der Armen und andere zeitgemäße Reformen ſprach und wirkte er auf den folgenden Landtagen in gewohnter beherzter, oft etwas überſpannter Weiſe. Mitten im kräftigſten Wirken ſtarb v. Hornthal den 27. Juny 1833 als Oberjuſtizrath zu Bamberg.

Auch als Schriftſteller war Hornthal thätig genug. Folgendes iſt die Reihe ſeiner gedruckten literariſchen Arbeiten, die wir aus dem Grunde vollſtändig anführen, weil ſie ſehr dazu dienen, ihren Verfaſſer, ſeine Situationen, ſeinen Geiſt und ſeine Tendenzen zu characteriſiren. Abdruck der an das k. Ober-Appellationsgericht zu München erlaſſenen Beſchwerden, das v. Liechtenſtein'ſche Schuldenarrangement betreffend, Bamb. 1811; über das Anlehensgeſchäft der vereinigten bayeriſchen Gutsbeſitzer, eb. 1824; zweyte Abhandlung über das Anlehensgeſchäft ꝛc., eb. 1824; Anſichten über den wechſelſeitigen Einfluß der Umwälzung des Staats und des Staatscredites, eb. 1816; werden die deutſchen Bundesfürſten an einem feindlichen

Einfalle in Spanien Theil nehmen? Nürnberg 1823; über den Congreß zu Verona, eb. 1822; Darſtellung der Ereigniſſe bey dem vom Fürſten Hohenlohe unternommenen Heilverfahren, Bamb. 1822; Darſtellung der Verhältniſſe der Stiftungen in Bamberg, eb. 1821; das Feſt aller Deutſchen am 18. October; zur Kritik der Verfaſſungsurkunde des Königreichs Bayern, Bamb. 1818; zum bayriſchen Landtage 1831, Nürnb. 1831; Positiones ex omnia jure, eb. 1788; Rede am 18. October 1816, eb. 1816; Sammlung allgemeiner Geſetze und Verordnungen vom Jahre 1837, eb. 1837; Schreiben an Herrn Staatsrath Dabelow in Göttingen, eb. 1816; über Souverainität, Staatsverfaſſung und Repräſentativform, eb. 1816; über das großherzoglich Weimar'ſche Strafurtheil gegen den Hofrath Oken, eb. 1819; die Verfaſſung und Verwaltung der Landgerichte in Bayern, eb. 1437; Vorſchläge über Abwendung der Fruchttheuerung, eb. 1817; werden die deutſchen Bundesfürſten in die innern Angelegenheiten Frankreichs ſich einmiſchen? Nürnb. 1831. — Anonym waren von Hornthal erſchienen: Briefe aus Bamberg über das Wundervolle des Fürſten v. Hohenlohe. 4 Lieferungen. Erlangen 1821, und: Miniſter Landondery und ſein Federmeſſer, Nürnb. 1822.

Ueber Hornthals Weſen und Character ließ ſich 1824 eine öffentliche Stimme unter Andern alſo vernehmen: „Mit unendlichem Eifer für das Feſthalten und Ausbilden der Verfaſſung beſtritt er jede in ſolcher Beziehung nur irgend zweydeutige Aeußerung einzelner Miniſter und Regierungscommiſſäre oder Abgeordneter, ſo, daß eben

ſeine nie aus der Faſſung zu bringende, immer kräftige, nicht ſelten humoriſtiſche Oppoſition die Verhandlungen der Kammer fortwährend in großer und ſehr heilſamer Lebendigkeit erhielt. Selbſt der König und die Prinzen erkannten ſein Verdienſt und ſeine würdevolle Haltung öffentlich an, und nicht leicht hat ſich die Meinung im Volke über einen ſeiner Abgeordneten beſtimmter und ſchöner ausgeſprochen, wie über Hornthal. Denn mit trefflichen Kenntniſſen, reicher, vielgeprüfter Erfahrung, Witz, Wohlredenheit, edler Geſtalt, kraftvoller Stimme, freundlich ehrwürdigem Anſehen begabt, von Jugend auf in freyem Vortrage und Streitreden geübt, als allberühmter Sachwalter der ſchnellſten Faſſungskraft und Geiſtesgegenwart Meiſter, durch Stand und Vermögen völlig unabhängig, ohne eigenliebigen Ehrgeiz, von jeher Freund des Rechtes, der Freyheit und des Volkes, iſt Herr v. Hornthal der muthigſte Verfechter der Vaterlandsfreunde, und der unbeſtechlichſte, darum gefährlichſte, aber auch ehrenwertheſte Gegner der Anti- oder Halbconſtitutionellen in und außer der Kammer."

Daß ſolch' ein Mann der Feinde nicht wenige habe, verſteht ſich von ſelbſt. Kindiſch aber und unwürdig, ja lächerlich war es, ihm vorzuwerfen, daß nur ſein Wirkungskreis ſelbſt ihn zu dem gemacht, was er war. Man vergißt dabey die Kleinigkeit, daß er durch ſein Ich ſelbſt ſeine Sphäre ſich aufgeſchloſſen, und durch ſeinen Geiſt ſie belebt und geſtaltet habe zu dem, was ſie geworden.

F.

Jonas Jeitteles und Benedict Jeitteles.

(Vater und Sohn.)

In des Ritters Joh. Ferd. v. Schönfeld auf Trnowa Genealogie böhmiſcher Adelsfamilien wird Löb Jeitteles als Hof- und Leibarzt aufgeführt. Ein von dieſem abſtammender Urenkel war Jonas Jeitteles, den 15. May 1735 zu Prag geboren. Sein Vater war Apotheker und hielt den talent- und hoffnungsvollen Sohn zu demſelben Geſchäfte an, ohne wohl zu ahnen, daß dieſer Jüngling dereinſt zu den ausgezeichnetſten, ja mit Recht berühmteſten practiſchen Aerzten ſeines Jahrhunderts werde zu zählen ſeyn.

Nachdem Jonas ſeine propädeutiſchen Studien zurückgelegt hatte, bezog er 1752 die Univerſität Leipzig. Hier unter Profeſſoren, wie Schröckh, Ludewig, Erneſti ꝛc. that er ſich bald als tüchtiger Zögling hervor. Zwey Jahre darauf ſetzte er ſeine Studien zu Halle fort, mit demſelben Eifer und Fleiß, mit denſelben glücklichen Ergebniſſen. 1755 erhielt er unter Junker's Prorectorat den mediziniſchen Doctorgrad. Als er im Jahre hierauf nach Prag zurückkehrte, unterzog er ſich, um ſich der Praxis widmen zu dürfen, einer ſtrengen Prüfung, und wurde ſofort unter dem Directorate des Freyh. Macceven O'Kelly v. Aghrim und unter dem Decanate des Naturforſchers Bohadſch, Mitglied der Prager mediciniſchen

Facultät. Sein Ruf als Arzt und Menſchenfreund verbreitete und befeſtigte ſich ſchnell. Seine thateifrige und nützliche Verwendung auch in anderweitigen Dienſtverhältniſſen ſteigerte ſeine Verdienſte, zu denen, was ſeine eigenen Glaubensgenoſſen betrifft, auch das gehört, daß es ſeinem Streben gelang, ihnen, und zwar auch für die Folgezeit, die Bewilligung zu ungeſtörter Praxis auszuwirken. Bey der 1772 aus Mangel an Lebensmitteln ausgebrochenen Epidemie war er ſo erſprießlich thätig, daß der große Swieten ihm die dankbarſte Anerkennung zollte. 1763 Phyſicus und Spitalarzt, wurde Jonas Jeitteles 1777 zum Gremialpräſes gewählt.

Der Ruf der vielen Vorzüge dieſes ſeltenen Mannes war auch in fremde Lande gedrungen und hatte manche ehrenvolle und vortheilhafte Einladung zur Folge; aber die aufrichtige Liebe zum vaterländiſchen Boden überwog all dieſe Reitze, und ſo lehnte er ſelbſt den Vorſchlag ab, die Stelle als zweyter Leibarzt am Hofe des Königs von Pohlen anzunehmen. Die vielſeitigen Berufsgeſchäfte geſtatteten ihm nicht, als Schriftſteller thätig zu ſeyn. Man hat bloß folgende zwey Schriften von ſeiner Feder: **Dissertatio medica sistens theoriam ac therapiam fluxus Diabetici**, Halle 1755 und **Observata quaedam medica**, Prag 1783. Dieſe Letztere wird von dem engliſchen Arzte Vogel, von Spiering, Hufeland ꝛc. mehrmals citirt. Sieben Abſchnitte daraus hat Rootnagel ſeinem Handbuche für practiſche Aerzte (3 Abtheilungen, Hamburg 1784—85) überſetzt einverleibt. Baldinger's Magazin lieferte einige Krankheitsgeſchichten von ihm.

Der vielverdiente ehrenwerthe Mann ſtarb den 18. April 1806, nachdem er 51 Jahre als Arzt, 43 Jahre als Phyſicus gewirkt hatte.

Sein älteſter Sohn Benedict, geboren zu Prag den 22. April 1762 überboth den Vater noch an Geiſtesfülle, an Scharfſinn in einer andern Berufsſphäre, welche da geſtattete, ſeine poetiſche und redneriſche Begabtheit zu entfalten, der Gelehrſamkeit zu huldigen, literariſchen Studien obzuliegen und menſchenfreundlicher Thätigkeit ſich noch unmittelbarer und einflußreicher zu weihen, als dieß bey einem Heilkünſtler der Fall ſeyn kann. Benedict war nähmlich durch eigene Neigung, wie durch des Vaters Antrag Theolog. Er zeichnete ſich als Prediger aus; ſein lebendiges fruchtbringendes Streben war überall auf Verbreitung hellerer Anſichten, auf Bekämpfung finſterer Vorurtheile, auf Beförderung wahrer Cultur des Herzens und Geiſtes (Letzteres wie unvermeidlich zu argem Widerſtand verholzter Anhänger des Obſcurantismus) gerichtet; eine reinere, wahrhaft philanthropiſche Philoſophie leitete ihn. Insbeſondere kannte er nichts Pflichtgemäßeres und Süßeres, als ſeinem Nächſten zu dienen, zu helfen, ſich für ihn aufzuopfern; er war nicht nur der Lehrer Aller, ſondern zugleich der Freund, der Hülfebringer, der Wohlthäter aller Bekümmerten, Gebeugten und Leidenden; dieß ſchien und war ihm die Hauptaufgabe ſeines Lebens, daher denn die ſinnige Umſchrift auf ſeinem von Berka geſtochenen Bildniß: „Menſchlicher als gelehrt; der Gelehrteſten Einer!“

Mit allen Kräften ſeiner Seele und ſeines Leibes für die leidende Menſchheit wirkend, ſollte auch ihr ſein leider ſo kurzes Daſeyn als Opfer fallen. Die blutigen Auftritte bey Dresden und Kulm 1813 hatten verurſacht, daß die Spitäler in Prag zu klein wurden. Da verwendete ſich Benedict Jeitteles für die Gründung eines Privatkrankenhauſes, brachte den Verwundeten Labung und Wohlthat in echt ſamaritiſchem Geiſte, wurde vom Spitalfieber ergriffen, und unterlag den 17. December.

Sein edles und ſegenreiches Walten war von der Regierung mehrmals durch Belobungsdecrete anerkannt worden.

Von des würdigen Gelehrten und unvergeßlichen Menſchen- und Vaterlandsfreundes ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſind außer einigen hebräiſchen dichteriſchen Beyträgen in der Berliner Zeitſchrift „der Sammler" 1789, 1790 und 1794 und mehreren Oden, Reden ꝛc., theils hebräiſch, theils deutſch gedruckt erſchienen: Divre Joſeph Hoachromin. Letzte Worte Kaiſer Joſephs II. Aus dem Deutſchen. Prag 1790. — Taam Hamelek. Critiſche Bemerkungen über einige Werke des Maimonides, nebſt Zuſätzen. 3 Bände, Brünn 1801. — Haorew, der Laurer. Eine polemiſche Correſpondenz, nebſt einer Vorrede über jüdiſche Münzen. Salonichi (Wien) 1795.

C—ée.

Josephus Flavius *).

Ich habe keine unberühmte Familie, sondern stamme von priesterlichen Ahnen ab. So wie nun bey einer jeden Nation dieses oder jenes die edle Geburt begründet, so ist bey uns die Theilnahme an dem Amte und der Würde der Priester ein Zeichen einer sehr berühmten Abkunft. Meine Abstammung schreibt sich indessen nicht bloß von Priestern her, sondern auch von der ersten Abtheilung unter den vier und zwanzig Ordnungen der Priesterschaft und der angesehensten Familie in derselben. Von mütterlicher Seite ferner bin ich ein Sprößling königlicher Ahnen; des Asämonäus Söhne nähmlich, deren Enkelinn

*) Selbstbiographie im Auszuge, den Lesern gewiß willkommener als von fremder Hand, weil sie dadurch auch in Hinsicht der äußern Darstellung und Schreibweise den Mann näher kennen lernen, den man den jüdischen Livius zu nennen pflegt. Aus diesem Grunde und weil sein Leben ein vielbewegtes, von merkwürdigen Geschicken und Abenteuern durchflochtenes ist, wird der größere Umfang dieses Artikels wohl eben so zu rechtfertigen seyn, wie bey dem großen Sonnenfels im vorigen Bande.

Josephus war i. J. 37 nach Christus zu Jerusalem geboren und i. J. 93 zu Rom gestorben. Seine Geschichte des jüdischen Krieges schrieb er zuerst hebräisch, dann griechisch; seine jüdischen Alterthümer liefern die Geschichte seines Volkes von den frühesten Zeiten an bis zum Ende der Regierung des Nero. Seine classischen Werke, sämmtlich griechisch, sind in die meisten Sprachen übersetzt und vielfach commentirt.

meine Mutter war, herrſchten eine ſehr geraume Zeit über unſere Nation als hohe Prieſter und Könige.

Meinen Vater Mathias zeichnete nicht bloß ſeine edle Geburt, ſondern noch mehr das Lob eines Biedermannes aus; ſo war er in der größten Stadt bey uns, in Jeruſalem auf's Ehrenvollſte bekannt. Ich wurde nun zugleich mit meinem leiblichen Bruder Nahmens Mathias auferzogen und unterrichtet, machte beträchtliche Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, und ſchien mich ſowohl durch mein Gedächtniß als durch meinen Verſtand vorzüglich zu zeigen. Bereits als Knabe in einem Alter von ungefähr vierzehn Jahren erntete ich wegen meiner heißen Lernbegierde von allen hohen Prieſtern und den Erſten der Stadt jedesmahl in ihren Zuſammenkünften Lob ein.

Nach meinem 21. Jahre traf es ſich, daß ich nach Rom reiſete; die Veranlaſſung war folgende: Um die Zeit als Felix Statthalter über Judäa war, ließ dieſer einige Prieſter, die meine guten Freunde und rechtſchaffene und biedere Männer waren, wegen einer unerheblichen und geringen Urſache verhaften und nach Rom ſchicken, um ſich vor dem Kaiſer zu verantworten. Aus dem Wunſche ihre Rettung auszumitteln, beſonders da ich erfuhr, daß ſie, obſchon ſie in einem ſo bedrängten Zuſtande waren, des religiöſen Sinnes gegen die Gottheit eingedenk blieben, und ſich von Feigen und Nüſſen nährten, reiſete ich nach Rom, und war oft in Gefahren auf der See.

Wir ſchwammen nähmlich, ungefähr 600 an der Zahl, da unſer Schiff mitten auf dem adriatiſchen Meere

ein Raub der Fluten zu werden drohte, die ganze Nacht herum; endlich beym Anbruche des Tages ließ ſich uns durch Gottes Fürſorge ein Cyrenaiſches Schiff ſehen, in welches ich und einige Andere, achtzig zuſammen, dadurch, daß wir den Andern zuvor eilten, aufgenommen wurden. So kam ich denn wohlbehalten in Dicäarchia an — die Römer nennen dieſe Stadt Puteoli — und wurde ein Freund des Aliturus. Er war ein pantomimiſcher Schauſpieler, ein Liebling des Nero, und von Geburt ein Jude. Sogleich war ich nun darauf bedacht, wie ich durch ihn zur Bekanntſchaft mit der Gemahlinn des Kaiſers mit der Poppäa gelangte, dieſelbe um die Befreiung der Prieſter zu erſuchen. Sie gewährte mir dieſe Gnade, und ſo kehrte ich, nachdem ich noch außerdem reichlich von ihr beſchenkt ward, nach meinem Vaterlande zurück.

Ich finde indeſſen, daß der Keim zu Neuerungen ſchon aufſchoß, und daß Viele voll kecken Stolzes waren über den Abfall von den Römern, auf welchen ſie ſannen. Ich verſuche daher die Aufrührer zu beſänftigen; ich ſuche ihnen andere Geſinnungen einzureden.

Aus der Beſorgniß, daß beſtändig dieſer Geiſt in meinen Zureden wehete, mich zum Gegenſtande des Haſſes und Verdachtes zu machen, als wenn ich das Intereſſe der Feinde beabſichtige, und in Gefahr zu gerathen, von meinen Landsleuten gefangen und getödtet zu werden, verfüge ich mich, da die Antoniaburg — dieſe iſt ein Caſtell — bereits eingenommen war, in den innern Tempel. Nach der Ermordung des Manahemus indeſſen, ſo wie der Vorzüglichſten von der Straßenräuberbande, ging ich

wieder aus dem Tempel, und hielt mich zu den hohen-Prieſtern und den angeſehenſten Phariſäern.

Schon quälte uns eine nicht geringe Furcht, da wir das Volk in Waffen ſahen; ſelbſt hingegen verlegen, wie wir uns benehmen ſollten, und unvermögend, dem Umwälzungsſchwindel ein Ziel zu ſetzen, ſagten wir, da augenſcheinliche Gefahr über uns ſchwebte: wir wären ganz einerlei Meinung mit ihnen, riethen ihnen aber, ſich ruhig zu verhalten, und den Abzug der Feinde zu verſtatten, weil wir hoffſten, daß Ceſtius ſehr bald mit einer großen Macht anrücken und die empöreriſchen Bewegungen ſtillen würde.

Er kam nun angezogen, ſchlug und ward beſiegt; viele von ſeinen Leuten blieben; des Ceſtius Niederlage ward für unſere ganze Nation eine Quelle des Unglücks.

Nun ſendeten die Erſten von Jeruſalem, weil ſie theils ſahen, daß die Anführer zugleich mit den Revolutionsfreunden ſehr wohl mit Waffen verſehen waren, theils auch fürchteten, im Falle ſie ferner unbewaffnet blieben, in die Gewalt ihrer Feinde zu gerathen — welches nachher auch der Fall wurde, theils erfahren hatten, daß ganz Galiläa noch nicht von den Römern abgefallen war, ein Theil hingegen davon ſich noch ruhig verhielt, mich und zwey anderere Prieſter, zwey unſträfliche und biedere Männer, den Joazarus und Judas, als Geſandte ab, um dieſe Bösgeſinnten zu überreden, die Waffen niederzulegen, wie auch, ſie davon zu belehren, daß es beſſer wäre, wenn dieſelben für den Theil der Nation aufbewahret würden, der von edler Vaterlandsliebe beſeelt wäre. Es ward nun folgender Entſchluß gefaßt: Wir ſollten

die Leute dahin zu bringen ſuchen, daß ſie beſtändig die Waffen für künftige Ereigniſſe in Bereitſchaft halten, indeſſen warten möchten, um zu erfahren, welche Schritte die Römer thun würden.

Mit dieſen Aufträgen langte ich denn in Galiläa an und fand die Sepphoriten in nicht geringer Angſt wegen ihres Vaterlandes, weil die Galiläer die Plünderung desſelben beſchloſſen hatten. Dieſer Vorſatz hatte theils in der freundſchaftlichen Geſinnung, welche jene für die Römer hegten, theils in der Zuſage, welche ſie dem Ceſtius Gallus, dem damahligen Statthalter von Syrien, von ihrer Treue und Ergebenheit gegeben hatten, ſeinen Grund. Alle dieſe befreyete ich indeſſen ſehr bald von ihrer Furcht, indem ich das Volk in eine für ſie günſtige Stimmung ſetzte, und ihnen erlaubte, ſo oft ſie Luſt hätten, nach ihren Landsleuten hinzuſchicken, die beym Ceſtius zu Dora, einer Stadt in Phönizien, als Leibbürgen waren. Doch die Einwohner von Tiberias, erfuhr ich, hatten bereits die Waffen ergriffen.

Bei dem Zuſtande in Tiberias und dem herrſchenden Geiſt in Giſchala: Johannes, der Sohn des Levi, ſah nicht ſo bald, daß einige von ſeinen Mitbürgern wegen ihres Abfalles von den Römern ſehr ſtolz waren ſo bemühte er ſich, dieſelben in Schranken zu halten, und erſuchte ſie um die fernere Fortdauer ihrer Treue und Ergebenheit gegen die Römer. Doch er erreichte nicht das Ziel ſeiner Bemühung, obſchon er ſich ſehr beeiferte. Die Völkerſchaften nähmlich ringsherum, die Gadarener und Gabarener, die Soganenſer und Tyrier bringen einen großen

Heerhaufen auf die Beine, überfallen Giſchala, nehmen die Stadt mit ſtürmender Hand ein, verwandeln ſie in einen Aſchenhaufen, machen ſie ſodann dem Erdboden gleich, und ziehen wieder nach Hauſe. Johannes ereifert ſich hierüber, bewaffnet alle Leute, die er bey ſich hatte, ſchlägt mit den eben genannten Völkerſchaften, läßt Giſchala wieder ſchöner aus dem Schutte hervorgehen, und dieſe Stadt zur Sicherheit für die Zukunft mit Mauern umgeben.

Gamala hingegen blieb den Römern treu und ergeben aus folgender Urſache: Der Sohn des Jakimus, Philippus, der Statthalter des Königs Agrippa, hatte ſich kaum wider ſeine Erwartung aus dem königlichen Palaſte zu Jeruſalem, der belagert ward, glücklich durch die Flucht gerettet, als er in eine andere Gefahr gerieth und beynahe von dem Manahemus und dem Straßenräubercorps desſelben um's Leben gekommen wäre. Einige Babylonier, ſeine Anverwandten, die in Jeruſalem waren, verhinderten die Straßenräuber an der Ausführung ihres Vorhabens. Philippus blieb deßwegen vier Tage daſelbſt und entfloh am fünften, nachdem er falſches Haar umgelegt hatte, um nicht erkannt zu werden.

Als ich nun nach Galiläa gekommen war, ſo ſchreibe ich hierüber an den Sanhedrin in Jeruſalem um Verhaltungsbefehle. Die Mitglieder desſelben erſuchen mich zu bleiben, und rathen mir zugleich an, meine Mitgeſandten, wenn ſie ſonſt geneigt dazu wären, bey mir zu behalten, und Galiläas Intereſſe wahrzunehmen. Der Entſchluß meiner Mitgeſandten indeſſen, die durch die Zehnten, welche ihnen gegeben wurden, ſehr wohl-

habend waren, und zu deren Annahme die Prieſterwürde ſie befugte, war: Rückkehr in ihre Vaterſtadt. Doch ſie ließen ſich auf meine Aufforderung wenigſtens ſo lange zu bleiben, bis wir den Zuſtand der Dinge geordnet hätten, überreden. Ich brach daher in ihrer Geſellſchaft aus der Stadt Sophoris auf, und kam nach einem Flecken Nahmens Bethmaus, welcher vier Stadien von Tiberias liegt, wohin ich, durch einen abgeſchickten Bothen, den Rath von Tiberias und die Erſten von der Bürgerſchaft zu mir hatte entbiethen laſſen.

Nach ihrer Ankunft — auch Juſtus war mit ihnen gekommen — ſagte ich: Vom Sanhedrin zu Jeruſalem wäre ich, zugleich mit dieſen Männern, als Geſandter an ſie abgeſchickt, um ſie zu überreden, den Palaſt niederzureißen, welchen der Tetrarch Herodes hätte erbauen laſſen, weil er mit Abbildungen von Thieren verziert wäre, obſchon unſere Geſetze dergleichen Verzierungen unterſagten. Ich erſuchte ſie daher, uns zu erlauben, dieſes je eher, je lieber thun zu dürfen. Doch Capellus und die Erſten von ihnen wollten es uns lange Zeit nicht verſtatten; auf unſer ſtärkeres Andringen indeſſen ſtimmten ſie uns bey.

Allein Jeſus, der Sohn des Sapphias, welcher zuerſt die Fackel des Aufruhrs der Tiberienſer und ihres Abfalles von den Römern anzündete, kam uns zuvor, und ſteckte mit einigen Galiläern, die er an ſich gezogen hatte, den ganzen Palaſt in Brand; er glaubte, er werde ſich ſehr aus demſelben bereichern können, da er ſah, daß einige Plafonds der Zimmer vergoldet waren. Sie hatten denn nun Manches geraubt,

und ganz unſerer Abſicht entgegen gehandelt. Nach einer Unterredung mit dem Capellus und den erſten Tiberienſern verfügten wir uns nun von Bethmaus hin nach Obergaliläa. Mit ſeiner Rotte ermordete Jeſus hierauf jeden hier wohnenden Griechen, ſo wie Alle, welche vor dem Ausbruche des Krieges Feinde von ihm geweſen waren.

Gar ſehr in Zorn brachte mich dieſe Nachricht; ich verfügte mich daher nach Tiberias und wandte alle Sorgfalt an, um ſo viel wie möglich vom Geräthe der königlichen Perſonen den Händen der Räuber zu entreißen. Es beſtand dieſes in Leuchtern von Corinthiſchem Erze, in vorräthiger Caſſa der königlichen Perſonen und in einer beträchtlichen Maſſe ungeprägten Silbers. Alles was ich erhaſchte, war meine Abſicht, dem Könige aufzubewahren. Ich ließ hierauf zehn von den erſten Mitgliedern des Raths, ſo wie den Capellus, den Sohn des Antylus, zu mir holen, und ſchärfte ihm bey Ueberlieferung des Geräthes zugleich ein, es an Keinen außer mir auszuliefern.

Von hier kam ich mit meinen Mitgeſandten nach Giſchala zum Johannes, um zu erfahren, wie er wohl geſinnt wäre. Ich merkte nun bald, daß ſein Streben auf Staatsumwälzungen gerichtet, er von Herrſchſucht beſeelt wäre.

Sobald ich meine Mitgeſandten von Giſchala nach Jeruſalem entlaſſen hatte, war ich ernſtlich auf Waffenrüſtungen und Befeſtigung der Städte bedacht. Ich ließ nun die nahmhafteſten von den Aufrührern zu mir rufen, weil ich keine Möglichkeit zu ihrer Entwaffnung ſah, und

ſuchte das Volk zu überreden, dieſelben in Sold zu nehmen); es wäre beſſer, ſagte ich, ihnen lieber freywillig etwas Weniges zu geben, als ſich, mit gleichgültigen Augen Hab' und Güter von ihnen rauben zu laſſen. Ich ließ mir daher von ihnen ſchwören, daß ſie nicht eher in dieſe Landſchaft kommen wollten, als bis ſie gerufen würden, oder ihren Sold nicht erhielten; darauf entließ ich ſie mit dem Verbothe: weder die Römer noch die Grenznachbarn zu befehden, indem meine hauptſächlichſte Sorge auf die Erhaltung des Friedens in Galiläa gerichtet wäre.

Aus dem Wunſche, ferner mich der obrigkeitlichen Perſonen der Galiläer, deren ungefähr ſiebenzig im Ganzen waren, vermittelſt einer freundſchaftlichen Verbindung gleichſam als Leibbürger ihrer Treue und Ergebenheit zu mir zu verſichern, wählte ich dieſelben zu meinen Freunden und Reiſegefährten, zog ſie mit zu den Gerichtsſitzungen und fällte nach ihrem Gutachten die Urtheilsſprüche, weil mein Beſtreben darauf gerichtet war, nicht durch ein unbedachtſames Verfahren die Richtſchnur des Rechts zu verfehlen, vielmehr in den rechtlichen Entſcheidungen meine Hände von jeder Art der Beſtechung rein zu halten.

So groß war das Wohlwollen und die Ergebenheit der Galiläer gegen mich, daß, waren ihre Städte gleich mit ſtürmender Hand erobert, und ihre Gattinnen und Kinder in Sclaverey geſtürzt worden, ſie dennoch nicht ſo ſehr über ihren eigenen Jammer ſeufzten, als für meine Erhaltung beſorgt waren. Dieſe Wahrnehmung entzündete Neid in der Bruſt des Johannes; er erſuchte mich daher

in einem Briefe um die Erlaubniß zu einer Reiſe nach Tiberias, woſelbſt er ſich der warmen Bäder zur Herſtellung ſeines kränkelnden Körpers zu bedienen wünſche. Ohne im geringſten einen Argwohn zu hegen, daß er mit einem Bubenſtück ſchwanger gehe, wehre ich ihm dieſes nicht, ſondern ſchreibe vielmehr nahmentlich an die Perſonen, denen ich die Regierungsgeſchäfte in Tiberias anvertrauet hatte, dem Johannes und ſeinem Gefolge ein Quartier einzurichten und ihn mit allem Nothwendigen reichlich zu verſehen. Ich lebte um die Zeit gerade in einem Flecken in Galiläa, Nahmes Cana.

Johannes verleitete nun nach ſeiner Ankunft in der Stadt Tiberias die daſigen Einwohner, von ihrer Treue und Anhänglichkeit gegen mich abzulaſſen, und ſich zu ihm zu geſellen. Viele, die beſtändig nach Staatsumwürfen gierten, und von Natur zu Zerüttungen der beſtehenden Staatsverfaſſung recht aufgelegt waren, ja des Aufruhres ſich freueten, nahmen dieſe Aufforderung mit Freuden an. Doch vorzüglich ſäumten Juſtus und Piſtus nicht, von mir abzufallen, und ſich dem Johannes anzuſchließen. Ich kam ihnen indeſſen zuvor und hinderte ihr Vorhaben. Es kam nähmlich ein Bothe von Silas, den ich zum Gouverneur von Tiberias ernannt hatte, um mir den Vorſatz der Tiberienſer zu melden und zugleich meine ungeſäumte Ankunft zu erbitten; durch mein Zögern würde nähmlich die Stadt in fremde Bothmäßigkeit kommen.

Sogleich wie ich des Silas Brief geleſen hatte, ſetze ich mich mit 200 Mann während der ganzen Nacht in

Marſch, und ſchicke einen Bothen voraus, um den Tiberienſern meine Ankunft zu melden. Kaum nähere ich mich früh Morgens der Stadt, ſo kommt mir das Volk entgegen, und mit demſelben auch Johannes; kaum hat er mir ziemlich beſtürzt und verlegen ein Willkommen geſagt, ſo verfügt er ſich eiligſt aus Beſorgniß, daß, wenn ſein Beginnen in nähere Prüfung gezogen würde, er in Lebensgefahr gerathen möchte, nach ſeinem Quartiere. Hierauf entließ ich, nachdem ich in die Rennbahn gekommen war, meine Leibwache und verſuchte, indem ich bloß einen von derſelben nebſt zehn Soldaten bey mir behielt, zu den verſammelten Tiberienſern zu reden. Auf einem hohen abgegitterten Platze ſtehend, ermahnte ich ſie nicht ſo ſchnell abzufallen; dieſer Wankelmuth würde ihnen Mißbilligung zuziehen; ſie würden auf eine gerechte Weiſe den künftigen Statthaltern verdächtig werden, daß ſie auch ihnen nicht unverletzte Treue und Ergebenheit beweiſen würden.

Noch hatte ich nicht ganz ausgeredet, als ich hörte, daß einer von meinen Leuten mich herunterſteigen hieß, der jetzige Augenblick verſtatte mir nicht, auf Maßregeln Bedacht zu nehmen, wie ich mir die Tiberienſer verpflichten möchte, ſondern an meine eigene Rettung zu denken, und die Art, wie ich den Feinden entfliehen könnte. Es hatte nähmlich Johannes einige von ſeinen Soldaten — er ſtand an der Spitze eines Corps von tauſend Mann — ausgewählt, und dieſelben, da er in Erfahrung gebracht hatte, daß ich mit meinen Leuten faſt ſchutzlos in der Rennbahn wäre, mit dem Befehle abgeſchickt, mich zu er-

morden. Schon kamen die Abgeſchickten angezogen, und würden gewiß ihren Auftrag ausgeführt haben, wenn ich nicht geſchwind von der umgitterten Anhöhe mit meinem Trabanten Jacobus heruntergeſprungen wäre. Ein Tiberienſer Nahmens Herodes reichte mir hierauf ſeine Hand, und führte mich nach dem See hin. Hier ſetzte ich mich in ein Schiff, welches ich vorfand, und ſegelte nach Tarichäa und ſo entfloh ich, wie man wohl nicht vermuthet hatte, meinen Feinden.

Die Bewohner dieſer Stadt wurden nun ſehr aufgebracht, wie ſie die Treuloſigkeit der Tiberienſer erfuhren, greifen haſtig zu den Waffen, und bitten mich, ſie gegen jene zu führen; ſie wollten, ſagten ſie, ihren Statthalter an denſelben rächen. Sie melden das Vorgefallene an alle Bewohner Galiläa's, beeifern ſich gar ſehr, auch dieſe gegen die Tiberienſer aufzuwiegeln und bitten dieſelben, in recht zahlreichen Haufen zu ihnen zu ſtoßen, um mit dem Beyrathe des Statthalters ausführen zu helfen, was er für gut finden würde. In Waffenrüſtung kamen nun viele Galiläer aus allen Gegenden und forderten mich auf, gegen Tiberias zu rücken, die Stadt mit ſtürmender Hand einzunehmen, ſie ganz dem Erdboden gleich zu machen, und die Einwohner nebſt ihren Weibern und Kindern in Sclaverey zu ſtürzen; eben dazu riethen meine Freunde, die ſich glücklich aus Tiberias gerettet hatten.

Ich ſtimmte ihnen indeſſen nicht bey, weil ich es für etwas Schreckliches hielt, einen Bürgerkrieg anzuſachen; Haderſucht, glaubte ich, müſſe nicht weiter als bis zu Worten kommen. So zu verfahren, ſagte ich

ferner, wäre ihnen ſelbſt nicht einmahl nützlich, da die Römer es feſt erwarteten, daß ſie ſich durch Aufruhr gegen einander ſelbſt aufreiben würden. Durch dieſes Angeführte ſtillte ich den Zorn der Galiläer.

Johannes fürchtete indeſſen für ſich, weil ſeine tückiſche Nachſtellung das Ziel verfehlt hatte, und zog eiligſt mit ſeinen Soldaten von Tiberias nach Giſchala. In einem Briefe, den er von hier an mich ſchrieb, ſuchte er ſich wegen des Vorgefallenen zu entſchuldigen: es wäre nicht mit ſeinem Wiſſen und Willen gekommen, er bäte, keinen Verdacht gegen ihn zu hegen; durch Eidſchwüre und ſchreckliche Verwünſchungen, die er noch hinzuſetzte, hoffte er Glauben für den Inhalt ſeines Briefes finden zu werden.

Doch die Galiläer, von denen noch viele andere ſich abermahls aus der ganzen Landſchaft in Waffenrüſtung geſammelt hatten, erſuchten mich, weil ſie den Menſchen als einen Buben und Meineidigen kannten, ſie gegen ihn zu führen und waren erböthig ihn zu tödten, und Giſchala von Grund aus zu zerſtören. Ich gab ihnen hierauf meinen Dank für ihre gütige Bereitwilligkeit zu erkennen, ſo wie die Verſicherung, daß ich an Beweiſen des Wohlwollens und der Liebe ihnen nicht nachſtehen wolle. Zugleich mit meinen dringenden Ermahnungen ſich zu mäßigen, erſuchte ich ſie, mir zu verzeihen, wenn ich dieſe unruhigen Auftritte, ohne daß Bürgerblut vergoſſen würde, zu ſtillen wünſchte. Hierdurch überredete ich die große Anzahl der Galiläer, und begab mich nach Sephoris.

Mittlerweile ſchickte der König Agrippa zur Eroberung der Feſtung Gamala einen Heerhaufen ab, an deſſen Spitze Aequiculus Modius ſtand. Das abgeſchickte Corps indeſſen, welches ſich nicht hinlänglich ſtark fühlte zur Belagerung, ſuchte dadurch, daß es die Landſtraßen beſetzte, Gamala zu ſchaden. Der Dekadarch Ebutius ferner, dem die Befehlshaberſtelle über das große Feld anvertraut war, erfuhr kaum meine Ankunft in dem Flecken Simonias — der lag an der Grenze von Galiläa, ſechzig Stadien von ihm entfernt — als er ſogleich in der Nacht mit hundert Reitern, die er bey ſich hatte und einigem Fußvolk, es waren ungefähr zweyhundert Mann — ſo wie im Gefolge der Bürger von Gaba, ſeiner Kampfgenoſſen, ſich in Marſch ſetzte und nach dem Flecken kam, in welchem ich mich aufhielt.

Da ich mich nun mit einer beträchtlichen Macht ihm gegenüber in Schlachtordnung ſtellte, ſo ſuchte Ebutius uns, weil er großes Zutrauen zu ſeiner Reiterey hegte, ins freye Feld zu locken, wir waren indeſſen hierzu nicht willfährig. In der Ueberzeugung nähmlich, daß der Vortheil auf Seiten der Reiterey ſeyn würde, wenn wir uns in die Ebene begeben wollten, — denn wir waren faſt Alle zu Fuß — beſchloß ich, hier mit den Feinden zu ſchlagen. Ebutius leiſtete mit ſeinen Leuten eine Weile wackere Gegenwehr. Weil er indeſſen einſah, daß ſeine Reiterey in Hinſicht auf das Terrain nicht mit Vortheil gebraucht werden konnte, ſo zog er ſich wieder, ohne ſeinen Zweck erreicht zu haben, nach der Stadt Gaba; er hatte drey Mann im Gefechte verloren.

Doch ich folgte ihm mit meinen zweytauſend Soldaten auf dem Fuße nach. Bereits war ich nach der Stadt Bäſara gekommen, die an der Grenze von Ptolemais, zwanzig Stadien von Gaba entfernt liegt; hier hielt ſich Ebutius auf. Ich ſtellte nun meine Soldaten vor dem Orte auf und befahl ihnen, auf alle Wege ein wachſames Auge zu haben, damit die Feinde uns nicht beunruhigen könnten, während wir das Getreide wegbringen ließen. Die Königinn Berenice hatte nähmlich, aus den ringsherum liegenden Flecken, große Kornmagazine in Bäſara auflegen laſſen.

Hierauf ließ ich die Kamehle und Eſel, wovon ich ziemlich viele bey mir führte, beladen, und das Getreide nach Galiläa ſchicken. So wie ich dieſes bewerkſtelligt hatte, ſuchte ich den Ebutius zu einem Gefechte hervor zu locken. Weil er indeſſen keine Luſt dazu hatte — unſere Bereitwilligkeit und Herzhaftigkeit hatten ihn Schranken geſetzt — ſo zog ich gegen den Neapolitanus, von dem, wie ich hörte, das Gebieth der Tiberienſer ausgeplündert wurde. Dieſer Neapolitanus war Befehlshaber von einem Corps Reiterei, und lag zu Scythopolis in Beſatzung, um die Stadt vor feindlichen Streifparthien zu ſchützen. Kaum hatte ich der Fortſetzung ſeiner Mißhandlungen gegen Tiberias gewehrt, als ich meine ganze Fürſorge auf Galiläa richtete.

Johannes indeſſen, der Sohn des Levi, hatte nicht ſobald erfahren, daß mir alles recht nach Herzenswunſch ging, daß ich mich ganz der Gunſt und Liebe meiner Unterthanen freuete, ſo wie den Feinden ein Gegenſtand

des Schreckens wäre, so wurden die Saiten seines Herzens verstimmt, und es öffnete sich, im Wahne, daß das Wohlgelingen in dem, was ich unternahm, seinen Sturz verursachen werde, den giftigen Einflüssen des Neides. In der Hoffnung, hierauf den Strom meines günstigen Glückes zu hemmen, wenn er den Haß meiner Unterthanen gegen mich anregen könnte, suchte er die Einwohner von Tiberias und Sophoris, und nebst diesen auch die von Gabara — gerade den größten Städten in Galiläa — zum Abfalle von ihrer Treue und Anhänglichkeit an mich zu verführen und auf seine Seite zu bringen; er wolle sie, ließ er sich verlauten, besser anführen als ich.

Die Sophoriten indessen bewiesen Keinem von uns einige Aufmerksamkeit, weil sie die Römer als Oberherrn liebgewonnen hatten und zeigten gar keine Zuneigung für seinen Antrag; die Tiberienser hingegen hatten freilich keinen Sinn zum Abfall, erklärten sich aber doch so günstig, daß sie seine Freunde seyn wollten; die Einwohner von Gabara traten auf des Johannes Seite. Es war Simon, der sowohl der Vornehmste in der Stadt war, als auch in einem freundschaftlichen und vertrauten Vernehmen mit dem Johannes stand, welcher sie hierzu aufmunterte. Oeffentlich jedoch wollten sie des Abfalls nicht Wort haben — sie fürchteten sich nähmlich sehr vor den Galiläern, da sie oftmahls das Wohlwollen derselben gegen mich aus Erfahrung kennen gelernt hatten — heimlich aber lauerten sie auf eine günstige Gelegenheit und suchten mir nachzustellen.

Die Einwohner von Tiberias erſuchten den König, zur Beſchützung ihrer Gegend ein Corps Soldaten zu ſchicken. Dies ſchrieben ſie an ihn. Nach meiner Ankunft bey ihnen baten ſie mich im Gegentheile, die Mauer nach meinem Verſprechen für ſie aufführen zu laſſen; ſie hatten nähmlich gehört, daß die zu Tarichäa bereits aufgebaut wäre. Einwilligend in ihre Bitte, da ich bereits alle Baumaterialien bereit hatte, befahl ich den Bauleuten mit der Arbeit zu beginnen. Am dritten Tage indeſſen nach meiner Abreiſe von Tiberias nach Tarichäa, welche Stadt dreißig Stadien von jener entfernt liegt, traf es ſich, daß einige römiſche Reiter nicht fern von der Stadt auf ihrem Marſche geſehen wurden; dieſe erregten die Meinung, daß der vom Könige erbethene Heerhaufen käme. Sogleich ertönten aus dem Munde eines Jeden laute Lobeserhebungen des Königs, Läſterreden meiner Perſon. Jemand, der zu mir gelaufen kam, berichtet mir ihre Geſinnung, ihren Beſchluß, von mir abzufallen.

Ueber dieſe Nachricht wurde ich ſehr beſtürzt, weil ich gerade aus Tärichäa, da auf den folgenden Tag der Sabbath fiel, die Soldaten nach Hauſe entlaſſen hatte. Wollte ich doch nicht gerne die Leute von Tarichäa vom Militär beunruhigen und beläſtigen laſſen! So oft ich mich daher bey ihnen aufhielt, trug ich nicht einmahl Sorge meine Leibwache um mich zu haben, da ich manche Erfahrung von der Treue und Anhänglichkeit der Einwohner gegen mich gemacht hatte. Ich war deßwegen verlegen, was ich thun ſollte, weil nur ſieben Soldaten und einige Freunde bey mir waren. Meine Soldaten nähmlich

zurückrufen zu laſſen fand ich, weil der heutige Tag ſich ſchon zu Ende neigte, eben ſo wenig für gut, als ſelbſt nach ihrer Ankunft, am folgenden Tage zu den Waffen greifen zu laſſen, da unſere Geſetze, ſcheine die Noth auch noch ſo groß und dringend, uns dieſes unterſagen.

Wollte ich auch den Einwohnern von Tarichäa und den Fremden bey ihnen die Plünderung der Stadt erlauben, ſo ſah ich doch voraus, daß ihre Anzahl nicht zahlreich genug ſey; ſah voraus, daß mein Aufſchub zu lange dauern würde. Der Heerhaufen des Königs vermuthete ich nähmlich, würde mir das Vorſpiel abgewinnen und ich um den Beſitz der Stadt kommen. Meine Abſicht ging daher auf eine Kriegliſt, von welcher ich gegen die Stadt Gebrauch machen wollte. Sogleich ſtellte ich demnach diejenigen von meinen Freunden, auf deren Treue ich mich ganz verlaſſen konnte, vor die Thore von Tarichäa um ein wachſames Auge auf Jeden zu haben, welcher hinaus geben wollte; laſſe die Bürger aus den erſten Häuſern zu mir rufen, befehle einem jeden, ſein Schiff ins Waſſer zu bringen, ſich zugleich mit einem Steuermann in dasſelbe zu begeben und mir nach der Stadt Tiberias zu folgen. Hierauf ſchiffte ich mich ebenfalls ein, mit meinen Freunden und Soldaten, deren Anzahl wie geſagt, nur ſieben war, und ſegelte nach Tiberias.

Die Tiberienſer, als ſie merkten, daß kein Heerhaufen vom Könige zu ihnen kam, und im Gegentheile den ganzen See voller Schiffe ſahen, fingen an für ihre Stadt zu fürchten, und wurden voller Angſt und Beſtürzung, im Wahne, daß die Schiffe voll Seeſoldaten

wären, anderen Sinnes. Sie werfen die Waffen von ſich, eilen mit Weibern und Kindern mir entgegen, erheben mich lobpreiſend bis an den Himmel — ſie vermutheten nämlich, ich hätte von ihrem Entſchluſſe gar keine Nachricht vorher erhalten — und bitten um Schonung ihrer Stadt. Nahe bereits derſelben befahl ich den Steuerleuten, noch fern vom Lande Anker zu werfen, damit es den Tiberienſern nicht deutlich werden möchte, daß die Schiffe leer von Soldaten wären. Nach meiner Annäherung rügte ich empfindlich in einem Schiffe ihre Bethörung, daß ſie ſo flatterhaften Sinnes, ohne allen gerechten Vorwand die mir gegebene Verſicherung ihrer Treue verletzten, gelobte ihnen jedoch für die Zukunft zuverläßliche Verzeihung ihres Fehltrittes, wenn ſie mir zehn von den Vorſtehern des Volkes ſchicken wollten. Sie gehorchten ohne Anſtand und ſchickten die Anzahl der Männer, die ich vorher beſtimmt hatte; ich ließ dieſelben einſchiffen und nach Tarichäa in Verhaft bringen.

Die Tiberienſer, als ſie nach meiner Ankunft in Tarichäa, die Kriegsließ erfuhren, wunderten ſich gar ſehr, daß ich ohne Menſchenblut vergoſſen zu haben, ihren Tollſinn beſänftigt hatte. Ich ließ hierauf einige von den vielen Tiberienſern aus dem Gefängniſſe zu mir holen — unter dieſen war auch Juſtus und ſein Vater Piſtus — und mit mir ſpeiſen. Ueber Tafel ſagte ich denn: Ich wüßte ſehr wohl, daß die römiſche Macht jede andere übertreffe, ſchwieg aber der Aufrührer wegen davon. Zugleich empfahl ich ihnen ein ähnliches Benehmen, ſo wie auf den paſſenden Zeitpunkt zu warten, und nicht über

mich, als ihren Oberanführer, ungehalten zu werden, denn nicht leicht möchten sie wohl wieder einen andern erhalten können, der mit solcher Sanftmuth und Milde sein Amt verwalte.

Inzwischen fiel die Landschaft Gaulanitis bis auf den Flecken Solyma von dem Könige ab. Auch um die Flecken Seleucia und Sogane, die von Natur sehr fest sind, ließ ich Mauern aufführen. Einige Flecken außer dem in Obergaliläa befestigte ich, obschon sie auf Felsen lagen, auf gleiche Weise; die Nahmen derselben waren Jamnia, Meroth und Achabare. In Untergaliläa verschanzte ich ebenfalls die Städte Tarichäa, Tiberias und Sopphoris, und die Flecken: Die Höhle der Arbeler, Bersabe, Selamis, Jotapata, Capharekcho, Sicho, Japha und den Berg Itabyrium. In allen diesen Plätzen ließ ich zur Sicherheit für die Zukunft Getreidemagazine und Zeughäuser einrichten.

Indessen wuchs der Haß des Johannes, des Sohnes von Levi, von Tage zu Tage gegen mich; daß mir Alles so sehr glücklich von Statten ging, war ihm unerträglich. Mit dem Vorsatze mich durchaus, es koste was es wolle, aus dem Wege zu schaffen, ließ er um seine Vaterstadt Gischala Mauern aufführen und seinen Bruder Simon und so wie des Sisenna Sohn, den Jonathan, und ungefähr hundert Soldaten nach Jerusalem an den Simon, den Sohn des Gamaliel abgehen, um diesen zu ersuchen, den hohen Rath in Jerusalem dahin zu bestimmen, mich der Regierung über die Galiläer zu entsetzen und ihm die Gewalt über dieselben zuzuerkennen.

Dieſer Simon war aus Jeruſalem und ſtammte aus einer ſehr vornehmen Familie; er gehörte in die Secte der Phariſäer, welche ſich durch ſorgfältige Nachlebung der vaterländiſchen Statuten von den übrigen Secten auszuzeichnen ſchmeichelt. Außerdem war er ein Mann von vieler Einſicht und Urtheilskraft und talentvoll, Sachen, welche in einem ſchlimmen Zuſtande waren, durch ſeine Klugheit wieder ins gehörige Geleiſe zu bringen; hierzu kam noch, daß er ein alter Freund und Bekannter des Johannes war und damahls eine ſehr feindſelige Geſinnung gegen mich hegte.

Offenen Ohres für die Aufforderung ſeines Freundes ſuchte er nun die hohen Prieſter Ananus und Jeſus, den Sohn des Gamala, ſo wie einige andere Mitglieder ihrer Parthey zu überreden, mich, deſſen Macht größer und größer würde, wie einen wilden Schößling auszurotten, und nicht mit gleichgültigen Augen zuzuſehen, daß ich mich auf den Gipfel des Ruhmes ſchwänge; es würde ihnen ſelbſt erſprießlich ſeyn, ſetzte er hinzu, wenn ich der Statthalterſchaft über Galiläa entſetzt würde.

Dem Ananus hingegen und ſeinen Anhang ermunterte er zur ungeſäumten Ausführung ihres Plans, damit ich nicht denſelben eher erfahren, und mit einem zahlreichen Heerhaufen gegen die Stadt rücken möchte. So lautete Simons Rath. Der hohe Prieſter Ananas erklärte indeſſen, daß die Sache nicht ſo leicht wäre; viele von den Vorſtehern des Volkes gäben mir das rühmliche Zeugniß, daß ich meinen Pflichten als Statthalter vortrefflich nachkäme, eine Klage hingegen wider einen Mann zu er-

heben, zu deſſen Tadel ſie nichts vorbringen könnten, wäre eine Handlungsweiſe bösgearteter Menſchen.

Sogleich nach dieſer Erklärung des Ananus erſuchte ſie Simon um die Geheimhaltung, und ja nicht dieſe Verhandlungen dem Volke bekannt werden zu laſſen; er wolle, verſicherte er, ſchon dafür ſorgen, daß ich ſein bald aus Galiläa weggeſchafft würde. Er ließ hierauf den Bruder des Johannes zu ſich rufen und gab ihm den Auftrag, dem Ananus und ſeinen Anhängern Geſchenke zuzuſchicken; auf dieſe Weiſe, ſagte er, würden ſie vielleicht geneigt werden, ihre Meinung zu ändern. So erreichte denn Simon ſein Ziel, was er ſich vorgeſetzt hatte; denn Ananus und ſeine Anhänger, die durch Geſchenke beſtochen waren, wurden darüber einig, mich aus Galiläa fortzuſchaffen, obſchon kein anderer von den Bürgern in der Stadt von dieſem Entſchluſſe wußte. Ihr Schluß ging dahin, einige Männer abzuſchicken, die ſich ſowohl durch ihre Geburt auszeichneten als auch von gleicher Geiſtesbildung waren.

Zwey von ihnen waren aus der Claſſe der Bürger, Jonathan und Ananias, übrigens von der phariſäiſchen Sekte; der Dritte war Jozarus, von prieſterlicher Herkunft und ebenfalls ein Phariſäer; der Jüngſte von ihnen Simon, aus der Claſſe der hohen Prieſter. Ihrem Auftrage zufolge, ſollten ſie ſogleich nach ihrer Ankunft die Galiläer in einer Verſammlung nach der Urſache fragen, warum ſie mich ſo ſehr liebten. Auf ihre Erwiederung: Weil ich aus Jeruſalem wäre, könnten ſie ſagen: Auch ſie Vier wären alle aus derſelben Stadt. Würden jene

hinzufügen: Wegen meiner Kenntniß der Geſetze, ſo möchten ſie verſetzen: Auch ſie wären ſehr wohl mit den väterlichen Statuten bekannt. Sollten jene ferner erklären: Sie ſchätzen mich wegen meiner prieſterlichen Würde, ſo könnten ſie ihnen erwiedern: Zwey von ihnen wären ebenfalls Prieſter.

Zugleich mit dieſem Rathe, welchen ſie dem Jonathas und ſeinen Gefährten an die Hand gaben, zahlten ſie ihnen vierzigtauſend Silberſtücke aus dem öffentlichen Schatze aus. Ferner ließen ſie, weil ſie gehört hatten, daß ein gewiſſer Galiläer, Nahmens Jeſus, ſich zugleich mit einem Trupp von 600 Soldaten in Jeruſalem aufhalte, denſelben zu ſich holen, zahlten ihm einen dreymonathlichen Sold aus, und befahlen ihm, dem Jonathas und ſeinen Gefährten als ſeinem Vorgeſetzten zu folgen; außerdem beorderten ſie dreyhundert Bürger zur Begleitung der Geſandten, nachdem ſie dieſen Geld zum Unterhalt der ganzen Mannſchaft gegeben hatten. Kaum waren dieſe überredet und marſchfertig, ſo brach Jonathan in Begleitung ſeiner Gefährten auf; in ihrem Gefolge hatten ſie noch den Bruder des Johannes und hundert Soldaten.

Ebenfalls waren ſie von ihren Abſendern mit Vollmachten verſehen, mich, wenn ich freywillig die Waffen ſtreckte, lebendig nach Jeruſalem zu ſchicken, mich hingegen, im Falle ich mich widerſetzen würde, ohne alle Furcht und Beſorgniß zu tödten, dazu befuge ſie der gegebene Auftrag. Dem Johannes hatten ſie ferner geſchrieben, ſich zum Kriege gegen mich in Bereitſchaft zu ſetzen;

ebenfalls machten ſie es den Einwohnern von Sephoris, Gabara und Tiberias zur Pflicht, dem Johannes Kampfgenoſſen zu ſchicken.

Ueber die ſchriftliche Nachricht meines Vaters von dieſem Plane, den ihm ein Mitglied der gehaltenen Conferenz, Jeſus, der Sohn des Gamala, ein Freund und Bekannter von mir, entdeckt hatte, ward ich herzlich betrübt, weil ich eines Theils die Erfahrung machte, daß meine Mitbürger ſo undankbar gegen mich geworden waren, daß ſie aus Neid zu meinem Tode Befehl gaben, und andern Theils auch deßwegen, weil mein Vater mich ſehr dringend in ſeinem Briefe bath, zu ihm zu kommen; er ſehne ſich, war der Grund ſeiner Bitte, vor ſeinem Tode ſeinen Sohn noch einmahl zu ſehen. Ich machte hierauf meine Freunde mit dieſem Vorfalle bekannt, ſo wie mit meinem Entſchluſſe, daß ich nach drey Tagen ihre Landſchaft verlaſſen und nach meiner Vaterſtadt reiſen würde. Traurigkeit belaſtete die Herzen Aller, welche dieſes hörten; mit thränenerfüllten Augen fleheten ſie mich an, ſie nicht zu verlaſſen, ſie würden verloren ſeyn, wenn ſie meines Oberbefehls beraubt würden.

Weil ich indeſſen in ihre flehentliche Bitte nicht willigte, vielmehr für meine eigene Rettung bekümmert war, ſo ſchicken die Galiläer, aus Furcht wenn ich weggegangen wäre den Aufrührern ein Gegenſtand der Verachtung und Kränkung zu werden, Bothen durch ganz Galiläa, um meinen Vorſatz, in Betreff meiner Abreiſe, bekannt zu machen. Es finden ſich nun Viele aus allen Gegenden der Landſchaft, wie ſie dieſes hörten, mit Wei-

bern und Kindern bey mir ein; nicht so sehr wie mich dünkt, war anhängliche Liebe zu mir, als vielmehr Furcht für sich selbst, der Beweggrund zu diesem Schritte; durch mein ferneres Verbleiben, war ihre Meinung, würden sie von keinem Unfalle gefährdet werden. Alle kamen daher nach dem Städtchen des großen Feldes, Nahmens Asochis, in welchem ich mich damahls aufhielt.

Gerade in dieser Nacht hatte ich einen Traum, dessen Inhalt ganz meine Verwunderung rege machte. Als ich mich mit einem Herzen, das über die Nachricht in dem Briefe voll Traurigkeit und Angst war, zur Ruhe gelegt hatte, so kam es mir vor, als sagte Jemand, der mir zur Seite stand: „Setze, mein Lieber, dem Grame Deines Herzens ein Ziel und verscheuche jede Furcht aus demselben; der Kummer Deines Gemüths wird Dich zum größten Manne, zum Glücklichsten der Sterblichen machen. Deinen Wünschen entsprechend, wirst Du nicht nur dieses zu Stande bringen, sondern auch vieles Andere! Ermatte nur nicht! Denke daran, daß Du gegen die Römer Krieg führen sollst!"

Nach diesem Traumgesichte stehe ich auf, ganz muthvoll und entschlossen mich nach dem Felde zu begeben. Sogleich bey meinem Anblicke werfen sich die zahlreich versammelten Galiläer — es waren nähmlich Weiber und Kinder unter ihnen — auf's Gesicht zu Boden, flehen mich mit thränenden Augen an, sie doch nicht den Feinden Preis zu geben, noch wegzugehen, und ihre Landschaft den Feinden zur schmählichen Behandlung zu überlassen. Als sie durch ihre Bitten mich nicht überreden können,

ſo ſetzen ſie mir faſt gewaltſam durch Eidſchwüre zu, bey ihnen zu bleiben, ſchimpfen und toben laut gegen das Volk in Jeruſalem, als wenn es ihrem Lande den ferneren Genuß des Friedens und der Ruhe nicht gönne.

So wie ich dieſes von ihnen höre, ſo wie ich die Niedergeſchlagenheit der Volksmenge ſehe, ſo wird mein Herz zum Mitleid geſtimmt; ich glaube es ſey Pflicht für eine ſo große Menge ſich ſogar augenſcheinlichen Gefahren zu unterziehen. Ich willigte daher ein zu bleiben und befehle, daß 5000 von ihnen ſich mit Waffen und Lebensmitteln verſehen und zu mir kommen ſollten; die übrigen entließ ich nach ihrer Heimath. — Nach der Ankunft der 5000 ſetzte ich mich ſogleich mit dieſen, ſo wie mit 3000 Soldaten, welche ich bey mir hatte und 80 Reitern in Marſch nach dem Flecken Chabolo, der an der Grenze von Ptolemais liegt; hier hielt ich meinen Heerhaufen zuſammen und nahm die Miene an, ſogleich die Feindſeligkeiten gegen den Placidus anzufangen.

Dieſer war nähmlich mit zwey Cohorten Fußvolk und mit einem Geſchwader Reiterey angekommen, Geſtius Gallus hatte ihn abgeſchickt um die Flecken der Galiläer, die in der Nähe von Ptolemais lagen, in Aſche zu legen. So wie er vor der Stadt Ptolemais ein befeſtigtes Lager aufwarf, ſo ließ ich auch in einer Entfernung von ungefähr 60 Stadien ein Lager errichten. Oft ließen wir die Truppen ausrücken, als wenn wir ſchlagen wollten, thaten aber nichts weiter als Plänkeln. Denn Placidus zog ſich aus Furcht eben ſo ſehr vor dem Gefechte zurück,

als er merkte, daß mein ganzes Bestreben darauf gerichtet war; indessen wich er doch nicht von Ptolemais.

Um diese Zeit war nun Jonathas mit seinen Mitgesandten angelangt, welcher, wie wir gesagt haben, von der Parthey des Simon und des hohen Priesters Ananus abgeschickt war; sich durch Hinterlist meiner zu bemächtigen, war sein Plan; nicht wagte er einen öffentlichen Angriff. Er schrieb mir daher folgenden Brief:

„Jonathas und seine Mitgesandten aus Jerusalem entbiethen dem Josephus ihren Gruß. Wir sind von den ersten Personen in Jerusalem, die gehört haben, daß Johannes aus Gischala Dir oftmahls nachgestellt habe, abgeschickt worden, um ihm dieses ernstlich zu verweisen und ihm zugleich für die Zukunft Gehorsam gegen Dich zur Pflicht zu machen. Da wir wünschen, uns mit Dir über gemeinschaftliche Staatsangelegenheiten zu berathen, so ersuchen wir Dich, recht bald, aber ohne ein großes Gefolge zu uns zu kommen; denn dieser Flecken könnte nicht gut ein zahlreiches Corps Soldaten aufnehmen."

So schrieben sie, weil sie fest das Eine von Beyden erwarteten: mich entweder, wenn ich ohne Soldaten zu ihnen käme, in ihre Gewalt zu bringen, oder, wenn ich mit einem zahlreichen Gefolge erschiene, für einen Feind erklären zu können. Als Ueberbringer dieses Briefes kam ein Reiter zu mir, ein in anderer Rücksicht sehr kecker junger Mensch, der vormahls dem Könige als Soldat gedient hatte. Es war schon acht Uhr Abends, als ich gerade mit einigen Freunden und vornehmen Galiläern zu Tische war. Dieser ward nun, als mein Diener mir mel-

dete: Es wäre ein jüdiſcher Reiter da; auf meinen Befehl hereingerufen, grüßte aber gar nicht, überreichte vielmehr den Brief und ſagte: Dieſen haben Dir die Abgeſandten aus Jeruſalem geſchickt; antworte ſo bald wie möglich, denn ich habe Eile zu ihnen zurückzukehren.

Meine Gäſte verwunderten ſich freylich über die Frechheit des Soldaten, ich bath ihn indeſſen, ſich niederzulaſſen und mit uns zu ſpeiſen. Weil er dieſes Anerbiethen ausſchlug, ſo unterhielt ich mich — den Brief in der Hand, ſo wie ich ihn empfangen hatte — mit meinen Freunden von andern Gegenſtänden. Bald nachher ſtand ich vom Tiſche auf, ließ dieſen und jenen ſchlafen gehen und bloß vier von den vertrauteſten Freunden bey mir bleiben, trage ſodann dem Diener auf, Wein zurecht zu machen, entfalte den Brief, ohne daß jemand es ſieht und lege ihn wieder zuſammen, nachdem ich mir in der Geſchwindigkeit den Inhalt desſelben gemerkt hatte. Hierauf befehle ich, dem Soldaten, den Brief in der Hand haltend als wenn ich ihn noch nicht geleſen hätte, zwanzig Drachmen zum Reiſegelde zu geben. Als er beym Empfange desſelben mir ſeinen Dank zu erkennen gibt, und ich hieraus ſeine niedrige Geldgier abnehme, ſo wie, daß er durch Befriedigung derſelben wohl am leichteſten zu gewinnen wäre, ſo ſagte ich: Nun, wenn Du Luſt haſt, mit uns zu zechen, ſo ſollſt Du je für den Becher eine Drachme haben!

Mit Freuden nahm er dieſes Anerbiethen an, nahm, um deſto mehr Geld zu bekommen, vielen Wein zu ſich, und vermochte, wie er berauſcht worden war, nicht

länger ſeine Geheimniſſe zu verſchweigen, ſondern ſchwatzte ungefragt den gegen mich boshafter Weiſe erſonnenen Anſchlag aus, ſo wie, daß mein Tod bey ihnen beſchloſſen wäre. Kaum habe ich dieſes gehört, ſo antworte ich wie folgt:

„Joſephus entbiethet dem Jonathas und ſeinen Mitgeſandten ſeinen Gruß. Ich freue mich zu erfahren, daß ihr geſund und wohl in Galiläa angekommen ſeyd, vorzüglich, weil ich nun im Stande ſeyn werde, euch die Sorge für die hieſigen Angelegenheiten zu übergeben und nach meiner Vaterſtadt zu reiſen, was ſchon längſt mein Wunſch geweſen iſt. Ich würde daher nicht allein nach Xaloth zu euch gekommen ſeyn, ſondern noch weiter, ſelbſt ohne euren Befehl; ich erſuche euch indeſſen um Verzeihung, daß ich euern Wunſch nicht befriedigen kann, denn ich beobachte hier zu Chabolo den Placidus, der Willens iſt in Galiläa einzurücken. Nach Leſung dieſes Briefes kommt daher zu mir! Lebet wohl!“

Nach dem Empfange dieſes Briefes antwortete Jonathas mit ſeinen Gefährten mir nicht weiter, ſie ordnen vielmehr eine Verſammlung von ihren Freunden an, zu welcher ſie auch den Johannes ziehen, und berathſchlagen ſich über die Art ihres Angriffes gegen mich. Johannes Meinung war: An alle Städte und Flecken in Galiläa zu ſchreiben — denn in jeder Stadt würde doch durchaus Einer und der Andere mein Gegner ſeyn — und ſie aufzufordern, wie gegen einen Feind. Ebenfalls empfahl er, dieſen Beſchluß nach der Stadt Jeruſalem zu ſchicken, damit auch die Bewohner derſelben, wenn ſie erführen,

daß ich von den Galiläern bereits als Feind wäre erklärt worden, diesem Beschlusse beytreten könnten; es würden, sagte er, wenn dieß geschähe, aus Furcht diejenigen Galiläer, die mir noch mit Liebe und Wohlwollen zugethan wären, mich ganz verlassen. So war Johannes Rath; die Gründe desselben gefielen auch den Uebrigen gar sehr.

Gegen neun Uhr des Abends kam dieses zu meiner Kenntniß; ein Ueberläufer, Sachäus, meldete mir ihr Vorhaben. Nun wußte ich denn, daß nicht fürder gesäumt werden dürfe, und befehle dem Jacobus, welchen ich für einen ganz passenden Mann dazu hielt, da er zu den mir getreuesten Soldaten gehörte, sofort mit zweyhundert Soldaten die Wege von Gabara nach Galiläa zu besetzen, die vorüber Reisenden aufzugreifen und mir zuzuschicken, vorzüglich diejenigen, welche mit Briefen ertappt würden. Ferner schickte ich meinen Freund Jeremias mit 600 Soldaten nach der Grenze von Galiläa, um ebenfalls die Wege von da nach der Stadt Jerusalem zu bewachen, und gab ihm den Auftrag, Alle, welche mit Briefen des Weges reiseten, beym Kopf zu nehmen, diese Leute zu fesseln und zu verhaften, die Briefe aber an mich zu schicken.

Sogleich nach diesem Auftrage an die Abgesandten lasse ich den Galiläern durch Bothen, welche ich hie und da hinschickte, anbefehlen, sich den folgenden Tag bewaffnet und mit Mundvorrath auf drey Tage bey mir in Gabaroth einzufinden. Die Soldaten, welche ich bey mir hatte, theilte ich in vier Colonnen, bestimmte die Verläßlichsten von ihnen zu meiner Leibwache, setzte Hauptleute

über ſie, und befahl denſelben dafür zu ſorgen, daß ja kein Soldat, den ſie nicht kannten, ſich ihnen zugeſellen möge. Am folgenden Tage, wie ich gegen die fünfte Stunde in Gabaroth angekommen bin, finde ich die ganze Ebene vor dem Flecken mit Soldaten bedeckt, die alle, ſo wie ich ihnen befohlen hatte, ſich aus Galiläa als Kampfgenoſſen eingefunden hatten; auch ſtrömte noch ſonſt ein zahlreicher Haufe aus dem Flecken dahin.

Kaum ſtelle ich mich in ihre Mitte und fange an zu reden, ſo ſchrien Alle laut auf, und nannten mich den Wohlthäter und Retter ihres Landes. Zugleich mit meinem herzlichen Dank, den ich ihnen hierüber zu erkennen gebe, rathe ich ihnen, weder Einem die Schreckniſſe des Krieges fühlen zu laſſen, noch mit Räubereyen die Gegenden heimzuſuchen, ſondern auf der Ebene zu zelten, und ſich mit ihrem Solde zu begnügen; mein Wunſch nähmlich wäre die Unruhen zu ſtillen ohne Menſchenblut zu vergießen. Gerade an dieſem Tage traf es ſich auch, daß die vom Jonathas Abgeordneten mit ihren Briefſchaften, dem von mir an die Wege hingeſtellten Poſten in die Hände fielen.

Das verſammelte Volk war äußerſt erbittert gegen den Jonathas und ſeine Mitgeſandten, und ſtürzte ſich gegen ſie, als wenn es dieſelben ermorden wollte. Wohl hätten die Galiläer ihre Abſicht ausgeführt, wenn ich ihren Zorn nicht geſtillt hätte. Ich ſagte nähmlich zum Jonathas und ſeinen Gefährten: Das was ſie bis jetzt gethan hätten, verzeihe ich ihnen, wenn ſie ſich beſſern, nach ihrer Vaterſtadt zurückgehen, und ihren Abſendern

die reine Wahrheit von meiner Staatsverwaltung ſagen wollten. Nach dieſer Anrede entließ ich ſie, obſchon ich wohl wußte, daß ſie keine von ihren eingegangenen Verſprechungen erfüllen würden.

Nach meiner Ankunft bey Sogane ließ ich die Menge Halt machen, und empfahl derſelben dringend, nicht ſo haſtig von den Aufwallungen des Zornes zu Strafen ſich fortreißen zu laſſen, die nicht wieder gut gemacht werden könnten; befehle ſodann, daß Hundert aus ihrer Mitte, von gereiftem Alter und den angeſehenſten Männern, ſich fertig machen möchten, nach der Stadt Jeruſalem zu reiſen, um daſelbſt ihre Klage bey der Bürgerſchaft über die Menſchen anzubringen, welche ihr Land in Aufruhr ſetzten. Hierauf verweilte ich einige Zeit in Japha.

Jonathas und ſeine Gefährten entließen nun, da ſie das Ziel ihres boshaften Anſchlages gegen mich verfehlt hatten, den Johannes nach Giſchala, und reiſeten ſelbſt nach der Stadt Tiberias; ſie lebten der gewiſſen Erwartung dieſelbe in ihre Gewalt zu bekommen, weil auch Jeſus, die damahlige erſte obrigkeitliche Perſon daſelbſt, ihnen das ſchriftliche Verſprechen gegeben hatte, er wolle das Volk dahin bereden, ſie nach ihrer Ankunft aufzunehmen und mit Bereitwilligkeit auf ihre Seite zu treten. Voll von dieſen Hoffnungen reiſeten ſie ab. In einem Briefe indeſſen meldet mir dieſer Silas, den ich als meinen Geſchäftsverweſer in Tiberias gelaſſen hatte, und bath, daß ich eilen möchte. Schnell ſeiner Bitte Folge leiſtend, gerieth ich, nach meiner Ankunft

in Gefahr, die mir beynahe das Leben gekoſtet hätte, aus folgender Urſache:

Jonathas und ſeine Gefährten waren bereits bey den Tiberienſern angekommen, und hatten viele, die meine Gegner waren, zum Abfalle von mir verführt. Kaum hören dieſe von meiner Ankunft, ſo kommen ſie, aus Furcht für ſich zu mir, machen die Aufwartung, ſagen, daß ſie mich ſehr glücklich prieſen, weil ich mich ſo vortrefflich in der Staatsverwaltung von Galiläa betragen hätte, und wünſchen mir Glück, daß ich in Ehre und Achtung ſtünde; mein Ruhm, ſagten ſie, wäre auch ihr Stolz, da ſie als meine Mitbürger, auch meine Lehrer geweſen wären. Auf meine Freundſchaft, fügten ſie noch hinzu, legten ſie mit vielem Rechte ein gröſſeres Gewicht als auf die des Johannes; es wäre ihr Wunſch, ſehr bald wieder nach ihrer Heimath zurückzukehren; ſie blieben indeſſen noch, um den Johannes in meine Gewalt zu bringen. Dieſe Verſicherungen der Höflichkeit und Ergebenheit verſtärkten ſie noch mit Eidſchwüren, die bey uns für die furchtbarſten und ſchauerlichſten gelten; deßwegen hielt ich es für unrecht, ein Mißtrauen in ſie zu ſetzen. Sie bitten mich hierauf mein Quartier anderswo zu nehmen, weil der folgende Tag ein Sabbath wäre; es würde ſich doch nicht ziemen, ſagten ſie, daß ihretwegen die Stadt der Tiberienſer in unruhige Bewegungen käme.

Ohne den mindeſten Argwohn zu hegen, begebe ich mich nach Tarichäa, laſſe indeſſen Einige in der Stadt zurück, die ſo neugierig als vorwitzig auf das etwaige

Gerede von mir ſorgfältig achten ſollten. Auf dem ganzen Wege indeſſen, der von Tarichäa nach Tiberias führt, ließ ich hie und da Mehrere hinſtellen, damit Einer nach dem Andern mir anzeigen möchte, was ſie von den in der Stadt Zurückgelaſſenen erfahren würden. Am folgenden Tage verſammeln ſich Alle in der Synagoge, ein ſehr geräumiges Gebäude, das eine große Maſſe Volks faſſen konnte. Jonathas hatte nun freylich nach ſeinem Eintritte nicht die dreiſte Stirn, öffentlich von einem Aufſtande zu reden, ſagte aber doch, ihre Stadt habe einen beſſern Statthalter nöthig.

Jeſus hingegen, die erſte obrigkeitliche Perſon, ſagte ohne die geringſte Verſtellung öffentlich: „Es iſt doch beſſer, meine Mitbürger, daß wir vier Männern gehorchen, als einem, die ſowohl durch ihre Einſichten und Wiſſenſchaften ſehr berühmt ſind!“ — Mit dieſem Winke zielte er auf den Jonathas und ſeine Gefährten. Juſtus, der jetzt auftrat, lobte gar ſehr den Jeſus wegen dieſes Vorſchlages, und brachte wirklich einige von der geringeren Volksclaſſe zu ſeiner Meinung. Das Volk fand indeſſen kein Behagen an dieſer Eröffnung, und es würde unvermeidlich zu einem Aufruhr gekommen ſeyn, wenn nicht die Nähe der ſechſten Stunde, gegen welche Zeit es bey uns am Sabbathe üblich iſt, zu Mittage zu ſpeiſen, die Verſammlung aufgelöſt hätte. Jonathas und ſeine Gefährten gingen nun nach Hauſe, und verſchoben, ohne ihren Zweck erreicht zu haben, die Rathsverſammlung auf den folgenden Tag.

Sogleich wie ich Bericht von dieſem Vorgange erhielt, war mein Vorſatz gefaßt, mich mit dem Anbruche des Tages nach der Stadt der Tiberienſer zu verfügen; am folgenden Tage treffe ich von Tarichäa gegen die erſte Stunde daſelbſt ein. Ich finde das Volk bereits in der Synagoge verſammelt; warum die Verſammlung angeſtellt war, wußten die Verſammelten nicht. Jonathas und ſeine Begleiter werden indeſſen über meinen unerwarteten Anblick, über meine Gegenwart ganz beſtürzt und verlegen. Hin und her ſinnend, ſprengen ſie nun ein Gerücht aus: Es hätte ſich römiſche Reiterey an der Grenze, ungefähr in einer Entfernung von 30 Stadien von der Stadt, in einer Gegend Nahmens Homonäa ſehen laſſen. Wegen dieſer eingegangenen Nachricht bathen Jonathas und ſeine Gefährten warnend und rathend, doch nicht mit gleichgültigen Augen zuzuſehen, daß ihr Land von den Feinden verheert würde. Dieſes ſagten ſie indeſſen bloß aus der Abſicht, um die Stadt, wenn ſie mich unter dem Vorwande einer ſchleunigen Hülfeleiſtung fortgeſchleppt hätten, in eine feindſelige Stimmung gegen mich zu ſetzen.

Sah ich gleich die Gedanken ihres Herzens, ſo gehorchte ich doch, um nicht bey den Tiberienſern die Meinung zu veranlaſſen, als ſorgte ich nicht für ihre Sicherheit. Ich rücke daher aus, und kehre, wie ich nach meiner Ankunft in dieſer Gegend auch nicht einmahl eine Spur von Feinden finde, im Eilmarſche zurück. Ich treffe den ganzen Rath ſowohl als das Volk in Maſſe verſammelt an; Jonathas und ſeine Gefährten führen bittere Klagen

über mich, als wenn ich es verſäumte, ihnen die Koſten des Krieges zu erleichtern und mit Wohlleben meine Zeit verſchwelge. Während dieſer verläumderiſchen Reden legen ſie vier Briefe vor und nehmen die Miene an, als wenn dieſelben an ſie von den Grenzbewohnern Galiläa's geſchrieben wären, die um Hülfe und ſchleunige Ankunft derſelben, ſo wie um Beherzigung ihrer Bitte erſuchten, weil ein Corps Römer, Fußvolk ſowohl als Reiterey, ihr Land in einer Friſt von drey Tagen zu verheeren drohe. In der Meinung, die Sprache der Wahrheit aus ihrem Munde zu hören, erheben die Tiberienſer, wie ſie dieſes vernehmen, ein lautes Geſchrey und fordern mich auf, ich müſſe nicht ſäumen, ſondern hingehen und ihren Landsleuten Hülfe leiſten.

Hierauf erklärte ich — ich durchſchauete ſehr wohl den fein erſonnenen Plan des Jonathas und ſeiner Begleiter — meinen bereitwilligen Gehorſam, zugleich mit dem Verſprechen, ohne Verzug nach dem Kriegsſchauplatz aufbrechen zu wollen. Doch rieth ich der Anzeige der Briefe zufolge: da die Römer von vier Stellen einrücken wollten, die Armee in fünf Colonnen zu theilen, und an die Spitze derſelben den Jonathas und ſeine Freunde zu ſtellen. Den braven Männern zieme es nicht bloß einen guten Rath zu geben, ſondern auch in dringender Noth voranzutreten und Hülfe zu leiſten; ich wäre, mit Ausnahme der einen Colonne unmöglich im Stande, ſagte ich, die Anführung zu übernehmen. Mein Rath hatte den ganzen Beyfall der Volksmenge, und dieſelbe nöthigte meine Gegner, ebenfalls in's Feld zu rücken. Niederge-

ſchlagen und verdrießlich wurden ſie nun in einem nicht geringen Grade, weil dadurch, daß ich ihren ſchlauen Planen meiner Seits Liſt entgegenſetzte, nicht zu Stande kam, was ſo klüglich von ihnen erſonnen war.

Jemand indeſſen von ihrer Rotte, Nahmens Ananias, ein ſchlechter und bübiſcher Menſch, trug der Bürgerſchaft darauf an, zur Ehre Gottes für das ganze Volk auf den morgenden Tag einen Feſttag anzuſetzen; auch befahl er um dieſelbe Zeit und auf demſelbem Platz ſich ohne Waffen einzufinden, um unverholen vor Gott zu geſtehen, daß nach ihrer Ueberzeugung alle Waffen unnütz wären, wenn ſie nicht Hülfe von ihm erhielten. Doch nicht in religiöſer Geſinnung war dieſer Vorſchlag gegründet, ſondern in der Abſicht, mich und meine Leute unbewaffnet in ſeine Gewalt zu bekommen. Nothgedrungen, um nicht den Schein zu haben, als verachtete ich einen gutgemeinten Rath, der auf die Erregung religiöſer Gefühle abzuzwecken ſchien, gehorchte ich.

Als ſich nun Jeder aus der Verſammlung nach ſeinem Hauſe verfügte, ſo forderten Jonathas und ſeine Gefährten in einem Briefe den Johannes auf, Früh Morgens mit ſo vielen Soldaten als er zuſammenbringen könnte zu ihnen zu kommen; dann würde er mich ſehr leicht in ſeine Gewalt bekommen und den Wunſch ſeines Herzens ausführen können. Er leiſtete nach dem Empfange dieſes Briefes ohne Verzug Gehorſam. Am folgenden Tage nun befehle ich zweyen von meiner Leibwache, die ſowohl wegen ihrer Mannhaftigkeit zu den erprobteſten, als wegen ihrer Treue zu den verläßlichſten gehörten,

kleine Schwerter unter ihre Kleider zu verbergen, und zugleich mit mir hinzugehen, damit, wenn eine hinterlistige Unternehmung von unsern Feinden geschehen sollte, wir uns wehren könnten. Ich selbst legte meine Rüstung um, umgürtete mich mit meinem Schwert so versteckt wie möglich und ging so nach der Synagoge.

Jesus, die erste obrigkeitliche Person der Stadt, hatte den Befehl ausgestellt, alle, die bey mir wären, nicht einzulassen, und ließ mich, denn er stand bey der Thüre, bloß mit meinen Freunden hineingehen. Während wir bereits, der väterlichen Sitte zufolge, unsere Andacht mit dem Gebethe beschäftigen, erhebt sich Jesus und erkundigt sich bey mir, in Betreff des Geräths und ungeprägten Silbers, das aus dem eingeäscherten königlichen Pallaste gerettet wurde und fragt, bey wem dieses zur Verwahrung niedergelegt sey? Dieß sagte er nur, um die Zeit bis zur Ankunft des Johannes hinzuhalten. Ich antwortete: Capellus und die zehn angesehensten Tiberienser hätten dieses alles; er könne sich bey diesen, sagte ich, erkundigen, ob ich die Unwahrheit rede. Auf ihre Versicherung: dieses wäre bey ihnen, fuhr er fort: Aber die zwanzig Goldmünzen, welche Du durch den Verkauf einer Masse ungeprägten Silbers erhalten hast: was ist aus diesen geworden? Auch diese, erklärte ich, wären ihren Gesandten, die nach Jerusalem geschickt wurden, zum Reisegelde gegeben worden.

Hierauf sagte Jonathas: „Daran hätte ich nicht weislich gethan, daß ich den Gesandten Diäten vom Commungelde gegeben hätte. Das Volk, welches die Bosheit dieser Menschen wahrgenommen hatte, ward hierüber sehr

erbittert; auch ſah ich wohl ein, daß die Fackel des Aufruhrs angefacht werden würde, und ſagte daher, weil ich das Volk noch mehr gegen dieſe Menſchen aufzuhetzen wünſchte: „Nun, wenn ich daran nicht recht gethan habe, daß ich unſern Geſandten Diäten von dem Gemeingelde gab, ſo höret nur auf, Euch zu beeifern; ich will die zwanzig Goldmünzen ſelbſt wieder aus meiner Caſſe bezahlen.“

Nach dieſer Erklärung ſchwiegen Jonathas und ſeine Gefährten ſtill. Das Volk ward aber noch mehr erbitterter gegen ſie, da ſie ſo augenſcheinlich ihre ungerechte feindſelige Geſinnung gegen mich an den Tag legten. Jeſus bemerkte kaum dieſe Veränderung, ſo befahl er dem Volke ſich wegzubegeben, wünſchte aber, daß der Senat bleiben möchte, da ſich im Gelärm und Getümmel keine Unterſuchung über ſo wichtige Gegenſtände anſtellen ließe. Auf das Geſchrey des Volkes, mich nicht allein bey ihnen laſſen zu wollen, kam Jemand und meldete heimlich dem Jeſus und ſeiner Parthey: Johannes nähere ſich mit Soldaten. Nun nahm Jonathas, der ſich nicht länger bändigen konnte, das Wort — die Gottheit ſorgte vielleicht für meine Rettung; denn ohne dieſen eingetretenen Umſtand wäre ich unvermeidlich des Jonathas Schlachtopfer geworden — und ſagte:

„Höret auf, ihr Tiberienſer, weitere Unterſuchungen über die zwanzig Goldmünzen anzuſtellen; deßwegen hat Joſephus nicht das Leben verwirkt, wohl aber dafür, daß er darnach ſtrebte, ſich zum Tyrannen aufzuwerfen, daß er das galiläiſche Volk durch den Zauber ſeiner Reden berückte und ſich die Oberherrſchaft über daſſelbe

zu erwerben ſuchte!“ So wie er dieſes ſagt, verſuchen ſie, mich zu ergreifen und zu tödten. Meine Begleiter indeſſen, als ſie ſahen was vorging, greifen zum Schwerte, drohen einzuhauen, wenn ſie dazu gezwungen würden, und entreißen mich, da das Volk bereits Steine ergriff, um mit denſelben den Jonathas zu überſchütten, der Gewalt meiner Feinde.

Weil ich nun dadurch, daß ich ein wenig weiter fortgegangen wäre, dem Johannes, der mit ſeinem Soldaten im Anzuge war, begegnet ſeyn würde, ſo ſchlug ich aus Furcht vor dieſen einen andern Weg ein, und kam durch eine enge Gaſſe glücklich nach dem See, woſelbſt ich ein Schiff vorfand, in welchem ich nach Tarichäa überſegelte, nachdem ich ſo unerwartet dieſer Gefahr entflohen war. Ich laſſe ſogleich die vornehmſten Galiläer zu mir holen und erzähle ihnen, wie mein Leben beynahe ein Opfer des treuloſen Verrathes des Johannes ſo wie der Tiberienſer geworden wäre. Das galiläiſche Volk gerieth hierüber ſehr in Zorn und redete mir zu, ohne ferneren Verzug zu kriegeriſchen Mitteln zu greifen, und ihnen zu erlauben, gegen den Johannes zu rücken, um ihn, ſo wie den Jonathas und ſeine Gefährten zu vertilgen, daß auch keine Spur von ihnen bliebe.

Dennoch hielt ich, obſchon ſie ſo erboßt waren, den Ausbruch ihres Zorns zurück und befahl ihnen ſo lange zu warten, bis wir erfahren hätten, was die von ihnen nach der Stadt Jeruſalem abgegangene Geſandtſchaft für eine Antwort brächte; denn, ſagte ich, ſie müßten keine andern Schritte thun, als welche übereinſtimmend

mit dem Gutachten von Jenen wären; durch dieſe Gründe überredete ich ſie denn. Nun verfügte ſich Johannes, weil ſeine Nachſtellungen gar nicht das erwünſchte Ziel erreichten, nach Giſchala.

Nach Verlauf weniger Tage kamen unſere Abgeſandten wieder zurück und berichteten: Die Bürgerſchaft wäre ſehr über den Ananus und den Simon, den Sohn des Gamaliel erbittert, weil einer, ohne Genehmigung des hohen Raths nach Galiläa abgegangenen Geſandtſchaft ganzes Beſtreben auf meinen Sturz gerichtet wäre. Ferner ſagten die Geſandten, daß das Volk im ſtürmenden Aufruhr ihre Häuſer hätten verbrennen wollen. Ebenfalls brachten ſie Briefe, in welchen die erſten Perſonen von Jeruſalem, auf dringendes Bitten des Volkes an ſie, mir die Statthalterſchaft über Galiläa beſtätigten, dem Jonathas aber und ſeinen Gefährten anbefahlen, ſchnell nach Hauſe zurückzukehren.

Nach Empfang dieſer Briefe begab ich mich nach dem Flecken Arbela, woſelbſt ich eine Verſammlung der Galiläer veranſtaltete und den Geſandten befahl, den Zorn und den Unwillen der Einwohner Jeruſalems über den verübten Unfug des Jonathas und ſeiner Gefährten zu erzählen, ſo wie auch, daß ſie mir die Statthalterſchaft über ihr Land beſtätigt und an den Jonathas und ſeinen Gefährten geſchrieben hätten, ſich fort zu begeben. Die Briefe überſchickte ich ihnen ſogleich, und befahl dem Ueberbringer mit aller Sorgfalt auf die Schritte zu achten, welche ſie thun würden.

Nach Empfang dieſes Briefes wurden ſie außerordentlich beſtürzt, laſſen den Johannes, ſo wie den Rath der Tiberienſer und die Vornehmſten aus Gabara zu ſich holen, tragen auf eine Rathsverſammlung an, in welcher ſie die Unterſuchung deſſen anempfehlen, was nun geſchehen müßte. Die Tiberienſer erklärten ſich dahin: ſie müßten ihre Hand nicht von der Staatsverwaltung abziehen; es wäre nämlich Pflicht, ſagten ſie, ihre Stadt, die ſich einmal ihrem Schutze anvertraut hätte, nicht im Stiche zu laſſen, beſonders da ich ſonſt ungeſäumt gewaltſame Hand an ſie legen würde. Dieſe Lüge hatten ſie nähmlich als eine Androhung von mir ausgeſprengt.

Johannes ſtimmte nicht bloß hierin mit ihnen überein, ſondern rieth auch, daß zwey von ihnen hingehen und mich beym Volke verklagen ſollten, daß ich die Regierungsgeſchäfte ſo ungeſchickt als ſchlecht verweſe; leicht würden ſie dieſes, theils wegen ihrer Würde und ihres Anſehens, theils weil das Volk wie überall wetterwendiſch und wankelmüthig wäre, demſelben einreden können. Dem Anſcheine zu Folge, daß Johannes den beſten Vorſchlag gethan hatte, fand man für gut, zwey, den Jononathas und Ananias, an die Bewohner Jeruſalems abgehen, die beyden andern aber in Tiberias zurückbleiben zu laſſen. Zu ihrer Bedeckung führten ſie zugleich hundert von ihren Soldaten mit ſich.

Nun waren die Tiberienſer theils darauf bedacht ihre Mauern zu befeſtigen, theils den Einwohnern zu befehlen ſich zu bewaffnen; auch vom Johannes ließen ſie ein beträchtliches Corps Soldaten kommen, um ihnen

im Kampfe beyzuſtehen, wenn ihre Mißhelligkeiten gegen mich dieſelben vielleicht erforderlich machen ſollten; Johannes war in Giſchala. Als hierauf Johannes und ſeine Gefährten nach ihrem Aufbruche von Tiberias nach Dabaritta kamen, einem Flecken der an der äußerſten Gränze von Galiläa liegt, ſo fielen ſie gegen Mitternacht meinen Poſten in die Hände, welche ſie, nach ertheiltem Befehle die Waffen niederzulegen, in das Gefängniß des Orts in Verwahrung ſetzten, ſo wie ich ihnen die Ordre dazu gegeben hatte. Sogleich meldet mir dieſes Levi, dem ich die Beſetzung dieſes Poſtens anvertraut hatte, in einem Briefe. Ich ließ nun zwey Tage hingehen, ſtellte mich, gar nichts davon erfahren zu haben, ſchickte an die Tiberienſer, und rieth ihnen, ihre Leute die Waffen niederlegen und nach Hauſe gehen zu laſſen. Sie gaben mir indeſſen, da ſie meinten, daß Jonathas und ſeine Begleiter bereits in Jeruſalem angekommen wären, eine Antwort die in Läſterungen und Schimpfreden beſtand. Ohne in Beſtürzung oder Schrecken hierüber zu gerathen, war ich Willens ſie zu überliſten; denn Krieg gegen meine Mitbürger anzufachen, hielt ich für irreligiös.

In der Abſicht daher, die beyden zurückgebliebenen Geſandten von den Tiberienſern zu entfernen, wählte ich den Kern meiner Soldaten, gegen zehntauſend Mann, aus, theilte dieſe in drei Colonnen und befahl denſelben, ſich heimlich in dem Flecken in ein Verſteck zu legen; tauſend Mann führte ich nach einem andern Flecken, der auf einem Berge und vierzig Stadien von Tiberias entfernt lag; ſie hatten den Befehl, ſogleich herunter zu kommen,

wenn ſie das verabredete Zeichen erhielten. Ich ſelbſt indeſſen, wie ich aus dem Flecken gegangen war, lagerte mich auf einem Platze, der Allen in die Augen fiel. So wie die Tiberienſer dieſes ſahen, ſo laufen ſie in einem fort heraus und ſpötteln und witzeln gewaltig. Ja ein ſo hoher Grad von Aberwitz hat ſich ihrer bemächtigt, daß ſie ein zierliches Paradebett verfertigen, es zur Schau hinſtellen, um dasſelbe ſtehen und ſpottend und lachend um mich jammern. Ich war indeſſen ſehr heiteren Geiſtes bey dieſem Anblicke ihrer Unvernunft.

Bey meinem Wunſche, den Simon und mit ihm zugleich den Joazarus hinterliſtiger Weiſe zu fangen, ließ ich ſie durch einen Bothen erſuchen, ſich mit einigen Freunden und einiger Bedeckung zu mir zu bemühen; ich wollte, ſagte ich, ebenfalls zu ihnen herunter kommen, einen Vertrag mit ihnen ſchließen und die Statthalterſchaft über Galiläa mit ihnen theilen. Simon ließ ſich aus Unverſtand und Gewinnſucht berücken und kam ungeſäumt, Joazarus blieb indeſſen, aus Furcht vor einer Nachſtellung, zurück. Dem Simon, der mit einigen Freunden zu ſeiner Beſchützung zu mir kam, ging ich entgegen, empfing ihn mit aller Artigkeit und Höflichkeit und erklärte ihm, wie ich mich, für ſein gütiges Bemühen zu mir, ſehr verpflichtet fühle. Bald darauf, während ich mit ihm ſpazieren gehe, als wenn ich ihm etwas unter vier Augen zu ſagen wünſchte, packte ich ihn, ſo wie ich ihn ziemlich weit von ſeinen Freunden entfernet hatte, mitten um den Leib und gebe ihn den Freunden bey mir, um ihn nach dem Flecken hinzubringen; hierauf befehle ich den Soldaten, herunter

zu kommen, und rücke mit ihnen zum Angriffe auf Tiberias vor.

Es kam nun auf beyden Seiten zu einem hitzigen Gefechte; wenig fehlte und es siegten die Tiberienser; bereits hatten meine Soldaten die Flucht ergriffen; kaum sehe ich dieses, so muntere ich meine Leute auf, sprenge mit ihnen die beynahe siegenden Tiberienser in die Stadt, schicke ein anderes Corps von der Seeseite hinein und befehle demselben, das erste beste Haus, dessen sie sich bemächtigt hätten, in Brand zu stecken. Sobald dieses geschehen war, werfen die Tiberienser, weil sie glauben, daß ihre Stadt mit stürmender Hand erobert wäre, vor Furcht die Waffen weg und flehen mit ihren Weibern und Kindern der Stadt zu schonen. Wehmuthsvoll bey ihren Bitten suche ich nun die ungestüme Hitze der Soldaten zu dämpfen und kehre selbst — schon überschlich uns der Abend — mit Soldaten von der Bestürmung der Stadt zurück und pflege meines Körpers. Darauf ließ ich den Simon zu Tische bitten und gab ihm, während ich ihn über das Vorgefallene zu trösten suchte, das Versprechen eines Reisegeldes und ganz sichern Geleites nach Jerusalem.

Am folgenden Tage zog ich nun zugleich mit zehntausend Soldaten in Tiberias ein, und befahl den Angesehensten von der Bürgerschaft, die ich nach der Rennbahn rufen ließ, die Rädelsführer des Aufruhres nahmhaft zu machen. Die Männer, welche sie angaben, ließ ich gefesselt nach der Stadt Jotapata bringen, den Jo-

nathas und Ananias ihrer Banden entledigen, ihnen Reisegeld geben, und zugleich mit dem Simon und Joazarus, so wie mit fünfhundert Soldaten zu ihrer Bedeckung nach Jerusalem schicken. Hierauf kamen die Tiberienser wieder zu mir, suchten um Verzeihung wegen ihres verübten Unfuges an, und versprachen ihre Vergehungen durch Treue und Ergebenheit gegen mich in der Zukunft wieder gut machen zu wollen. Ebenfalls baten sie mich, dasjenige was von der Plünderung noch übrig wäre, für Diejenigen zu sichern, welche es eingebüßt hätten.

Ich gebe daher den Soldaten den Befehl, daß jeder seine erbeuteten Sachen herbringen sollte. Eine geraume Zeit leisteten sie indessen demselben nicht Folge. Wie ich nun einen von meinen Soldaten in einer ungewöhnlich prächtigen Kleidung erblicke, so fragte ich woher er die habe? Auf seine Anwort: von der Plünderung in der Stadt, ließ ich ihn mit Stockschlägen bestrafen, und drohete den übrigen eine noch härtere Strafe, wenn sie nicht Alles ausliefern würden, was sie geraubt hätten. Von den vielen Sachen, die gebracht wurden, ließ ich einem jeden Tiberienser das wieder geben, was er für das Seinige erkannte.

Nachdem ich die Sachen zu Tiberias geordnet und eine Rathsversammlung von meinen Freunden niedergesetzt hatte, so berathschlagte ich mich mit ihnen über die Maßregeln, welche gegen den Johannes zu nehmen wären. Alle Galiläer fanden für gut: sie alle zu bewaffnen, und dann zur Bestrafung des Johannes, des Urhebers des ganzen Aufruhrs, hinzuziehen. Doch mir gefiel diese ihre

Meinung nicht, ich hatte den Vorſatz, die unruhigen Bewegungen zu ſtillen, ohne Menſchenblut fließen zu laſſen; daher empfahl ich ihnen, alle Sorgfalt anzuwenden, um die Nahmen der Anhänger des Johannes kennen zu lernen.

Kaum war dieſes von ihnen geſchehen, kaum kannte ich die Leute, was für welche es waren, ſo ließ ich ein Manifeſt bekannt machen und in demſelben den Anhängern des Johannes Freundſchaft und Schutz verſprechen, wenn ſie ſich beſſern wollten. Zugleich beſtimmte ich eine Friſt von zwanzig Tagen, für Alle, welche zu ihrem eigenen Beſten einen Rath zu faſſen wünſchten, drohte aber auch mit Einäſcherung ihrer Häuſer und Confiscation ihrer Güter, wenn ſie die Waffen nicht niederlegen würden. Sobald die Leute dieſes hörten und in außerordentliche Angſt und Unruhe darüber geriethen, ſo verließen ſie den Johannes, legten eiligſt ihre Waffen nieder und kamen zu mir, gegen Viertauſend an der Zahl; bloß einige Mitbürger des Johannes und einige Freunde aus der Hauptſtadt der Tyrier, gegen Fünfzehnhundert blieben bey ihm. Durch dieſen Kunſtgriff fühlte ſich nun Johannes beſiegt und hielt ſich nachher gänzlich ein, Raub der Furcht und Angſt, in ſeiner Vaterſtadt auf.

Um dieſelbe Zeit griffen die Einwohner von Sepphoris muthvoll zu den Waffen, weil ſie theils auf die Feſtigkeit ihrer Mauern ein großes Zutrauen ſetzten, theils mich mit andern Gegenſtänden beſchäftigt ſahen, und laſſen an den Geſtius Gallus, dem Statthalter von Syrien, das Anſuchen gelangen, entweder ſelbſt recht bald zu kommen, um ihre Stadt in Beſitz zu nehmen, oder

ihnen eine Beſatzung zu ſchicken. Gallus verſprach kommen zu wollen, nannte aber nicht deutlich die Zeit ſeiner Ankunft. Sogleich wie ich dieſes erfahren hatte, rücke ich eiligſt mit den Soldaten die gerade bey mir waren, gegen die Einwohner von Sepphoris und erobere ihre Stadt mit ſtürmender Hand. Die Galiläer ergreifen nun dieſe günſtige Gelegenheit und in der Meinung, daß dieß der erwünſchte Zeitpunkt wäre, ihrem Haſſe Luft zu machen — denn ſie hegten eine feindſelige Geſinnung gegen dieſe Stadt — ſtürmen ſie hin, als wenn ſie alle Bewohner derſelben zugleich mit denen, die ſich da angeſiedelt hatten, gänzlich vertilgen wollten. Sie rennen in die Häuſer, die ſie ohne Bewohner finden (denn dieſe hatten ſich vor Furcht in die Burg geflüchtet) hinein, und ſtecken dieſelben in Brand; überall plündern ſie, keine Art der Verwüſtung laſſen ſie ungeübt gegen ihre Landsleute.

Ich gerathe über dieſen Anblick in traurige Stimmung, befehle ihnen aufzuhören, und halte ihnen vor, daß eine ſolche Behandlung ihrer Landsleute unerlaubt wäre. Weil ſie indeſſen weder der Vorſtellungen noch der Befehle achteten — der Haß ſiegte über jedes Zureden — ſo laſſe ich diejenigen von meinen Freunden, auf deren Treue ich mich ganz verlaſſen konnte, ein Gerücht ausſprengen: die Römer wären mit einem großen Heerhaufen von einer andern Seite in die Stadt eingefallen. Dieſes that ich, um durch das verbreitete Gerücht den Ungeſtüm der Galiläer zu zügeln und die Stadt der Sepphoriten zu retten. Dieſe Kriegsliſt hatte auch am

Ende den glücklichſten Erfolg. Jene hörten kaum dieſe Nachricht, ſo fürchteten ſie ſich, gaben die Plünderung auf und ergriffen die Flucht, vorzüglich indeſſen, weil ſie ſahen, das ihr Anführer dasſelbe that; ſtellte ich mich doch eben ſo furchtſam wie ſie, um dieſem Gerüchte Glauben zu verſchaffen. Die Sepphoriten wurden nun wider ihre eigene Erwartung durch mein klüglich erſonnenes Mittel gerettet.

Gerade um dieſe Zeit ging Juſtus, der Sohn des Piſtus, ohne mein Wiſſen zum Könige über; die Urſache warum er dieſes that, will ich mit zwey Worten anführen. Es war beym Anfange des Krieges der Juden gegen die Römer Vorſatz der Tiberienſer, dem Könige gehorſam zu bleiben und von den Römern nicht abzufallen. Juſtus verführte ſie indeſſen die Waffen zu ergreifen; theils waren Staatsumwälzungen der Gegenſtand ihres heißen Sehnens, theils lebte er in der Hoffnung, ſich zum Regenten von Galiläa und ſeinem Vaterlande aufzuwerfen. Doch er verfehlte das Ziel ſeiner feſten Hoffnungen. Die Galiläer waren nähmlich gegen die Tiberienſer aus Groll und Zorn über Alles, was ſie vor dem Kriege von ihm erlitten hatten, in einer feindſeligen Stimmung und konnten ſich nicht bequemen, den Juſtus als Heerführer an ihrer Spitze zu ſehen. Ebenfalls war ich, weil der hohe Rath zu Jeruſalem mir die Statthalterſchaft über Galiläa anvertrauet hatte, doch oftmahls ſo ſehr ereifert, daß wenig daran fehlte, ich hätte den Juſtus hinrichten laſſen, da ich nicht länger die Bosheit dieſes Menſchen zu ertragen vermochte. Aus Furcht daher, daß

meine Erbitterung endlich mit ſeinem Tode endigen möchte, ſuchte er ungefährdet zum Könige zu entkommen; er hoffte bey dieſem einen glücklichern und ſicherern Aufenthalt zu finden.

Die Sepphoriten hingegen, die ſo wider alle Erwartung der erſten Gefahr entgangen waren, laſſen durch eine Geſandtſchaft den Ceſtius Gallus erſuchen, baldmöglichſt zu ihnen zu kommen und ihre Stadt in Beſitz zu nehmen, oder einen Heerhaufen zu ſchicken, welcher anrennende feindliche Streifpartheien gegen ſie abſchlagen könne. Sie machen am Ende den Gallus willfährig, ihnen ein ziemlich ſtarkes Corps Reiterei und Fußvolk zu ſchicken, welches ſie, ſo wie es ankam, des Nachts in ihre Stadt aufnehmen. Weil nun von dem römiſchen Heere die Gegenden ringsum verheert wurden, ſo rückte ich ſchnell mit den Soldaten, die ich bey mir hatte, nach dem Flecken Garis, und ließ daſelbſt ein Lager in einer Entfernung von 20 Stadien von der Stadt Sepphoris aufwerfen, nähere mich des Nachts derſelben, mache einen Angriff auf die Mauern, laſſe dieſelben vermittelſt der Sturmleitern von einer beträchtlichen Anzahl Soldaten erſteigen, und werde Meiſter vom größten Theile der Stadt.

Doch nicht lange nachher wurden wir wegen unſerer Unbekanntſchaft mit dem Local zum Abzuge genöthigt; wir hatten zwölf römiſche Soldaten, zwey Reiter und einige Sepphoriten getödtet, ſelbſt aber nur einen Mann verloren, wurden indeſſen in dem Gefechte, das wir nachher im freien Felde der römiſchen Reiterey lieferten, beſiegt, obſchon wir eine geraume Zeit wacker der Gefahr die Spitze

gebothen. Meine Leute zogen ſich nähmlich aus Furcht, da die Römer mich umzingelt hatten, eiligſt zurück. In dieſem Gefechte fiel auch einer von meiner Leibwache Nahmens Juſtus; in derſelben Eigenſchaft war er bey dem Könige geweſen. Gerade um dieſe Zeit kam auch ein Corps Reiterey und Fußvolk vom Könige an, deſſen Anführer Sylla, der Oberbefehlshaber der Leibwache war. Derſelbe ließ nun ein Lager, ungefähr fünf Stadien von der Stadt Julias aufſchlagen und auf die Wege Poſten hinſtellen, ſowohl auf diejenigen, welche nach Cana, als auf diejenigen, welche nach der Feſtung Gamala führten, um den Einwohnern jede Art des Beyſtandes und der Unterſtützung von den Galiläern abzuſchneiden. Sogleich als ich dieſes in Erfahrung gebracht hatte, ſchicke ich zweytauſend Soldaten ab; an ihrer Spitze ſtand Jeremias als Anführer. Die werfen denn nun, ungefähr ein Stadium von Julias entfernt, in der Nähe des Jordans, ein Lager auf, ohne ſich in etwas mehr als in Geplänkel einzulaſſen, bis ich eiligſt mit 3000 Soldaten zu ihnen kam. Am folgenden Tage legte ich in ein Thal, nicht ſehr fern von ihrem Lager, einen Hinterhalt, und ſuche das Heer des Königs zu einem Gefechte hervorzufordern; zugleich empfahl ich meinen Leuten ſo lange ſich zurückzuziehen, bis ſie die Feinde vermocht hätten, hervorzukommen; das geſchah dann auch. Sylla rückte nähmlich in Vermuthung, daß die Unſrigen wirklich die Flucht ergriffen, haſtig aus dem Lager zum Nachſetzen heraus. Unſere Leute, welche im Hinterhalte lagen, nehmen ihn in den Rücken und bringen ſeine ganze Mannſchaft ſehr in Verwirrung und Unordnung.

Sogleich, indem ich mich ſchnell ſchwenke, rücke ich mit meinem Corps den Soldaten des Königs entgegen und treibe ſie in die Flucht. Das Gefecht würde mir auch an dieſem Tage ganz nach Wunſch gelungen ſeyn, wenn nicht ein unglücklicher Zufall es verhindert hätte. Das Pferd nähmlich, auf welchem ich während des Gefechtes ritt, gerieth mit mir in ein ſumpfiges Terrain und ſtürzte. Weil ich dadurch eine Quetſchung der Gelenke an der Handwurzel erhielt, ſo ward ich nach dem Flecken Nahmens Kepharnome gebracht. Meine Leute, welche dieſes gehört hatten, auch fürchteten, daß ich einen noch ſchlimmeren Unfall erlitten haben möchte, laſſen hierauf vom weitern Nachſetzen ab, und kehren in großer Angſt und Beſorgniß um mich zurück. Ich ließ hierauf Wundärzte rufen und mich verbinden, und blieb, weil ich ein Fieber verſpürte, den ganzen Tag hier und ward indeſſen in der Nacht auf Gutbefinden der Aerzte nach Tarichäa gebracht.

Nicht lange Zeit nachher kam Veſpaſian nach Tyrus; in ſeiner Begleitung war der König Agrippa. Die Tyrier begannen nun ehrenrührige Reden gegen den König zu führen und nannten ihn einen Feind der Tyrier und Römer. Sein Obergeneral Philippus, ſagten ſie, hätte ſich auf ſeinen Befehl als Verräther gegen die königliche Burg gezeigt, ſo wie gegen die römiſche Beſatzung, die in Jeruſalem lag. Veſpaſian gab den Tyriern, wie er dieſes hörte, einen derben Verweis, daß ſie ſo ſchimpflich und entehrend ſich über einen Mann äußerten, der ein König und ein Freund der Römer wäre, rieth dem Kö-

nige indeſſen, den Philippus nach Rom zu ſchicken, um dem Nero über das Vorgefallene Rechenſchaft abzulegen. Doch Philippus kam nicht nach ſeiner Abſendung beym Nero zur Audienz, ſondern kehrte, da er ihn wegen der vorgefallenen aufrühreriſchen Bewegungen und des bürgerlichen Krieges in einer ſehr bedrängten Lange fand, nach dem Könige zurück.

Nach Veſpaſians Ankunft in Ptolomais ſchrieen die angeſehenſten Einwohner der Zehnſtädte in Syrien laut gegen Juſtus den Tiberienſer, daß er ihre Flecken in Brand ſtecke. Veſpaſian übergab ihn daher den Händen des Königs, um ihn, wegen der Schutzgenoſſen ſeines Königreiches zu beſtrafen. Doch der König ließ ihn in Feſſeln legen und verhehlte dieſes dem Veſpaſianus. Nun zogen die Sepphoriten dem Veſpaſian bewillkommend entgegen und empfingen von ihm, unter dem Oberbefehle des Placidus ein Corps Soldaten zur Beſatzung; auf die Streifzüge, welche dieſelben machten, verfolgte ich ſie bis zur Ankunft des Veſpaſian in Galiläa. Ueber die Art wie dieſelbe geſchah, wie er hierauf bey dem Flecken Garis das erſte Gefecht gegen mich lieferte, wie ich mich von hier in Jotapata warf; von meinen Thaten während der Belagerung dieſer Stadt; über die Art ferner, wie ich lebendig in Gefangenſchaft genommen und in Ketten gelegt ward, wie ich in Freyheit geſetzt wurde, ſo wie von alle dem, was ich während des jüdiſchen Krieges und der Belagerung Jeruſalems that, von all dieſem habe ich mit genauer Sorgfalt in den Büchern vom jüdiſchen Kriege Nachricht gegeben. Indeſſen iſt, wie ich

glaube, doch erforderlich, dieſen oder jenen Umſtand und Vorfall, oder ein merkwürdiges Ereigniß meines Lebens, die ich mit dem Faden der Geſchichtserzählung des jüdiſchen Krieges nicht in Verbindung ſetzen konnte, nun hinzu zu fügen.

Nach geendigter Belagerung der Stadt Jotapata kam ich in die Gewalt der Römer und ward mit aller Sorgfalt bewacht, obſchon Veſpaſian mir viele Beweiſe von Achtung und Liebe gab. Auf ſeinen Befehl heirathete ich daher ein Mädchen von den zu Cäſarea in Gefangenſchaft gerathenen Jüdinnen; Cäſarea war ebenfalls der Geburtsort derſelben. Sie blieb indeſſen nicht lange bey mir, ſondern verließ mich nach meiner Befreyung, wie ich mit dem Veſpaſian nach Alexandrien reiſete. In Alexandrien heirathete ich eine andere Frau. Von hier ward ich nun zugleich mit dem Titus nach der Belagerung Jeruſalems geſchickt und war oft in Lebensgefahr daſelbſt; theils beſtrebten ſich die Juden gar eifrig, mich in ihre Gewalt zu bekommen, um mich zu beſtrafen, theils glaubten die Römer, ſo oft ſie beſiegt wurden, daß ſie dieſen Unfall meiner Verrätherey zuzuſchreiben hätten, und ſchrieen unaufhörlich, den Kaiſer an, und verlangten meine Beſtrafung als eines Mannes, der den Verräther gegen ſie ſpiele.

Der Kaiſer Titus hingegen, der ſehr wohl mit dem Glückswechſel im Kriege bekannt war, brachte durch Stillſchweigen das Ungeſtüm der Soldaten zur Ruhe. Als nun die Stadt Jeruſalem mit ſtürmender Hand erobert ward, ſo redete Titus Cäſar mir je und je zu, aus den

Trümmern meines Vaterlandes Alles, was mir beliebte, zu meinem Beſitze zu wählen; denn, ſagte er ſelbſt, dieſes wolle er mir erlauben. Nichts indeſſen war mir theurer und werther, nachdem mein Vaterland verwüſtet und verödet lag, was ich zum Troſt in meinem Jammer hätte nehmen und retten mögen, als meine und der Meinigen Freyheit; darum erſuchte ich den Titus, ſo wie ich ebenfalls durch ſeine Gnade die heiligen Bücher erhielt. Nicht lange nachher bat ich ebenfalls um die Befreyung meines Bruders, ſo wie um die von fünfzig Freunden von mir; auch die Erfüllung dieſes Geſuches ward mir zu Theil.

Nach ertheilter Erlaubniß vom Titus ging ich hierauf in den Tempel, in welchem eine große Menge Gefangener, Weiber und Kinder, eingeſchloſſen waren; Alle, welche ich als meine Freunde und Anverwandten erkannte, ungefähr hundert und fünfzig, ſetzte ich, ohne daß ſie ein Löſegeld zahlten, in Freyheit, und ließ ſie heimgehen, um ſich ihres vorigen Glückes zu erfreuen. Nachher wurde ich von Titus Cäſar mit dem Cerealius und 1000 Reitern nach einem Flecken Nahmens Takoe geſchickt, um zu unterſuchen, ob dieſer Platz tauglich wäre, ein Lager zu faſſen. Bey meiner Rückkehr von da ſah ich viele Gefangene ans Kreuz geſchlagen und erkannte unter denſelben drey von meinen alten Freunden. Tiefgerührt und wehmuthsvoll gehe ich zum Titus und klage ihm dieſes mit thränenden Augen. Sogleich befahl er, ſie herunter zu nehmen und mit aller Sorgfalt ihnen zu ihrer Heilung zu verhelfen; zwey indeſſen ſtarben während der Cur, der dritte blieb am Leben.

Nachdem nun Titus die aufrühreriſchen Bewegungen in Judäa geſtillt hatte, gab er mir, in der Vermuthung, daß meine Ländereien in der Gegend von Jeruſalem wegen der römiſchen Beſatzung, die daſelbſt liegen ſollte, mir von keinem Nutzen ſeyn würden, ein anderes Landgut in dem flachen Felde und war ſo gütig, mich als ſeinen Reiſegefährten, da er nach Rom ſchiffen wollte, mitzunehmen, und mir jede Art von Achtung und Ehre zu erweiſen. Nach unſerer Ankunft in Rom beliebte Veſpaſian mir viele Aufmerkſamkeit zu bezeigen und mir freye Wohnung in dem Hauſe zu vergönnen, welches er vor ſeiner Erhebung zur kaiſerlichen Würde bewohnt hatte. Ebenfalls beehrte er mich mit dem römiſchen Bürgerrechte und legte mir eine jährliche Penſion bey. Immerwährend gab er mir Beweiſe von Achtung und Gewogenheit und ließ mir es bis zu ſeinem Hintritte an keiner Erweiſung ſeiner Gnade und Huld fehlen. Dieſe Behandlung verurſachte mir aber, aus Neid und Mißgunſt, manche Gefahren.

Ein gewiſſer Jude nähmlich, Nahmens Jonathas, hatte in Cyrene eine Empörung erregt und 2000 Landeseinwohner zur Theilnahme daran verführt. War er gleich die Urſache des Verderbens dieſer Menſchen geworden, ſo ſagte er doch, wie er von dem Statthalter des Landes in Feſſeln gelegt und zu dem Kaiſer geſendet ward, ich hätte ihm Waffen und Geldſummen geſchickt. Doch Veſpaſian ließ dieſen Lügner, ohne ſich täuſchen zu laſſen, zum Tode verurtheilen und durch den Henker hinrichten. Oftmahls auch nachher, wenn Menſchen, die mir den

Flor meines Glückes beneideten, Anſchuldigungen gegen mich anzettelten, entging ich durch Gottes Fürſorge allen. Außerdem ſchenkte Veſpaſian mir ein beträchtliches Stück Land in Judäa.

Um eben die Zeit entließ ich meine Gattinn aus Unzufriedenheit mit ihrem Betragen, obſchon ſie Mutter von drey Söhnen war, von denen zwey geſtorben ſind; einer indeſſen, den ich Hyrkanus nannte, iſt noch am Leben. Hierauf verheirathete ich mich mit einer andern Perſon, die freylich in Creta gewohnt hatte, von Geburt indeſſen eine Jüdinn war und von Aeltern ſtammte, die von ſehr edler Geburt waren und zu den vornehmſten Claſſen des Landes gehörten; ſie zeichnete ſich, wie ihr Leben nachher auch bewies, durch ihr Herz vor vielen Frauen aus. Von dieſer wurden mir zwey Söhne geboren; der ältere war Juſtus; nach dieſem kam Simonides, der auch den Beynahmen Agrippa hatte. So war mein Familienleben.

Sonſt beglückten auch die Gnadenbezeigungen der Kaiſer beſtändig meine Lebenstage. Nach Veſpaſians Tode nähmlich genoß ich von Titus, der dieſem in der Regierung gefolgt war, ungekränkt, wie bey ſeinem Vater Ehre und Achtung; ward ich gleich öfters angeklagt, ſo glaubte er doch nie den Klägern. Domitian ferner, der dieſem auf dem Throne folgte, gab den mir ertheilten Ehrenbezeigungen einen neuen Zuwachs. Nicht nur ließ er die Juden, die mich angeklagt hatten, beſtrafen, ſondern auch meinen Sclaven, einen Verſchnittenen und Erzieher meines Sohnes, züchtigen, weil er als Kläger gegen mich auf-

getreten war. Steuerfreyheit gab er mir ebenfalls für meine Länder in Judäa, welches eine sehr große Ehre für den Empfänger ist. So blieb auch die Gemahlinn des Kaisers, Domitia, meine immerwährende Wohlthäterinn.

Dieß ist denn das Vorzüglichste von dem, was ich während meines Lebens gethan habe oder mir in demselben begegnet ist. Mögen nun Andere, so wie sie es belieben, hieraus meinen Character beurtheilen.

Langenschwarz, Maximilian.

Improvisator, Schriftsteller und Wasserheilkünstler, aber Alles mit Talent. Als Ersteren haben Viele von uns ihn gehört und respectirt, nahmentlich in Wien; und nicht anders erntete er Beyfall in Deutschland, England, Frankreich und Rußland; allenthalben hieß es: der Mann hat Beruf; der ist das, was man einen Improvisator nennen kann; und die Zeitungen waren voll von seinen Triumphen. In seiner zweyten Eigenschaft natürlich haben wir ihn gelesen, und mit Reiz und Genuß, ob seiner Gewandtheit und seines Witzes, ob seiner Frische, seines Salzes und seiner Lebendigkeit. Was aber die dritte Cathegorie dieses vielseitigen Mannes betrifft, so hätten wir Patient, und Patient in Paris seyn müssen, wo er mit seinen Curen nicht nur Aufsehen erregte, sondern sich auch bewährte. Er begab sich dahin, nachdem er seine

improviſatoriſchen Reiſen 1838 ſo ziemlich beendigt hatte, meiſt in Geſellſchaft ſeiner Frau, der Sängerinn Rutini. Im Sommer 1847 ließ er ſich in Berlin nieder und begann thätig für die Bühne zu ſchreiben. — Langenſchwarz iſt um 1806 zu Rödelheim bey Frankfurt a. M. geboren, und war Kaufmann. Voll Einbildungskraft, gebildet, beleſen, improviſirte er aus Drang und Luſt, Anfangs nur ſo für ſich und gelegenheitlich, dann als förmlicher Dilettant vor Freunden und in kleineren Zirkeln; und endlich bis zur vollen Sicherheit ausgebildet, eingeübt, widmete er ſich förmlich der Improviſation für die Oeffentlichkeit, und ſelbſt ſiegreich den bedeutendſten Nebenbuhlern gegenüber. Einige ſeiner Witzworte und Calembourgs gab G. A. Dumont im Drucke heraus; Schleuſingen 1841. Langenſchwarz iſt zugleich ein wiſſenſchaftlicher und denkender Kopf. Nennen wir nun ſeine Schriften! Dieſe ſind: Die Anatomie des Staats, oder Critik der menſchlichen Geſellſchaft, St. Gallen 1836; die Arithmetik der Sprache, Leipzig 1834; Arnolde, Wien 1829; die Fahrt in's Innere, eb. 1830; die Gutenbergſchwärmerey unſerer Tage, Leipzig 1841; der Hofnarr, 3 Thle., eb. 1832; die europäiſchen Lieder, eb. 1839; 2. Auflage unter dem Titel: Poetiſche Bilder, eb. 1841; die Männer und die Badereiſen 1836; die Malitioſa, Leipzig 1841; das todte Parlament, Gedicht. Darmſt. 1840; Schneider Kitz, 4 Bde., Leipzig 1842; die Weiber und die Badereiſen, St. Gallen 1825. Man will ihn auch als den Verfaſſer eines politiſchen Buches nennen, welches die neueſte Zeit betrifft, und zu der Gattung der Myſterien gehören mag.

G.

Leßmann, Daniel,

durch ſeinen düſtern Ausgang Vielen von uns noch in wehmüthigem Andenken, war den 18. Jänner 1794 zu Soldin in der preußiſchen Neumark geboren. Arzneywiſſenſchaft zu ſtudieren, bezog er das Joachimsthaler-Gymnaſium in Berlin, ſchloß ſich aber 1813 in patriotiſcher Begeiſterung dem Heere an. Bey Lützen wurde er verwundet. 1815 bey dem Feldlazareth verwendet, befand er ſich geraume Zeit in Paris, und kam dann nach Berlin zurück, fernerhin den Studien obzuliegen. 1819 hatte er Anlaß, ſich nach Wien zu begeben. Daſelbſt fand er auch in höheren Kreiſen freundliche Aufnahme, z. B. in dem Hauſe des intereſſanten Banquiers Leop. v. Herz. Mit vorherrſchender Neigung cultivirte er jetzt Geſchichte und die ſchönen Wiſſenſchaften, noch mehr dazu ermuntert, als ihm eine feſte Unterkunft geworden war. 1824 kehrte er nach Berlin zurück, nun als Schriftſteller fort und fort ſehr fruchtbar. In den erſten Tagen des Septembers 1831 fand man ihn in der Nähe Wittenbergs erhängt, nachdem er am 1. d. M. eine Fußreiſe nach Leipzig angetreten hatte. Man wollte von Selbſtmord, ſogar von unglücklicher Liebe ſprechen. So entſchwand der Liebenswürdige, allgemein bedauert. — Leßmann's erſte literariſche Arbeiten erſchienen 1819 im Wiener Converſationsblatte, welches er auch während des dreyjährigen Beſtandes mit ſchätzbaren

Beyträgen, nahmentlich aus Italien bereicherte. Mit der italieniſchen Literatur hatte er ſich überhaupt ſehr befreundet, und über deren neuere Producte viele werthvolle Beurtheilungen in critiſche Blätter geliefert. Sonſt ſprach er als Novelliſt ſehr an. Wir geben hier eine alphabetiſche Ueberſicht ſeiner Schriften: Amathuſia (Gedichte), Berlin 1824; Biographiſche Gemählde, 2 Thle., eb. 1829—30; Ciſalpiniſche Blätter, 2 Thle., eb. 1828; die Heidenmühle, Roman (aus dem Nachlaß), 2 Thle., eb. 1833; Gedichte, eb. 1830; Manzonis Verlobte und Roſini's Fortſetzung; aus dem Italieniſchen, 5 Thle., eb. 1827—32; Maſtimo II. della Scola, eb. 1820; Meiſter Marcola, eb. 1830; Nachlaß, 3 Thle., eb. 1837—38; Novellen, 4 Thle., eb. 1828—30; die Schlittenfahrt, Erzählung, eb. 1831; das Spottgedicht, Nachtſtück, eb. 1830; Wanderbuch eines Schwermüthigen, (fortgeſetzt von Aug. Ellrich) 2 Thle., eb. 1831—32.

F—r.

Lichtenthal, Peter;

Doctor der Medizin, in den Gebiethen der Literatur und Kunſt vielſeitig thätig, geboren den 10. März 1780, hatte ſchon in zarter Jugend Talent und Hang zu phyſikaliſchen, linguiſtiſchen und muſikaliſchen Beſchäftigungen. Nach zurückgelegten Gymnaſialſtudien zog er nach Wien, lag von 1799 bis 1807 jener der Philoſophie und Me-

dizin ob, erhielt 1808 den Doctorgrad, und lebte nun als practiſcher Arzt daſelbſt. Während dieſer Zeit, beſonders 1809, als in der franzöſiſchen Kriegsepoche die Spitäler überfüllt waren, leiſtete er durch Kenntniſſe, Gewandtheit und menſchenfreundliche Aufopferung wichtige ärztliche Dienſte, mehr als ein Mahl in Gefahr, von der herrſchenden Typhusepidemie dahingerafft zu werden. Durch dieſe Anſtrengungen und ſeine unabläſſigen Studien fremder Sprachen (der griechiſchen, engliſchen, ſpaniſchen), durch Uebungen in der Tonſetzkunſt, literariſchen Arbeiten ꝛc. hatte ſeine Geſundheit gelitten; er wählte ein milderes Clima und begab ſich nach Mailand. Bald faßte er die Idee, eine mediziniſche Topographie Italiens zu bearbeiten, und ſtellte zu dieſem Zwecke Reiſen an. Mailand wählte er dann zu ſeinem bleibenden Aufenthalt. Sein ſtets reger Geiſt trieb ihn unaufhörlich an, die Reſultate ſeiner Studien und Erfahrungen zu veröffentlichen; und es iſt in der That überraſchend, die verſchiedenartigen Früchte ſeiner emſigen Feder, worunter viele von ausgezeichnetem Werthe ſind, zu überblicken. Der Zeitfolge nach ſind es dieſe: Harmonik für Damen, Wien 1806; Anweiſung zur Compoſition, eb. 1807; der muſikaliſche Arzt, eb. 1807; derſelbe italieniſch überſetzt, Mailand 1811; Ideen zu einer Diätetik für die Bewohner Wiens, Wien 1810; kurze engliſche Sprachlehre, eb. 1811; **Cenni biografici intorno al maestro Mozart**, Mailand 1814; **Grammatica tedesca**, eb. 1816; **Dizionario e bibliografia della musica**, 4 Bde., eb. 1826; **Manuale di geografia fisica**, eb. 1829; **Manuale**

bibliografico del viaggiatore in Italia, eb. 1830; neue Auflage, eb. 1834, dritte Auflage, eb. 1844; Manuale d'Astronomia, eb. 1831; Estetica, eb. 1831; Raguaglio del colera-morbo, eb. 1831; Istruzione sulla colera, eb. 1831; Metodo di guarire la silfilide, eb. 1834; 2. Auflage eb. 1846; Capelli considerati sotto varj aspetti, e mezzi per conservarli, eb. 1835; Idrologia medica, Novara 1838; Mozart e le sue creazioni, Milano 1842. — Muſikaliſche Compoſitionen ſind von ihm zu Wien und Mailand viele erſchienen: Terzetten, Quartetten, Sonaten, Meſſen, Symphonien, Ouverturen, Märſche ꝛc. Er ſchrieb für verſchiedene Inſtrumente und ſpielt deren ſelbſt mehrere. Dieſe ſeine Tondichtungen haben Anerkennung gefunden; einige derſelben ſind wiederholt aufgelegt, und nachgeſtochen worden. — Lichtenthal iſt Büchercenſor zu Mailand, und Mitglied mehrerer gelehrter und artiſtiſcher Akademien. F—r.

Löwiſohn, Salomon

war zu Moor in Ungarn 1789 geboren, und ſtarb ebendaſelbſt, noch im blühendſten Lebensalter 1821. Bis zu ſeinem fünfzehnten Jahre wurde er von ſeinem Vater, der ein guter Bibelkenner und Talmudiſt war, unterrichtet. Für Geſchichte, beſonders für die ſeines Volkes, zeigte Salomon großen Eifer, und mit Begeiſterung legte er ſich auf das Studium derſelben, zu welchem Behufe er

ſich auch die Kenntniß der lateiniſchen, italieniſchen und franzöſiſchen Sprache eigen machte, nachdem er ſich in der hebräiſchen vervollkommnet hatte. Er begab ſich nun nach Prag, und erlernte daſelbſt die chaldäiſche und griechiſche, ſo auch die engliſche Sprache. Seinen Lebensunterhalt zu finden, kam er der Einladung als Corrector der v. Schmid'ſchen Buchdruckerey in Wien nach; allein dieſe trockene mechaniſche Beſchäftigung ſagte ſeinem regſamen, ſich zu eigener Productivität hinneigenden Geiſte keineswegs zu; und er trachtete daher, ſich durch ſelbſtſtändige literariſche Leiſtungen zu entſchädigen und zu tröſten. Da er hierzu nur die wenigen ihm frey gebliebenen Stunden benützen konnte, ſo litt ſeine ohnedieß ſchwächliche Geſundheit Schaden; er ſiechte dahin, und erlag, noch bevor er an ein größeres hiſtoriſches Werk, das ihn vermuthlich würde ausgezeichnet haben, hätte Hand anlegen können. In hebräiſcher Sprache gab er im Drucke heraus: Ueber Philologismus; Linguiſtiſche Analecten; Biographien aus den Urſchriften der Juden. Deutſch erſchienen von ihm: Vorleſungen über die neuere Geſchichte der Juden, Nr. 1. Wien 1820; und: Bibliſche Geographie, eb. 1821.

D. P.

Maimon, Salomon.

Einer der größten Philoſophen aller Zeiten, wurde zu Reſchwitz in Litthauen im Jahre 1753 geboren, und dankte ſein Leben einem armen Rabbiner, der dem Sohne nichts mitgeben konnte, als einen unſtillbaren Durſt nach Kenntniſſen. Befriedigen konnte jedoch Salomon dieſen heißen Drang nicht, woran der Aufenthalt unter einem ſo uncivilisirten Volke, der Mangel an guten Büchern und nöthigem Unterrichte, wohl auch ſeine Armuth, das größte Elend ſeiner Familie, eine ſchreckliche häusliche Lage, in der er vom eilften Jahre an von ſeiner Gattinn und Schwiegermutter tyranniſirt wurde, die Schuld trug.

Schon als Knabe von 7 Jahren ſtudirte er heimlich des Nachts an dem aſtronomiſchen Werke des Doctors Gans, und bildete ſich aus geflochtenen Ruthen eine **Sphaera armillarem**. Hierauf vertiefte er ſich in das Studium des Talmud, und wäre ſchon im eilften Jahre ein vollkommener Rabbiner geweſen. Nun beſchäftigte er ſich mit dem Zuſammenſetzen deutſcher Buchſtaben und lernte mittelſt ſeines eigenen Fleißes und durch ſeine mühſam erworbene Geſchicklichkeit die deutſche Sprache leſen. Nebſtbey ſtudirte er fleißig Kabbala, deren Geheimniſſe er aufzuklären ſuchte, und ein eigenes Werk darüber ſchrieb. Sein Lehreifer ging ſo weit, daß er mitten im ſtrengſten Winter zu Fuß eine weite Reiſe machte, um eines Oberrabbiners Vorrath deutſcher Bücher zu benützen. Von

dieſem erhielt er eine alte Optik und Sturm's Phyſik zum Geſchenke, welche ihm die Grundſätze der carteſianiſchen Philoſophie kennen lehrten. Ein andermahl ging er 30 Meilen zu Fuß, um ein hebräiſch-peripathetiſch-philoſophiſches Buch aus dem zehnten Jahrhundert zu ſehen.

Trotz dieſes unerſättlichen Durſtes nach Wiſſenſchaften blieb ſeine Lage noch immer die unglücklichſte der Welt. Er konnte Weib und Kind nicht ernähren, und mußte eine Hofmeiſterſtelle bey einem unwiſſenden Pächter in Litthauen annehmen, welche ſo erbärmlich war, daß er ſich endlich entſchloß, nach Deutſchland auszuwandern und dort Medizin zu ſtudiren. In Stettin angekommen, befand er ſich daſelbſt ohne Freunde, ohne Geld, vom Hunger gequält, und mußte dergeſtalt 5 Wochen aushalten. Endlich reiſte er wieder ohne Geld weiter, in zerriſſenen Kleidern, unverſtändlich in ſeiner Sprache, von Kummer und Elend auf das Tiefſte gebeugt, bis nach Berlin, dem Ziele aller ſeiner Hoffnungen und Wünſche. Man verſagte ihm den Eintritt, da man ihn für einen Betteljuden hielt. Er warf ſich vor dem Thore auf die Erde nieder und ſtöhnte vor Schmach. Da packte ihn ein heftiges Fieber, welches ihm die Beſinnung raubte. Die Thorwache fand ihn ſo, brachte ihn in's Armenhaus, woſelbſt er wohl wieder genas, jedoch immer im größten Elende ſchmachtete. Da war er noch immer auf dem alten Puncte und ſtrich in der Geſellſchaft eines Betteljuden in gleicher Eigenſchaft durch die Welt. Nun wendete ſich in Pohlen ſein Schickſal. Vom Bettelſtabe richtete er ſich zur Würde eines Oberrabiners auf, wurde jedoch verfolgt

und mußte nach Berlin fliehen. Ein unbarmherziger jüdiſcher Polizeybeamter wollte ihn von da verjagen; es erbarmte ſich jedoch ein pohlniſcher Jude, der ſich des Studirens wegen in Berlin aufhielt und einige vornehme junge Leute über ihn, und gewährten ihm Schutz. Bey einem Schmalzhändler entdeckte er Wolf's Metaphyſik, die dieſer Barbar gerade zum Einwickeln verwenden wollte. Er kaufte ſie ihm um zwey Groſchen ab, und fing ſelbe eifrigſt zu ſtudiren an. Seine Bemerkungen darüber notirte er in hebräiſcher Sprache, und machte Mendelsſohn die Mittheilung, welcher ihm dringend rieth, die Philoſophie weiter zu ſtudiren. So aufgemuntert und unterſtützt, mußte etwas Tüchtiges aus ihm werden.

Wovon aber leben? — Die Apothekerkunſt half ihm dazu und die Unterſtützungen mehrerer gebildeter Juden. Da dieſe aber mit ſeiner freyen Lebensart unzufrieden waren, verließ er trotzig Berlin, ging nach Hamburg, dann nach Amſterdam, und kam zuletzt wieder nach Hamburg, wo er ſich um fortzukommen, entſchloß, ein Chriſt zu werden. Mit größter Freymüthigkeit ſchrieb er ſeine Glaubensmeinungen nieder, und fragte ſeinen Geiſtlichen, ob er nach einem ſolchen Bekenntniſſe getauft werden könne. Es wurde aber verworfen. So ſtreifte er denn wieder eine Weile herum, bis er in Breslau die Medizin zu ſeinem Brotſtudium wählte. Neue Leiden verfolgten ihn in Unzahl. Er ließ ſich von ſeiner aus Pohlen angekommenen Frau gerichtlich ſcheiden, und reiſte zum vierten Mahle nach Berlin, woſelbſt er von Almoſen

lebte, und in ſeinem kleinen Dachſtübchen Kant's Schriften ſtudirte.

Da wurde er (im J. 1790) der philoſophiſchen Welt zum erſten Mahle durch ſeinen Verſuch über die Tranſcendental-Philoſophie (Berlin) bekannt, und bald wurde er zum Range eines critiſchen Philoſophen erhoben, der ſcharfſinnige originelle Deutungskraft hatte, nichts deſto weniger aber meiſtens dunkel und wenig verſtändlich blieb.

Nach und nach erſchien von ihm: Philoſophiſches Wörterbuch, Berlin 1761; leider nur ein Stück. — Ueber die Progreſſen der Philoſophie (oder Streifereyen im Gebiethe der Philoſophie, 1. Heft) Berlin 1793. — Die Cathegorien des Ariſtoteles, Berlin 1794. — Verſuch einer Logik, Berlin 1794. — Kritiſche Unterſuchungen über den Geiſt, Leipzig 1797. — Die Redacteure der Berliner Staatsſchrift, des Berliner Journals für Aufklärung, Moriz Magazin für Erfahrungsſeelenkunde, die deutſche Monathsſchrift rechneten es ſich zur größten Ehre, ihn unter ihre Mitarbeiter zu zählen und er lieferte gediegene Aufſätze in Fülle.

Seine letzten Lebensjahre brachte er zu Siegersdorf in Schleſien zu; er wohnte daſelbſt beym Legationsrath Grafen von Kalkreuth, und ſtarb in ſeinen Armen den 24. November 1800.

In den Jahren 1792—93 erſchien zu Berlin ſeine äußerſt anziehende Selbſtbiographie in 2 Theilen. Einen Auszug derſelben unter dem Titel: „Maimoniana“ lieferte S. J. Wolff (Berlin 1813).

Auch lieferte er Anmerkungen zu Bartholdi's Ueberſetzung von Bacons Organon, ſo wie zu ſeiner eigenen Ueberſetzung Pembertons Newtonſcher Philoſophie.

Moriz Bermann.

Maimonides *).

(Moſes Maimonides; oder Moſes Ben Maimon; auch Moſes Maimuni oder Rambam).

„Der große Adler; das hehre Licht; die Glori des Orients; das Licht des Occident."

Maimonides: welch' ein Nahme!!

Welchem Gebildeten wäre der Nahme Maimonides fremd?! Von Staunen, Ehrfurcht, Begeiſterung, Bewunderung wird die Bruſt desjenigen durchſtrömt, wird die Seele, das innerſte Seyn, Empfinden und Denken desjenigen gefeſſelt, der die hehre Bedeutung jenes Weltphänomens zu würdigen ſo glücklich iſt, welches da heißt: Maimonides.

Erhabenheit iſt der Character dieſer Erſcheinung, und die Kraft Jehovas ſpiegelt ſich ab in ihr.

Und groß iſt der Ausſpruch und wahr: Von Moſes bis Moſes hat Keiner gelebt wie Moſes! Und ſtolz kann

---

*) Eine ausführliche critiſche Darſtellung deſſen, was auf dieſe außerordentliche weltgeſchichtliche Perſönlichkeit Bezug hat, gedenkt Herr Simon Deutſch in einem ſelbſtſtändigen Werke zu liefern.

die neuere Zeit darauf ſeyn, ſagen zu dürfen, ausrufen zu dürfen: Und wieder von Moſes bis Moſes! —

Von dem Lichte Maimonides wurde das Dunkel der Welt im Jahre 1139 erblickt; das ſpaniſche Cordova iſt ſein Geburtsort. Gleichwohl pflegt Maimonides auch der Egyptier genannt zu werden, weil er einen großen Theil ſeines Lebens dort zugebracht.

Er war von anſehnlicher Abkunft; unter ſeinen Ahnen zählt man fünf Richter.

„Schon vor des Kampfes Beginn waren ihm die Schläfe bekränzt.“ Weisheit, Sprachen, Kenntniſſe, Wiſſenſchaften: er beſaß alles das und noch viel mehr ſchon als Jüngling. Die Kraft von Oben hatte ihn erfüllt, und er war da, plötzlich gleichſam in voller geiſtiger Ausrüſtung, wie Minerva aus Jupiters Haupt aufgetaucht. Wie wäre es ſonſt denkbar, daß er ſchon in einem unreifen Alter von 23 Jahren ein gelehrtes Werk vollbracht, an das andere Menſchenkinder erſt gegen die Greiſenzeit ſich wagen? Dieſes Werk iſt ſein Commentar zur Miſchna. Er ſelber ſagt am Schluſſe desſelben (Ausgabe Neapel 1492): „Ich Moſe, Sohn des Richters R. Maimon, Sohn des Weiſen R. Joſeph, Sohn des Richters R. Joſeph, Sohn des Richters R. Obadia, Sohn des Richters R. Salomo, Lehrers des R. Obadia und Richter (geſegnet ſey das Andenken des Gerechten!) fing im 23. Jahre den Commentar dieſes Buches zu ſchreiben an, und vollendete ihn in Egypten, im 30ſten Jahre, im 79ſten der ſeleucidiſchen Zeitrechnung.“ — Hieraus geht zugleich die Echtheit des oben angegebenen Geburtsjahres

hervor, über deſſen Beſtimmung ſo lange geſtritten worden.

Des Genies Maimonides Auffaſſungsgabe war ſo leicht, ſeine Urtheilskraft ſo ſcharf, ſo ſelbſtſtändig, ſo eigenthümlich, daß ſeine Lehrer zu Lernenden wurden. Seine Lehrer waren die vornehmſten; er hatte jüdiſche und arabiſche; einer der arabiſchen war der berühmte Averroes (Ibn Roſchd). Niemand vielleicht verſtand ſo glücklich die leicht ſcheinende, aber ſchwere Kunſt zu leſen. Maimonides las außerordentlich viel, die gehaltvollſten Geiſteserzeugniſſe der meiſten Völker. Er hatte ſie geleſen, und ihr Inhalt war ſein Eigen. Sein mithridatiſches Gedächtniß konnte nur mit ſeiner alldurchdringenden gediegenen Urtheilskraft, und dieſe nur mit ſeiner ausgebreiteten Gelehrſamkeit verglichen werden.

So blühte und prangte dieſer große Mann in ſeiner Vaterſtadt. Aber es iſt das Schickſal der Größe, angefochten zu werden. Verläumdung nagte an ſeiner Ruhe, an ſeinem ſtillen Glück. Maimonides zog fort nach Egypten. Dieß war noch ehe er 30 Jahre zählte. Er hatte, wie alle andern Juden und Chriſten nach des Königs von Cordova Befehl ſich zum Islam bekennen ſollen. Alles zu retten, konnte er nicht umhin, dieß äußerlich zu thun; mit den Seinigen aber zu Fauſtata (Foſtat) angelangt, kündigte er ſich öffentlich als treuer Jude an. Es war die Zeit der Herrſchaft des energiſchen Sultans Saladin.

In Fauſtata gründete ſich Maimonides ſeinen Lebensunterhalt durch den Handel mit Edelſteinen. Er lehrte Philoſophie; er ſtiftete eine philoſophiſche Schule; er ge-

ſellte ſich zur Akademie der Aerzte. Mächtig war er als Arzt (ſpäterhin von Juden und Nichtjuden auch **Doctor Fidelis** genannt); der Sultan erhielt davon Kunde, und ernannte ihn zu ſeinem Leibarzte. Alsbald legte Maimonides zu Alexandrien eine gelehrte Schule an.

Sein Ruhm überſtrahlte das Land und drang in die fernſten Gegenden. Ehren und Glücksgüter ſtrömten ihm zu. Wie ungemein thätig er ſeine Zeit mit den Ergebniſſen ſeiner Studien und Erfahrungen durch Schriften ausfüllte, davon zeugen ſeine zahlreichen Werke.

Dieſes licht- und heilverbreitende Leben erloſch zu Kairo im Jahre 1208, im 70ſten Jahre. Nicht länger als 69 Jahre, 9 Monathe und 9 Tage hatte Maimonides gelebt; aber ewig lebt er; er iſt der Unſterblichen Einer, unter dieſen einer der Leuchtendſten. Als es bekannt geworden, Maimonides ſey nicht mehr unter den Lebendigen, da erfüllte Beſtürzung und Trauer des Morgen- und Abendlandes Synagogen. Oeffentliche Trauer und dreytägiges Faſten wurde zu Kairo, zu Alexandrien und zu Jeruſalem verordnet. Die Hülle des großen Mannes wurde in das gelobte Land gebracht und daſelbſt beſtattet.

Man erzählt manche Wunder und Fabeln aus dem Leben und Wirken des Maimonides. Unter Anderm berichten die Rabbinen, er habe ſich bis zu dem, ihrer Meinung nach unzerſtörbaren Knöchlein Lus (aus welchem bey der Auferſtehung die Menſchengeſtalt ſich wieder herſtelle) in Stücke ſchneiden laſſen, hierauf mit einer Salbe beſtrichen, und ſey hierauf wieder in das volle Leben zurückgekehrt.

Seine gelehrten Arbeiten ſind: Commentar zur Miſchna. — Jad Chaſaka (Auszug aus dem Talmud). Bet Ha-Bechira. — Biat Ha-Mikdaſch. — Bikurim. — Keli Ha-Mikdaſch. — Ha-Deot. — Ebel. — Jeſode Ha-Tora. — Kidusch Ha-Chodeſch. — Korbanot. — Maacha-lot aſurot. — Melachim. — Mila. — Sanhedrin. — Schekalim. — Schebuot. — Para ademma. — Sche-mitten. — Taanijot. — Talmud Tora. — Tefilin. — Teſchuba. — Zizit. — More Nebuchim (Erläuterung der ſchwierigſten Parthien der Bibel; Latein unter dem Titel **Doctor perplexorum**). — Commentar zur Gemara. — Sefer Mizwot. — Ikkarim (die 13 Glaubensartikel). — Buch über die Einheit Gottes. — Brief aus dem Süden. — Brief an die Marſeiller Weiſen (aſtronomiſch). — Antworten auf Briefe an ihn. — Rechtsgutachten. — Deraſchot. — Perakim (über die Seelenkräfte). — Seder Olam (Regeln der Gemara). — Compendium der Logik. — Commentar zu Alfergani. — Hebräiſche Ueberſetzung des Arztes Avicenna. — Ueber das nützliche Bücherleſen. — Diätetiſche Lebensordnung. — Aphorismen. — Com-mentar zu Hippocrates Aphorismen. — Compendium der Arzneywiſſenſchaft. — Das Buch Ha-Nimbza (mediziniſch und moraliſch). — Buch der Speiſe. — Tractat über den Beyſchlaf. — Tractat über die Hämorrhoiden. — Tractact über das Aſthma. — Tractat über die giftigen Biſſe. — Tractat über die Urſachen der Krankheiten. — Buch über die beſonderen Heilmittel. — Compendium Galens. — Gebethe und religiöſe Gebethe. P.

Blumenleſe aus Maimonides.

Um die Leſer mit dem Geiſte dieſes außerordentlichen Denkers und glorreichen Philoſophen wenigſtens einigermaßen bekannt zu machen, geben wir hier eine Gattung Blumenleſe aus mehreren ſeiner Werke. Wir glauben, das werde um ſo willkommener ſeyn, als die Literatur leider keine deutſche Geſammt-Ueberſetzung des berühmten hochwichtigen Autors beſitzt.

Toleranz. Gott ſiehet nur das Herz, daher ſagen unſere Weiſen: Die Gerechten unter allen Nationen haben Antheil an der Seligkeit nach dem Tode. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß jeder Menſch ohne Ausnahme, welcher an einen Schöpfer und Leiter der Welt glaubt und das Sittengeſetz befolgt, ſich des künftigen Lebens zu erfreuen habe. Daher ſagen auch unſere Weiſen: Daß ſelbſt ein Heide, der in dem moſaiſchen Sittengeſetze unterrichtet iſt, und es befolgt, dem hohen Prieſter gleich ſey. Niemand wird zweifeln, daß Adam, Noah und die übrigen Patriarchen, ob ſie gleich jene in dem moſaiſchen Geſetze vorkommenden Ceremonialgeſetze nicht beobachtet haben, dennoch der Seligkeit theilhaftig ſind. Die Religion hängt nicht vom Faſten und Bethen, ſondern von einer richtigen Gotteserkenntniß und einem ſittlichen Wandel ab. Von Leuten, die anders denken, heißt es (Jeremias 12, 2): „Du (Gott) biſt ihnen nahe im Munde, aber fern von ihrem Herzen.“

Glauben. Es gibt dreyerley Arten von Glauben. Erstens: Solche Dinge, wozu die Vernunft die Menschen auffordert, sie als wahr anzunehmen. Dergleichen sind die Resultate aus der Arithmetik, Geometrie und Mathematik überhaupt.

Zweitens: Dinge, welche der Mensch durch die Sinne und die Empfindung wahrnimmt, wie z. B. was er sieht, hört und dergleichen. Drittens: Geschichtswahrheiten, d. h. Dinge, die wir zwar weder mit den Sinnen wahrnehmen, noch mit der Vernunft begreifen können, aber sie dennoch auf das Zeugniß glaubwürdiger Männer, wie z. B. der Propheten, als wahr annehmen, worin der eigentliche religiöse Glaube besteht. Jeder vernünftige Mensch muß also, wenn er eine Sache als wahr annimmt, sich deutlich bewußt seyn, warum er diese Sache als wahr annimmt. Nimmt hingegen Jemand eine Sache als wahr an, ohne sich darüber Rechenschaft geben zu können, welcher Grund ihn dazu bewog: von diesem sagt schon Salomo (Spr. 14, 15): „Der Thor glaubt Alles.“ Es ist leider ein großes Uebel, daß Menschen auf die Autorität anderer Menschen, die oft sich für Weise ausgeben, im Grunde aber Thoren und Schwachköpfe sind, sich verlassen, alle in ihren Schriften vorkommenden Träumereien für bare Wahrheiten annehmen, besonders wenn sie derley Dinge in alten Schriften finden, und glauben, dadurch die höchste Stufe der Weisheit erreicht zu haben.

Astrologie. Ich habe mich mit der Astrologie viel beschäftigt, und ich glaube, daß nicht ein einziges in arabischer Sprache geschriebenes oder übersetztes Werk

über dieſen Gegenſtand exiſtirt, welches ich nicht geleſen, und darüber nachgedacht habe. Ich muß euch daher ſagen, daß Alles, was die Aſtrologen von ihrer Wiſſenſchaft vorgeben, nähmlich von dem Standpunkt der Geſtirne (Conſtellation) bey der Geburt eines Menſchen ſein künftiges Schickſal vorausſagen zu können, nichts als thörichtes Geſchwätz und barer Unſinn ſey. Daher hat auch niemahls einer der vorzüglichſten und gründlichen griechiſchen Weiſen ſich damit befaßt, um ſo weniger darüber geſchrieben. Vielmehr findet man in ihren Schriften, daß ſie dieſer Meinung, welcher die Babylonier, Chaldäer, Egypter und Phönicier zugethan waren, widerſprechen, und ihre Nichtigkeit mit unwiderleglichen Beweiſen dargethan haben. Jene Afterwiſſenſchaft aber muß man von der erhabenen Wiſſenſchaft der Sternkunde (Aſtronomie) wohl unterſcheiden. Denn dieſe beſchäftiget ſich nicht wie jene, mit dem Einfluß der Geſtirne auf die Angelegenheit des Menſchen bey ſeiner Geburt, ſondern auf die Bewegung der Sterne überhaupt, auf Berechnung ihrer Bahnen, auf den Eintritt ihrer Verfinſterungen, auf ihre Entfernungen von der Erde, auf ihr Eingreifen in und ihr Verhältniß zu einander u. dgl.; dazu gibt uns die Mathematik die Hülfsmittel an, und Alles beruht auf unumſtößliche Wahrheit.

Weltſchöpfung. Im Allgemeinen wird es bey den früheren Philoſophen angenommen, daß die Welt einen Schöpfer und Leiter habe, und daher kein Werk des Zufalls ſey. Ob aber die Welt von Ewigkeit her in dieſem Zuſtande (wie ſie jetzt ſich befindet) war, und

in Ewigkeit fortdauern wird, darüber ſind ihre Meinungen verſchieden. Manche nehmen an, Gott und die Welt, ſo wie ſie jetzt iſt, ſind beyde gleich ewig, und nie war Gott ohne die Welt, noch die Welt ohne Gott. Andere halten dafür, die Welt ſey zwar nicht ewig, aber es ſey ein Urſtoff vorhanden geweſen, aus dem Gott Alles nach Belieben gemacht habe. Wieder Andere glauben, Gott habe die Welt aus Nichts erſchaffen. Wir aber (Bekenner der moſaiſchen Religion) nehmen die letzte Meinung, daß Gott die Welt nicht aus einem vorhandenen Stoff, ſondern aus nichts, durch ſeinen bloßen Willen, erſchaffen habe, nicht als ein Philoſophem, ſondern als Glaubensartikel, nach der von den Propheten überlieferten Tradition an, und dieſer Glaube läßt ſich durch Vernunftgründe mit der größten Beſtimmtheit erweiſen.

Auch über die Ergebniſſe in der untern (ſublunariſchen) Welt ſind die Meinungen verſchieden. Einige halten dafür, alle Ereigniſſe in dieſer Welt ſeyen Wirkungen der himmliſchen Sphären. Zwar nicht aus eigener Macht, ſondern Gott habe in die Sphären eine Kraft gelegt, auf dieſe Unterwelt ſo einzuwirken, daß Alles ſich ſo geſtaltet habe, wie es ſein Wille war und iſt. Andere nehmen an, alle Ereigniſſe in der Unterwelt ſeyen bloß abſichtsloſe Zufälle, indem es ihrer Meinung nach für Gott eine zu erniedrigende Beſchäftigung wäre, ſich mit ſolchen Geringfügigkeiten zu befaſſen; und ihm ſey es gleichgiltig, ob eine Spinne eine Fliege mit ihrem Netze umſtricke und ſie tödte, oder Krieg, Seuche, Erdbeben u. ſ. w. tauſende der Menſchen vernichte. Wir aber, als

Bekenner der mosaischen Religion, sind weder der einen noch der andern Meinung zugethan, sondern nehmen eben als Glaube, nach der Aussage der Schrift, bezüglich auf den Menschen an, daß sein Schicksal bloß Folge seines religiösen und sittlichen Verhaltens sey. Hinsichtlich der übrigen sublunarischen Geschöpfe hingegen, kann es gleichgiltig seyn, welche Meinung man dießfalls annimmt, da jeder Philosoph seine Ansicht mit Gründen (eigentlich Hypothesen) unterstützt.

Nehmen wir nun an, daß die Schicksale des Menschen nach einer sittlichen oder unsittlichen Handlung sich gestalten, und Folgen derselben sind, so müssen wir auch zugleich annehmen, daß nichts den Menschen zu seinen Handlungen zwingen könne, sondern der Mensch einen vollkommen freyen Willen habe, sich zu einer oder der andern Handlung selbst zu bestimmen. Denn, nimmt man z. B. mit den Astrologen an, die Geburt eines Menschen bey dieser oder jener Stellung der Gestirne habe einen zwingenden Einfluß, ihn noch vor seinem Eintritte in diese Welt zu diesem oder jenem Gewerbe, zu dieser oder jener Handlung zu bestimmen, so wären alle göttlichen und menschlichen Gesetze unnütz. Der größte Böswicht könnte sich vor dem göttlichen und menschlichen Richter mit der Ausflucht vor der Strafe schützen, er habe z. B. diesen Menschen gemordet, weil seine Vorherbestimmung gemordet zu werden war, und er mußte ihn morden, weil er eben zu diesem Morde prädestinirt war. Freylich unterliegt dieser Glaube von dem freyen Willen der Menschen noch manchen Einwürfen; aber sie unterliegen erstens weniger

derſelben als die Hypotheſen von Zufall oder Prädeſtination. Zweytens iſt dieſer Glaube für das Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft unentbehrlich. Zudem dürfen wir nicht Alles leugnen, weil wir nicht Alles begreifen können, beſonders bey Dingen, die ſich auf Gott beziehen: weil das Endliche das Unendliche nicht zu faſſen vermag. Finden ſich dennoch Stellen im Talmud und in dem Midraſchim, welche darauf hindeuten, daß der Menſch dem Einfluſſe der Geſtirne unterſtehe, ſo muß das Ungereimte und Widerſinnige dieſer Meinung dem geſunden Menſchenverſtande nachgeſetzt werden, und man darf Dinge, worauf der geſunde Menſchen-Verſtand leitet, keineswegs der Autorität eines Menſchen wegen, der das Gegentheil behauptet, verwerfen. Darum ſind die Augen vorwärts und nicht rückwärts.

Keineswegs kann es in der Natur des Menſchen ſchon vor ſeiner Entſtehung gelegt ſeyn, tugendhaft oder laſterhaft ſeyn zu müſſen, ſo wenig als der Menſch vor ſeiner Geburt beſtimmt iſt, ſich dieſem oder jenem Gewerbe zu widmen. Wohl aber kann in ihm mehr Diſpoſition zu einer Handlung als zu einer andern, mehr Geſchicklichkeit zur Betreibung eines Gewerbes als zu einem andern liegen, ſo daß ihm die Ausübung einer Handlung leichter als eine andere wird. So z. B. wird es einem Menſchen, welcher von der Natur mit einer leichten Faſſungskraft begabt iſt, leichter, eine Kunſt oder Wiſſenſchaft zu erlernen, als jenem, der mit dieſem Talente weniger ausgerüſtet iſt. Ebenſo wird es einem mit Muth begabten Menſchen leichter, Schwierigkeiten zu überwinden,

als dem, der eine Anlage zur Zaghaftigkeit hat. Dem ohngeachtet wird Ersterer, wenn ihm die Gelegenheit zum Unterrichte mangelt, unwissend bleiben, und Letzterer bey guter Gelegenheit und anhaltendem Fleiße die angebornen Hindernisse beslegen, und zum wissenschaftlichen Menschen sich bilden. So auch im zweyten Falle gelangt oft der mit weniger Muth von der Natur begabte Mensch, durch Abhärtung und öfters zu bestehende Gefahren zu einem gewissen Grade von Herzhaftigkeit: der weichlich und weibisch Erzogene hingegen bleibt mit allem seinen angebornen Muthe dennoch feig und verzagt. Diese Bemerkung soll dazu dienen, die thörichte und falsche Meinung der Astrologen, welche vorgeben, daß die Constellation der Gestirne bey der Geburt eines Menschen ihm im Voraus zu seinen künftigen Handlungen zwingend bestimmen, in ihrer Blöße darzustellen.

Die vorzüglichsten Philosophen stimmen mit unserer Meinung überein, daß dem Menschen die freye Wahl offen stehe, sich zu tugendhaften oder lasterhaften Handlungen nach eigener Willkühr selbst zu bestimmen, ohne daß weder vor oder nach seiner Geburt etwas zwingend auf ihn einwirken könne. Nur daß, wie bereits bemerkt wurde, gewisse Naturanlagen die Ausübung ihm erleichtern oder erschweren. Zwingendes hingegen gibt es in diesem Falle nicht. Denn hätte der Mensch keine freye Wahl bey seinen Handlungen, so wären alle Gesetze nutzlos und aller Unterricht vergeblich und ohne Zweck, so wie alle Belohnung und besonders die Bestrafung das schreyendste Unrecht seyn würde, da der Mensch in diesem Falle ge-

drängt von einer unwiderſtehlichen höhern Macht nicht anders handeln konnte, als er wirklich gehandelt hat. Wie könnte z. B. ein Menſch beſtraft werden, weil er einen andern Menſchen gemordet hat, da doch beyden, dem Mörder ſowohl als dem Gemordeten, ihr Schickſal bereits von ihrer Geburt beſtimmt war? Welcher Ungerechtigkeit müßte man Gott zeihen, daß er Gebothe gibt, die der Menſch gezwungen iſt nicht zu befolgen, und ihm verbiethet, was zu übertreten er ſich nicht zu entwinden vermag, und zugleich Strafen für die Uebertreter beſtimmt, die zu übertreten ſie unausweichlich gezwungen ſind. Bey dieſer Hypotheſe wären auch alle Vorſichtsmaßregeln zur Abwendung einer Gefahr, und jede Betriebſamkeit zum Erwerbe eines Guten fruchtlos und eitle Mühe; da weder ein Glück zu befördern, noch ein Unglück abzuwenden möglich iſt, weil beides bereits vorher beſtimmt iſt. Wahrlich, wider einen ſolchen Glauben empört ſich die Vernunft, das menſchliche Gefühl und das göttliche Geſetz. Fern ſey es alſo von uns, Gott ein ſo großes Unrecht anzudichten.

Die Wahrheit, welche keinem Zweifel unterliegt, beſteht alſo darin, daß der Menſch bey allen ſeinen tugendhaften und laſterhaften Handlungen eine unbeſchränkte freye Wahl habe, auf welche weder von der Allmacht Gottes, noch von dem Laufe der Geſtirne, und um ſo weniger von dem bloßen Zufall zwingend eingewirkt werden könne. Daher heißt es auch (5 B. M. 30, 19): „Ich lege Dir vor Leben und Tod, Segen und Fluch; wähle das Leben.“ Eben deßwegen befahl Gott die Kinder

im Geſetze zu unterrichten, dieſe Geſetze zu befolgen, und nie davon abzuweichen, weil beydes in ihrem freyen Willen ſtehet. Dieß iſt eben der Grund, warum in dem Geſetze Vorſichtsmaßregeln zur Verhütung eines Schadens verordnet ſind. Z. B. Ein Geländer um das flache Dach zu machen, eine offene Grube zuzudecken u. dgl. wäre ein vorher beſtimmtes Schickſal, ſo wäre ja alle Vorſicht vergeblich. Dies wird auch unter jenem Ausſpruche des Talmuds verſtanden, wo es heißt: „Alles ſtehet in Gottes Macht (wird von Gott beſtimmt) nur nicht die Gottesfurcht." Das heißt die Befolgung oder Nichtbefolgung des Sittengeſetzes, worin dem Menſchen die freye Wahl gelaſſen iſt.

Es gibt viele Handlungen, welche Menſchen aus freyem Willen unternehmen, und dennoch glauben, daß es göttliche Fügungen ſind. Wie z. B. ehelige Verbindungen, oder bey Erwerbung eines großen Vermögens. Dieß aber iſt ein Irrthum. Wahr iſt es, daß der Eheſtand von Gott eingeſetzt iſt, um auf eine erlaubte Weiſe das menſchliche Geſchlecht fortzupflanzen, und es iſt alſo ſein Wille, daß der Menſch ſich eine Gattinn wähle. Gott aber zwingt Niemanden, ſeinen Willen zu befolgen. So iſt es auch Gottes Wille, daß der Menſch ſich ſeinen Unterhalt auf eine rechtmäßige Weiſe verſchaffe, und zum nützlichen Gebrauche ſich auch Ueberfluß an Vermögen oder Reichthum erwerbe. Geſchieht dieſes hingegen auf eine unerlaubte Weiſe, ſo iſt es ein Verbrechen, und Gott kann nicht wollen, und um ſo weniger im Voraus beſtimmen, daß ein Menſch ein Verbrechen begehe. Noch

eine größere Absurdität ist es, wenn man mit den Dialektikern annehmen wollte, daß Gott bey allen Welterei-gnissen, auch selbst bey den geringfügigsten, immer unmittelbar einwirke. Als wenn z. B. Jemand einen Stein in die Höhe wirft, Gott unmittelbar darauf wirke, daß er herabfällt u. dgl., dem so ist es nicht. Vielmehr hat Gott schon bey der Schöpfung der Natur Gesetze vorgeschrieben, und in sie die Kräfte gelegt, welche sie unabänderlich befolgen müsse, ohne daß Gott nöthig habe, alle Augenblicke unmittelbar einzugreifen. Wenn z. B. der in die Höhe geworfene Stein herabfällt, so liegt es in seiner natürlichen Schwerkraft. Auf den sittlich guten Wandel des Menschen hingegen hat Gott weder einen mittelbaren noch unmittelbaren Einfluß, sondern dieß ist dem Menschen ganz frey gestellt, und er hat auch die Folgen davon nur sich selbst beyzumessen. Daher heißt es auch (Spr. 19, 3): „Thorheit führt den Menschen auf krummen Weg, und über Gott zürnt sein Herz."

Bild'ung der Volkslehrer, sogenannten Rabbiner. Durch philosophische Wissenschaften spricht M. sich in seinen Schriften unzähligemahl aus. Vorzüglich aber fordert er von ihnen als Seelenärzten ex officio gründliche philosophische, und besonders psychologische Kenntnisse. Die Seele des Menschen ist ein einfaches Wesen, dessen Wirkungen aber mannigfaltig sind. Dieß hat manche Philosophen zu der Meinung veranlaßt, daß in dem Menschen sich mehrere Seelen befinden, weil sie jede Seelenkraft für eine besondere annehmen. Selbst der berühmteste der Aerzte (Hippokrates) behauptet: „Es gebe

in dem Menſchen drey Seelen, nähmlich die natürliche (organiſche, die er mit den Pflanzen und Thieren gemein hat); die belebende (die er mit den Thieren gemein hat), und die denkende, (welche er als Menſch vorzugsweiſe beſitzt)." So wie der leibliche Arzt, wenn er eine Krankheit des Körpers heilen will, ſich vorläufig gründliche Kenntniſſe von allen Theilen des Körpers und ihrer Lage (Anatomie), als auch den Urſprung der Krankheiten (Pathologie) und der dienſtlichſten Heilmittel (**Materia medica**) erworben haben muß, eben ſo muß ein (Volkslehrer als) Seelenarzt ſich vollkommene Kenntniß von der Seele, ihren Kräften, ihren Begierden und Leidenſchaften zu verſchaffen trachten. Man nimmt gewöhnlich bey der menſchlichen Seele fünferley Kräfte an, nähmlich die ernährende Kraft, (die ſie mit der Pflanzenſeele gemein hat); die empfindende Seele, (die ſie mit den Thieren gemein hat); und die Phantaſie, den Willen und die Vernunft. Dieſe Kräfte werden wieder in Unterabtheilungen abgetheilt; ſo z. B. wirkt die ernährende Kraft auf ſiebenerley Art, nähmlich die Kraft die Speiſen anzunehmen, bey ſich zu behalten, zu verdauen, das Ueberflüßige auszuſtoßen u. ſ. w.; die empfindende Kraft wirkt durch die fünf Sinne. Die Phantaſie ſetzt mehrere bereits durch die Sinne wahrgenommene Gegenſtände in mannigfaltige und verſchiedenartige Verbindungen zuſammen, wodurch oft ſehr groteske und monſtröſe Zerrbilder in der Vorſtellung des Menſchen entſtehen, die er im krankhaften Zuſtande für Realitäten annimmt. Der Wille beſteht in dem Vermögen der Seele zu begehren und zu

verabſcheuen. Daraus entſteht einerſeits Liebe, Milde, Wohlwollen, Mitleid, Sanftmuth u. dgl. Andererſeits aber auch Haß, Zorn, Wuth, Rache, Neid, Tyranney u. ſ. w. Ueberhaupt liegt in dieſer Seelenkraft das ganze Heer von Leidenſchaften. Die Vernunft, die Gott zur Leiterinn aller übrigen menſchlichen Seelenkräfte beſtellt hat, beſteht in dem Seelenvermögen das Wahre vom Falſchen, das Recht vom Unrecht, das Gute vom Böſen, das Schickliche vom Unſchicklichen zu unterſcheiden.

So wie der Körper, ſo lange ſein Organismus in gehöriger Ordnung ſich befindet, geſund iſt, wenn aber dieſer geſtört wird, in einen krankhaften Zuſtand übergeht; eben dieſes Bewandtniß hat es auch mit der Seele. Der geſunde Zuſtand der Seele beſteht darin: daß ſie ſich dem Sittengeſetze gemäß verhalte. Weicht ſie aber davon ab, ſo geräth ſie in einen krankhaften Zuſtand. Der Trieb, dem Sittengeſetze gemäß zu handeln, oder es zu vernachläſſigen, liegt hauptſächlich in dem Begehrungsvermögen oder Willen. Da aber auch die Vernunft darauf Einfluß hat, ſo liegt dieſer Trieb großen Theils auch in derſelben und richtet ſich nach dem Grade ihrer Ausbildung. Denn in der nährenden oder empfindenden Kraft kann er ſo wenig ſeinen Grund haben, als in der Phantaſie, weil beyde nicht, ſo wie der Wille und die Vernunft freywillig, ſondern ohne Wahl des Menſchen, ja ſelbſt während des Schlafs wirken. Der geſunde Zuſtand der Seele beſteht alſo in dem, daß ſie ihre Functionen immer nach Recht und Gebühr verrichtet. Es gibt aber auch Fälle, wo die Seele wie der Körper in einen abnormen

Zuſtand geräth, und dann iſt ſie krank. So wie der Körper im krankhaften Zuſtande manchmal das Bittere ſüß und das Süße bitter ſchmeckt, und oft auch nach Sachen gelüſtet, die ihm ſehr ſchädlich ſind; eben ſo geht es der Seele in ihrem abnormen Zuſtande. Sie hält oft das Böſe für gut, das Gute für böſe, und gelüſtet nach Dingen, die ihr verderblich ſind.

So wie nun bey Krankheiten des Körpers es nothwendig iſt, ſich an einen verſtändigen Arzt zu wenden, ihn mit der Krankheit des Leidenden bekannt zu machen, alle ſeine Vorſchriften genau zu befolgen, und auch die widrigſten Arzneymittel zu ſich zu nehmen; eben ſo müſſen moraliſch Kranke an einen Gewiſſensrath als Seelenarzt ſich wenden, ihn mit ihrem abnormen Zuſtand bekannt machen, und er muß den Sitz der Krankheit erforſchen, und zugleich die Mittel zur Hebung und gründlicher Heilung dieſer Seelenkrankheit vorſchreiben. Der Kranke aber, will er wirklich geheilt werden, muß dieſe Vorſchriften alle genau und pünktlich befolgen. Es gibt aber auch Seelenkranke, wie es auch Körperkranke gibt, welche ihre Krankheit nicht einmal wahrnehmen, und ſich für vollkommen geſund halten; oder die ſich zwar krank fühlen, aber ihre Heilung vernachläſſigen, oder ſich von ungeſchickten Seelenärzten behandeln laſſen. Dieſe müſſen unfehlbar zu Grunde gehen. Daher ſagt Salomo (Spr. 12, 15): „Der Thor hält ſeinen Weg für den beſten; der Weiſe gibt gutem Rath Gehör.“ Dann (daſ. 14, 12): „Mancher glaubt, er ſey auf rechtem Wege, indeß er am Ende zum Tode führt.“

Dem Seelenarzte aber liegt noch eine Pflicht mehr als dem Körperarzte ob. Dieser hat gewöhnlich nur dann einzuschreiten, wenn er um Rath gefragt wird, ohne daß ihm die Pflicht gebiethet, Jedermann seinen Rath aufzudringen, oder selbst die Layen über den gesunden und kranken Zustand des Menschen öffentlich belehren zu müssen. Nicht so aber der Seelenarzt oder öffentliche Volkslehrer. Ihm liegt es als Amtspflicht ob, die Menschen auf sich selbst in sittlicher Hinsicht aufmerksam zu machen, ihnen die Seelenkrankheiten nebst ihren unheilbringenden Folgen in Erinnerung zu bringen, und diesen Spiegel ihnen so oft und so lange vor die Augen zu halten, bis sie ihr eigenes Bild darin erkennen, sich davor entsetzen, und die nöthigen Heilmittel entweder selbst aufsuchen, oder bey Seelenarzneykundigen sich darüber Raths erholen. Sie müssen die Layen verständigen, daß der gesunde Seelenzustand überhaupt darin bestehe, wenn der Mensch immer in der richtigen Mitte gleichweit von beyden Extremen sich erhalte, und daß, je mehr ein Mensch sich einem oder dem andern Extreme nähert, um so mehr seine Seele von ihrer Gesundheit ab-, und an Krankheit zunehme. So z. B. ist vernünftige Freygiebigkeit die richtige Mitte zwischen Kargheit und Verschwendung. Der Muth steht in der Mitte zwischen tollkühner Verwegenheit und weibischer Zaghaftigkeit. Die Ehrliebe, zwischen dem Ehrgeitze und der Niederträchtigkeit. Die Gelassenheit zwischen dem leidenschaftlichen Aufbrausen und der stupiden Indolenz. Um nun zu dieser Mittelstraße zu gelangen und sich darauf zu erhalten, dazu gehört eine

große Aufmerksamkeit des Menschen auf sich selbst, und ein anhaltendes Gewöhnen. Denn auf das Hinneigen zu einem Extreme hat nicht nur das Begehrungsvermögen und die freye Wahl allein Einfluß, sondern oft wirken darauf zugleich auch Clima, Erziehung, Beyspiele und noch andere Umstände mit sehr großer Kraft ein.

Bekennt nun ein Seelenkranker dem Seelenarzte seinen krankhaften Zustand, oder bemerkt der Seelenarzt ihn selbst, oder hat ihn Jemand darauf aufmerksam gemacht, so besteht die Hauptcur darin, daß der Kranke von dem Extreme, in dem er ausschweift, wieder in die richtige Mitte zurückgeführt wird. Oft wenn die Krankheit allzu heftig ist, muß der Seelenarzt seinen Kranken sogar auf ein diesem schädlichen Extreme entgegengesetztes Extrem hinleiten, und von da erst ihn zur richtigen Mitte zurückführen. So muß z. B. der Geitzige oft, um ihn von diesem Laster zu entwöhnen, selbst zu einer Art von Verschwendung verhalten, und von da erst zur Freygiebigkeit zurückgeführt werden; weil es immer leichter ist einen Verschwender als einen Geizigen zur vernünftigen Freygiebigkeit zu gewöhnen. Zu diesem Allem aber gehört viel theoretische und practische Seelenkunde, ohne welche der Seelenarzt selbst die richtige Mitte nicht finden, viel weniger Andere darauf erhalten oder hinleiten kann.

Genuß. Die wahre Religion, wovon uns die Thora belehrt, fordert keineswegs von uns, daß wir allen Genüssen entsagen, und uns selbst peinigen sollen. Vielmehr befiehlt sie uns, in der bürgerlichen Gesellschaft zu leben, und die Ver-

gnügungen die uns Gott darbiethet, zu genießen. Nirgends aber befiehlt ſie uns, die menſchliche Geſellſchaft zu fliehen und uns aller erlaubten Vergnügungen zu berauben. Als z. B. die Juden nach ihrer Rückkehr aus der babyloniſchen Gefangenſchaft den Propheten fragen ließen, ob ſie auch nach Erbauung des zweyten Tempels, den ſich wegen Zerſtörung des erſten Tempels auferlegten Faſttag beybehalten ſollen, ließ er ihnen (Zach. 7) ſagen: „So ſpricht der Gott Zebaoth: Mir liegt nichts daran, ob ihr faſtet, ob ihr eſſet und trinket, wenn ihr nur Recht und Gerechtigkeit übt, und Keiner dem Andern zu ſchaden trachtet. Mögen eure Faſten immerhin in Feſt- und Freudentage ſich verwandeln, liebt nur Wahrheit, liebt nur Friede.“ Es kann alſo nur jener Menſch Gott gefällig werden, der ſein Möglichſtes zum Wohle der bürgerlichen Geſellſchaft beyträgt, und das beſte Mittel dazu iſt, genaue Befolgung des Sittengeſetzes.

Vergeltung nach dem Tode. Bezüglich auf Belohnung und Beſtrafung nach dem Tode ſind die Meinungen der Rabbinen getheilt, und es gibt auch faſt keinen einzigen derſelben, der einen richtigen Begriff von dieſem Gegenſtande habe. Einige glauben, die Belohnung beſtehe in dem, daß die Frommen in das Paradies verſetzt werden, welches ein Ort ſey, wo des Eſſens und Trinkens in der Fülle vorhanden iſt, und man dasſelbe ohne Mühe durch Erwerb genießen könne; daß es daſelbſt Paläſte aus Diamanten und Rubinen erbaut, ſo wie Divans mit ſeidenen Polſtern, dann Ströme von Wein und wohlriechenden Salben, und ſonſt noch Vieles, was

zu dem ſinnlichen Vergnügen gehört, zum Genuſſe der Frommen im Ueberfluſſe vorräthig ſey; die Hölle meinen ſie, ſey der Ort voll Feuerflammen, wo die Körper der Laſterhaften täglich verbrannt, erſchaffen und wieder verbrannt werden, und noch andere Höllenſtrafen erleiden müſſen. Sie ſtützen ihre Meinungen auf mehrere Stellen der Schrift und des Talmuds, welche ſie nach ihrem bloßen Wortſinn nehmen. Andere halten dafür, die Belohnung und Beſtrafung werde erſt nach der Ankunft des Meſſias erfolgen, wo ſodann die Frommen aufleben, einen überaus hohen Wuchs erhalten, und durch Fortpflanzung ſich ſo vermehren werden, daß ihrer die ganze Erde voll ſeyn, und der Meſſias mit ihnen zugleich ewig leben werde. Nebſtdem werden zu eben dieſer Zeit fertige ſeidene Kleider und gebackene Kuchen aus der Erde wachſen, und derley Abſurditäten mehr. Die Strafe der Laſterhaften aber meinen ſie, werde darin beſtehen, daß ſie zu dieſer Zeit nicht exiſtiren, und von dieſem Allen nichts genießen werden. Auch dieſe ſtützen ihre Meinung auf verſchiedene Schriftterte und talmudiſche Sätze.

Noch Andere nehmen an, die Belohnung und Beſtrafung werde erſt nach Auferſtehung der Todten erfolgen. Sie glauben, der Fromme werde dann aus dem Grabe ſich erheben, in ſein Haus zurückkehren, wo er ſeine Verwandten alle finden, ſich mit ihnen freuen, mit ihnen zuſammen eſſen und trinken, und nie mehr ſterben werde. Auch ſie beziehen ihre Meinung auf Stellen in der Schrift und den Talmud. Andere wieder halten dafür, die Belohnung beſtehe bloß in einem dießſeitigen Leben,

im Ueberfluſſe zeitlicher Güter, in einer groſſen Anzahl von Nachkommen, in Geſundheit des Körpers, in Beſiegung der Feinde u. ſ. w.; wogegen die Beſtrafung in allen den leiblichen Gütern entgegengeſetzten Uebeln beſtehe. Sie glauben dieß aus den Segnungen und Flüchen, welche in den moſaiſchen Schriften vorkommen, die bloß auf zeitliche Güter und zeitliche Uebel ſich beziehen, beweiſen zu können. Endlich gibt es noch Einige, welche annehmen, die Ankunft des Meſſias und die Auferſtehung der Todten werde zu gleicher Zeit erfolgen, wo dann die Frommen auferſtehen, ſich in's Paradies begeben, daſelbſt eſſen und trinken, und ewig leben werden. Dieſe Leute beſchäftigen ſich viel mit der Unterſuchung, ob die Todten nackt oder bekleidet, und wenn bekleidet, ob ſie in den nähmlichen Kleidern, in welchen ſie begraben wurden, auferſtehen; oder ob ihnen ein neues Gewand wird anerſchaffen werden; dann ob es zu dieſer Zeit auch Reiche und Arme, Starke und Schwache u. dgl. geben werde.

Die wenigſten Menſchen aber können ſich zu einem reinen Begriffe von der Seele, ihrer Unſterblichkeit und ihrer Freuden oder Leiden nach dem Tode des Körpers erheben: weil ſie gewohnt ſind die Seele ſich nur mit dem Körper in Verbindung zu denken, und in ihrer Getrenntheit von demſelben als eine reine Intelligenz ſich vorzuſtellen nicht vermögen. Auch ſind ſie zu ſehr an Eigennutz gewöhnt, um glauben zu können, daß ein Menſch die Tugend bloß aus Liebe zur Tugend, die ihre Belohnung in dem Bewußtſeyn tugendhaft gehandelt zu haben, findet, ohne auf zeitliche oder ewige Belohnung zu reflec-

tiren. Daher ſagt auch Antigonus der Sochäer (Thal. Tract. Aboth.): „Seyd nicht wie Knechte, die ihrem Herrn und Sohn dienen.“ Wenn aber in der Schrift und im Talmud die jenſeitige Belohnung und Beſtrafung körperlich wird, ſo geſchah es bloß der Schwachen am Verſtande wegen. So wie man z. B. ein Kind Anfangs dadurch zum Lernen bewegt, daß man ihm einen Apfel oder einige Nüſſe verſpricht, und nach dem Grade, als das Kind am Verſtande und Schätzung der Dinge zunimmt, man ihm auch Dinge von höherem Werthe verſpricht, um es zum Lernen aufzumuntern, bis es endlich zur Einſicht gelangt, daß Wiſſenſchaften bloß ihres eigenen Werthes wegen ohne Rückſicht auf Nebenzwecke durch das eigene Bewußtſeyn ſie zu wiſſen ſich belohnt; eben ſo muß auch der gemeine Menſch durch Hoffnung auf zeitliche Belohnung und Furcht vor zeitlichen Leiden zur Ausübung der Tugend angehalten werden, und nur wenige Menſchen bringen es dahin, bloß aus Liebe zur Tugend, tugendhaft zu ſeyn.

Hiemit iſt aber keineswegs gemeint, daß keine zeitliche oder ewige Belohnung oder Beſtrafung Statt finde. Da aber der Menſch das Weſen der Seele nicht kennt, ſo kann er auch über ihre Begriffe und Empfindungen in dem Zuſtande ihrer Getrenntheit vom Leibe noch weniger wiſſen, als der Blinde von der Farbe und der Taube vom Schalle. Daher heißt es auch in der Schrift (Pſalm 31, 20): „Wie groß iſt die Seligkeit, die Deinen Verehrern aufbewahrt iſt;“ und (Iſ. 63, 3) „Kein Ohr hat es gehört, kein Auge geſeh'n, außer Dir,

o Gott, was dem geſchieht, der Dir vertraut.“ So heißt es auch im Talmud: „In der künftigen Welt iſt weder Eſſen noch Trinken, ſondern die Frommen ſingen mit gekrönten Häuptern und vergnügen ſich an dem Glanze der Gottheit.“ Daß heißt, ſie erhalten allmählig reinere Begriffe von Gott und ſeiner Weltregierung, und nähern ſich der Gottheit mehr und mehr, bis ſie ſich vereinigen. Mit einem Worte: wir müſſen die Unſterblichkeit der Seele ſo wie ihre Belohnung und Beſtrafung als einen religioſen Glauben annehmen, weil es der von uns anerkannten Gerechtigkeit Gottes gemäß iſt, ohne uns über das Wie zu bekümmern, dürfen aber uns dieß keineswegs grob ſinnlich vorſtellen, weil es der menſchlichen Vernunft widerſpricht.

Opfer. So wenig man in der phyſiſchen Natur irgend einen Sprung oder einen plötzlichen Uebergang von einem Extreme zum andern gewahr wird, ſondern man bey der geringſten Beobachtung immer finden wird, daß ihre Wirkungen ſtets allmählig und ſtufenweiſe geſchehen, eben ſo wenig finden dergleichen plötzliche Uebergänge in der moraliſchen Natur Statt, ſo, daß es jedem Menſchen durchaus unmöglich iſt, auf einmahl ſolche Sitten, ſolche Gefühle, oder eine ſolche Denkungsart anzunehmen, die derjenigen gerade entgegenſtehen, welche ihm durch Erziehung und Gewohnheit eigen geworden ſind. Da nun zur Zeit der moſaiſchen Geſetzgebung der Opferdienſt nicht nur bey den Völkern allgemein üblich war, ſondern auch die Meinung der früheſten Jahrhunderte vor ſich hatte, ſo bediente ſich der weiſe Geſetzgeber dieſer

Volksmeinung zu einem erhabenen Zwecke, das Volk von der Abgötterey zum Dienſte des wahren Gottes zu führen. Er hüthete ſich aber wohl, den Opferdienſt völlig zu verbiethen und als zweckwidrig zu erklären, da er überzeugt war, daß ſeine Religion unter ſolchen Umſtänden keinen Eingang finden werde. Gerade ſo, als wenn zu unſeren Zeiten ein Prophet aufſtünde, der die Aeußerung vorbrächte, daß das öffentliche Bethen abgeſchafft werde, und daß der wahre Gottesdienſt in bloßer innerer Erkenntniß beſtehe, ohne von irgend einer äußern Handlung begleitet zu werden. Dieſe Lehre würde gewiß keine Anhänger finden, indem man noch jetzt keinen Gottesdienſt ohne öffentliches Gebeth ſich denken kann. Eben ſo wenig konnte man ſich damahls einen Begriff von Religiöſität machen, wenn ſie nicht durch Opfer ſich geäußert hätte.

Marpurgo, Rachel.

Eine talentvolle hebräiſche Dichterinn, ſehr bewandert in gelehrten Schriften ihres Volkes. Sie iſt 1790 zu Trieſt geboren. Bey ihrem Oheim, Rabbi David Luzzato ſtudirte ſie den Pentateuch, ſo wie Rabbi Bechais Werk: Ueber die Pflichten des menſchlichen Herzens, und ſpäterhin die Bibel mit den Commentaren Mezudath-David und Zion. Hierauf befreundete ſie ſich mit Raſchi und dem Sittenbuche Menorath Hamaor. Von ihrem 14. bis 16. Jahre lag ſie unter der Leitung eines wackern

Lehrers dem Talmud ob. Sie eignete ſich nun Arithmetik an, erlernte die Drechslerkunſt und das Schneiderhandwerk. Die meiſten ihrer Kleider verfertigte ſie ſich ſelbſt. 1818 ward ſie die Gattinn des Herrn Jac. Marpurgo zu Trieſt. In der nicht unbedeutenden Bibliothek ihres Bruders bereicherte ſie ihr Wiſſen und ihren Geiſt, wurde aber inſonderheit zur Poeſie angeregt, ſo, daß ſie recht artige und werthvolle Gedichte componirte. Der gelehrte Profeſſor Luzzato in Padua erzählt von ihr: „Einſt erſuchte ſie mich dringend, ihr das bekannte cabbaliſtiſche Werk Sohar, in aramäiſch-chaldäiſcher Sprache abgefaßt, zu verſchaffen. Ich ſuchte, fand ein Exemplar, und brachte es ihr. Sie erſtattete mir den Preis und ſprach hierauf: „Und Dir, was könnte ich Dir leiſten, um Deine Mühe zu vergelten?“ Ich erwiderte: „Nichts fordere ich mehr, als daß Du nicht das Geringſte glaubſt von Allem, was in dieſem Werke ſteht.“ — „Du haſt gar Schweres gefordert,“ antwortete ſie hierauf mit den claſſiſchen Worten, die der Prophet Elias zu ſeinem Jünger Eliſer vor ſeiner Himmelfahrt geſprochen hatte, als dieſer zwey Mahl ſo viel Geiſt als er zu beſitzen verlangte. Seit ihrer Verheirathung konnte ſie, der Erziehung ihrer Kinder und den häuslichen Pflichten obliegend, nur wenig mit den Wiſſenſchaften ſich beſchäftigen. In ihren Gedichten werden Zartheit, Sinnigkeit, Gefühl und Reinheit der Sprache ſehr angerühmt. Eines derſelben deutſch überſetzt, iſt in Frankl's Sonntagsblättern 1847, Nr. 23, abgedruckt.

R.

Matzel, Aſcher.

Dieſer ſo mannigfach verdiente Menſchenfreund war 1763 zu Stampfen in Ungarn geboren. Siebzehn Jahre alt, kam er in die Dienſte des iſraelitiſchen Spitals zu Wien. Hier that ſich ſeiner humanen Herzens- und Geiſtesrichtung ein weites Feld der Thätigkeit auf; und wirklich erwies er ſich durch Einſicht, Eifer, Verwendung und Verläßlichkeit ſo nutzbringend und ſchätzenswerth, erwarb er ſich durch ſeine ehrenwerthen Vorzüge Jedermanns Achtung und Liebe in ſolchem Grade, daß ihm 1799 die Verwaltung des Spitals anvertraut wurde, nachdem er ſich mehrere Jahre als Supplent bewährt hatte. Er konnte nun ſeinen menſchenfreundlichen Charakter um ſo ſelbſtſtändiger und heilbringender entwickeln; und in der That begleitete Segen ſeine Schritte.

Als Kaiſer Joſeph von dieſem merkwürdigen ſamaritiſchen Manne Kunde erhielt (es war zur Zeit des Türkenkrieges) wählte er ihn zur Leitung eines Spitales in der Feſtung Leopoldſtadt, und ſpäterhin zur Direction eines andern in Semlin. Matzel that ſich durch Geſchäftskenntniß, Gewandtheit, Aufopferung, Unermüdlichkeit und durch ſo viele andere Tugenden dergeſtalt hervor, daß der Kaiſer ihm durch ein huldvoll anerkennendes Belobungsdekret und durch das Geſchenk eines koſtbaren mit des Monarchen Nahmenschiffer gezierten Brillantrings auszeichnete.

Matzel hatte wieder die Leitung seines vielgeliebten Wiener Spitales übernommen. Ernste, strenge Prüfungen sollten ihm da bevorstehen; und siehe, wacker und glänzend bestand er sie, nähmlich die bittern Perioden der französischen Invasion. Glänzend löste der vielerprobte Mann seine schwierige Aufgabe; nahmentlich leuchtete er als edles Vorbild der Toleranz, denn in dem anders Glaubenden und in dem Feinde sah er nur den leidenden Menschen und Bruder. Kaiser Franz lohnte ihm (1813) mit der mittlern goldenen Civil-Ehrenmedaille, und der Kaiser von Rußland ertheilte ihm ebenfalls die goldene Verdienstmedaille.

1814 ward Matzel zum Magazinsdirector des militärischen Vereins und zum Mitgliede des Vereins für Witwen und Waisen gefallener Krieger erwählt. 1830 während der Cholerazeit wurde ihm das Sanitätscommissariat in der Rossau anvertraut.

„Auf diese Weise gesucht, geehrt und hervorgestellt" sagt eine öffentliche Stimme), „wirkte er in weiten Kreisen und in dem engern der ihm durch mehr als ein halbes Jahrhundert anvertrauten Anstalt mit guter Einsicht mit lebendigem Eifer und schöner, sich aufopfernder Menschenliebe. Ihm genügte es nicht den vorgeschriebenen Kreis seiner Pflichten zu erfüllen. Sein lebendiger Feuereifer dehnte die Grenzen stets weiter hinaus; er beschränkte sich nicht die Leitung des Ganzen zu führen, er legte thätig bey jedem einzelnen Falle Hand an und wurde seinen Untergebenen Muster und Lehrer zugleich. Er war

einer der Glücklichen, in denen Beruf und Pflicht in Eines verwachſen, die ſegenreichſten Lebensfrüchte tragen.

Stets mit kräftiger Geſundheit geſegnet, verließ ihn ein heiterer, munter ſchaffender Geiſt bis in ſein ſpätes Alter nicht. Blühende Enkel, deren Einer der mediciniſchen Laufbahn ſich widmete, erfriſchten ſein Alter und ließen ihn ſeine eigene kräftig durchlebte Jugend nicht vergeſſen, und es leben Viele, die ſeinen Wohlthätigkeitsſinn, ſein gerades ſchlichtes Weſen rühmen und ſegnen.

Dieſer ehrenwerthe Mann ſtarb den 22. November 1842. Der würdige Prediger der Gemeinde hielt ihm eine geiſt- und gemüthvolle Leichenrede, deren Drucklegung erfolgte und deren Ertrag zur Vertheilung an Arme auf Brennholz beſtimmt war. R.

Mendelsſohn, Moſes.

Dieſer große Reformator ſeiner Nation, dieſer Socrates unter den neuern Philoſophen, dieſer ſcharfſinnige Selbſtdenker und geſchmackvolle Schriftſteller kann um ſo mehr eine Stelle in dem Tempel des Ruhms und der Verdienſte einnehmen, je größer die Hinderniſſe waren, welche die äußern ungünſtigen Verhältniſſe, in denen ſich Mendelsſohn befand, ſich ihm auf dem Wege zu dieſem Tempel entgegenſtellten. Die Fortſchritte, welche er unter drückenden Umſtänden gleichwohl in ſeinen Jugendjahren machte, waren nur das rühmliche Werk eines raſtloſen

von reger Wißbegierde angespornten Fleißes. Er trat als der allgemein bewunderte Schriftsteller auf, dem die deutsche Sprache einen großen Theil ihrer Bildung und Würde verdankt, der Gründlichkeit und Bestimmtheit im Denken mit der lebhaftesten Empfindung und dem feinsten Geschmacke zu verbinden, die trockensten, abstraktesten Wahrheiten in das Graziengewand der Schönheit einzukleiden, die Sprache des belehrenden Ernstes mit der Sprache der Herzlichkeit zu verschmelzen, und die tiefsinnigsten Untersuchungen der speculativen Philosophie an die nützlichsten Wahrheiten des gemeinen Lebens anzuschließen wußte. Alles was er vom Daseyn Gottes in seinen Morgenstunden, von der Unsterblichkeit der Seele in seinem Phädon und von der Entstehung und Entwicklung unserer Begriffe vom Schönen in seinen Briefen über die Empfindungen sagt, zeigt von seinem durchdringenden Verstande, von seiner schöpferischen Phantasie und von seinem für Alles Gute und Schöne empfänglichen Herzen. Im philosophischen Dialog machte er unter den Deutschen den ersten gelungenen Versuch, indem er denselben dem Plato und Xenophon nachbildete. Er gab zuerst den Untersuchungen der systematischen Philosophie Eleganz und ästhetisches Interesse.

Moses Mendelssohn wurde im September 1729 (den 12. Elul 489, nach hebräischer Zeitrechnung) zu Dessau geboren. Sein Vater Mendel war daselbst Schulmeister und Zehngebothschreiber oder Sopher, ein armseliges Aemtchen, das ihn jedoch nicht hinderte, seinem Sohne eine nach Umständen gute Erziehung zu geben

Er unterrichtete ihn in der hebräiſchen Sprache und den Anfangsgründen der jüdiſchen Gelehrſamkeit ſelbſt; im Talmud ließ er ihn von andern unterrichten. Dieſer empfand ſchon in jungen Jahren einen unerſättlichen Durſt nach Kenntniſſen. Nächſt dem Talmud waren für ihn die heiligen Schriften des ſogenannten alten Teſtamentes die Quelle des Unterrichtes und der Geſchmacksbildung. Die poetiſchen Bücher desſelben machten durch ihre ſtarken und treffenden Gemählde einen lebhaften Eindruck auf ſein Gemüth, ſo, daß er ſchon in ſeinem zehnten Jahre einige feine hebräiſche Gedichte verfertigte. Jetzt fiel ihm das berühmte Werk des Maimonides: More Nebochim (Führer der Irrenden) in die Hände. Dieſes Hauptwerk der neuern hebräiſchen Literatur, welches die Begriffe von Gott, von Geiſt, von Unſterblichkeit der Seele und faſt alle übrigen Gegenſtände der natürlichen Religion und der Moral abhandelt, und als Commentar der Bibel betrachtet, gleichſam die Metaphyſik der Bibel iſt, zog ihn unwiderſtehlich an ſich, und legte in ihm den erſten Grund zur Unterſuchung der Wahrheit und zu freymüthiger Denkungsart. Mendelsſohn pflegte in der Folge ſelbſt dieß Werk die Quelle ſeiner Philoſophie zu nennen, und von dem übertriebenen Fleiße und der hungrigen Wißbegierde, mit welcher er dasſelbe in noch ſo frühem Alter ſtudirte, einen großen Theil der Kränklichkeit abzuleiten, welche in ſpäteren Zeiten die unzertrennliche Gefährtinn ſeines Körpers war. Sein früher anhaltender Fleiß brachte ihm nähmlich damahls eine Nervenkrankheit zuwege, wodurch auch ſein Rückgrat ſich

zu beugen anfing, welches nachher durch nachläſſige Behandlung zunahm, und vielleicht die Haupturſache ſeiner ſchwächlichen Geſundheit und ſeines frühen Todes geworden iſt. Weil ſein Vater höchſt arm war, ſo daß er ihn nicht ernähren konnte, ſo, mußte er 1742 in ſeinem vierzehnten Lebensjahre nach Berlin wandern, wo er verſchiedene Jahre in der äußerſten Dürftigkeit lebte und oft an den erſten Bedürfniſſen des Lebens Mangel hatte, den er aber nicht fühlte, wenn er nur ſeiner Lernbegierde genugthun konnte. Ein wohlthätiger Jude gab ihm eine Kammer unter dem Dache, und ein paar Mahl in der Woche freyen Tiſch. Auch der Oberland-Rabbiner Fränkel, welcher ehemahls Rabbiner in Deſſau und ſein Lehrer im Talmud geweſen war, nahm ſich ſeiner einigermaßen an, indem er ihn zum Abſchreiben ſeiner Manuſcripte gebrauchte, und ihm Gelegenheit zum gründlichen Studiren des Talmud und der damit verbundenen jüdiſchen theologiſchen Rechtsgelehrſamkeit und Schulphiloſophie gab. Indeſſen war freylich dem aufkeimenden Geiſte eines Mendelsſohns dieſe Gelehrſamkeit nicht hinlänglich. Doch das gute Schickſal wollte, daß er in Berlin einen eben ſo dürftigen Mann fand, wie er ſelbſt war (denn zu einem weniger Dürftigen hätte er ſich in ſeiner damahligen Lage gar nicht zu gehen getraut); einen Mann, der auch ſo wie er, den einzigen Troſt gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens in Unterſuchung der Wahrheiten ſetzte, welche den Verſtand des Menſchen machen. Dieß war Iſrael Moſes aus Stari-Zamoſe, einem Städtchen in Pohlen, zwiſchen Krackau und Lemberg, im jetzigen Galizien, jüdi-

ſcher Schulmeiſter in Berlin, ein Mann, der ſeiner freymüthigen Denkungsart wegen von den Rabbinern ſehr gehaßt, von und nach Pohlen getrieben, oft hülflos umherirren mußte, und endlich in ſeinem Alter von beſtändiger Verfolgung und dem bittern Haſſe orthodoxer Talmudiſten ganz mürbe gemacht, melancholiſch und wirklich ein Märtyrer der Wahrheit wurde. Er verſtand keine Sprache als die hebräiſche, ſchrieb dieſe aber mit großer Vollkommenheit und Zierlichkeit. Er war, wie Moſes Mendelsſohn noch in ſeinen reiferen Jahren urtheilte, ein ſehr tiefſinniger Kopf, ein großer Mathematiker, welcher durch eigenes Nachdenken die wichtigſten Demonſtrationen erfunden hatte, und dem es dabey nicht an poetiſchem Genie fehlte. Dieſer Mann hatte auch den Maimonides mit großem Eifer ſtudirt, und diſputirte mit ſeinem jungen Freunde nach Maimonides Grundſätzen. Er gab ihm auch zuerſt den Euklides in einer hebräiſchen Ueberſetzung, wodurch er den Trieb desſelben zur Mathematik erregte. Durch dieſe wurde der Verſtand des Jünglings erſt recht geſchärft und ausgebildet, welches vom Studium dieſer, von vielen ſo ſehr erkannten Wiſſenſchaft bey jedem jungen Geiſte gewiß die Folge iſt. Ein junger jüdiſcher Doctor der Arzneygelehrſamkeit, Nahmens Kiſch aus Prag, rieth ihm zuerſt Lateiniſch zu lernen, weil er ſonſt die wichtigſten Bücher der Neuern nicht würde leſen können. Er war ſo dürftig, daß er eine ziemliche Zeit lang ſparen mußte, ehe er die wenigen Groſchen zuſammenbrachte, um eine Grammatik und ein ſchlechtes Lexicon alt zu kaufen. Kiſch gab ihm ein halbes Jahr lang täglich etwa

eine Viertelſtunde Unterricht in der lateiniſchen Sprache, und in Kurzem kam er, obgleich mit unſäglicher Mühe ſo weit, daß er Locke's Werk de intellectu humano verſtehen konnte. Er ſchlug jedes Wort in dem Lexicon nach und ſchrieb es auf, bis ein paar Perioden da waren; alsdann dachte er über den Inhalt dieſer Perioden nach; durch dieß Nachdenken ſuchte er den Verſtand zu errathen, und wenn er ihn gefunden zu haben glaubte, verglich er ihn wieder, ſo weit ſeine Kenntniß der lateiniſchen Sprache reichen wollte, mit dem Wortverſtande. Es iſt unglaublich, welchen Fleiß mancher jüdiſche Gelehrte angewendet, und welche unbeſchreiblichen Hinderniſſe ſie beherzt zu überſteigen geſucht haben, um in den Wiſſenſchaften weiter zu kommen. Es iſt aber auch unglaublich, welchen Vortheil die Ueberſteigung ſolcher Hinderniſſe in der Folge gewährt, welches ſich diejenigen neueren Jugendlehrer, die ihren Schülern gern Alles ſo gar leicht machen wollen, wohl möchten geſagt ſeyn laſſen. Mendelsſohn lernte um das Jahr 1748 auch den Dr. Aaron Salomon Gumperz kennen, einen jungen jüdiſchen Gelehrten, welcher in der Arzneygelehrſamkeit, in der Mathematik und Philoſophie gute Kenntniſſe hatte, und auch in den neueren Sprachen, beſonders der franzöſiſchen und engliſchen, die er verſtand und ſprach, nicht unerfahren war. Dieſer gab ihm nähere Veranlaſſung, mit der neueſten Literatur bekannt zu werden. Er verſchaffte ihm auch die Bekanntſchaft mit einigen jungen Leuten auf dem Joachimsthalſchen Gymnaſium zu Berlin, welche die Philoſophie liebten. Unter dieſen befand ſich der als Mitglied der königl.

Akademie der Wiſſenſchaften im Jahre 1783 verſtorbene Ludwig von Beauſobre. Mit dieſen Jünglingen diſputirte er ſehr oft über philoſophiſche Materien. Dadurch entwickelten ſich ihre philoſophiſchen Begriffe, bey jedem nach dem Maße ſeiner Fähigkeiten dazu.

So lebte Mendelsſohn der Weisheit und der Wiſſenſchaft ohne alle andere Aufmunterung, als die er aus ſich ſelbſt ſchöpfte, ſelbſt ohne gewiſſen Unterhalt, bis ein reicher Seidenfabrikant ſeiner Nation in Berlin, Nahmens Bernard, ihn als Erzieher ſeiner Kinder in ſein Haus aufnahm, und als er auch die bey Gelehrten ſo ſeltenen Talente des Schönſchreibens, Rechnens und Buchhaltens bey ihm fand, ihn nach und nach zum Aufſeher, dann zum Factor und endlich zum Theilnehmer ſeiner Fabrik machte. Im Jahre 1754 wurde Mendelsſohn mit Leſſing bekannt, dem er als ein trefflicher Schachſpieler genannt worden war. Dieſe Bekanntſchaft wurde für ihn der größte Schritt zur völligen Ausbildung ſeines philoſophiſchen Geiſtes und zur zweckmäßigen Anwendung ſeiner ſo ſeltenen Geiſtesgaben. Leſſing hatte ſelbſt in allen Wiſſenſchaften gründliche Kenntniſſe, eine unglaubliche Beleſenheit und Kenntniß der Gelehrtengeſchichte, folglich aller menſchlichen Meinungen, hatte eine unbeſchreibliche Perceptionskraft und Scharfſinnigkeit, die in ihm eine Menge der fruchtbarſten Ideen erzeugte und beſaß eine ihm ganz eigene Art, ſie im freundſchaftlichen Umgange zu entwickeln. Sein unnachahmliches Talent, jede Sache nach allen noch ſo verſchiedenen Seiten zu betrachten, und bey einer jeden das Dafür und Dawider zu beher-

zigen, konnten nur diejenigen recht ſchätzen, welche mit ihm vertraut waren; und es iſt von Vielen unrecht beurtheilt worden, die ſeinen großen edlen Geiſt nicht kannten, beſonders von ſchwachen Köpfen, die, wenn ſie ſich ja einmahl auf freymüthige Betrachtungen einlaſſen, ſogleich ſich zu verirren fürchten, und ſo geſchwind als möglich zu einem ſcheinbaren Reſultate eilen, um ſich nur zu beruhigen. Unbefangenen Wahrheitsfreunden, welche das nil admirari und nil timere recht verſtehen, war Leſſings Umgang die Quelle einer Menge Entwicklungen von Begriffen, von einer Menge befriedigender Unterſuchungen über wichtige Materien. So war ſie es beſonders auch einem Geiſte wie Moſes Mendelsſohn. Leſſing machte den philoſophiſchen Moſes zuerſt auf die Natur der neuern Sprachen und des Vorzugs in denſelben aufmerkſam. Die Briefe über die Empfindungen waren die erſte Frucht der Uebung des hebräiſchen Philoſophen in der deutſchen Sprache. Wenn man überlegt, daß die deutſche Sprache ihm eigentlich eine fremde Sprache war, und wenn man zurückdenkt, in welchem Zuſtande die deutſche Proſe im Jahre 1755 war, ſo ſieht man die Größe des Talents, und wie ſein Geiſt dieſes Talent zu bearbeiten wußte*). Auch mit

*) Leſſing und Nicolai hatten ihn ſchon verſchiedentlich ermuntert, etwas Wiſſenſchaftliches zu ſchreiben, allein ſeine natürliche Schüchternheit war immer dagegen. Einſt gibt ihm Leſſing einen Aufſatz von einem auswärtigen Gelehrten zu leſen, welchen Mendelsſohn ihm aber bald wieder zurückſtellt, mit der Aeußerung, daß er ſich allenfalls etwas darüber aufzuſetzen getraue. Das möchte ich wohl ſehen erwiederte Leſſing.

Abbt und Nicolai wurde er bekannt. Die Abbtiſche Correſpondenz, eine Sammlung von Briefen, welche zwiſchen Abbt, Mendelsſohn und Nicolai gewechſelt worden, verdient als Denkmahl einer echt philoſophiſchen Freundſchaft den trefflichſten Briefen der Philoſophen des Alterthums an die Seite geſetzt zu werden. Die ſcharfſinnigſten Unterſuchungen wechſeln darin mit den traulichſten Herzensergießungen, häusliche Angelegenheiten mit den erhabenſten Speculationen; aber den Character der Herzlichkeit und das innigſte Intereſſe hat Keiner ſeinen Briefen ſo einzudrücken gewußt, als Mendelsſohn, dem er unter allen am meiſten eigenthümlich war. Als Nicolai 1757 die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften anfing, war er es zuerſt, und nach ihm Leſſing, die denſelben in ſeinem Vorſatze, durch freymüthige Beurtheilung neuerer Schriften der deutſchen Literatur einen ſtärkern Schwung zu geben, befeſtigen. Moſes lieferte manchen thätigen Beytrag zu den erſten vier Bänden, die von ihm und Nicolai mit gemeinſchaftlicher Bemühung herausgegeben wurden. Auch an den Briefen, die neueſte Literatur betreffend, welche ſo

---

Mendelsſohn ſchweigt ſtill, und bringt ihm einige Zeit nachher, das erſte ſeiner bekannten philoſophiſchen Geſpräche. Leſſing nimmt es zu ſich mit der Entſchuldigung, er habe jetzt keine Zeit zu leſen. Und ſo verſtreichen einige Wochen, ohne daß Mendelsſohn das Manuſcript wieder erhält. Indem er einſt auf Leſſings Zimmer ſich befindet und ihn fragt, ob er bereits ſeinen Aufſatz geleſen habe? ſagt ihm Leſſing ſtatt der Antwort: Nehmen Sie dort das kleine Bändchen — und Mendelsſohn erſtaunt, ſein Manuſcript gedruckt zu ſehen.

wohlthätig auf die Bildung unſerer Literatur gewirkt haben, nahm er ſehr wichtigen Antheil. Der Gedanke den Nicolai faßte: die allgemeine deutſche Bibliothek herauszugeben, erſchreckte ihn anfänglich wegen der Größe des Unternehmens und der damit verbundenen Schwierigkeiten. Als er aber ſeinen Freund völlig entſchloſſen ſah, ſo unterſtützte er ihn auch hier auf's Freundſchaftlichſte. Die erſten Bände dieſes Werkes, worin einige ſehr vorzügliche Recenſionen von ihm ſtehen, ſind Zeugen davon. Die Briefe über die Empfindungen waren mit Beyfall aufgenommen worden und Mendelsſohn trat nun von Zeit zu Zeit mit einigen, zwar nur wenigen und nicht voluminöſen Producten, hauptſächlich als philoſophiſcher Schriftſteller auf, erwarb ſich aber bald durch dieſelben einen Ruhm, der ſich ſelbſt bis nach Frankreich, England und Holland verbreitete.

Lavater hatte auf einer Reiſe zu Berlin unter Andern auch Moſes Mendelsſohn kennen gelernt, und verehrte in ihm einen denkenden Freund der Wahrheit. Nach ſeiner ſehr menſchenfreundlichen, aber enthuſiaſtiſchen Denkungsart, wünſchte er jede ſchöne und edle Seele dem Chriſtenthume anzuſchließen, und ſo glaubte er keinen größern Gewinn für die chriſtliche Religion machen zu können, als wenn er den Choragus einer ganzen Nation und anerkannten ſeinen Denker zu derſelben hinüber zu ziehen vermöchte. Seine Anfragen oder vielmehr Anforderungen an den jüdiſchen Weltweiſen über dieſen zarten Punkt, hatten zwar alles Gutmeinende, aber auch zugleich alles Uebereilte und Unvorſichtige des Enthuſiasmus. Mendelsſohn benahm ſich hierbey eben ſo ſehr als ſeiner Welt-

und Menſchenkenner, als Philoſoph und fertigte Lavatern mehr durch Stillſchweigen, als durch Widerlegung ab. Seine Correſpondenz mit Lavater iſt eine herrliche Beylage von Feinheit und Delicateſſe in gelehrten oder Religionsſtreitigkeiten. Unterdeß hatte er das Unerwartete, ſich gerade von der Seite Streiche verſetzt zu ſehen, woher er es am wenigſten vermuthete; der Verdruß, welcher ihn bey jeder Zeile, welche er in dieſer Angelegenheit ſchreiben mußte, ergriff, machte einen nachtheiligen Einfluß auf ſeine Geſundheit. Er fiel in eine ſchwere Krankheit, die ihn verſchiedene Jahre lang, erſt zu allen Arbeiten, nachher wenigſtens zu allen gelehrten Arbeiten ganz untüchtig machte. Durch die ſtrengſte Diät genas er endlich nach und nach und erwarb neue Kräfte des Körpers und Geiſtes. Er verſuchte nun wieder ein zuſammenhängendes Werk zu ſchreiben. Bey einer geringen Veranlaſſung legte er in ſeinem Jeruſalem oder über religiöſe Macht und Judenthum, der Welt die trefflichſten Ideen vor, die zum Theil deßwegen ſo ſchief verſtanden wurden, weil ſie Vorurtheile, die ſeit Jahrhunderten befeſtigt waren, geradezu angegriffen. Er ſelbſt blieb dabey ſehr gleichmüthig. Er wollte ſeinem Zeitalter noch nützlicher werden, und faßte den Gedanken, die in neuern Zeiten oft ſo verkannte und verſtellte Lehre vom Daſeyn Gottes in ein neues Licht zu ſetzen. Ihm war es ſehr angelegentlich geweſen, ſeinen älteſten Sohn Joſeph, einem Jünglinge von ausgezeichneten Fähigkeiten, den er mit der zärtlichſten Vaterliebe liebte, von dieſer Seite ſicher zu wiſſen. Er hatte ihm und einigen andern jungen hoffnungsvollen Leuten ſeiner

Nation in einigen Morgenſtunden die Anfangsgründe ſeines philoſophiſchen Syſtems mündlich erklärt, und beſonders auf die Lehre von Gott und die Auseinanderſetzung unſeres Begriffes von ihm und ſeinen Eigenſchaften wichtige Wahrheiten gegründet. Die Reſultate ſeiner Unterſuchungen machte er jetzt in dem erſten Theile eines Werkes, dem er ſeiner Veranlaſſung wegen den Titel: „Morgenſtunden“ vorſetzte, bekannt. Der zweyte Theil, in welchem er den im erſten Theile entwickelten Begriff von Gott auf die menſchliche Geſellſchaft näher anwenden, und bis zu den ihm ganz eigenen feſten Begriffen von Naturrecht und Sittenlehre fortführen, das heißt, die Rechte und Pflichten eines jeden Menſchen mit der göttlichen Vollkommenheit in der innigſten Verbindung zeigen wollte, blieb, ſeines dazwiſchen eintretenden Todes wegen, ungeſchrieben. Einen dem Lavater'ſchen ähnlichen, aber noch ergreifenderen Verdruß zog ihm jetzt Friedrich Heinrich Jacobis an ihn gerichtete Schrift: Ueber die Lehre des Spinoza zu, in welcher Leſſing nach ſeinem Tode als ein offenbarer Anhänger des Syſtems dieſes Philoſophen dargeſtellt wurde. Den eifrigen Vertheidiger der reinen Vernunftreligion, den Verfaſſer des Nathan, den geleſenſten Schriftſteller der Deutſchen, des Spinozismus beſchuldigen, und zwar in der Art, wie es Jacobi gethan hatte, hieß denſelben nicht bloß als Atheiſten und Gotteslängner, ſondern auch als Spötter, als Heuchler vor den Augen der Welt darſtellen, hieß der deutſchen Nation ein gefährliches Mißtrauen in die Grund- und Lehrſätze eines ihrer größten Schriftſteller einflößen. Men-

delsſohn mit ſeinem für ſeinen verſtorbenen Freund, dem er ſelbſt einen großen Theil ſeiner Bildung verdankte, ſo warmen Herzen, konnte die Aſche dieſes Freundes nicht ſo muthwillig preisgegeben ſehen. Er achtete nicht die matten Kräfte, welche er durch die Ausarbeitung des nun eben vollendeten erſten Theils ſeiner Morgenſtunden erſchöpft hatte, er überwand ſeinen ſo oft erklärten Abſcheu gegen Streitigkeiten jeder Art und Religionsſtreitigkeiten insbeſondere. Er wollte ſogleich den erſten Eindruck vertilgen, den die Jacobiſche Schrift gemacht haben konnte, und ſo opferte er bey der Ausarbeitung der Schrift: Moſes Mendelsſohn an die Freunde Leſſings, den letzten Reſt ſeiner Kräfte auf. Bey der Wallung, die dieſe Arbeit in ſeinem Blute hervorgebracht hatte, und bey der ohnehin ſchon ſo großen Schwäche ſeines Nervenſyſtems, bedurfte es jetzt nur des mindeſten äußern Zufalls — und Mendelsſohn war verloren. Dieſer Zufall ereignete ſich wirklich durch eine Erkältung, die er ſich zuzog, als er wegen der Herausgabe ſeiner Schrift ausgegangen war. Er ſtarb den 4. Jänner 1786 im 57ſten Jahre ſeines Alters.

Mendelsſohn war von kleiner Statur, ſehr hager, verwachſen. Seine Geſichtsfarbe war äußerſt braun und kränklich; ſein Haar ſchwarz und kraus; ſeine Naſe römiſch-groß. Sein Auge war feurig, ſein Blick durchdringend. In ſeiner Miene lag ſo viel Güte, Beſcheidenheit und Wohlwollen, daß man ihn beym erſten Anblicke liebgewinnen mußte. Seine gewölbte Stirne und alle Züge ſeines Geſichtes verkündigten den Mann von hellem Kopfe

und edlem Herzen. Das tiefe angeſtrengte Denken, dem Mendelsſohn faſt ſein ganzes Leben von früheſter Jugend an gewidmet hatte, mußte ſeiner ſo ſchwachen, ſo unglücklich gebauten Maſchine nothwendig verderblich werden. Dennoch hatte der vortreffliche Mann ohne merkliche Schwächung ſeiner Geſundheit fortgearbeitet, ſo lange ſeine Arbeit nur noch Speculation blieb. Erſt da die Lavater'ſche Aufforderung auch ſein Herz in Bewegung ſetzte, empfand er plötzlich die fürchterlichen Folgen von ſeiner Lebensart, und ohne die Stärke der Seele, womit dieſer practiſche Weiſe allem ſinnlichen und allem geiſtigen Genuß auf Jahre entſagte, wäre er ſchon damahls der Welt und ſeinen Freunden entriſſen worden.

Dem ſinnlichen Genuß entzog er ſich ſtandhaft bis an ſein Ende. Es war unbegreiflich, wie die Nahrung, auf die er ſich einſchränkte, einen menſchlichen Körper erhalten konnte, und es war rührend, ihn ſeine Freunde mit der heiterſten Miene zu Speiſen und Getränke einladen zu ſehen, wovon er ſelbſt bey aller Lüſternheit nichts zu koſten wagte. Nur den geiſtigen Genuß der Lectüre und den noch reizendern der eigenen Arbeit konnte der Mann, der ſo ganz Geiſt war, in die Länge nicht mehr entbehren. Kleinere Aufſätze, die er in ſeinen beſten Stunden ohne Schaden gewagt hatte, lockten ihn nach und nach weiter, er fing an ſeine ehemahligen Lieblingsideen wieder hervorzuſuchen, und hätte man ihn ſeinen Gang gehen laſſen, hätte man ihn nicht abermahls aus der Sphäre der ruhigen Speculation herausgeriſſen, ſo würde er wahrſcheinlich, trotz dieſen Beſchäftigungen ſein Leben noch

auf Jahre erhalten haben. Er war ein großer Freund von Geſellſchaft. Des Morgens war er im Hauſe am früheſten wach, gemeiniglich um 4 oder 5 Uhr, und dachte, las oder ſchrieb bis 8 oder 9 Uhr, ſodann ging er auf das Handlungscomptoir, wo er bis Mittag mit Gegenſtänden ſich zu beſchäftigen genöthigt war, die natürlicher Weiſe von denen, in welche er ſich des Morgens mit Mühe und Anſtrengung hineingedacht hatte, ſehr verſchieden waren. Indeſſen wußte ſein Geiſt ſelbſt aus dieſer unangenehm ſcheinenden Ablenkung von jenen erhabenen Gegenſtänden Nutzen zu ziehen, er ſparte dadurch gleichſam ſeine Denkkraft, um ſie nachher mit deſto größerem Nachdruck wirken zu laſſen. Den Nachmittag war er bis 4 Uhr ebenfalls wieder mit Handlungsangelegenheiten beſchäftigt. Um dieſe Zeit aber fanden ſich ſchon ſeine Freunde oder Schüler in ſeiner Wohnung ein, und ſo traf er, wenn er nach Hauſe kam, gewöhnlich eine große Geſellſchaft theils Einheimiſcher, theils Fremder an, die ſeiner warteten, und mit denen er ſich bis um 8 Uhr über verſchiedene Materien unterhielt. Er hatte das beſondere Talent, daß er ſich mit Jedem, er mochte Theolog, Literat, Philoſoph, Staatsmann, Kaufmann u. ſ. w. ſeyn, über das Fach desſelben unterhalten konnte, als wenn es ſein eigenes und einziges geweſen wäre *). Nie behauptete er übrigens in ſeinen Geſprächen etwas als

*) Er ſprach, wie einer ſeiner Freunde ſich ausdrückte, ſo leicht und ſo deutlich über das Daſeyn Gottes, als über ein neues Muſter von Seidenſtoff.

gewiß, ſondern Alles, was er äußerte, war problematiſch: „Ich glaube," „Man könnte ſagen," „Was halten Sie davon?" „Wenn wir ſo ſagen möchten." Man vermißte nie in ſeinen Reden ſein großes Vorbild, den Socrates. Er hatte von Natur eine ſtarke Anlage zur Sartyre, welche der Ironie des griechiſchen Weiſen ſehr nahe kam und welche den, den er ſie bey nöthiger Gelegenheit empfinden ließ, wie ein ſcharfer Bienenſtachel tief verwundete. Aber er war immer auf ſeiner Huth, ſo, daß er manchen witzigen Einfall unterdrückte um Niemanden anſtößig zu werden *).

Er ließ ſich mit Keinem über eine beſtimmte Materie ein, bis ſie erſt in den Grundbegriffen eins waren. Er behauptete nähmlich, und gewiß mit vielem Rechte, daß

---

*) König Friedrich II. von Preußen ließ ihn einſt zu ſich nach Potsdam kommen. Da es eben Sabbath war, wo kein Jude reiten oder fahren darf, ſo mußte Mendelsſohn zu Fuß durch das Thor in Potsdam eingehen. Ein Junker, der wohl in ſeinem Leben weder Mendelsſohns Phädon, noch die Briefe über die Empfindungen geleſen haben mochte, fragte ihn auf die Anzeige, daß er ein Jude, Nahmens Mendelsſohn ſey, und der König ihn verlangt habe, unter einigen ſoldatiſchen Flüchen wie er in aller Welt zu der Ehre komme, zum Könige gerufen zu werden. Mendelsſohn beſann ſich nicht lange, ſondern gab zur Antwort: „Ich ſpiele aus der Taſche." — Ja, das iſt etwas Anderes, ſagte der Junker und ließ den Taſchenſpieler Mendelsſohn paſſiren, da er hingegen den Philoſophen Mendelsſohn vielleicht noch lange inquirirt, oder wohl gar am Ende auf die Wachſtube geſetzt haben würde, da bekanntermaßen mehr Taſchenſpieler als Weltweiſe durch die Thore eingehen.

die meiſten gelehrten Streitigkeiten bloß aus Mißverſtand der Definitionen entſtünden. Ueberhaupt verſtand er genau die Art, beſonders in Streitigkeiten, die abſchweifende menſchliche Denkkraft gehörig wieder einzulenken, und pflegte dann, ohngefähr ſo wie im engliſchen Parlement, wenn der Redner bey Nebendingen zu lange verweilt, zur Sache! zur Sache! zu rufen. So nothendig und anwendbar dieß Rufen in der ganzen Schriftſtellerwelt wäre, ſo zweckmäßig wußte der es anzuwenden, der auf keiner lateiniſchen Schule nach ſyllogiſtiſchen Figuren ſchließen gelernt, und auf keiner Akademie Logik gehört hatte. Nicht Worte, ſondern Sachen mußte man vorbringen, wenn man ſich mit ihm ſelbſt in freundſchaftlichem Streit einlaſſen wollte, und ſo genau er hierauf bey mündlicher Unterredung drang, ſo genau beobachtete er dieſe Regel ſelbſt in ſeinen Arbeiten als Schriftſteller, kurz er ſprach nicht und ſchrieb nicht, bloß um zu ſprechen oder zu ſchreiben, ſondern in der Abſicht um Nutzen zu ſchaffen. Was von ſeiner Genauigkeit im ſchriftlichen oder mündlichen Diſputiren gilt, das galt auch insbeſondere in dem Fall, wenn einer über philoſophiſche Gegenſtände ſich bey ihm Raths erholte. Auf den Ausdruck war er dann beſonders aufmerkſam und ein überflüſſiges Wort konnte ihn oft zum ſtrengſten Tadel reitzen, ob er ſonſt gleich nichts weniger als tadelſüchtig war. Strenge Kritik, mit welcher er die Schriften Anderer beleuchtete, war das ſicherſte Zeichen ſeines ſtillſchweigenden Beyfalls. Fand er z. B. einen Aufſatz nicht der Mühe werth, ſo ſuchte er ſich auf eine feine Art von dem übertragenen Amte eines

Kritikers loszumachen, aber nie ſchlug er Jemanden durch bitteren Spott darnieder oder ſuchte auf Koſten eines Andern über deſſen Schwäche mit Sieg zu prangen. Er hatte ſich 1762 in ſeinem 33ſten Jahre mit einer Tochter des Abraham Gugenheim aus Hamburg verheirathet, und lebte in einer ſehr glücklichen Ehe. Gott hatte ihn geſegnet, und er beſaß Vermögen genug, um eine feine bürgerliche Wirthſchaft führen zu können. Er unterſtützte ſeine und ſeiner Frau Verwandten auf die liebreichſte Weiſe, und hatte beſtändig ſeine Tiſchgenoſſen, mit denen er ſich unterhalten konnte. Wenn er ſich für Jemanden zu verwenden Gelegenheit hatte, und ſein Geſchäft glücklich von Statten gehen ſah, o, dann glänzte alle Heiterkeit des Menſchenfreundes auf ſeinem Geſichte. Ueberhaupt wurde man bey ihm die trefflichſten Züge von Rechtſchaffenheit, Edelmuth, Beſcheidenheit, Offenherzigkeit, Gutmüthigkeit und jeder gefälligen Tugend gewahr, die noch lange nach ſeinem Tode der Gegenſtand der Unterhaltung ſeiner Freunde und Bekannten waren. Die Edelſten unter Berlins Gelehrten ſchätzten ihn und äußerten dieſe Werthſchätzung nach ſeinem Tode auf mancherley Weiſe, beſonders Profeſſor Engel. Die Vorrede desſelben zu Mendelsſohns letzter Schrift: An die Freunde Leſſings, war die unabſichtlichſte, aber gewiß deſto rührendere und wahrere Lobrede auf den Verſtorbenen. An dem Tage, wo ſein Leichnahm dem Geſetze gemäß zur Ruheſtätte gebracht werden ſollte, waren um dieſe Zeit alle jüdiſchen Kaufladen geſchloſſen, welches ſonſt nur bey der Beerdigung eines Oberrabbiners zu geſchehen pflegt; ein ſicherer

Beweis von der Liebe, welche er ſich bey ſeiner Nation erworben, die die Achtung gegen einen ihrer vornehmſten Lehrer nicht ſchicklicher an den Tag zu legen wußte. Friedrich der Zweyte, der einmahl eine Abneigung gegen die Juden gefaßt hatte, und in derſelben durch Andere beſtärkt wurde, ſtrich Mendelsſohns Nahmen in der, von der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften ihm überſchickten Liſte der neuen zu erwählenden Mitglieder. „Oh," ſagte Mendelsſohn, „ich gräme mich nicht darüber. Nur alsdann würde es mich ſchmerzen, mit würdigen Männern in einer ſolchen Verbrüderung nicht ſtehen zu dürfen, wenn mich die Akademie, und nicht der König davon ausgeſchloſſen hätte."

Mendelsſohns literariſche Arbeiten betreffend, ſo ſind ſein gediegener „Phädon," oder: „über die Unſterblichkeit der Seele," zuerſt Berlin 1767, und ſeine werthvollen kleinen philoſophiſchen Schriften, 2 Theile, zuerſt Bern 1761 am öfteſten aufgelegt worden; ſeltener ſeine claſſiſche Ueberſetzung der Pſalmen. Eine fehlerhafte geſchmackloſe Geſammtausgabe von Mendelsſohns Werken war zuerſt 1819—1825 zu Ofen in 12 Theilen erſchienen; dann 1838 zu Wien in hübſcher Ausſtattung in einem Bande; ferner zu Leipzig 1843—1844 in 7 Bänden; eine ganz neue bereicherte und verbeſſerte ſollte von des großen Mannes Enkel Felix Mendelsſohn-Bartholdy an's Licht treten, und um den eigenen Erzeugungspreis ausgegeben werden.

Moſcheles, Ignatz,

einer der erſten Pianoforte-Virtuoſen und in ganz Europa berühmter Künſtler und Componiſt; iſt der Sohn eines Kaufmannes in Prag und wurde den 30. May 1794 geboren. Schon als Kind verrieth er bey dem Clavier-Unterrichte, den ſeine ältere Schweſter genoß, ſo geſpannten Antheil, daß der Vater es für dienlich hielt, auch ihm hierin Unterweiſung ertheilen zu laſſen. Ein Böhme, Nahmens Zahradka, war ſein erſter Lehrer, welchem Hozalsky und im Jahre 1804, zu des Knaben Glücke, Friedrich Dionys Weber, der Director des Prager Conſervatoriums, folgte. Von ihm zu Mozarts Compoſitionen geführt, trug der Knabe dieſelben mit einer Sicherheit und einem Feuer vor, welches Kunſtverſtändige in Erſtaunen ſetzte, worauf ſein einſichtsvoller Meiſter nicht länger Bedenken trug, dem ernſten Eifer ſeines Schülers, Händel's und Seb. Bach's ſtrengere Werke vorzulegen; und Moſcheles ſpielte ſie mit Feuer und glücklich eindringendem Kunſtverſtande. Zu einer anderſeitigen methodiſchen Bildung ſeiner Virtuoſität dienten Clementi's Clavierſachen und er vervollkommte ſich eben ſo glücklich in der Uebung vom Blatte zu ſpielen als in unermüdlich verſuchten Improviſationen. Im Jahre 1806 trat der nun zwölfjährige Knabe zum erſten Mahle in öffentlichen Concerten auf. Der Erfolg davon war ſo glänzend, daß man bald übereinkam, er müſſe in Wien, ſeine Bildung zu einem Berufe, der ſo augenſchein-

liches Glück biethe, vollenden. Im Jahre 1808 genoß er wirklich in Wien Albrechtsberger's Unterricht im doppelten Contrapunkt und Fugenſatz und erfreute ſich auch des Antheils und der höheren Leitung Salieris. Von Tag zu Tag entfaltete ſich nun ſeine Virtuoſität in einer Weiſe, welche den Beobachter in Erſtaunen ſetzte, und den Jüngling in Kurzem zum Centralpunkte des Wiener Concertlebens und zum Liebling des ſo muſikluſtigen und kunſtverſtändigen Publikums machte. Beſonders wurde der Ehrgeiz und Eifer des jungen Künſtlers dadurch geſpannt, daß zu jener Zeit der ausgezeichnete Pianiſt Meyer-Beer neben ihm ſtand. Faßt man nun die dieſer Periode und den nächſtfolgenden Jahren angehörigen Werke, ſo wie die Nachrichten über ſeine damahligen Leiſtungen in Concerten zuſammen, ſo zeigt ſich, daß das Streben nach höchſter Virtuoſität ſchon damahls in der Seele des Künſtlers vorherrſchend war, welche er auch wirklich erreichte. Das Schwerſte und Entlegenſte war ſeiner Kühnheit und Gewandtheit ein Spiel; die Töne verſchmolzen unter ſeinen Fingern zu der ſchmelzendſten Harmonie und ſeine Kraft erhöhte den Klang des Inſtrumentes. Gerne erging er ſich in Octaven-, Terzen- und Septimenpaſſagen, und war beſonders in ſeinen Improviſationen außerordentlich glücklich in Auffindung eigenthümlicher und anmuthig ſich entwickelnder Gänge. Er liebte es ſehr, ſeine Improviſationen in leicht hinſchwebenden oder auch donnernden Octavgängen, im keckſten Ueberſpringen der rechten Hand u. dgl. auszeichnend geltend zu machen. Daß ihm die höchſte Vollendung der Virtuoſität wirklich und ernſt-

lich am Herzen lag, dafür sprechen die Umstände, daß er selbst in der Zeit seiner Triumphe keinen Tag ohne die beharrlichsten Uebungen vorübergehen ließ, gleichsam als gälte es, sich erst eine neue Laufbahn zu eröffnen; und daß er sich sogar für seine Reisen eine zusammenschlagbare Tastatur ohne Saiten verfertigen ließ, um sich auch unterwegs im Wagen unablässig zu üben.

Auf seiner Reise durch Norddeutschland i. J. **1816** und nach Holland, Frankreich und England i. J. **1820** brachte er seinen Virtuosenruhm auf den höchsten Grad. Besonders in London erregte sein feuriger Vortrag, so wie seine überraschende Kraft und Bravour in seinen eleganten Improvisationen die höchste Bewunderung, so, daß er sich daselbst festsetzte und erst **1823** in sein Vaterland zurückkehrte. Daselbst trat er nun in München und Wien, dann im folgenden Jahre auf der Rückreise nach London, in Dresden, Leipzig, Berlin, Hamburg und Paris auf. In Wien hatte er einen Wettkampf mit Kalkbrenner zu bestehen, aus welchem er siegreich hervorging, sich aber von hier aus einer neuen Bahn immer entschiedener und auffallender zuwendete. Von großem Interesse ist nun, ihn und seinen berühmten Nebenbuhler und Freund zu vergleichen, indem sie nach Hummels allmähligem Rücktritt lange Zeit allein neben einander standen. Kalkbrenner setzte seinen ganzen Lebensgehalt immer entschiedener in die Ausbildung, während Moscheles Blick sich immer mehr über den wahren Inhalt der Tonkunst aufklärte.

Obgleich seine Stellung als Lehrer und Virtuos in Londons glänzendsten Zirkeln noch viele Huldigungen am

Altare der Mode abnöthigte, so wurde ihm immer mehr klar, daß die Virtuosität doch immer nur das Mittel zum Zwecke, und nicht die schwierigen, glänzenden Gänge, nicht das Erstaunen der bewundernden Menge, sondern der geistige Inhalt, die Erschließung der eigenen innern Welt, das Ziel seines Lebens seyn könne. Von dieser in ihm vorgegangenen Veränderung beginnt seine zweyte Periode. Die ersten Werke, welche entschieden dahin gerechnet werden können, sind sein **E-Dur-Conzert**, und besonders das noch tiefere **G-moll-Conzert**, welche beyde er unter Anderem in Wien und Berlin vortrug. Derselben Richtung gehören noch an: die Beethoven dedicirte Sonate, die **Sonate melancolique**, die drey **Allegri di bravura** (Kramer dedicirt), das **Conzert fantastique**, das aus **C** das **Concert phantetique** und vor allem seine großen Etuden (zwey Hefte bey Prost, jetzt Kistner) welche letzteren er auf seiner Reise durch Deutschland i. J. 1826 zum Theil öffentlich hören ließ. Diese Etuden, die für sein reichstes und gediegenstes Werk gelten können, zeigen den hohen Sinn, der sich in dieser zweyten Hälfte seines Künstlerlebens entfaltete am deutlichsten. Keine ist unter ihnen, die nicht nebst wahrhaft neuer Erfindung, einen bestimmt durchgeführten Character oder eine besondere Idee offenbaret, welche dem Componisten mehr oder weniger klar vorschwebte; wie man aus seinem Munde weiß, daß ihn bey der **C-moll-Etude** ($^{12}/_{8}$) die Vorstellung eines Dämonenkampfes leitete. Wer Moscheles persönlich kannte, und auf dem Gipfel seines Virtuosenthums zu den Werken Mozart's und Beethoven's zurückkehren sah, mußte an dieser Wendung seines Schaffens den herzlich-

ſten Antheil nehmen. Moſcheles war ſeitdem als Profeſſor der königl. Akademie der Muſik in London mit der Ausbildung der vorgerückteſten Schüler beſchäftigt. Als Mitdirector der berühmten philharmoniſchen Concerte und durch den Vortrag Beethoven'ſcher, Mozart'ſcher und Seb. Bach'ſcher Werke (welche letztere i. J. 1826 enthuſiaſtiſche Anerkennung fanden) ſtand ihm eine vielſeitige Wirkſamkeit offen, welche er würdig auszufüllen weiß. Seinem Verhältniſſe zum philharmoniſchen Conzerte ſcheint ſeine Sinfonie, ſo wie die Ouverture zu Schiller's „Jungfrau von Orleans" (1835 dort aufgeführt) den Urſprung mit zu verdanken.

Unter ſeinen neuern Leiſtungen glänzen ſeine charakteriſtiſchen Studien Op. 95 und ſeine vierhändigen Sonaten beſonders hervor. Der große Kunſtmeiſter domicilirt nun fortwährend zu Leipzig.

Moſen, Julius *).

Eigentlich Moſes, iſt er den 8. Juli 1803, zu Marienei im ſächſiſchen Voigtlande geboren. Sein Vater, obgleich unbemittelt, war doch im Beſitze einer Bücher-

*) Aus einem eigenen Grunde merken wir an, daß bey dieſem Artikel auch das Converſationslexicon der neueſten Literatur, Völker- und Staatengeſchichte, Leipzig, Otto Wigand, benützt wurde, in welchem es lautet: „Moſen, Julius, eigentlich Moſes ꝛc. von unbemittelten jüdiſchen Eltern geboren."

ſammlung; und die Gelegenheit ihrer Benützung mag bey dem Kinde Anlaß gegeben haben, geiſtiger Thätigkeit und literariſcher Beſchäftigung nachzuhängen. Frühzeitig bezog er das Gymnaſium zu Plauen; ſeine Verwendung aber wollte den Lehrern nicht ſehr zuſagen. Es ſcheint, daß der junge Studirende ſich mehr poetiſchen Gefühlen und Anſichten, überhaupt aber einer eigenthümlichen Geiſtesrichtung hingegeben habe. 1822 begann er ſeine Studien auf der Hochſchule zu Jena. Zwey Jahre hierauf wollte er ſich nach Leipzig begeben; da entriß ihm aber der Tod ſeinen Vater und mit dieſem die Unterſtützungsmittel. Die Familie gerieth in die drückendſte Armuth, und Julius war nun darauf angewieſen, ſich ſein Fortkommen ſelbſt zu gründen. Er hatte nun vor, mit dem Doctor Auguſt Kluge nach Italien zu reiſen; in München jedoch gab er dieſen Gefährten auf und wanderte allein nach der ewigen Roma. Hier bearbeitete er die uralte Sage, das Lied vom Ritter Wahn in 24 Abenteuern, welche mit Beyfügung des Originales 1831 zu Leipzig gedruckt wurde, nachdem ſie lange keinen Verleger gefunden. In das Vaterland zurückgekehrt, legte er ſich 1827 auf das Studium der Rechte und begab ſich nach beſtandenem Examen in ſein Geburtsort. Allein hier gebrach es ihm für dieſe ſeine Cathegorie gänzlich an Beſchäftigung, und der Verlaſſene ſah ſich der bitterſten Lage preisgegeben. Verzagend und iſolirt, ſchrieb er das Trauerſpiel: Wendelin und Helene. 1830 zog er nach Leipzig. Hier ſchrieb er Georg Venlot, eine Novelle mit Arabesken; gedruckt 1831. Es gelang ihm, zu Rohren

bey Frohburg eine Stelle als Actuar bey einem Patrimonialgerichte zu finden. Bey dem Gutsbeſitzer Dr. Cruſius lebte er als Hausfreund zum erſten Mahle in behaglicheren Verhältniſſen. Als 1834 das Patrimonialgericht aufgehoben wurde, zog Moſen nach Dresden, ſeinen Unterhalt theils als Advocat theils durch literariſche Thätigkeit gewinnend, bis er 1844 vom Großherzog von Oldenburg als Theaterdirector nach Oldenburg berufen wurde. Moſen hatte ſich als Epiker, als Lyriker, als Novelliſt und dramatiſcher Dichter gezeigt. Von ſeinen poetiſchen Leiſtungen führen wir an: Ahasver; epiſches Gedicht (Dresden 1838); Gedichte (Leipzig 1836, 2. Aufl. 1843); Heinrich der Finkler, hiſtor. Schauſpiel (Leipzig 1836); Novellen, 1. Band: Ismael; die italieniſche Novelle; Helena Vallisnoria; das Ondinenbild (Leipzig 1837); Kaiſer Otto III. hiſtor. Trauerſpiel (1840); Cola Rienzi, Drama, (1836) in Moſens Theater (Stuttgart 1842); Congreß von Verona, Novelle, 2 Bde. (Breslau 1842); Ueber Goethes Fauſt (Oldenb. 1845); Bilder im Mooſe; Novellenbuch, 2 Bde. (Leipzig 1846) — Sein neues Drama „Don Johann von Oeſterreich“ wurde am zweyten Oſtertage 1847 zu Leipzig aufgeführt, hatte aber das Mißgeſchick, völlig durchzufallen.

C.

Philo.

Philo (Philon) der Alexandriner; Philo Judäus; von den Juden: Jedidja genannt.

Dieſer edle Denker, Forſcher und Weltweiſe, um 20 Jahre vor Chriſtus geboren, aus einer Prieſterfamilie ſtammend, lebte und lehrte in ſeiner Vaterſtadt Alexandria. Liſymachus der Synagogenälteſte war ſein Bruder. Philo ſtand in hohem Anſehen und wurde allgemein geliebt, ſowohl wegen ſeiner Einſicht und Gelehrſamkeit, als wegen der Trefflichkeit ſeines Characters.

Zwiſtigkeiten zwiſchen den alexandriniſchen Juden und Griechen gaben Anlaß, daß ſeine Glaubensgenoſſen im 40ſten Jahre nach Chriſtus eine Deputation an den Kaiſer Cajus Caligula ſendeten. Philo wurde zum Wortführer gewählt; allein, wiewohl er ſich dieſes Geſchäftes mit aller Klugheit und Gewandtheit entledigte, konnte er doch den Zweck nicht erreichen. Die Haupturſache dieſer unerwarteten Erfolgloſigkeit war, weil die Juden ſich geweigert hatten, dem Kaiſer göttliche Ehren zu erweiſen.

Philo hat ſich durch ſeine ſchriftſtelleriſchen Werke verewigt. Er vereinigte mit jüdiſcher Gelehrſamkeit die gründliche Kenntniß der griechiſchen Philoſophie, vorzüglich der pythagoriſchen, platoniſchen und ſtoiſchen. Am meiſten zog ihn die platoniſche an, und er verſchmolz ſie mit der jüdiſchen dergeſtalt, daß man zu ſagen pflegte,

er platoniſire ſo ſehr, daß Plato ſelbſt zu philoniſiren ſcheine. Ein neuerer Philoſoph von Profeſſion, (wenn dieſer Ausdruck nicht zu profan klingt) charakteriſirt ihn alſo: „Es war nicht die reine platoniſche Philoſophie, welche Philo lehrte, ſondern eine ſyncretiſtiſche, oder eine mit orientaliſchen (inſonderheit hebräiſchen) Religionsideen vermiſchte, wobey er unſtreitig die Abſicht hatte, das Judenthum ſelbſt zu vervollkommnen, oder wenigſtens in den Augen ſeiner gelehrten Zeitgenoſſen zu verherrlichen. Daher ſuchte er zu zeigen, daß die Lehren der berühmteſten griechiſchen Weiſen, inſonderheit Platos, bereits in den alten Religionsbüchern der Juden angetroffen würden .... Die Hauptelemente ſeiner Philoſophie ſind folgende: Gott und die Materie, jener als ein thätiges (bildendes und belebendes), dieſe als ein leidendes (Geſtalt und Leben empfangendes) Princip, ſind zwar Beyde von Ewigkeit. Weil aber die Materie ohne Gott weder Geſtalt noch Leben haben würde, ſo kann ſie auch als ein Nichtſeyendes (alſo nicht abſolut, ſondern nur relativ genommen) betrachtet werden. Gott aber iſt das wahrhaft Seyende, das jedoch durch keinen Verſtand erreichbar iſt, weil es als unendlich gedacht werden muß. Gott iſt daher eine unendliche Intelligenz, und gleichſam das Urlicht, aus welchem die endlichen Intelligenzen wie Strahlen hervorgegangen. In Gott iſt der Logos (der innengeſetzte Logos), welcher die Ideen von allen möglichen Dingen befaßt, und daher auch die ideale Welt und das Ebenbild Gottes genannt werden kann. Nach dieſem Muſter iſt die wirkliche Welt gebildet durch Gottes Schöpferwort (der ſich

aussprechende Logos nach der mosaischen Erzählung: Gott sprach es werde ꝛc. und es ward ꝛc.). Dieser doppelte Logos in Verbindung mit Gott gedacht, bildete also schon nach Philo, eine Art von Dreyheit in dem einen göttlichen Wesen (platonisch-philonische Trinitätslehre.)" — Ein noch neuerer Gelehrter schildert des edlen Philo Geist und Lehre mit derselben Würdigung. Wir führen folgende Stellen an: „Seine Moral besteht in den edelsten Grundsätzen, besonders in dem der völlig gleichen Rechte aller Menschen, gegenseitiger brüderlicher Liebe, Geduld bey Leiden und Verfolgungen ꝛc. Nach seiner Lehre ist das höchste und vollkommenste Wesen Gott; ihm ist höchstens die Sonne in der Welt und die Seele im Menschen ähnlich. Er allein ist weise, frey, wahr und unveränderlich; in ihm ist Alles . . . Mit besonderer Vorliebe schildert Philo Natur, Beziehung zu Gott und Wirksamkeit des Logos. Zunächst ist er der erste nach Gott, die Idee der Ideen, Abglanz der höchsten Seligkeit (Gottes), die eigentliche Welt, sofern in ihm das Urbild der Welt enthalten ist, der Mensch und Sohn Gottes, ein eingeborner Sohn, der wahre (Gott schauende) Israel, Weltrichter, das Licht oder Auge der Welt u. s. w."

Die Gottes- und Weltlehre Philo's zählte unter den Juden in Alexandria sehr viele Anhänger. Die ältesten Kirchenlehrer, wie Clemens, Origenes nahmen seine Lehrsätze in ihre eigenen christlichen mehr oder weniger auf. Im Occident war Ambrosius der bedeutendste Verbreiter derselben. Aus diesen Gründen läßt sich daher auch erklären, daß unter Andern John Jones in seinen eccle-

siastical researches etc. (London 1812) zu erweisen getrachtet, Philo sowohl als sein Zeitgenosse Josephus Flavius seyen Christen gewesen.

Philo schrieb in griechischer Sprache. Seine Darstellungsweise ist zierlich; seine eingestreuten moralischen Betrachtungen sind jedoch nach egyptischem Geschmack hie und da etwas mit Allegorien überladen, die nicht immer entsprechen. Die noch immer beste Ausgabe seiner Werke mit lateinischer Uebersetzung ist die von Mangey. 2 Bände, London 1742, Folio. Angelo Mai und J. B. Aucher haben einzelne noch unedirte Stücke Philo's aufgefunden, welche auch in der Gesammtausgabe von Richter und Kloß, 8 Bände, Leipzig 1828 — 30 enthalten sind.

Notable Nichtjuden desselben Nahmens sind: der Redner und Philosoph aus Lariſſa; der griechische Arzt von Tarsos und der Grammatiker von Byblos in Phönizien. De Rossi erwähnt im Vorbeygehen auch eines jüdischen Dichters Philo, der ein Epos „Jerusalem" in mehr als 14 Rhapsodien geschrieben.

F. G.

Rott, Moriz.

Einer der ausgezeichnetſten Schauſpielkünſtler in der wahrſten und würdigſten Bedeutung des Wortes! Er iſt den 17. September 1797 zu Prag geboren, erhielt eine diſtinguirte Erziehung und lag den Studien, beſonders der Philoſophie, eifrig ob. Er war zum Kaufmannsſtande beſtimmt; allein ſein künſtleriſcher, auf echten Beruf beruhende Sinn machte, daß er ſich eigenmächtig dieſer Sphäre entzog, ſich nach Wien begab und ſich mit Entſchiedenheit der Bühne zuwendete. Als er 1817 zum erſten Mahle die Breter betrat, fand er die wärmſte und ermunterndſte Aufnahme, nahmentlich als Carl Moor, und es folgten hierauf ſeine Engagements in Kaſchau, Eperies und Bartfeld, ſofort aber in Lemberg. Er glänzte in den Fächern der erſten Liebhaber und Helden, ſo auch dann in Olmütz und Linz.

1821 gaſtirte er im Theater an der Wien mit ſolch rauſchendem Beyfalle, daß er engagirt und zum Regiſſeur gewählt wurde. Gaſtſpiele in Peſth, Brünn, Gratz, Prag, Breslau, Preßburg, Lemberg, an den Hoftheatern zu Wien, Berlin und Hannover verbreitete und befeſtigten ſeinen Ruf und ſein Anſehen als echter Künſtler höheren Ranges. 1829 wurde er Mitglied des Hoftheaters in Leipzig. Von hier datirt ſeine Cathegorie der Claſſicität durch Rollen wie Brutus in Shakſpeares Cäſar, in Kreon und

Jaſon als Sophocles, in Fauſt ꝛc. Nicht vorüberrauſchender, ſondern ſelbſtbewußter feſtwurzelnder Enthuſiasmus krönte des gediegenen Mimen Verdienſte; und mit Recht ſagt eine achtenswerthe Stimme: „Wie er jeder ſeiner weit umgreifenden Rollen, auch der unbedeutenderen, ſtets den gewiſſenhafteſten Fleiß, das ſorgfältigſte Studium widmet, ſo hatte er insbeſondere jene Rolle (Fauſt) mit der ganzen Schärfe ſeines reichbegabten Geiſtes durchdrungen, und ſie mit den glänzendſten Mitteln ſeines Darſtellungstalentes zur Anſchauung gebracht. Was wohl ſelten ein Schauſpieler thut und thun kann: „er hatte zu ſeiner eigenen Belehrung über alle Höhen und Tiefen des Fauſtcharacters in einer ausführlichen eigenen Abhandlung ſich ausgeſprochen, die einen ſchönen Beweis von durchdringendem Scharfſinne und genialer Auffaſſung lieferte.“ — Als das, eigentlich nur lucrativem Intereſſe führende Leipziger Theater in Verfall gerathen war, ſollte Rott, im Einklange mit Tieck's Anſichten, für das Dresdener Theater engagirt werden; allein collegiale Machinationen vereitelten es, und gewiß nicht zum Nachtheil des Künſtlers, denn 1822 erfolgte ſein Engagement am Hoftheater in Berlin. Hier erntete er reiche Anerkennung nicht nur von allen Claſſen des Publicums, ſondern ſelbſt von den Perſonen des allerhöchſten Ranges. Der nun in Gott ruhende König liebte und ſchätzte ihn hoch, eine hehre Auszeichnung, die ihm auch von den jetzt regierenden Monarchen zu Theil geworden. Nach der Vorſtellung der Antigone verlangte der König ihn zu ſprechen, und ſagte ihm die erhebenden Worte: „Ich danke Ihnen; ich

habe nie einen ähnlichen Eindruck gehabt. Es war mir Bedürfniß, Ihnen zu danken."

Bey seinen häufigen Gastspielen ist Rott allenthalben der Mann des Triumphes, nahmentlich als Hamlet, Posa, Wallenstein, Götz v. Berlichingen, Carl und Franz Moor, Shylock, Reisender in Mirandolina ꝛc. ꝛc. Selbst die strengste Critik kann nicht umhin, seine überwiegenden Vorzüge anzuerkennen; und ebenso war und ist er selbst von Coryphäen der Literatur und Kunst hoch gewürdigt. Tieck selbst äußerte vor Zeugen seine „Bewunderung." Als Gast auf dem Wiener Hofburgtheater grünten ihm 1840 schöne Lorbeern, so wie 1847 in Prag.

Wie Rott durch Talent, Geist, Studium, Intelligenz und echte künstlerische Weihe anzieht und fesselt, so ist dieß auch bey seiner äußern Persönlichkeit der Fall, von welcher es in einer Würdigung lautet: „Rott's äußere Mittel für die Bühne sind eine imposante Figur, ein kräftiges und umfangreiches Organ, ein schönes ausdrucksvolles Auge, und eine plastisch-schöne Haltung des stets unter geistiger Aufsicht gehaltenen Körpers."

Rott's Gattinn selbst eine begabte Schauspielerinn ist die Schwester der gefeyerten Sängerinn Tuczek.

G.

Spinoza (oder Spinoſa) Baruch, nachmahls Benedict von.

Dieſer merkwürdige Philoſoph, deſſen Syſtem nicht zur Abgeſchloſſenheit gelangte, weßhalb es denn auch ſo verſchiedenartig aufgefaßt wird, war den 24. November 1632 zu Amſterdam geboren, der Sohn von Eltern, welche aus Portugal ſtammten. Wie es bey der jüdiſchen Erziehung gebräuchlich, erhielt auch er ſchon ſehr zeitlich Unterricht im Hebräiſchen, in der rabbiniſchen Sprache und in der Religion. Schon früh jedoch waltete in ihm der Geiſt des Zweifels; ſeine Lehrer erſtaunten über die Neuheit und Kühnheit ſeiner Fragen und Einwürfe, ohne daß ſie im Stande geweſen wären, dem Knaben genügende Aufſchlüſſe zu gewähren. Baruch vertiefte ſich nun mit ſelbſtſtändigem Sinne in das Studium des Talmud. Begreiflich wurde er denn in ſeinem Skepticismus noch mehr beſtärkt, beſonders da er die Begriffe anderer Religionsbekenner über metaphyſiſche Gegenſtände, nahmentlich über das höchſte Weſen und die Natur mit einander verglich. Die Lehren ſeiner eigenen Nation konnten ihn nun um ſo weniger befriedigen; er äußerte ſich hierüber und ſo geſchah es denn, daß er in der Synagoge als Abtrünniger angeklagt wurde mit der Drohung der Excommunication für den Fall, daß er in ſeinen Irrthümern und ſogenannten Läſterungen beharrte. Die Folge hievon

war, daß er ſich von den Juden mehr und mehr entfernte, und ſich mehreren Bekannten, die er unter den Chriſten hatte, anſchloß. Geborgen bey denſelben, lag er ſeinen Studien mit verdoppeltem Eifer ob, und erwarb ſich zugleich die Kenntniſſe der griechiſchen und lateiniſchen Sprache. Franz v. Ende, in der Folge zu Paris wegen politiſchen Händeln hingerichtet, war ſein Lehrer, und dieſes Mannes reitzende und gelehrte Tochter, von Spinoza geliebt, lernte gemeinſchaftlich mit.

In jener Zeit begann die carteſianiſche Philoſophie in Holland Wurzel zu faſſen. Spinoza befreundete ſich mit ihr und verſchmolz manche Anſichten und Doctrinen des ſcharfſinnigen Descartes mit ſeinem eigenen noch unreifen Syſteme. Alles das konnte nur bewirken, daß es ihm den Judaismus und Talmudismus völlig verleidete. So ſagte er ſich denn von der Synagoge gänzlich los. Vergebens trachtete man, ihn durch das Anerbiethen des bedeutenden Jahresgehaltes von Tauſend Gulden feſtzuhalten. Um zu verhindern, daß ſein Beyſpiel Andere zum Abfall reitze, ward ſein Tod beſchloſſen; er entging jedoch dem Dolche. Nun ſah er ſich von allen Seiten als Gotteslästerer verketzert. Die Judenſchaft verlangte ſeine Entfernung aus Amſterdam, und der chriſtliche Magiſtrat willfahrte. Spinoza, nach dieſer wohl nicht ungerechten Verbannung, ließ ſich auf dem Lande nächſt der Stadt nieder. Hier theilte er ſeine Zeit zwiſchen optiſchen Arbeiten, Gläſerſchleifen und dergleichen mechaniſchen Beſchäftigungen und der Fortſetzung ſeiner philoſophiſchen Studien.

Ueber die carteſianiſchen Principien blieb er mit ſeinen Freunden in ununterbrochenem Ideenverkehr. Da ſie ſich nicht einigen konnten, ſo ſchrieb Spinoza nach dem Wunſch einiger dieſer Freunde, um dieſe Colliſionen zu ſchlichten, ein eigenes Werk, ſein erſtes. Ein Arzt, Ludw. Meyer, bevorredete es und beſorgte den Druck. Spinoza's Zweck war nicht eben eine Vertheidigung, ſondern eine Erläuterung des Carteſianismus zu liefern.

Spinoza ſiedelte ſich ſpäterhin im Haag an, ohne weiter verfolgt zu werden, wiewohl er ſchon ſeit lange der damahls in Holland herrſchenden reformirten Religion angehört, auf welchen Anlaß er den Beynahmen Baruch mit Benedict vertauſcht hatte. Raſch und weit verbreitete ſich der Ruf dieſes philoſophiſchen Forſchers; die gelehrteſten und berühmteſten Männer knüpften mit ihm einen Briefwechſel an. Von Heidelberg aus wurde ihm die dortige Kanzel der Philoſophie angebothen; allein wiewohl man ihm unumſchränkte Lehrfreyheit zuſicherte, lehnte er dieſe ehrenvolle Stelle dennoch ab. Seine Neigung zur Zurückgezogenheit und ſeine ſchwächliche Körperbeſchaffenheit, da die Schwindſucht ſchon begonnen hatte, ihn zu verzehren, mochten wohl die Hauptbeweggründe davon geweſen ſeyn. Und ſo erloſch er denn auch in dem ſchönen Mannesalter von 45 Jahren, den 21. Februar 1677. Spinoza galt für einen uneigennützigen, rechtlichen, gewiſſenhaften und moraliſchen Mann; er war auch ein intereſſanter Geſellſchafter. Den Tod erlitt er, ohne bettlägerig geweſen zu ſeyn; ruhig und ſanft ſchied er aus dem Leben voll Irrthümer; und es wird daher

bloß ſeinen Widerſachern zugeſchrieben, wenn es hieß: er ſey nach langen und heftigen Seelenqualen verſchieden.

Spinoza's Schriften ſind: **Descartes principiorum philosophiae pars I & II, Amst. 1663. — Tractatus theologico-politicus, continens dissertationes aliquot, quibus ostenditur libertatem philosophandi etc. Amst. 1670. — Opera postuma (cura Jarrik Jellis) 2 Vol. 1677.** — Enthaltend: 1) **Ethica**; 2) **Tractatus, quomodo societas etc.**; 3) **De intellectus emendatione etc.**; 4) **Epistola doctorum virorum**; 5) **Compendium gramm. linguae hebraeae.**—Geſammtausgaben ſind: 1) H. E. Paulus: Spinoza **opera quae supersunt omnia 2 Vol. Jena 1802.** — 2) Von C. H. Bruder, Stereotyp-Ausgabe bey Tauchnitz in Leipzig, davon 1847 der dritte und letzte Theil erſchien. Ueberſetzungen in fremde Sprachen; viele Commentare, Befehdungen ꝛc. Sämmtliche Werke deutſch von Berth. Auerbach, 3 Bände, Stuttgart 1840. —

Das Syſtem dieſes jedenfalls großen Denkers anlangend, ſo führen wir hier die Worte eines neueren deutſchen Philoſophen an, der durch ſeinen gemäßigten Character und die Würdigkeit ſeiner zahlreichen ſchriftſtelleriſchen Werke, die zum Theil als Vorleſebücher eingeführt waren, allgemeine Achtung genoß. Dieſelben lauten: „Spinoza machte es ſich eben ſo wie Descartes zum Geſetze, nichts für wahr zu halten, als was er mit völliger Evidenz auszureichenden Gründen erkannt hätte. Ebendarum bediente er ſich der mathematiſchen Methode zur Conſtruction eines philoſophiſchen Syſtems, in welchem aus einer demonſtrativen Gotteserkenntniß zugleich

die Grundſätze des ſittlichen Verhaltens abgeleitet werden ſollten, und welches er deßhalb auch ſchlechtweg Ethik nannte. Die Ethik Spinoza's war alſo auch Methaphyſik, und zwar, (wenn man dieſen neuen von Kant eingeführten Sprachgebrauch auf ein älteres und vom kantiſchen ganz verſchiedenes Syſtem anwenden darf) zugleich Metaphyſik der Natur und Metaphyſik der Sitten, dergeſtalt, daß die letzte aus der erſten hervorgehen und dieſe auch eine metaphyſiſche Theologie ſeyn ſollte. Indem er daher mit Descartes vorausſetzte, Subſtanz ſey nur dasjenige, was durch ſich ſelbſt, (als causa sui) mit Nothwendigkeit beſtehe, was alſo auch durch ſich ſelbſt, ohne des Begriffes von einem anderweitigen Dinge zu bedürfen, begriffen werden könne: ſo behauptete er, es gäbe eigentlich nur eine Subſtanz, und dieſe Subſtanz ſey Gott, das unendliche Seyn ſelbſt, mit den eben ſo unendlichen Eigenſchaften der Ausdehnung und des Denkens. Die Einzelndinge hingegen, das Endliche, ſeyen nur wechſelnde (entſtehende und vergehende) Beſtimmungen (modi s. accidentia) des unendlichen Seyns, der unendlichen Ausdehnung und des unendlichen Denkens. Nach dieſer Grundanſicht iſt alſo die Subſtanz ſelbſt kein einzelnes Ding, obwohl der Grund von allem Einzelnen, weil jedes derſelben eine Modification der unendlichen Attribute der Subſtanz iſt. Es gehen nähmlich aus der unendlichen Ausdehnung die Modificationen der Bewegung und der Ruhe hervor, die wir den Körpern beylegen; und aus dem unendlichen Denken die Modifikationen des Verſtandes und des Willens, die wir den Seelen beylegen. So-

nach liegt allem Körperlichen die unendliche Ausdehnung und allem Denkenden das unendliche Denken zum Grunde. Beydes in unzertrennlicher Verbindung, weil es eben nur eine wahrhafte Subſtanz gibt = Gott. Dieſer Gedanke läßt ſich daher auch ſo ausdrücken: Alles, was iſt, ſey es Körper oder Seele, iſt in und durch Gott; oder Gott iſt die eine und immanente Urſache aller Einzelndinge, die natura naturans, der Inbegriff dieſer Dinge aber die natura naturata. Es geht demnach Alles mit Nothwendigkeit aus Gott hervor, weil es eine nothwendige Folge eines nothwendigen Grundes iſt; dieſe Nothwendigkeit iſt jedoch zugleich die höchſte Freyheit, weil Gottes Weſen und Wirken durch kein anderes Weſen und Wirken beſtimmt oder beſchränkt werden kann."

Die Begründung der hier aufgeſtellten Definition dürfte ſich in Spinozas Hauptwerk, in ſeiner **Ethica**, unſchwer auffinden laſſen. G.

Stöckl-Heinefetter: ſiehe Heinefetter.

Sulzer, Salomon.

Ein Prieſter dem allerhöchſten Gott. (I. B. M.)

Um die erſte Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurden die Juden aus Sulz vertrieben, und erhielten durch Verwendung ihres wackern Vorſtehers Aufnahme beym Grafen von Hohenems in Vorarlberg. Zum Andenken dieſer

Vertreibung nannte ſich der Enkel dieſes Mannes: Sulzer, welches der Vater unſeres Helden iſt, der am 30. März 1804 zu Hohenems geboren wurde. Von ſeinen Eltern, die zu den ehrenhafteſten und achtbarſten Gliedern der Gemeinde gezählt wurden, war er früher zum Handel beſtimmt; nachdem er aber in ſeiner früheſten Jugend auf eine faſt wunderbare Weiſe aus einer Waſſerfluth gerettet wurde, weiheten die frommen Eltern den ihnen von Gott nun zum zweyten Mahle geſchenkten Sohn dem religiöſen Dienſte. Zur Erlangung eines Amtes im Judenthume, wurde er zum fleißigen Studium der hebräiſchen und rabbiniſchen Literatur angehalten, welches er an den Schulen der Rabbinen zu Hohenems und Karlsruhe eifrig betrieb. Nebſt ſeinen Studien äußerte ſich ſehr zeitlich bey dem Knaben eine unbezähmte Liebe für die Tonkunſt, welche von ſolchem Einfluß auf ihn war, daß er ſich ausſchließlich der Muſik widmete, welchen Gegenſtand er mit ſolchem Fleiß und Eifer betrieb, daß es ſeinem Talente gelang, als ſiebzehnjähriger Knabe die Cantorsſtelle in ſeiner Vaterſtadt zu bekleiden; und er zeichnete ſich in dem Eifer ſeiner Amtsleiſtungen ſo ſehr aus, daß er alsbald der Liebling ſeiner Mitbürger war, die ihm die heißeſten Glückwünſche nachriefen, als er nach fünfjähriger Bedienſtung einen ſeinem Talente und ſeinen Kenntniſſen würdigen Ruf als Cantor des iſraelitiſchen Bethhauſes zu Wien erhielt.

In Wien organiſirten ſich dazumal die anſäßigen Juden zu einer Gemeinde, baueten einen prachtvollen Tempel, gewannen den herrlichſten und geiſtreichſten Redner unter

den jüdiſchen Theologen Herrn J. N. Mannheimer für dieſes neue Inſtitut, und durch die Erwerbung unſeres Sulzer haben ſie ihrer Synagoge eine ſolche Zierde beygegeben, die ſie noch jetzt ſchmückt und verherrlicht. Sulzer verrichtete nicht bloß das Amt eines Cantors, ſondern half thätig bey der Einrichtung eines zeitgemäßen Gottesdienſtes mit, welches in jener Zeit um ſo ſchwieriger war, als in der jungen Gemeinde eben ſo viele Meinungen ſich geltend machten, als ſie Glieder zählte; und einer endlichen Uebereinkunft hat wahrlich ſeine metallvolle klangreiche Stimme (im edelſten Sinne des Wortes) ſein begeiſterter und begeiſternder Vortrag nicht wenig beygetragen. Nun hatte Sulzer einen ſeinem Talente angemeſſenen Wirkungskreis erlangt, er ſtrebte immer mehr ſich ſelbſt in der Tonkunſt zu vervollkommnen, ſtudirte unter dem damahls berühmten Kapellmeiſter von Seyfried ſyſtematiſch die geſammten Theorien und Compoſitionslehren, und errichtete eine Singſchule für jüdiſche Jünglinge, die zu Sängern Gottes ſich hier bilden, welche Schule noch jetzt beſteht, und die nicht nur der kirchlichen ſondern auch weltlichen Muſik bereits ſchöne Kräfte erzogen. Die Einrichtungen Sulzer's fanden bald Eingang in andern jüdiſchen Gemeinden und man fing an auch anderswo, zuerſt in größern Gemeinden, den Gottesdienſt nach der Art wie er in Wien abgehalten wurde, einzuführen; denn es wurde allmählig erkannt, daß der Choralgeſang die eigentlichſte innerſte Seele des Gottesdienſtes iſt. Sulzer ſah ſich nun von allen Seiten als den Einzigen betrachtet, der in dieſer Sache Rath und Hülfe verſchaffen ſollte,

und aus allen Gegenden des In- und Auslandes wendeten ſich die Gemeinden an ihn, wodurch er ſich veranlaßt ſah ſeine Geſänge unter dem Titel **Schir Zion** im Jahre **1838** herauszugeben, welche ihrer Tüchtigkeit und Gediegenheit wegen einen ſolchen Anklang fanden, daß ſchon im Jahre **1842** eine zweyte Auflage veranſtaltet werden mußte. Durch dieſes Werk hat Sulzer noch das große Verdienſt, dem Judenthume eine Synagogenmuſik geſchaffen zu haben, welche ihm bis zu der Zeit mangelte, wenn man die alten überkommenen Melodien abrechnet, die auf muſikaliſchen oder gar künſtleriſchen Werth keinen Anſpruch machen können. Das Werk Sulzers iſt in den Händen faſt aller jüdiſchen Gemeinden und in allen Welttheilen werden Herzen erhoben, Gemüther erbauet, Seelen begeiſtert von einer Muſik, die aus einem ſo fein fühlenden Gemüthe gefloſſen. Außer dieſem Werke hat ſich noch das Talent Sulzers durch viele verfaßte geiſtliche und weltliche Lieder einen ſchönen Nahmen als Compoſiteur erworben. Seine Leiſtungen wurden von allerhöchſten Perſonen anerkannt; ſo erhielt er von ſeiner Majeſtät unſerem allergnädigſten Kaiſer einen ſehr werthvollen Brillantring, als Zeichen der Allerhöchſten Huld, und von Sr. Majeſtät dem Kaiſer von Rußland, ſo wie von ſeiner k. Hoheit dem Großherzog von Baden goldene Ehrenmedaillen, und mehrere Muſikgeſellſchaften zu Oedenburg, Klagenfurt u. ſ. w. ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitgliede, und die nächſte Zukunft wird ein Werk für die Synagoge von ihm zu Tage bringen, welches alle Anforderungen der ältern ſowohl, als neuern Beſtrebungen der Juden befriedigen wird.

Im Jahre 1845 erweiterte ſich ſein Wirkungskreis, denn er wurde zum Profeſſor für Männergeſang am hieſigen Muſikvereine ernannt, und auch hier zeigen die jährlichen Prüfungen mit welcher Liebe er ſeinem Amte vorſteht. Viele Zöglinge aus ſeiner Schule leiten mit Geſchick den Gottesdienſt in vielen Gemeinden, oder haben ſich dem weltlichen Geſang zugewendet, wo ſie ihrem Meiſter nur Ehre machen; zu den Letztern gehört ſeine eigene älteſte Tochter Marie, ein noch ſehr junges Mädchen, die an ſeiner Seite ſich ſo ſchnell herangebildet, daß ſie bereits im Theater der **Scala** in Mailand mit Auszeichnung debutirt. Möge Sulzer ſeinen Nachkommen ſo heranreifen ſehen zur Freude ſeines eigenen Herzens, wie es ſeinem Vater von Gott gegönnt war; — ein Mann von mehr als neunzig Jahren labt er ſich noch an den Früchten die er ſelbſt gepflanzt. Wir haben bisher kein Wort von der gewaltigen glockenreinen Stimme unſeres Sulzer, mit welcher er ſo viele Herzen erbauet, geſchrieben, weil wir uns für zu ſchwach halten den Zauber in ſprachliche Begriffe zu zwängen, die ſeine Töne auf uns üben. Sulzer's Geſang muß man nur hören, um ſich zu überzeugen, daß er keinen Rivalen hat.

Im Umgang iſt Sulzer geſellig, freundlich, für alles Gute und Edle ſchnell entflammt, und wo es gilt ſeinen Nebenmenſchen beyzuſtehen, iſt er gewiß keiner unter den Letztern.

S. D.

Turteltaub, Wilhelm,

wurde zu Rzeszow, einer Kreisſtadt Galiziens, am 25. März 1816 geboren. Seine bemittelten Eltern ließen ihm eine gute Erziehung geben und frühzeitig, in ſeinem neunten Jahre, trat er in die lateiniſchen Schulen. Nebſt den Schulgegenſtänden beſchäftigte er ſich auch mit Sprachen und Muſik, beſonders aber mit Lectüre, und machte dadurch ſeinem Hofmeiſter viel zu ſchaffen. Campe, Chimani, waren die Schriftſteller, die ihm erlaubt wurden, allein Spieß, Cramer mit ihren Ritter- und Geiſtergeſchichten waren es, die der Knabe heimlich ſich zu verſchaffen wußte und auf dem Stallboden las, bis er einſtens bei den „zwölf ſchlafenden Jungfrauen“ einſchlief und ſo von dem ihn vermiſſenden Hofmeiſter entdeckt wurde. Er bekam ob der frevelhaften Lectüre Zimmerarreſt, und die zur Erholung verſprochene Reiſe nach Lemberg unterblieb. Er ſetzte als Mutterſöhnchen es in der Ferienzeit doch durch, um nach Lemberg zu fahren. Es war das erſte Mahl, daß er eine große Stadt ſah. Vor Allem zog das Theater ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich, welches ein neues Leben in ihm wach rief. Zu Hauſe angelangt las er nun nichts mehr als Kotzebues Theater, und in ſeinem zwölften Jahre verſuchte er ſelbſt ein dramatiſches Produkt zu Tage zu fördern. Dieſes Produkt war aber nichts, als eine Copie von Kotzebues „Sorgen ohne Noth,“ in welcher er mehrere in ſeiner Vaterſtadt lebenden Notabilitäten perſiflirte. Am ſchlimm-

ſten kam der Magiſter (ich glaube er heißt Schendrian) davon, denn in dieſem Charakter perſiflirte er ſeinen Hofmeiſter. Zimmerarreſt war das Honorar für dieſe dramatiſche Arbeit. Späterhin machte er ſich an Schiller, und ſeine Sehnſucht ging dahin, auch Goethe, Leſſing zu leſen. Leider aber war in der ganzen Stadt damahls weder Schiller noch Goethe zu bekommen. Für ſeine Sparpfennige ließ er ſich Brockhaus's Converſationslexikon kommen, aber Goethe war zu theuer. Da kam zu ſeinem Glücke der jetzige Landes gouverneur, Se. Excellenz, Graf Stadion, als Kreiscommiſſär nach Rzeszow, und wohnte im Hauſe des alten Turteltaub. Bald ward die Bekanntſchaft gemacht, und der Graf ſtellte ihm ſeine reiche Bibliothek zur ferneren Ausbildung zu Gebothe. Dieſe wurde auch fleißig benützt. Im Jahre 1830 ging Turteltaub in die Philoſophie, und von den alten lateiniſchen und franzöſiſchen Claſſikern angeregt, erwachte auch in ihm die poetiſche Ader, und eine Menge Gedichte entſtrömten ſeiner Phantaſie, die er aber einige Jahre ſpäter ins Feuer warf. Er arbeitete damahls in der in Lemberg erſcheinenden Mnemoſyne mit, kam Ende 1832 nach Wien und widmete ſich da dem ärztlichen Stande. Ebersberg war der Erſte, der ihn in die Oeffentlichkeit einführte. Späterhin arbeitete er in dem Wanderer, Sammler, Theaterzeitung mit, und machte ſich als humoriſtiſch-ſatyriſchen Schriftſteller in der Literatenwelt bemerkbar. Im Jahre 1835 erſchienen von ihm die erſten Federproben unter dem Titel: Wiener Fresco-Skizzen, die ſehr günſtig beurtheilt wurden. Saphir, der kurz

zuvor nach Wien kam, wurde auf ihn aufmerksam und nahm ihn als Mitarbeiter zu seinem später erscheinenden Humoristen, was er bis Stunde noch blieb. Beide wurden intime Freunde und sind es noch. Turteltaub versuchte sich nun im critischen Fache, welches Feld ihm aber nicht behagte. Im Jahre 1836 versuchte er sich im Dramatischen. In demselben Jahre wurde von ihm eine einactige Posse: „Der Nachtwandler bey Tage" im Leopoldstädter Theater gegeben, und der Verfasser hatte die Freude, gerufen zu werden. Ein bedeutendes Glück machte ein Jahr darauf sein Versuch in der Localposse unter dem Titel: „Nur Eine löst den Zauberspruch", welche viele, viele Male, sowie auf allen Provinzialbühnen, ja selbst im Auslande gegeben wurde. Ein ungünstiges Geschick traf seine zweite Posse, die im Josephstädter Theater unter dem Titel „Mit oder ohne Zauberei?" gegeben wurde. Im Jahre 1840 erwarb er sich den Doctorhut, ging dann nach Lemberg, heirathete dort die Tochter des Landesadvocaten Claar, und kam im Jahre 1841 als Stadtphysicus nach Rzeszow, welchen Posten er noch bekleidet. Hier schrieb er den „Abenteurer" und den „Jugendfreund", die beide im k. k. Hofburgtheater in Wien zur Aufführung kamen. Sein neuestes Lustspiel: „Das Daguerreotyp" gab er der Direction des Wiedner Theaters, um wie er sagte, auf allen Wiener Bühnen debutirt zu haben.

In seiner Anstellung geachtet und angesehen, hatte er Gelegenheit, sich zu wiederholten Malen auszuzeichnen, und nebst mehreren Belobungen hatte er das Glück, im

Jahre 1843 in Anbetracht seiner vielen Verdienste von Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich die goldene Civil-Verdienst-Medaille mit dem Bande zu erhalten.

K.

Valentin, Gustav, Gabriel.

Valentin wurde am 18. July 1810 zu Breslau geboren. Er widmete sich auf der dortigen Hochschule dem Studium der Medizin und ließ sich im Jahre 1833 als practischer Arzt daselbst nieder. Seine Beharrlichkeit, mit welcher er dem Glauben seiner Väter anhing, schuf ihm viele Hindernisse in seinem äußeren Fortkommen, obgleich er trotz seiner Jugend durch zahlreiche und epoche machende Arbeiten zu den vorzüglichsten Physiologen gezählt werden konnte. Großes Aufsehen erregte seine Inauguraldisputation „Historiae evolutionis sistembtis muscularis prolusio" (Breslau 1832); und sein „Handbuch der Entwicklungsgeschichte" (Berlin 1835) gewann durch seine ausgebreitete Literaturkenntniß und die trefflichen eigenen Beobachtungen beynahe ungetheilten Beyfall; zugleich ward ihm auch der große Preis für Experimentalphysiologie zu Theil, welchen die Akademie der Wissenschaften in Paris jährlich zu vertheilen pflegt. Die Entdeckung der sogenannten Flimmerbewegung verdankt man ihm und seinem Lehrer Purkinje; beyde machten sie in der Schrift „De phaenomeno generali et

fundamentali motus vibratoris continui“ (Breslau 1835) bekannt. Um ſich in ungeſtörter Thätigkeit ſeinen Lieblingsfächern hingeben zu können, nahm Valentin im Jahre 1836 einen Ruf an die Univerſität zu Bern an, wo er ſeit dieſer Zeit ſein „Repertorium für Anatomie und Phyſiologie“ herausgibt, das ſich beſonders durch ſehr vollſtändige Jahresberichte über die Fortſchritte dieſer Wiſſenſchaften auszeichnet. Auch mit der feineren Anatomie und Phyſiologie des Nervenſyſtems beſchäftigte ſich Valentin in den letzten Jahren. Reich an Beobachtungen und neuen Thatſachen iſt ſeine Schrift „De functionibus nervorum cerebralium et nervi sympathici libri quatuor“ (Bern 1839) aber in etwas ſchwer verſtändlichem Latein geſchrieben. Für die neue Ausgabe des Sömmiering'ſchen Werkes vom Bau des menſchlichen Körpers übernahm er die Neurologie.

Wertheim, Samſon. (Simſon Wertheimer.)

I.

Dieſer großartige Stifter, geſtorben zu Wien, iſt auf dem alten jüdiſchen Friedhof daſelbſt den 17. July 1724 beſtattet worden, und erhielt verdientermaßen ein Denkmahl. Biographiſches und Charakteriſtiſches liefert Dr. L. A. Frankl in ſeiner Schrift: zur Geſchichte Wiens, und wir entnehmen daraus mit ſeiner Bewilligung das Nachſtehende:

Rabbi Samſon Wertheim,

1724.

Segnungen auf des Frommen Haupt, der nur zur Ehre Gottes Tugenden geübt, in uns, mit dem die Krone unſeres Hauptes, die Luſt unſerer Augen und unſer Ruhm und Stolz uns ward entriſſen, der hochberühmte Rabbi Samſon Wertheim, Rabbiner zu Prag, Worms und Wien und Oberlandesrabbiner über Ungarn.

Beerdigt am Sonntage am 17. Ab. 5484.

Samſon erhob in ſeiner Macht ſich zu den Höhen, und verſenkte, gleich einem der alten Lehrer, zur Tiefe des unermeßlichen Talmudmeeres ſich, ſo, daß ſein Spruch als Satzung für das practiſche Leben galt und keiner der Gelehrten ihm gleichkam. Sein Wort war gediegenes Gold, den Schachten des Wiſſens entgraben, das er, einem himmliſchen Borne ähnlich, allenthalben verbreitete. An Geiſteskraft ein Samſon, ſtiftete Eintracht er, wo er weilte. Das Geheimſte lag offen ſeinem Blicke und ſo erleuchtete die Weiſen er im Geſetze. Und dieſer mit Tugendſchöne geſchmückte welkt im Staube nun und — weilt im Himmel. O, trauert ob des Goldkranzes zwiefacher Reinheit, der da verblüht! Die Sonne, in hehrer Klarheit ſtrahlend, ſie iſt untergegangen vor der Zeit. Er war es, der mit Selbſtaufopferung alles Irdiſche hingab, um ſeine Zeit der wahrhaften Lehre zu weihen, in deren Gebiet er Macht ſich errang; gleich der Sonne Heil verbreitend, war ſein unendlich wohlthätiges Wir-

ken, darob er auch das Licht Iſraels genannt ward, denn groß war ſein wiſſenſchaftliches Wirken, darum begleiten ehrfurchtsvolle Segnungen ſein Angedenken. Dieſer große berühmte Rabbi, der unter den größten Lehrern ſeinen Sitz hatte, und dem die Mitglieder unſerer Gemeinde, mehre Gemeinden und Provinzen und die Communitäten zu Chebron und Zefath im heiligen Lande gehorſam ergeben waren, ward am 13. Schabat (Februar) 5418 (1658) geboren, kam nach Wien 5445 (1685) und ward durch ſeine große Gelehrſamkeit und ſeinen Scharfſinn immer reicher und angeſehener bis zu ſeinem Tode. Er war der Sohn des greiſen Joſef Joſeln Wertheim aus Worms, der ein Segenskapital zum Genuſſe für zehn Generationen armer Anverwandten hinterließ. Rabbi Samſon iſt's auch, der im Jahre 5478 (1618) eine ſehr ſchöne Synagoge in Rechnitz (in Ungarn) erbauen ließ.

Eine feſte Säule und Stütze war er für die Armuth, ſeinem ganzen Zeitalter eine ſchattenreiche Tanne; Wiſſen unter Iſrael verbreitend, um es dem ewigen Gottesheile zuzuführen; darum, als dieſes großen Mannes Licht erloſch, erloſch mit ihm Iſraels lichte Sonne. Groß und an Ruhm verklärt ſtand als Zierde ſeines Zeitalters er herrlich da, durch ſein authoriſirtes Wort löſend und bindend und das Geſetz haltend und verbreitend und mit der Armuth ſein Brod brüderlich theilend. Heldenmüthig, wie Samſon, jegliche Leidenſchaft bekämpfend ſtand er als verklärtes Vorbild für die Reichen da, Recht und Tugend übend; jegliche ſchwierige Frage löſend, welche die Communitäten Iſraels von allen Seiten an ihn

richteten, mit göttlicher Einsicht begabt, war alles Verworrene ihm klar, darum freuten Alle seines Ausspruches sich. Eine Säule, ein mächtiger Wortführer für seine Zeitgenossen, oft durch seine wirksame Fürsprache seines Volkes Retter, ist sein Verlust seinen Zeitgenossen unersetzlich und sein Angedenken der Nachwelt heilig. Der Erste überall, wo es wohlzuthun galt, war er Vertreter vieler Gemeinden; darum ward er als einzig in seinem Zeitalter bezeichnet. An Schönheit, an Authorität, an Reichthum und an Weisheit ausgezeichnet, stand als kräftiger Wortführer für seine Nation er da; in der Residenz Wien als Oberrabbiner weilend, versah er auch zu Eisenstadt u. s. w. das Rabbinat. Mit den Steinen der Satzung die Heerden Israels begründend und umzäunend, zeigte er machtvoll an Gelehrsamkeit sich, spendete er Wissensperlen seiner Mitwelt, und sein Lehren brachte ihm und seinem Wohnorte Ruhmesverklärung. Und dieser Stein ward zum Denkmahle ihm gesetzt, auf daß er seinen Nachkommen von seinen Tugendwerken Kunde gebe, dessen ganzes Streben war, das Heil seines Volkes zu fördern, in dessen Wohlfarth er die seine fand, und der bey seinem Tode weit und breit als Vater von ihm beweint und tief betrauert wurde.

II.

Stiftungsdetails.*)

Simſon Wertheimer, geweſener k. k. Oberhoffactor und Oberlandrabbiner hat laut des zu Wien den 23. Februar 1809 errichteten Stiftbriefes in ſeiner letztwilligen Anordnung vom 1. September 1724, welche bey dem Hofmarſchallamte hinterlegt iſt, in welcher er den frommen Wunſch auf eine Stiftung zur Aushülfe ſeiner armen Verwandten und für Studirende äußerte, in Hinſicht deſſen von ſeinen hinterlaſſenen, theils inländiſchen und theils ausländiſchen Erben, und zwar vermöge des unten erwähnten Transactes vom Februar 1770

der erſte Sohn des Stifters, Nahmens Wolf	60,000	fl.
„ zweyte „ „ „ „ Löw	30,000	„
„ dritte „ „ „ „ Joſeph	30,000	„

endlich des Stifters zwey Schwiegerſöhne als:

Moſes Zurban	15,000	„
und Seeligmann Berend Kohen	15,000	„
eine Stiftung von .	150,000	fl.

die außer Landes gelegen, und in das Land hereingezogen worden, in Erfüllung gebracht, und darüber ein Transact im Monath Februar 1770, ebenfalls bey beſagtem Hofmarſchallamte hinterlegt, von deſſen Erbens-Erben errichtet worden iſt, ſo wurde feſtgeſetzt: §. 1. Das

*) Savageri, Sammlung der Stiftungen. Brünn 1832.

sämmtliche Stiftungsvermögen von 150,000 fl. soll auf ewige Zeiten unverändert und fruchtbringend angelegt werden, und sowohl nach dem Willen des Stifters, als auch nach dem, im Februar 1770 von seinen Erben errichteten Transacte verwendet werden. §. 2. Zu dieser Stiftung gehört noch insbesondere die Klaus (eigentlich ein Schul- und Lehrhaus), welche derzeit ihren bestimmten Ort zu Frankfurt am Main hat. Sollte diese Klaus von dem Magistrate oder der Judenschaft allda beirrt werden, so bleibt dem Stiftungsadministrator vorbehalten, die mit umständlichen Beweisen belegte Anzeige an die Landesregierung zu machen, die Bewilligung zur Veräußerung der Klaus anzusuchen, und zugleich den Ort, wo die Schule zu errichten wäre, namhaft zu machen, wo sie sich sodann über die Veräußerung der alten, und über die stiftungsmäßige Einrichtung der neuen Klaus und des Bethhauses bei der n. ö. Landesregierung gehörig auszuweisen haben. Ueberhaupt haben die Administratoren, so oft sie die Vornehmung einer Hauptveränderung bei der gestifteten Klaus und dem Bethhause nöthig zu haben glauben, sich immer eher mit denen im Transacte unterfertigten Interessenten, oder ihrem ältesten Nachfolger in das Einvernehmen zu setzen, sonach jeden Fall der n. ö. Landesregierung anzuzeigen, und die Bewilligung einzuholen. §. 3. Die Klaus ist nach dem Transacte vom Jahre 1770 für 36 unverheirathete Studirende der jüdischen Religion bestimmt. Diese Anzahl darf nie vermehrt, wohl aber, wenn sich keine 36 derlei taugliche Studirende in Frankfurt am Main befinden, vermindert,

und das von den Unterhaltungskoſten der Klaus jährlich erſparte Geld zum dießfälligen Gebrauche auf künftiges Jahr aufbewahret und im nöthigen Falle verausgabt werden. Die Schüler werden in 12 hohe, 12 mittlere und 12 untere Schüler eingetheilt. Bei Aufnahme in die Klaus beſagter armer Studenten haben die Verwandten des Stifters vor Fremden ohne Ausnahme den Vorzug. Ueber die Klaus iſt ein Rabbiner geſetzt, welcher alle drei Jahre durch Mehrheit der Stimmen, von den in dem Transacte unterfertigten Intereſſenten, oder ihrem erſten Nachfolger beſtättigt, oder ein neuer erwählt werden ſoll. Er ſoll ein tauglicher Verwandter des Stifters ſein, und es ſoll der nähere vor dem entfernteren den Vorzug haben. In Ermanglung eines derlei tauglichen Verwandten kann aber auch ein Fremder dazu erwählet werden. Dem Klausrabbiner liegt die Aufſicht und Ausbildung der Zöglinge, die Verwaltung und Erhaltung des Gebäudes, deſſen Reinlichkeit, dann alle Vorſicht wegen Feuersgefahr der Klaus ob, und er hat halbjährig ſeine Ausweiſung, ſowohl über die Zahl und Namen der Studirenden, als über den Empfang und die Ausgabe an die Adminiſtratoren hierher einzuſchicken, und da dieſem Rabbiner keine beſtimmte Beſoldung ausgeworfen werden kann, weil zum jährlichen Unterhalt dieſer Klaus 500 fl. beſtimmt ſind, und die Stipendien der 36 Schüler einen jährlichen Betrag von 457 fl. 36 kr. W. W. ausmachen, folglich nun ein Ueberſchuß von 42 fl. 36 kr. verbleibt, ſo ſollen demſelben, nebſt einem freien Quartire in der Klaus, welches er ſelbſt bewohnen

muß, nicht nur obige 42 fl. 36 kr., sondern auch die durch die Verlassung der in besagter Klaus noch anderweitig bestehenden Wohnungen, jedoch ohne den mindesten Abbruch der Schüler und der Lehranstalt zu erlangende Miethgelder als eine jährliche Besoldung angewiesen sein. Wenn sich jedoch diese sämmtliche Mietheinnahme einschlüßig der obbesagt zugestandenen 42 fl. 36 kr. nicht über 300 fl. erstrecket; so soll aber diese bestimmte Summe durch die Mietheinnahme vermehret werden und das erübrigte Geld bleibt zum Besten der Klaus bestimmt. §. 4. Die Einkünfte des Stiftungsvermögens sollen zum Besten der gelehrten, studirenden und armen Wertheim'schen Verwandten in jedem Orte der Welt verwendet werden, doch haben die studirenden Verwandten des Stifters vor Fremden und die näheren Verwandten vor den entfernteren in Allem den Vorzug. Von den jährlichen Unterhalts-, dann Extra- und Heirathsbeysteuern aber bekommt kein Fremder etwas; diese gebühren nur den armen Verwandten des Stifters, und zwar haben die Verwandten gerader Linie, besonders jene, deren Vorältern den Beytrag zu dieser Stiftung geleistet haben, den Vorzug vor jenen ebenfalls gerader Linie, deren Vorältern aber nichts beygetragen haben, und dann diese vor der Seitenlinie. Nur in dem Falle, als gar kein Wertheimischer Verwandter mehr lebte, und sich zu dieser Stiftung meldete, können fremde Arme, nebst der Aufnahme in die Klaus auch zu dem Unterhaltsgenusse dieser Stiftung gelangen, damit das Stiftungskapital nach Vorschrift des §. 1. auf ewige Zeiten unverändert erhalten werde. §. 5. Für

die Klaus zu Frankfurt am Main sind jährlich 500 fl. bestimmt. Diese Summe soll so verwendet werden, daß wöchentlich, nach christlicher Jahresberechnung pr. 52 Wochen im Jahre, jeder in der Klaus aufgenommene hohe Schüler 20 kr., jeder mittlere Schüler 16 kr. und jeder untere Schüler 8 kr. W. W. zu genießen haben soll. Dann sollen andere in dieser Synagoge nöthigen Angaben, wie auch das für das Studirzimmer erforderliche Holz und Licht insbesondere mit 83 fl. 20 kr. W. W. bestritten werden. §. 6. Es sollen jährlich nach Hainburg an Seeligmann Berend Kohen, oder seinen Nachfolgern für einen Schullehrer auf Holz und Licht 208 fl. 20 kr. W. W. gegen eigenhändig auszustellende, oder von zwey Zeugen unterfertigte Quittung übersendet werden; der Schullehrer ist schuldig, vier jüdische Kinder zu unterrichten. Hier haben sowohl in Ansehung des Schullehrers, als der zu unterrichtenden Kinder die armen Verwandten des Stifters vor Fremden, und die nähern Verwandten vor den entfernteren den Vorzug; jedoch bleibt den Administratoren unbenommen, bey eintretenden Umständen hierin eine Abänderung zu treffen, oder gar einen solchen Lehrer auf einen andern Ort zu verlegen, jedoch haben sie solches der n. ö. Landesregierung anzuzeigen, und darüber die Passirung zu erwirken. §. 7. In Nikolsburg ist ein Schullehrer jährlich mit 125 fl. W. W. gestiftet, dieser ist schuldig vier jüdische Kinder zu unterrichten. Ebenso ist ein Schullehrer in Eisenstadt mit jährlichen 100 fl. W. W. gestiftet, welcher zwey jüdische Kinder zu unterrichten hat; hier haben sowohl in Ansehung der Schullehrer, als

auch der Kinder, die Verwandten des Stifters vor andern den Vorzug. — §. 8. Auf Ausstattungen für die Wertheimer'schen Verwandten weiblichen Geschlechtes sind jährlich 1000 fl. W. W. dergestalt bestimmt, daß eine solche Ausstattung, wenn es auch eine der nächsten Verwandten wäre, 500 fl. nicht übersteigen soll; die Verwandten des Stifters von gerader Linie haben vor jenen der Seitenlinie den Vorzug; wenn sie aber in dem nähmlichen Grade verwandt sind, so hat jene den Vorzug, die sich früher bey den Administratoren gemeldet hat; da sich aber mehrere zugleich melden können, so hat das Loos den Vorzug zu bestimmen. Sollten in einem Jahre diese bestimmten 1000 fl. für Heirathsbeiträge nicht ganz gebraucht werden, so bleibt der übrige Theil zu dießfälligem Behufe auf das folgende Jahr aufbewahrt, um nöthigenfalls verausgabt zu werden. §. 9. Wird von den jährlichen Stiftungseinkünften eine Summe von 4000 fl. bestimmt, welche von den Stiftungs-Administratoren auf jährliche Unterhaltsbeiträge für arme Werthheimer'sche Verwandte nach dem Grade der Verwandtschaft dergestalt zu vertheilen sind, daß kein so betheilter Arme über 300 fl. jährlich erhält. Zum Genusse dieser jährlichen Unterhaltungsbeyträge sollen die armen Verwandten von den Administratoren an die n. ö. Landesregierung mittelst Uebergabe eines Verzeichnisses in Vorschlag gebracht werden. §. 10. Den Stiftungs-Administratoren wird insgesammt jährlich für kleine Ausgaben, als Briefporto und dergleichen 80 fl. 20 kr. W. W. gestattet und da bey dieser Stiftung viele Correspondenzen, Anzeigen und Ge-

ſuche an die n. ö. Regierung als derſelben vorgeſetzte landesfürſtliche Stelle im Jahre vorkommen und den Adminiſtratoren nicht zugemuthet werden kann, die Bearbeitung aus Eigenem zu beſtreiten, da ſelbe ohnehin viele Mühe mit der Leitung der Stiftungsgeſchäfte haben, ſo wird für einen Stiftungsſchreiber jährlich 100 fl. W. W. feſtgeſetzt. §. 11. Da die im §. 16 ausgewieſenen jährlichen Einkünfte 6438 fl. 11 kr., hingegen die obigen §§. 5, 6, 7, 8, 9 und 10 permanent jährlich beſtimmten Ausgaben bereits 6200 fl. betragen, folglich nur ein Reſt von 238 fl. 11 kr. jährlich erübrigt, ſo ſollen auf Extra-Ausgaben und zwar die zur Beſtreitung des am Sterbtage des Simſon Werthheimer bisher nach jüdiſchem Gebrauche durch zehn Gelehrte bey deſſen Grabſtätte verrichteten Gebethes erforderlichen Koſten, welche höchſtens 18 fl. betragen können; dann die bey Erhebung der Intereſſen zu Quittungen erforderlichen Stempelgelder, auch auf ſonſt durch eintretende Unglücksfälle nothwendig werdende außerordentliche Aushülfen an die Wertheimerſchen Verwandten dergeſtalt verwendet werden, daß, wenn ein ſolch Verunglückter ſchon im obbenannten Unterhaltsbezuge ſtehet, er mit nicht mehr als 50 fl., außerdem aber nach Thunlichkeit der Caſſe mit mehr oder weniger betheilt werden ſoll, und wenn ſich im Laufe des Jahres kein ſolcher Unglücksfall ereignet, ſo ſoll dieſes Geld für das künftige Jahr zum dießfälligen Behufe aufbewahrt, und nöthigen Falls verausgabt werden. §. 12. Die Adminiſtration über die Einkünfte des Stiftungs-Vermögens wird dem David Werthheimer, k. k. priv.

Großhändler in Wien; dem Emanuel Isaak Wertheimer in Prag, und deren Nachkommen hiermit dergestalt eingeräumt, daß nach dem Ableben eines jeweiligen Coadministrators der älteste Mann von seinen, durch die für unsere Erbstaaten bestehende Erbfolge-Ordnung vom 11. Mai 1786 gesetzlich berufenen Intestat-Erben an seine Stelle in die Coadministration einzutreten hat, ohne daß diese Successionsordnung durch Testamente oder Verträge der jeweiligen Coadministration abgeändert werden kann. §. 13. Sollte es sich jedoch treffen, daß ein nach ebenbesagter Ordnung berufener Nachfolger in der Stiftungs-Coadministration seiner Stelle wegen Alters, Krankheit oder anderer erheblicher und erwiesener Hindernisse, vorzustehen nicht im Stande wäre, so solle eine Administrators-Stelle dessen ältesten Intestaterben nach der oben berührten Erbfolge-Ordnung zufallen. §. 14. Während der Minderjährigkeit des neuen Coadministrators soll von denen bestehenden Administratoren oder ihren Nachfolgern einer der nächsten Verwandten dazu benennet werden, der bis zur Volljährigkeit des ersteren der Stiftung vorstehen, und die Stiftungseinkünfte bis zur Volljährigkeit des erstern mitverwalten soll, und derselbe ist nicht berechtigt indessen einen andern aufzustellen. §. 15. Da unter den Administratoren ein Ausländer aufgestellt ist, so ist letzterer schuldig sich vermittelst eines auszustellenden Reverses verbindlich zu machen, daß er in den, diese Stiftung betreffenden politischen und Rechtsgegenständen bey den hiesigen dießfälligen Behörden Rede und Antwort geben, und den von solchen ergehenden Verordnungen und Er-

kenntniſſen ſich unterziehen wolle. §. 16. Die Adminiſtratoren ſind verbunden, alle Jahre bey der n. ö. Provinzial-Staatsbuchhaltung über den Empfang und die Ausgaben eine ordentlich documentirte Rechnung zu legen; die über die vertheilten Stiftungsbeträge ausgeſtellten Quittungen müſſen entweder ſelbſt ganz eigenhändig ausgeſtellt, oder von zwey Zeugen mit unterfertigt werden, wenn der Betrag 50 fl. oder mehr ausmacht. Den auswärtigen Stiftungsbeſorgern ſtehet frey, wenn ſie es verlangen, von der Haupteinnahme und der Ausgabe der Stiftungsgelder auf Koſten der im §. 10 für kleine Unkoſten beſtimmten 83 fl. 20 kr. alle Jahre eine ſimple Rechnungsabſchrift beheben zu können, daher auch nothwendig iſt, daß ſowohl jener Adminiſtrator, der die Einnahmen und Ausgaben der Intereſſen beſorgt, als auch der in §. 10 beſtimmte Stiftungsſchreiber hier in Wien wohnhaft ſeyn muß. Da nun dieſe Simon Werthheimerſche Stiftung durch die bey der k. k. Studien- und Stiftungshauptkaſſa in Depoſito befindlichen Obligationen und zwar:

1. mähriſch-ſtändiſche Pamatka Nr. 9761 ddo. 1. März 1797 à 4 Procent mit .	4635 fl.
2. Eine Hofkammer-Obligation Nr. 28438 ddo. 7. April 1800 à 4½ Prc. mit .	25000 fl.
3. Eine Hofkammer-Obligation Nr. 61996 B ddto. 1. Juli 1801 à 4½ Prc. mit .	62650 fl.
4. Eine Hofkammer Obligation Nr. 61990 B. ddo. 1. Juli 1801 à 4½ Prc. mit	57714 fl.
und an Baarem	1 fl.
Zuſammen	150000 fl.

zureichend gesichert ist, welche an jährlichen Interessen 6438 fl. 11 kr. abwerfen, wovon

1.) ad 5. die Klaus zu Frankfurt a. M. mit	583 fl.	20 kr.
2.) ad 6. für einen Schullehrer nach Haimburg	208 fl.	20 kr.
3.) ad 7. Für Schullehrer zu Nikolsburg und Eisenstadt	225 fl.	—
4.) ad 8. auf Ausstattungen . . .	1000 fl.	—
5.) ad 9. auf Unterhaltsbeiträge . .	4000 fl.	—
6.) ad 10. auf kleine Auslagen und für Stiftungsschreiber	183 fl.	20 kr.
7.) ad 11. auf Extra-Auslagen . .	238 fl.	11 kr.
Zusammen mit	6438 fl.	11 kr.

jährlich bestritten werden können, so haben Sr. Majestät diese Stiftung in Allerhöchsten Schutz zu nehmen, zu bestättigen und die Ausfertigung der gewöhnlichen Stiftbriefe anzuempfehlen geruht.

Inhaltsanzeige.

	Seite
Aben Eſra, Abraham	1
Acoſta	5
Arnſtein, Fanny, Freyinn von	10
Beck, Carl (der Dichter)	19
Beer, Michael. Von P.	21
Beer, Peter. Von D. P.	29
Beer, Wilhelm. Von D. P.	32
Bendavid, Lazarus. Von D. P.	23
Bendemann, Eduard. Von D.	37
Bloch, Marcus Eleaſar. Von G.	37
Chorim, Aaron. Von F. G.	40
Feldmann, Leopold. Von Dr. Alexander Ringler	43
Fiſchhof, Joſeph. Von Philokales	52
Friedländer, David. Von D. P.	56
Frohberg, Regina Von C.	60
Furtado	62
Griſi, die Schweſtern. Von R.	64
Gunz, Simon. Von N.	66
Heine, Heinrich. Von R.	68
Heinefetter-Stöckel	76
Herz, Henrik. Von R.	85
Hirſch v., die, auf Gereut ꝛc. Von G.	86
Homberg, Herz. Von F.	88
Hornthal, Franz Ludwig von. Von L.	91
Jeitteles, Jonas und Benedict Jeitteles	95

	Seite.
Josephus Flavius	99
Langenschwarz, Maximilian. Von G.	156
Leßmann, Daniel. Von F—r.	158
Lichtenthal, Peter. Von F—r.	159
Löwisohn, Salomon. Von D. P.	161
Maimon, Salomon. Von Moritz Bermann	163
Maimonides. Von P.	167
Marpurgo, Rachel. Von R.	191
Matzel, Ascher. Von R.	194
Mendelssohn, Moses	196
Moscheles, Ignatz. Von C.	219
Philo. Von F. G.	222
Rott, Moritz. Von G.	226
Spinoza. Von G.	229
Stöckel-Heinesetter, siehe Heinesetter	234
Sulzer, Salomon. Von S. D.	234
Turteltaub, Wilhelm. Von K.	239
Valentin, Gabriel, Gustav	242
Werthheim, Samson.	243